Kunſtnovellen.

Leipzig,
Weygand'ſche Verlags-Buchhandlung
L. Gebhardt.

1835.

Dem

Herrn Diaconus

Würkert

zu

Mitwaida

ehrfurchtsvoll

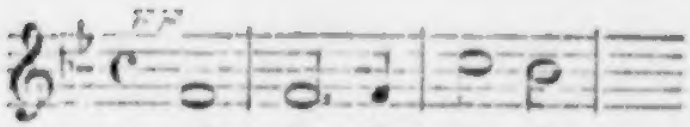
der Verfaſſer.

Inhalt.

	Seite
Zueignung.	3
Vater Doles und ſeine Freunde. (Blätter aus dem Tagebuche eines ehemaligen Thomas-Schülers.)	5
Giacinta. (Ein Capriccio.)	53
Oreſt. Ein Nachtſtück.	89
Ludwig.	123
Fantaſien eines tauben Malers. . . .	179
Kreisleriana.	201

Kunſtnovellen.

Zueignung.



A - de - la - i - de.

Was für ein Klingen ſo leiſ' und fein?
Schneeglöckchen läuten den Frühling ein,
Schau, wie der Himmel ſo rein und hell,
Bald naht er ſelber der liebe Geſell.

Befreit vom Eiſe ſind Bach und See!
Das junge Gras ſproßt in die Höh!
Und Veilchen würzen die milde Luft,
Mit ihrem ſüßen balſamiſchen Duft.

„Du ſeufzeſt? wie!" — Nein, ich athme nur!
Athmet doch neu die ganze Natur.
Und klingt es auch halb wie Seufzen, Freund!
Es iſt wohl ſo ernſtlich nicht gemeint.

Und damit du mir's ohne Umſtände glaubſt, will ich dir Märchen erzählen, ſo harmlos und boshaft, ſo hausbacken und ſentimental, ſo bunt und ſo aſchgrau, ſo kurz- und ſo langweilig, daß Du bald merken ſollſt, wie alles nur halb Wahrheit und ganz Poeſie iſt.

Ich will gar nicht leugnen, daß ich dann und wann ein Bischen melancholiſch bin! Sind wir doch insgeſammt mehr oder minder ſolche Egoiſten, zu glauben: wir hätten für unſere große oder kleine Perſon ein ganz eignes Em-

pfindungsvermögen, und ein apartes Schicksal und apparte Verluste; und weil sich über unser Bischen Unglück nicht alle Welt betrübt, und Sonne Mond und Sterne nicht verlöschen, wenn ein paar schöne Augen sich schließen — für immer! so lamentiren wir auf eigne Hand, und seufzen „Ach!" und „Oh!" und „o Weh!" und „o Schicksal!" Ich weiß nicht: bin ich weniger Egoist, oder ein Bischen mehr Poet, wie die meisten Menschen, daß ich mich nie so ganz unglücklich fühle bei einem Unglück, worüber viel hundert Menschen, denen ein ähnliches widerfuhr, sich zu Tode grämten oder sich todt schossen oder den Verstand verloren. Die Wahrheit zu sagen, ich glaube: ich bin ein so großer Egoist wie irgend ein Mensch; aber auch ein Bischen mehr Poet wie die Mehrzahl der Menschen.

Ich verlange gar nicht daß Sonne, Mond und Sterne auslöschen, und der Frühling schwarz wird, weil ein paar schöne braune Augen sich schlossen — für immer. Nein! leuchtet ihr schönen Himmelslichter mit eurem schönsten Schein! und du mein Frühling! keine schwarze Farbe, sondern Grün und Roth, und Blau und Weiß, und was du sonst noch willst — — —.

Glaubst Du nicht, mein Freund, daß ich ihr Walten verstehe, und ihre Sprache?

Und darum nochmals! ohne Furcht, wenn in meine lustigen Weisen hie und da ein Moll-Ton mitklingen sollte. — Es ist draußen wieder Frühling und auch mein Herz treibt noch täglich neue Blüten, die in teller Hast hervorbrechen — dem Lichte entgegen.

„Was ist Wahrheit?" fragte Pontius Pilatus und bekam keine Antwort. —

Ich will Dir Märchen erzählen, und Du magst mich fragen „Was ist Poesie? Aber ich verspreche Dir keine Antwort.

* * *

Vater Doles und ſeine Freunde.

(Blätter aus dem Tagebuche eines ehemaligen Thomas-Schülers.)

I.

Es begab ſich am erſten Meß-Sonntag des Jahrs 1789, daß der alte ehrwürdige Cantor der Thomaskirche zu Leipzig, nachdem der Frühgottesdienſt beendigt, ſich anſchickte in Geſellſchaft ſeiner Mitbürger einen Gang um die Stadt zu machen, ſintemalen es ein wunderherrlicher Maimorgen war.

Er hatte auch ſchon ſein ſtattliches, mit einem goldnen Knopf geziertes, ſpaniſches Rohr zum Vorſchreiten ausgeſetzt, den feinen Buſenſtreif, ſo wie die vorzüglichen Manſchetten gehörig hervorgezupft, den dreieckigen Hut ein Weniges nach dem linken Ohr herabgedrückt und hob ſo eben den rechten Fuß, um wirklich und wahrhaftig ſeine Promenade zu beginnen; als ihm plötzlich das Thema vor den Ohren klang, welches heut' früh, als er ſeine Morgenandacht verrichtet, in ihm aufgegangen, und wovon er alſogleich gemerkt: daß es ſich gar herrlich zu einem Pfingſt-Gloria eigne.

Er ſetzte den aufgehobenen Fuß ſacht wieder zurück, lüftete ſeinen Hut, ſprach andächtig ſeinen Wahlſpruch: „Gott allein die Ehre!“ und ſchritt ſodann würdig und langſam ſeiner Wohnung zu, wo ſeine treue Lebensgefährtin und ſein herziges Töchterlein Lenchen ſeiner ſchon harrten.

Sorglich fragte die Hausfrau, was ihm zugeſtoßen, daß er ſchon ſo früh heimkehre? und Lenchen ſtand ſchon auf dem Sprung zu dem Nachbar Apotheker zu laufen. Als aber Vater Doles (Niemand anders war der ehrwürdige Cantor!) berichtet: was ihm unterwegs, oder vielmehr noch unter der Kirchenthür, beigefallen, und wie er nur um ſeines lieben Gloria willen ſo früh zurückkehre; da lächelten Frau und Tochter heiter, nahmen ihm Hut, Stock und Aktel ab, und während die Mutter ihm behilflich war, den feinen kaſtanienbraunen Leibrock aus- und dafür den großgeblümten damaſtnen Schlafrock anzuziehen, auch das ſchwarze Sammetkäppchen nicht vergaß, legte Lenchen auf dem Schreibtiſch ein neues Buch ſchönes Notenpapier zurecht und brachte alsdann das Morgenſüpplein herbei, nebſt einem Römer alten Rheinweins, wovon der gnädige Churfürſt

dem Vater ein ganzes Fäßlein geſchenkt, daß er ſich dran erlabe bei der Arbeit.

Nachdem dieſes alles geſchehen, umarmte Vater Doles ſeine Frau, küßte Lenchen auf die weiße Stirn und Beide verließen das Stubchen. — Er aber ſetzte ſich an den Arbeitstiſch und begann, im Namen Gottes! ſein ſchönes Werk.

Nicht allzulange hatte er indeß geſchrieben, da wurde die Stubenthür etwas heftiger als gerade vonnöthen aufgeriſſen und mit ſtarken Schritten trat ein hoher ſtattlicher Mann — der Kauf- und Rathsherr Jacobus Freigang — in's Zimmer, ſtellte ſich dicht neben den ruhig Fortſchreibenden und ſtieß mit dem ſpaniſchen Rohr hart auf den Boden. Doles blickte von der Arbeit auf, nickte freundlich lächelnd und ſprach, dem Freund die Hand bietend: Salve!

Der Freund aber nahm die Hand nicht, ſondern entgegnete mit dröhnender Stimme: „Sag' Er mir — ich bitt' Ihn! — will er durchaus auf ſeine alten Tage noch ein Windbeutel werden und würdige Männer nasführen? — Da ſind wir nun — der Weiße, der Hiller und ich und der Friedrich und noch Einer! — da ſind wir nun um's

Thor rumgegangen, — immerrum! und haben gespäht und haben gewartet, daß Er kommen solle, und haben uns gespitzt auf die großen Augen, welche Er machen würde, wenn er unsern Gast erblickte. Endlich kam auch noch der Breitkopf dazu! aber wer nicht kommt, das ist Er, obgleich er mir's auf dem Chor versprochen hat! — Wir warten und warten! Der Gast wird ungeduldig und der Hiller wird grob! ich stehe da, wie verrathen und verkauft — endlich meint der Friedrich: Er könne wohl bei der Arbeit sitzen, ich renne her — und richtig da sitzt Er und macht zierliche Kiere und malt Kreuz und Bee. Sag' er mir um Gotteswillen: was soll aus Ihm noch werden?"

Doles lachte herzlich über den komischen Zorn seines Freunds, dann aber sprach er gutmüthig: „Sei Er nicht böse, Alter! ich mußte mir durchaus erst mein Thema aufzeichnen. Bedenk' Er: ich bin zwei und siebenzig, kann jeden Tag sterben; da muß ich die Zeit nützen und wenn der gute Gott mir ein gutes Thema schickt, darf ich's nicht lange aufschieben, mein alter Kopf kann's nicht mehr lange fassen, und so thu' ich's lieber gleich aus dem vollen Herzen herausschreiben. — Indeß — schau' Er! ich

bin mit dem Thema im Reinen, und wenn Er noch Luſt hat, ſo geh' ich mit Ihm, obgleich meine Alte ſauer ſehen wird, denn die Suppe wird wohl ſchon aufgetragen ſein."

„Zu Hauſe kann Er heute durchaus nicht eſſen — die Freunde warten ſchon! Er muß mit zu Breitkopf's."

„Aber Freigang, bedenk' Er! am Sonntag! meine Alte und meine Lene können doch nicht allein am Tiſch ſitzen!"

„Sie wiſſen's ſchon, daß Er mit mir geht und ſind zufrieden! übrigens ſollen ſie nicht allein eſſen, ich hab' ihnen den Friedrich geſchickt, der wird ſie unterhalten und iſſet für Zwei, alſo herunter den Schlafrock und den Bratenreck an! oder Er kann meinetwegen ſo gehen! aber mit muß Er —!.

„Aber" — —

„Wart' Er! ich will Ihm einen Kammerdiener holen, der ſoll Ihm Beine machen! —" alſo ſprechend, ging der Raths- und Handelsherr Jacobus Freigang nach der Thür', öffnete ſelbige und rief: „Nur herein!"

Und in's Zimmer ſchlüpfte ein kleiner elegant gekleideter junger Mann, blaſſen Angeſichts, aber

mit wunderſchönen dunklen Augen, einer kühn gebognen Naſe und einem Mund, der für den Wohllaut erſchaffen ſchien — und wirklich: nichts übertraf den Wohllaut der Stimme, mit der er zum Vater Doles ſprach, indem er auf ihn zuflog: „Nu ſchauens Tati! da bin i wieder — ! Gehens mit uns? —“

Mit einem lauten Freudenſchrei ſprang Vater Doles auf — ſein Auge funkelte, ſeine Wange glühte, er ſchien um zwanzig Jahre verjüngt. — Den jungen Mann ſtürmiſch an ſeine Bruſt reißend, rief er, indem Freudenthränen über ſeine Wangen liefen — „Mein Wolfgang! mein lieber guter Sohn! o das iſt herrlich! das iſt prächtig!“ —

„Nun ſeh' mir einer den alten Menſchen!“ ſprach lachend Jacobus Freigang — „will er nicht ſchon wieder aus ſeiner geſetzten phlegmatiſchen Haut fahren?“— Lenchen aber, die mit der Mutter hinzugekommen war, hatte ſich hinter den jungen Mann geſchlichen, und als der Vater ihn endlich aus ſeinen Armen ließ, ſchlang ſie von hinten die Hände um ihn, hielt ihm die Augen zu und fragte: „Wolfgang! wer iſt das?“

Das iſt — rief Mozart — das iſt ein ſchel-

miſches, neugieriges, hübſches Mädel, heißt Lenchen und gibt mir 'nen Buſſerl!" ſomit drehte er raſch ſich um, nahm die Aufſchreiende in ſeine Arme und küßte ſie herzhaft ab.

II.

„Iſt Ihre Frau Liebſte nicht mitgekommen Herr Capellmeiſter?" fragte Madame Doles.

„Leider nicht!" verſetzte Mozart, indem er dem Vater Doles den Rock anziehen half, „die arme Stanzerl hat ſich noch immer nicht ganz erholt! — Sie war recht krank dieſen Winter und ich hab' oft nach Ihnen geſeufzt, Mütterchen! — Sie können's gar nicht glauben, wie wir in dem großen Wien ſo einſam und verlaſſen leben."

„Warum bleibſt Du nicht hier?" fiel Lenchen ihm eifrig in's Wort, „hier haben wir Dich alle lieb und Du ſollteſt hier gewiß nicht einſam und verlaſſen ſein! Deiner Frau ſollt' es auch ſchon gefallen und Deinen Jungen ließ ich den ganzen Tag nicht von mir! Sei geſcheidt, Mozart! und zieh' nach Leipzig."

„Du red'ſt doch noch immer in's Blaue hinein!" lachte Mozart, „das geht nicht ſo geſchwind,

wie Du denkſt! denn erſtens kann ich meinen lieben Kaiſer nicht verlaſſen, und zweitens gibt's doch nur immer ein Wien, was die Kunſt betrifft — verſteh' mich Lenchen! ich mein': wo man ſie ſo recht treiben kann."

„Hm!" brummte Herr Freigang — wir haben hier auch Muſik."

„Und gute!" beſtätigte Mozart ernſt — „und auf Euer Thomaner-Chor, Eure Kirchenmuſik und Eure Winter-Concerte ſollt Ihr halten von Rechtswegen! ich ſag' Euch: Ihr findet dergleichen in wenig andern Orten in ſolcher Vollkommenheit, und ich möchte den Tag nicht erleben, wo man ſagen müßt': „„Es war."" Aber Sie, Papa! — er wandte ſich zu Doles — Sie wiſſens: daß alles, was und wie es hier beſteht, von den Künſtlern ausgegangen iſt und nur von den Künſtlern ſelbſt und einigen Kunſtfreunden gehalten wird — was das größere Publicum betrifft, ſo kann ſich's — hinſichtlich des guten Geſchmacks noch nicht mit den Wienern, geſchweige denn gar mit meinen prächtigen Prägern und Münchnern meſſen. — Ich glaube und hoffe: daß das mit der Zeit anders und beſſer wird! für jetzt aber — bin ich wenigſtens, mit mei-

nem Wirken größtentheils auf Wien, München und Prag angewiesen.“

„Allerdings — versetzte Vater Doles — allerdings lieber Wolfgang! ist dem so, wie Du sagst! Trotz dem, daß man unser Leipzig das kleine Paris nennt, können wir unsere nordische Bedächtlichkeit nicht verleugnen, diese Bedächtlichkeit ist es eben, die uns anstehen läßt, Dir sogleich zu folgen auf dem Weg, welchen Du Dir neu gebahnt —.“

„Ganz wollen's die Wiener auch nicht!“ murmelte Mozart — „davon weiß der Don Giovanni zu erzählen. —“

„Ich gestehe Dir — (sprach Doles), daß das, was ich bis jetzt von dieser Oper gehört habe, mich ergriffen, überrascht — hingerissen, aber — frei heraus! nicht befriedigt hat.“ —

Mozart lächelte still vor sich hin.

„Es wird ganz schrecklich drinn modulirt!“ stimmte Herr Freigang bei.

„Ah!“ rief Mozart lebhaft, „warum habt Ihr's auch zuerst stückweis gehört? — Nach dem Idomeneo ist der Giovanni mein Liebling, ich hab' mich drinn einmal recht ausgesungen! aber Ihr dürft's

nicht ſtückweis hören, denn es gehört alles zum Ganzen.“

„Dein Figaro gefällt mir über die Maßen!“ ſprach Lenchen, „er wird hier allerwärts geſungen und geſpielt, und Du wirſt ihn in der Meſſe auf allen Drehorgeln und Harfen hören! ich ſinge d'raus am Clavier!“ und alsbald fing ſie mit einer friſchen, trefflich gebildeten Stimme an zu ſingen:

„Immer ſagt es mir der Spiegel:
Daß ich gar nicht häßlich bin.“

„Lenchen! Lenchen!“ rief die Mutter kopfſchüttelnd, Mozart aber jauchzte: „Bravo! allerliebſt! weiter Lenchen,“ ſomit ſprang er an's Clavier, öffnete, griff einige volle Accorde und begann ſelbſt:

„Ein und zwanzig! zwei und zwanzig —“ und Lenchen fiel ein:

„Immer ſagt es mir der Spiegel:
Daß ich gar nicht häßlich bin.“

Unter Scherz und Lachen ſangen Beide das herrliche Duett zu Ende und am Schluß applaudirte Herr Freigang aus Leibeskräften, nahm dann aber kurz und gut den Vater Doles unter den einen, den noch immerfort trällernden Mozart unter den andern Arm, und führte ſie, nachdem er den Damen ein

freundliches „Adieu!“ zugerufen hatte, mit ſich davon.

„Es iſt doch ein herrlicher Menſch der Mozart!“ rief Lenchen, und indem ſie ſich mit der Mutter in das Eßzimmer begab, wo Friedrich ihrer ſchon harrte, ſummte ſie nochmals leiſe:

„Immer ſagt es mir der Spiegel:
Daß ich gar nicht häßlich bin.“

III.

Nach einem fröhlichen Mittagsmahl bei Mozart's Verleger, dem gaſtfreien Breitkopf, machten ſich die Freunde (den freundlichen Wirth an der Spitze) auf, nach dem weltberühmten Roſenthal, wo ſchon Goethe als Fuchs ſich erluſtigte. Das elegante Schweizerhüttchen war dazumal noch nicht erbaut, ſondern auf den Platz, wo daſſelbe jetzt ſteht, war in den Sommermonaten nur ein großes Stangenzelt aufgeſchlagen, deſſen Raum aber allerdings ſo bedeutend war, daß eine bei weitem größere Anzahl eleganter Herren und Damen vor plötzlich einfallendem Unwetter darunter Schutz fanden, als dies jetzt bei dem Schweitzerhüttchen der Fall iſt.

Madame Doles und Lenchen, so wie Herrn Freigangs Gattin nebst deren Tochter, Cäcilie, waren schon früher hinausgegangen, und erwarteten jetzt die Männer, denen auch Friedrich sich angeschlossen hatte.

Die Männer waren alle in der heitersten Stimmung, und selbst der alte ehrliche Hiller, der sonst oft entsetzlich hypochondrisch sich gebehrdete, kam heute nicht aus dem Lachen, da Mozart — (wie das seine Weise, wenn er ein bischen bechampagnert war) fortwährend in Knittelversen redete.

Friedrich, der Lieblingsschüler des Vater Doles, ein Jüngling von 18 Jahren, mit einem schönen wunderbarreinen Gesicht, ging neben Mozart her, und lauschte lächelnd, obwohl manchmal etwas besorglich, wenn eine allzukecke Wendung oder ein allzufreies Wort mit unterlief.

Da wurde Hiller plötzlich ernst; starrte einen Augenblick gradaus und wandte sich dann rasch, um ohne weiteres nach der Stadt zurückzulaufen. Herr Freigang aber ergriff ihn bei den Rockschößen, zog ihn zurück und sprach: „Was kommt Euch an, Hiller? plagt Euch der Leidige, daß Ihr dicht vor dem Zelt umkehren wollt? Linksum Freund! — vor 12 Uhr diese Nacht kommt Ihr nicht von meiner Seite."

Hiller aber brummte grimmig: „Laſſen Sie mich los! ſehen Sie denn nicht, daß uns der Taugenichts da wieder begegnet?“

Freigang blickte nach der Stelle, wohin Hiller heftig deutete und ſchlug ein lautes Gelächter auf. — „Nicht von der Stelle,“ — rief er dann — „nicht von der Stelle kommt Ihr mir! He, Mozart! aufgeſchaut! dort kommt Hiller's Intimus.“

Mozart und die Anderen blickten auf, und gewahrten eine wunderliche Geſtalt, welche unſichern Schritts ihnen entgegen kam und ſie nicht eher zu bemerken ſchien, bis ſie hart vor ihnen ſtand. — Es war ein Mann von einigen und dreißig Jahren, ſchlank und wohlgebaut; aber in den Zügen des ſcharfmarkirten Geſichts, ſo wie in der Haltung des ganzen Körpers, gab ſich ein Hang zur grenzenloſen Liederlichkeit kund, dieſem entſprach auch der ganze Anzug des Mannes — das dreieckigte mit Wachstuch überzogene Hütchen ſaß verkehrt auf dem, wohl ſeit langer Zeit nicht friſirten, Haupte, von dem rothen Gallarock waren die Hälfte der Goldtreſſen und einige nothwendige Knöpfe verloren gegangen, die himmelblaue Atlaßweſte hatte mehre bedeutende Offenherzigkeiten, auf den rehfarbenen ſeidnen reſpect.

Hosen hatten Regen und Sonnenstich, so wie die Uebergüsse von allerlei geistigen Getränken, sehr deutliche Spuren zurückgelassen. Der Hemdskragen — das Halstuch fehlte gänzlich — war das einzige wirklich Saubere an der ganzen Erscheinung.

Bon jour, Monsieur! rief Freigang lachend dem gerade gegen ihn anprallenden seltsamen Manne zu. — Dieser zog die schwarzen, feinen Augenbraunen hoch in die Höhe, schaute Herrn Freigang fragend an. Endlich erkannte er ihn und entgegnete, sich cerimoniös verbeugend: „Mein werthgeschätzter Herr Rathsherr! — zu Befehl! — ich bin Ihr wohlaffectionirter — Serviteur. — „Sie schienen in tiefen Gedanken zu sein," bemerkte lächelnd Freigang. —

Betrunken ist der S....hund! brummte Hiller mit verhaltnem Zorn.

Der seltsame Mann wandte sich zu ihm: „Wenn ich nicht irre, so habe ich die Ehre den Herrn Musikdirector Hiller vor mir zu sehen — ja, richtig! Sie sind's! ich erkannte Ew. Wohlgeboren sogleich an der Sprache — bin sehr erfreut über das unvermuthete Zusammentreffen."

„Ich ganz und gar nicht!" (brach Hiller los),

„und ich wäre dem Herrn gerne Meilen weit aus dem Weg gegangen, denn wahrhaftig: es iſt wenig Ehre in ſeiner Geſellſchaft zu holen.“

„Ei Vater Hiller!“ mißbilligte Mozart.

„Laſſen Sie den Herrn Muſikdirector nur forte reden!“ ſprach der Fremde gleichmüthig, „wovon das Herz voll iſt, davon geht der Mund über! übrigens muß ich geſtehen: daß der Herr Hiller allerdings einige wenige Urſache hat, mit mir zu grollen! Sie müſſen nämlich wiſſen: daß ich ihm ſeine Pflegetochter ver —, nein! entführte! Ich bin der berühmte Violoncelliſt Mara, der Gatte der berühmten Sängerin, welche mir wieder mit einem armſeligen Flauto-traverſoiſten davon gegangen iſt.“ — „Mein Gott!“ rief Mozart, erſtaunt und theilnehmend, „Sie ſind der Herr Mara?“

„Zu dienen, werthgeſchätzter Herr — wie heißt der Kleine?“ fragte er, ſich unterbrechend, den Vater Doles.

„Es iſt der Herr Capellmeiſter Mozart aus Wien,“ verſetzte lächelnd der Gefragte.

Mara ſtand wie vom Blitz getroffen! — „der — ?“ ſtammelt' er endlich — „der Kle — ? der Herr iſt der große Mozart, der die unſterblichen Quar-

tetten geſchrieben hat? und den Don Giovanni und — ach! was weiß ich alles?" —

„Derſelbe!" beſtätigte Weiße, und der luſtige Freigang fügte hinzu: „beſehen Sie ſich ihn nur recht, Herr Mara!"

Mara aber war ehrfurchtsvoll zurückgetreten, hatte den Hut gezogen und ſprach jetzt zu Mozart: „verehrter Herr Capellmeiſter! — ich bin Ihr — Serviteur! — Sie haben mich heute zum erſten Mal en canaille geſehen — aber Sie wiſſen: der Geiſt iſt willig und der Leib iſt ſchwach, und alle guten Vorſätze gehen oft bei der Flaſche heidi!" — Mozart erröthete leicht. „Indeß — fuhr Mara fort — Sie ſollen mich auch ſchon von meiner guten Seite kennen lernen, wenn ich mein Inſtrument zur Hand nehme — bis dahin habe ich die Ehre mich Ihnen allerſeits zu geneigtem Andenken zu empfehlen." — Damit ging er vorüber, kehrte aber nach einigen Schritten wieder zurück, und ſprach zu Hiller: „Noch eins, mein fürtrefflichſter Herr Muſikdirector! die Gertrude hat Ihnen ſchon als Demoiſelle Schmehling den Kopf oft warm gemacht, das iſt mir bekannt; aber das war Kinderei, in ſo fern Sie nur ihr Pflegevater waren! doch Sie wür-

den erſtaunen, wenn ich Ihnen erzählen wollte, wie die Madame Mara mit mir, ihrem eheleiblichen Gatten, verfahren iſt, und was ich um ihrentwillen alles habe erdulden müſſen! Ich will damit keineswegs geſagt haben: daß ſie einen ſchlechten Charakter hat — au contraire! ſie hat auch einige gute Eigenſchaften, und in Berlin hat ſie einmal meine Schulden bezahlt — aber was half mir das? — hat mich nicht der große Friederich — Gott hab' ihn ſelig! — ein viertel Jahr lang unter die Soldaten geſteckt, wo ein brutaler Corporal mir mit einem infamen ſpaniſchen Rohr wöchentlich fünf und zwanzig aus dem FF aufzählte — ? — Herr! ich verſichere Sie: ſolche Behandlung ſchmerzt! und bei jedem Forte denk' ich noch bis auf den heutigen Tag an meine Frau und den großen Friederich, und den groben Corporal mit ſeinem verfluchten Stock und den Fünf und zwanzigen aus dem FF. Alſo richten Sie nicht, ſo werden Sie nicht gerichtet, denn wenn ich liederlich bin, ſo geſchieht dies blos aus Kummer, wegen der Gertrude und dem Flauto-traverſoiſten, denn es iſt ſchändlich, einen Violoncelliſten zu verlaſſen und mit einem Flauto-traverſoiſten davon zu gehen!" — Nun laſſen Sie uns gute

Freunde ſein, alter Herr! — „Wer wollte ſich mit Grillen plagen, ſo lang' der Freude Roſen blühn!“ — Wenn Sie mich beſuchen wollen, ich wohne in der Windmühlengaſſe Nr. 857 und bin alle Morgen bis 8 Uhr nüchtern! kommen Sie Väterchen! und:

„Iſt es gefällig, ein Tänzchen zu wagen? —
Er mag es ſagen! ich ſpiel' ihm auf“

Auf dem Violloncello nämlich! — es iſt ein ſchönes altes Inſtrument! ein ächter Cremoneſer — voller, ſtarker Ton! — nun Serviteur!“ Somit ging Herr Mara wirklich fort, und Hiller noch unentſchieden, ob er lachen oder ſich ärgern ſollte, trat mit den Anderen in das Zelt.

IV.

Mozart erſtaunte, als Cäcilie ſich erhob, ihn zu begrüßen! — faſt noch ein Kind, hatt' er vor fünf Jahren bei ſeiner Durchreiſe nach Berlin ſie zum letzten Mal geſehen, und jetzt ſtand eine herrliche aufgeblühte Jungfrau vor ihm, deren holdes Erröthen das ſchönſte Roſenroth beſchämte.

Es würde Dir, lieber Leſer! ganz und gar nichts

helfen, wenn ich mich auch noch so sehr abmartern wollte, Dir ein getreues Bild Cäciliens zu entwerfen! Jede Beschreibung mit todten Worten müßte weit hinter dem Original zurückbleiben und kein Maler vermöchte es, jenen Himmelsreiz, der sie schmückte, darzustellen, — und wählte er die Farben noch so glühend, und wäre sein Pinsel zarter, denn selbst der des unsterblichen Antonio Allegri, genannt Coreggio; denn dieser Himmelsreiz war die Reinheit. —

Von Cäciliens Geist könnte ich eher reden! versteht doch der wahre Künstler den Künstler, der wahre Mann das Weib — könnt' er es sonst lieben wie Dante seine Beatrice, Tasso seine Leonore, und Petrarka seine Laura? —

Aber Cäciliens Handeln, ihr Lieben und Leiden, mögen Dir selbst sagen: daß sie ein Weib war, ein Weib! im edelsten Sinne des Worts.

Vor fünf Jahren hatte das Mädchen den Künstler „Wolfgang" und „Du" genannt. —

„Warum nennt sie mich jetzt nicht mehr Wolfgang und Du? — dachte Mozart — Nennt mich nicht Lenchen „„Du?"" und ist sie nicht eben so alt als Cäcilie? —"

Aber dennoch war ihm nimmer der Name Mozart so lieblich und gewaltig zugleich erklungen, als eben jetzt, aus Cäciliens Mund — es war ihm als sei Cäcilie die Muse des Gesangs, und habe seinen Namen geheiligt, daß er fortleben müsse, von Jahrtausend zu Jahrtausend und nimmer — nimmer verhallen. — Lächelt nicht, ihr Alltagsmenschen! über dies gottfreudige Gefühl eines großen Künstlers! was wäre des wahren Künstlers Loos, wenn nicht die Hoffnung auf die Anerkennung der Nachwelt ihm gewiß wäre? Schreitet doch jedes Genie seinem Jahrhundert voraus, verkannt von ihm und verfolgt oder — gar nicht beachtet! — Mozart wußte von allen diesen dreien Graden der Künstlerprüfung zu reden, so gut wie in neuster Zeit der Erbe seines Geistes: Beethoven. Cäcilie war ein edles und folglich auch ein gebildetes Mädchen. Adel ohne Bildung existirt nicht; daher währte ihre Verlegenheit, dem von ihr vergötterten Mann gegenüber, nur kurze Zeit, und bald faßen Beide, im traulichsten Gespräche begriffen, einander gegenüber.

Wie jedes Wort ihr zu Herzen drang! — Welcher Zauber liegt aber auch in der anspruchlosen

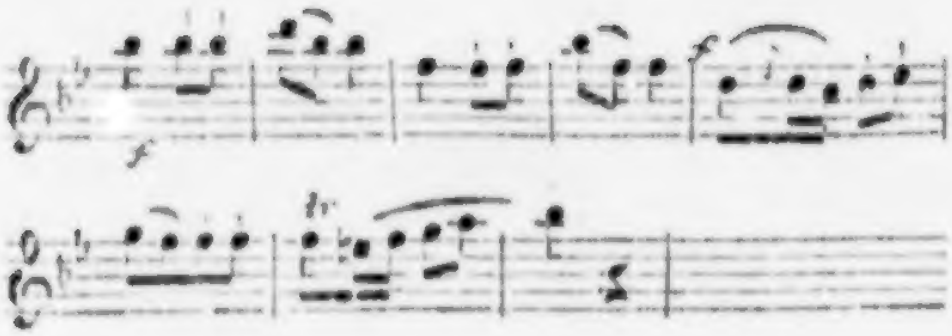
Größe! Bald ſah ſie nur Ihn und hörte nur Ihn! und als endlich die Dämmerung ſich herabſenkte über das trauliche Plätzchen, und die Geſellſchaft aufbrach — da faßte ſie Lenchens Arm und flüſterte glühend — „Lenchen! — Lenchen! — liebſt Du ihn nicht?“ —

„Cäcilie!“ — verſetzte Lenchen ernſt — „wahre Dich, daß Du ihn nicht allzuſehr liebſt! Du haſt gefährliche Augen, und der Mozart auch, und ſo gut er iſt, ſo weiß er's doch, denn er iſt ein Mannsbild.“

Cäcilie erwiderte nichts, aber ein ſchmerzliches Lächeln zuckte um den feingeformten Mund. —

Vor dem Thore trennten ſich die Männer von den Damen, um das Nachtmahl bei Breitkopf einzunehmen.

„Alter Herr!“ rief Mozart luſtig dem etwas unſicher auftretenden Rathsherrn zu — „Ihre Tochter iſt ein Capital-Mädl. Feuer! Feuer! Feuer!“ und indem er in den Speiſeſaal trat, ſummte er kichernd:



V.

„Das hat der Poſtbote geſtern Abend an Dich gebracht!“ rief Lenchen, indem ſie ein Paketchen dem Mozart vor Augen hielt, ſo wie auch einen gewaltigen Brief, der dazu gehörte. — Mozart nahm Beides etwas verwundert und öffnete. — Es war ein eigenhändiges Schreiben des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, und als Beilage in dem Päckchen eine koſtbare goldne Uhr, mit edeln Steinen reich verziert. — Mozart war nämlich kurz vorher in Berlin geweſen, hatte dort vor dem König gefpielt, und die vollſte Anerkennung jenes kunſtſinnigen Monarchen ſich gewonnen.

Lenchen klatſchte jubelnd in die Hände und rief die Mutter herbei, die Herrlichkeit zu ſchauen, und Vater Doles konnte gar nicht aufhören, ſich über die Gnade des Königs zu erfreuen, und die Schönheit der Uhr zu preiſen.

„Gefällt sie Ihnen?“ rief Mozart fröhlich, „nun, so schenk' ich sie Ihnen, Pappchen!“ und somit wollt' er ihm die Uhr aufdringen — Doles erschrak, und hatte Mühe dem Mozart begreiflich zu machen: „daß er dieses königliche Geschenk durchaus nicht wieder verschenken dürfe.“ Darüber wurde Mozart fast ernstlich böse, und nur der verständigen Madame Doles gelang es, ihn so weit zu beruhigen, daß er endlich — wiewohl brummend — die Uhr zu sich steckte — ein Jahr darauf wurde sie ihm in Wien von einem liederlichen Clarinettisten, Namens Stadeler, welchen er mehre Monate bei sich im Hause beherbergt, ihn mit allem Nöthigen unterstützt, und für welchen er endlich noch sein bekanntes Clarinett-Conzert componirt hatte — gestohlen. Nachdem dieses kleine Morgenscharmützel zu Ende war (gewöhnlich fiel es sonst zwischen Mozart und Lenchen vor!), begab er sich in Begleitung des Vater Doles und Friedrich's nach dem Gewandhaus, um dort seine Concertprobe abzuhalten.

Es leben in Leipzig noch einige würdige Männer, welche so glücklich waren, jenes letzte Conzert Mozart's in Leipzig zu hören! und wenn sie davon reden, so funkeln ihre Augen, und glühen ihre

Wangen, und freudiger Jünglings-Muth kehrt wieder ein in ihre Bruſt.

An dieſem Morgen war es, wo Mozart den Anfang ſeiner gewaltigen D dur-Symphonie fünf bis ſechs Mal da capo verlangte, weil die Muſiker immer im Tempo zurückblieben — denn Mozart nahm es noch einmal ſo ſchnell, wie die Vorzeichnung lautet. — Als endlich — (nachdem er einigemal ſo ſtark auf den Boden geſtampft, daß ihm eine koſtbare Schuhſchnalle zerſprang —) die Muſiker vor Aerger preſtiſſimo ſpielten, rief er: bravo! Dem kopfſchüttelnden Vater Doles aber, ſagte er hernach: „Wundern Sie ſich nicht Papa! über mein ſeltſames Betragen dieſen Morgen! ich ſah nämlich: daß die meiſten Muſiker ſchon bejahrte Leute ſind, da wär' dieſen Abend des Schleppens kein Ende geworden, wenn ich ſie nicht erſt durch ein bischen Aerger in Feuer gebracht hätte. Na! ich denke: heut' Abend ſoll's ſchon gehen!" Und wirklich es ging am Abend vortrefflich und der ungeheure Beifall, womit das herrliche Tonſtück aufgenommen wurde, ſo wie Mozart's artiger Dank, noch mehr aber der himmliſche Vortrag ſeines großen Es dur-Concerts,

und ſeine freie Phantaſie am Schluß; ſöhnten das brave Orcheſter völlig mit ihm aus.

Cäcilie — welche als Sängerin auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit ſtand, und in den Winter-Concerten gewöhnlich mit der angeſtellten Sängerin in den Hauptpartieen abwechſelte, ſang zwei Arien, aus Idomeneo, und der Entführung, welche letztere Oper vor Erſcheinen der Zauberflöte, faſt die einzige Mozart'ſche war, welche bis dahin auf den norddeutſchen Bühnen gegeben wurde. Mozart war entzückt über das Innige und Gefühlvolle ihres Vortrags: „Welcher Wohllaut ruht doch in der Bruſt des Mädchens!“ flüſterte er dem Vater Doles zu, während Cäcilie ſang, und als ſie geendet und er ſie zurückführte auf ihren Platz, drückte er ihr feurig die Hand — hocherröthend erwiderte das ſchöne Kind leiſe den Druck, und Mozart, aufgeregt und ſelig, ſprang an den Flügel ſeine Phantaſie zu beginnen, womit er, wie ſchon geſagt, unter dem Beifallsſturm der verſammelten Menge, das Concert beſchloß.

Einige der reichſten und kunſtſinnigen Kaufleute hatten, in dem erſten Hotel der Stadt, dem Künſtler zu Ehren, ein Gaſtmahl angerichtet. Als das

Concert zu Ende war, führten ſie ihn im Triumph mit ſich davon. Herr Freigang war mit von der Partie; Doles, ſeine Gattin, Lenchen und Cäcilie aber begaben ſich nach Hauſe. Alle mehr oder minder angeregt von der Fülle der Genüſſe dieſes Abends — am meiſten wohl Cäcilie, welche erſt ſpät ſich von ihrem Lenchen trennen konnte. — Als ſie endlich gehen wollte, kam eben aus dem Hotel ein Kellner, und ließ ſich zum Vater Doles hinauf führen. „Eine Empfehlung von dem Herrn Capellmeiſter!“ ſprach er: „und der Herr Cantor möchten nur nicht warten, er könnte dieſe Nacht nicht zu Hauſe kommen.“ — „Es geht luſtig her da droben!“ fügte er lächelnd hinzu, „ich glaube, das ganze Jahr haben wir nicht ſo viel Champagner aus dem Keller geholt, denn heute —“ „Schon gut!“ unterbrach ernſt Vater Doles den Schwätzer; der empfahl ſich, und auch Cäcilie ging. „Mir bangt für den Mozart!“ flüſterte ſie unten an der Hausthür, dem ſie begleitenden Lenchen zu. — „Nimm Dir's nicht ſo zu Herzen!“ verſetzte dieſe, „aber verlaß Dich darauf, ich leſ' ihm morgen die Leviten, daß es 'ne Art haben ſoll.“ Damit küßte

ſie die Seufzende, welche ſodann mit der harrenden Magd ſich entfernte.

Blaß, überwacht — wüſt im Kopf, und etwas beſchämt, ſtellte Mozart am andern Morgen ſich beim Frühſtück ein. Vater Doles ſo wie ſeine Gattin erwähnten ſeiner Nachtſchwärmerei mit keiner Silbe, und Lenchen wagt' es ebenfalls nicht in Gegenwart der Eltern ihren Aerger laut werden zu laſſen. — Mozart aber, der da fühlte, daß nicht alles ſo ſei, wie es ſollte, und der aufrichtig und ehrlich, wie er war, ſein Gefühl nie verläugnen konnte, begann ſelbſt, halb ernſt halb ſcherzhaft: „das war eine confuſe Nacht, und wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, hätt' ich mir nach dem Concert eine ruhigere gewünſcht — indeß: Einmal iſt nicht immer!"

Vater Doles lächelte und verſetzte: „das iſt wahr mein lieber Sohn! und haſt Du Dich nur wirklich amüſirt, ſo werd' ich Dir dieſe Nachtſchwärmerei im geringſten nicht übel anrechnen. — Nur verſteh's immer zu rechter Zeit aufzuhören, damit Deine Geſundheit nicht darunter leidet! Körper und Geiſt ſind nur zu leicht zerſtört, wie Dich Mara's Beiſpiel lehren kann.

Mozart wurde plötzlich ſehr ernſt, und ſprach er-

ſchüttert: „In dem Mara iſt etwas Großes zu Grunde gegangen. — Nein, lieber ſterben als je ſo werden — dieſe Nacht — ich vergeſſ ſie nicht! — der Teufel hole ſolche Gaſtfreiheit!“ „Wie ſo?“ rief Doles beſorglich, und Mozart erzählte: „Sie wiſſen Papa, daß ich erſt die Einladung der Kunſtfreunde — (er betonte dieſes Wort etwas bitter) — nicht annehmen wollte, weil ich mich in Ihrem Haus ſtets am wohlſten fühle. — Indeß: die Herren waren ſo höflich — Sie munterten mich ſelbſt auf — und das Concert hatte mich auch angeregt — genug ich ging mit. Anfangs machte ſich Alles ganz hübſch, es wurde manch artiges Wort hin- und wieder geredet, wir aßen und tranken delicat, und waren luſtig und guter Dinge. Da, — beim erſten Champagner-Toaſt, ſteht einer der Herren auf, geht hinaus und kommt gleich darauf wieder mit dem Mara in ſeinem verrückten Aufzuge, und ſchon ſichtlich angetrunken, zurück — der arme Teufel wird mir vorgeſtellt, hält eine närriſche Anrede an mich, dann — nachdem er etliche Gläſer Champagner bekommen, läßt man ihm ein Violoncello geben, daß er ſpielt. — Ich machte ſchon Anſtalt, mir die Ohren zuzuhalten, weil ich glaubte, er würde

auf eine ſchreckliche Weiſe zu kratzen, und zu quinkiliren anfangen — aber o Himmel! wie ward mir ſchon bei dem erſten Ton den er angab! Nimmer noch hörte ich ſolch' himmliſches [illegible] — es war Geſang — Sprache aus dem innerſten Herzen heraus! Gleich einer unſterblichen Klage um ein verlornes Paradies erklang mir das Adagio, durch Thränen lächelnd, hüpfte das Rondoletto daher, umſchwirrt von allerlei bunten Schmetterlingen, zwitſchernden Vögeln und flüſternden Zephyren — Gott weiß wie er es möglich machte, aber da hörte man Doppelgriffe im Staccato, Flageolett- und Pizzicato-Töne — die Teufelsſonate des Tartini iſt Spaß dagegen! und das alles unbeſchadet des tiefſten innigſten Ausdrucks! ich konnte meine Thränen kaum zurückhalten, und nach dem düſtern, ſtürmiſchen Schlußallegro wär' ich ihm faſt um den Hals gefallen." Mozart hielt erſchöpft inne, man ſah es deutlich, wie die bloße Erinnerung ihn noch ergriff. — „Nun? und wie ward es?" fragt' endlich Vater Doles.

Mozart biß die Lippen zuſammen und fuhr fort: Mara ſpielte noch Variationen über mein Duett aus dem Don Giovanni: La ci darem la mano! —

und hätt' ich das Vorhergehende nicht gehört, dieſe Variationen, von dem klarſten Verſtändniß und der tiefſten Auffaſſung, des ganzen Werks zeugend, hätten mich ſchon den großen Meiſter ſeiner Kunſt und ſeines Inſtruments in ihm erkennen laſſen, und — (hier ſprang Mozart heftig auf — zornig flammte ſein Auge, während ſein Geſicht noch bleicher wurde) „und wie nahmen die Kunſtfreunde — dieſes in ſeiner Art einzige Spiel auf? — wie behandelten ſie den Meiſter? — o! es iſt zum tödten! — ſie tranken und ſchmaußten fort und nickten den Tact dazu, und als der Künſtler geendet, gaben ſie ihm zu trinken bis er beſoffen war und Katzenmiauen, Eſelsgeſchrei, näſelnde Weiber und Hähnekrähen auf dem nämlichen Inſtrument hören ließ, aus deſſen Innerem er noch kurz vorher Himmelsharmonien hervorgezaubert — o Menſchen! Menſchen! — Endlich konnte der Mara nicht mehr auf den Beinen ſtehn! er ſtürzte zu Boden, rohes Gelächter erſchallte — — „da hab' ich mich auch betrunken" — ſchloß er mit grimmigem Hohn.

„Glaubſt Du nicht, mein lieber heftiger Sohn!" ſprach milde Vater Doles — „glaubſt Du denn nicht, daß der Tag einſt kommen muß, wo die ganze

Menſchheit des wahren Künſtlers Werth erkennt und ihn würdigt?"

„Möglich," verſetzte Mozart finſter, „aber der Künſtler wird es nie erleben."

„Du gewiß Wolfgang."

Mozart ſchüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf: „Ich nicht! lieber Vater, ich fühl's, ich erleb' es nicht! Nun ich bin zufrieden, daß mich doch Einige erkannt haben, und mir treu bleiben werden, ſo lang' ich lebe — z. B. Sie, mein Vater! Sie liebes Mütterchen! und Du Lenchen!" — Lenchen fiel ihm weinend um den Hals und ſchluchzte: „Schäm' Dich Mozart! ſo zu reden! Du darfſt nicht ſterben." Indem trat Friedrich ein. „Da kommt noch Einer!" rief Mozart lächelnd, „der mich auch verſteht — Gott erhalte Ihnen Ihre Geiſtesheiterkeit und ihren reinen Sinn und Ihren Gleichmuth! Halten Sie auch nur d'rauf Friedrich! und vergeſſen Sie mich nicht, wenn ich — fort bin."

„Mein Lebelang nicht!" betheuerte Friedrich, indem er Mozart's Hand an ſeine Bruſt drückte.

„Der hält Wort!" murmelte Mozart, und faßte

ihn unterm Arm, einen Gang in's Freie mit ihm zu machen.

„Ich leſ' ihm keine Leviten!" ſprach leiſe und weinerlich Lenchen für ſich.

VI.

„Machens Ihre Sache gut!" flüſterte Mozart dem jungen Friedrich zu, indem er ihm eine volle Börſe in die Hand drückte, „und — ſchweigen Sie! —"

Friedrich nickte freundlich und eilte der Wohnung des unglücklichen Mara zu, Mozart ging nach dem Hauſe des Herrn Freigang.

„Der Vater ſchläft noch" — liſpelte ihm Cäcilie erröthend entgegen — „verziehen Sie einen Augenblick, ich will ihn ſogleich wecken."

„Iſt nicht nöthig!" rief Mozart ſie haltend — „laſſen's den Herrn Papa nur ausſchlafen, ich bin ohnedies eigentlich nur um Ihrentwillen gekommen." —

„Um meinetwillen! —"

— Ja, und Ihnen recht herzlich zu danken, für Ihren wunderſchönen Geſang geſtern Abend — Wet-

ter! Ihre Stimme drang mir in's innerſte Herz hinein! Fahren Sie fort Fräulein, ſo ein einfacher getragener Geſang iſt mir das Höchſte, was ich kenne! Der Teufel hole den geſchnörkelten Singſang, wie ihn viele junge Damen heutigen Tags lieben! Selbſt in Wien hat mir's Eine 'mal ſo arg gemacht, daß ich ihr zurief: „Sie ſolle mir meine Noten wiedergeben.“

„Wie haben Sie ſich geſtern Abend noch — amüſirt.“

— Schlecht. —

„Wie?“

Mozart wiederholte: „Schlecht!“ und erzählte ihr dann, was er dem Vater Doles ſchon erzählt hatte — Cäcilie erröthete, und als er geendet, bemerkte er Thränen in ihren Augen. —

„Es iſt unbarmherzig,“ rief ſie mit edlem Unwillen — „ſo mit einem Menſchen zu verfahren, den nur Charakterſchwäche und ungünſtige Verhältniſſe ſo tief ſinken ließen, in deſſen Innern aber noch immer der göttliche Funke nicht ganz erloſchen iſt.“

— „Gewiß nicht!“ unterbrach Mozart ſie feurig.

„Sie aber, mein Freund!“ — fuhr Cäcilie

milde fort — „richten Sie auch jene Menſchen nicht zu ſtrenge in deren Herzen jener Funke nie glühte, beurtheilen Sie nach Jenen nicht alle Uebrigen, — o! es gibt noch viel edle, zartfühlende Menſchen, die alles Große und Schöne freudig erkennen und es lieben! die wollen wir wieder lieben — die Andern wollen wir bemitleiden und meiden.“

„Meiden?“ fragte Mozart betroffen.

„Meiden Sie künftig ſolche Menſchen!“ bat Cäcilie, „ihr Umgang kann und wird Ihnen nimmer frommen! Doch was ſag' ich Ihnen das? Sollten ſie nicht ſchon ſelbſt die Erfahrung gemacht haben, wie ſolche Geſelligkeit nur dem Strudel gleicht, der Jeden, der ihm naht, hinabreißt in die verderbliche Tiefe?“

Mozart lächelte, und verſetzte nach einer Pauſe: — „Ja und Nein! — Sie glauben doch,“ fuhr er fort, als Cäcilie ihn zweifelnd anblickte, „Sie glauben doch gewiß, daß in meinem Herzen das, was mich erhob, die heilige Begeiſterung für meine Kunſt, nicht erlöſchen wird? — Sie wird mich auch ſchützen, daß nie ein Vergleich zwiſchen jenem Armen, deſſen wir gedachten, und mir möglich! —

Aber freilich, Cäcilie! iſt's auch eben ſo wahr: — jener reine kindliche Sinn, der Ihnen inwohnt, ſo wie der feſte freudige Glaube, an eine, alles rein umfaſſende, Liebe — das iſt für mich dahin! auf ewig —!"

— „Mozart!" rief Cäcilie entſetzt. —

„Aber ich fühl' es" — fuhr Mozart fort, „es mußte ſo kommen, oder ich hätte nicht werden können, was ich geworden bin."

„Mozart!" widerholte Cäcilie bittend. —

— „Es mußte ſo kommen, Cäcilie! — der Künſtler muß das Tiefſte wie das Höchſte erfaſſen — kannſt Du Dir die Seligkeit des Himmels denken, ohne den Gegenſatz der Hölle? — Liebe ohne Haß? — Wolluſt ohne Schmerz? — Betrachte Raphael's Madonna in Deines Vaters Zimmer! gibt es einen rührendern, himmliſchern Ausdruck reiner jungfräulicher Weiblichkeit? — und weißt Du, welchem Urbild Raphael jene Grundzüge entlehnte? — von jener Fornarina, der üppigen Bäckerstochter, ſeiner Beiſchläferin, deren wilde Glut ihm den Tod brachte im blühenden Mannsalter. Bei Gott! es muß ein ſchönes Weib geweſen ſein, und Raphael muß ſie glühend geliebt haben, und in einem edlern

Sinn, als man gewöhnlich denkt —! Aber ſie verſtand ſeine wahre Liebe nicht, nicht die Liebe des Künſtlers, ſondern liebte nur den ſchönen feurigen Mann! Nur in ſeiner Kunſt konnte ſein Herz finden, was es ahnete, wonach es rang! Er malte die Geliebte in ihrer Schöne, malte was der Geliebten fehlte, und ſo entſtanden ſeine Madonnen, ſo nur konnten ſie, wie ſie ſind, entſtehen! denn daß er die Schrecken des Abgrunds geſchaut, wie die Verklärung des Herrn, und der göttlichen Mutter, das ſagt uns ſein furchtbarer Satan, der beſiegt unter des Erzengels Ferſe ſich krümmt."

Wahrhaft glücklich wird wohl nie ein Künſtler ſein, der das Reich ſeiner Kunſt ganz und nicht nur einen Theil derſelben zu umfaſſen trachtet. Was treu er ſchildern will, daß muß er ſelbſt gelebt und empfunden haben, und immer ſtreben aus der Tiefe nach der Höhe — daß dies nicht immer gelingt, daß er oft — nah dem Ziel zurückgeſchleudert wird, öfter ſich verlocken läßt von Verheißung lächelnden Trugbildern, oder im augenblicklichen Unmuth auf Augenblicke dem Gemeinen ſich hingibt, weil er verzweifelt das Eine zu gewinnen — das liegt in der Unvollkommenheit unſerer Organiſation, und wer

ſich frei davon zu halten weiß, der mag ein edler guter Menſch, nimmer wohl ein großer — noch weniger aber ein großer Künſtler werden."

„Nein, Mozart!" rief Cäcilie heftig, „ganz ſo, wie Sie ſagen kann, darf es nicht ſein — wenigſtens bei Ihnen nicht."

„Ich habe mich" — verſetzte Mozart lächelnd — „ich habe mich dem großen Raphael nicht an die Seite geſetzt, und mich überhaupt noch für keinen großen Künſtler ausgegeben — aber Etwas glaub' ich doch zu gelten und werth zu ſein, und da muß ich's denn geſtehen: ich hab' an mir ſelbſt viel derlei erfahren, wovon ich zu Ihnen ſprach; könnt' ich noch ſo empfinden, wie unſer Friedrich, ich hätte meinen Don Giovanni eben ſo wenig ſchreiben können, als er es könnte und je können wird, wenn er ſich treu bleibt."

„Haben Sie je ſo empfunden?" fragte Cäcilie faſt ſcharf.

„Ich ſollt' es doch meinen! es iſt freilich ſchon lange her, aber vergeſſen hab' ich's noch nicht! Es war in meinem zwölften Jahr, als ich in Wien zur Einweihung des neuen Waiſenhauſes eine Miſſa ſetzen mußte — die Arbeit taugte freilich nicht viel,

aber Sie hätten mich sehn sollen, wie fromm und gut ich damals war, wie gläubig ich zu Gott betete: daß er mir Kraft geben möge, das Werk zu vollenden — und als es nun fertig war, und ich es vor einer zahlreichen Versammlung, worunter auch der ganze kaiserliche Hof sich befand, selbst dirigirte — das Orchester war trefflich, und die Sänger ebenfalls — ! — und als nun das Gloria kam, der beste Satz, wobei ich auch am meisten an Gottes Größe und Herrlichkeit gedacht hatte! — Wie mir da war! — wie mir da war —!" Thränen stürzten bei diesen Worten aus Mozart's Augen, er sprang heftig auf und mit einem kurzen „Adieu!" rannte er davon.

VII.

„Leg' mir die Noten vom Bach oben auf" rief Mozart Lenchen zu, welche mit dem Packen seines Koffers beschäftigt war, und hinab wollt' er, zum Vater Doles, ihm für das schöne Geschenk — (mehrere Kirchensachen des ältern Bach's) zu danken.

„Ein Wort noch, Mozart."

— Was soll's?

„Ich hab' etwas auf dem Herzen.“

— Potz Wetter! was iſt's?

„Du mußt mir aber verſprechen, daß Du nichts wieder ſagſt.“

— Red' nur!

„Und nicht böſe wirſt.“

— Böſe? meinem Lenchen? red', ſag' ich.

„Nun gut, ſo ſag' mir, was haſt Du mit der Cäcilie?“ —

— Ich? —

„Du! Du biſt geſtern davon gelaufen wie ein unſinniger Menſch.“

— O alle Wetter! warum brachte ſie mich auch auf ein ſo ernſthaftes Capitel? —

„Soll ſie etwa lachen in ihrem Trübſal —?“

— Trübſal —? Die? was hätte die für Trübſal?

Lenchen richtete ſich auf, ſtellte ſich vor Mozart hin, und ihn anſchauend fragte ſie: „Haſt Du denn wirklich nichts gemerkt?“ —

„Was ſollt' ich gemerkt haben?“

Lenchen ſchlug die Hände zuſammen und rief: „Aber um Gottes willen, Mozart! wie kann man

nur ſo dumm ſein? ganz weg iſt ſie in Dich —"

— Die Cäcilie? —

„Keine Andere!"

— Warum nicht gar!

„Weiß Gott! ich rede die Wahrheit!"

— Haſt Du das denn ſchon länger gewußt?

„Nu freilich, ſie verſchweigt mir nichts."

— Ei alle Wetter! — rief Mozart ärgerlich — warum haſt Du mir das denn nicht früher geſagt? da hätt' ich ihr die Cour geſchnitten.

„Schön! und was hätte daraus werden ſollen?"

Je nun, lächelte Mozart leichtfertig, was daraus hätte werden wollen.

„Und Deine Frau! —"

— Liebchen! die Stanzerl iſt ein liebes, vernünftiges Weib, und rechnet mir ſo etwas nicht allzu hoch an.

„Pfui ſchäm' Dich!" rief Lenchen voll Unwillen, ſag' ich's doch immer, die Männer ſind alle über einen Leiſten, denkſt Du, die Cäcilie könnte Ehr' und Sitte je vergeſſen? — Von ſolcher Liebe, wie Du meinſt, weiß ſie nichts.

„Das wird ernſthaft!" murmelte Mozart — „du meinſt, daß ſie keine Närrin wär', ſondern

mich wirklich und wahrhaftig liebte? ſo recht echt?“

„Leider thut ſie's!“ ſeufzte Lenchen.

„Nun hör'!“ rief Mozart entſchloſſen, „dann thu Du mir den Gefallen, und red' nicht mehr davon, ſondern halt den Mund, ſo etwas könnte uns allen böſes Blut machen.“ Er ging hinab zum Vater Doles.

Es ſchlug halb 9 Abends! Um Neun ging die Poſt nach Wien ab, und reiſefertig ſaß Mozart zum letzten Mal in Vater Doles Stube im Kreis ſeiner liebſten Freunde. Die Punſchſchaale dampfte auf den Tiſch, und Mozart ſtürzte ein Glas nach dem andern hinunter. Eine ſeltſame Luſtigkeit hatte ihn erfaßt, und je ernſter ſeine Umgebung wurde, um deſto höher ſtieg ſeine Laune, ſo daß ſie zuletzt faſt an's Wilde grenzte.

„Wenn wir uns nicht wieder ſehen ſollten!“ flüſterte Cäcilie ihm zu, und Vater Doles wiederholte trübe: „Wenn wir uns nicht wieder ſähen!“

„Hollah!“ lachte Mozart, „laßt euer Pimpeln und jammert mir nicht die Ohren voll. — Noch ein Glas Mütterchen! fülle Lenchen! ſtoßt an — Vivat das Leben!“ — Die Gläſer klangen aber

nicht hell und freudig. „Verdammt!“ rief Mozart das klingt wie Grabgeläute. Hei! Bruder Freigang! Feuer! Eins, zwei, drei! huſſei!“ Er ſtieß das Glas heftig auf den Tiſch, es zerbrach. — Hm! — murmelte er herabgeſtimmt — die dummen Gläſer haben alle platte Füße! da heißt's mit Recht:

Glück und Glas
Wie bald bricht das!

„Hör' auf Mozart!“ rief Lenchen ängſtlich.

„Nur nicht zu trinken, Lenchen! ein neues Glas — luſtig! —“

„Herr Capellmeiſter!“ ſprach Hiller bittend: „Schreiben Sie mir zum Andenken ein kleines Stück auf! Es wär' doch wirklich möglich, daß wir uns in dieſem Leben nicht wieder ſähen.“ —

„O ſo —!“ brummte Mozart unmuthig, aber ſchnell wieder luſtig rief er: „Friedrich! Papier und Schreibzeug.“

Friedrich brachte ſchnell das Verlangte herbei und Mozart, nachdem er noch ein Glas hinuntergeſtürzt, ſchrieb eifrigſt einige Zeilen, während Freigang ſchmunzelnd das geleerte Glas wieder füllte, und den Andern bedeutſame Blicke zuwarf.

Mozart hatte die Arbeit beendet, riß das Papier in fünf Stücke und theilte, eins für sich behaltend, die vier andern aus, indem er sprach: da Vater Doles, Basso primo, Freund Hiller Basso secondo. Tenore primo: Friedrich — Tenore secondo: Vetter Weiße! ich fahre mit dem rührenden Effect dazwiſchen, und die Damen, und Ihr Freigang, pauſirt und hört andächtig zu! allons! angefangen!

Und in einfach ergreifender Weiſe begannen die vier Stimmen den Canon:

„Lebt wohl! lebt wohl! — wir ſehn uns wieder!
„Lebt wohl! — lebt wohl! — lebt wohl —."

Aber mitten in die wunderbar rührende Melodie ſang Mozart mit krächzender Stimme bald in Achtel- und Sechzehntelnoten fortjagend, bald einen barocken Triller einen ganzen Tact lang aushaltend,

„Nu heult's noch gar wie alte Weiber —
„Daß dich der Teufel hol'! —"

ſo daß das Ganze den wunderlichſten Eindruck hervorbrachte, welchen wohl je ein Muſikſtück erregte.

Als der Geſang zu Ende war, ſaßen alle ſtumm und bleich da — Mozart ermannte ſich am erſten wieder, ergriff ſein Glas, und führte es zum lachen-

den Mund! Aber ſchaudernd, ohne getrunken zu haben, ſetzt' er wieder ab — ergriff ſeinen Hut: „lebt wohl!“ und war verſchwunden.

Noch ſaß die Geſellſchaft in ſprachloſer Betäubung als ſchon das Poſthorn erklang, und der Wagen unter dem Fenſter vorbeirollte, der den geliebten Menſchen nach Wien zurückführte.

Im Herbſt deſſelben Jahrs begruben ſie den Vater Doles.

* * *

Es war kurz vor dem Weihnachtsfeſte des Jahres 1791, als Lenchen, jetzt die glückliche Gattin eines jungen Kaufmanns beſchäftigt war: für ihren Gatten, und ihren kleinen Amadeus, allerlei hübſche Chriſtgeſchenke, welche ſie heimlich gekauft, zu ordnen. — Da wurde plötzlich die Thüre aufgeriſſen, und ohne Hut und Mantel ſtürzte ein junges todtbleiches Frauenzimmer in's Gemach.

„Jeſus Chriſtus!“ rief Lenchen, als ſie ſie anblickte, „Cilli! was fehlt Dir? was iſt geſchehen? —“

„Lies —! lies!“ — ſtammelte Cäcilie, indem ſie ihr ein Zeitungsblatt hinreichte —

— Was — was ſoll ich leſen? —

„Da — da!— den Zeitungsartikel aus Wien!“ — ſie ſank ohnmächtig in einen Stuhl.

Lenchen las: „Aus Wien den 6. December.“ — „Geſtern Nacht verſchied hier der, als Componiſt und Clavierſpieler rühmlichſt bekannte, k. k. Hof-Capellmeiſter und Ritter vom goldnen Sporn, Wolfgang Amadeus Mozart, im noch nicht ganz vollendeten 35. Lebensjahre.“

* * *

Als der Frühling kam, folgte Lenchen weinend dem Sarge ihrer Freundin Cäcilie. Sie ruht unfern vom Vater Doles.

Giacinta.

(Ein Capriccio.)

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt! —
Steig' auf, in der alten Pracht."

Ludwig Tieck.

I.

Wie der Dichter Johannes in Schwermuth verſunken war, weil es ihm an Gelde fehlte; wie er den Entſchluß faßte, eine Novelle zu ſchreiben, ſodann aber in einige Raſerei verfiel und davon lief.

* * *

Der Novembersturm heulte aus allen vier und zwanzig Tonarten und trillerte Schornſtein-Fragmente, Dachziegel und Windfahnen im tollen Wirbel durcheinander, dazu ſtrömte unendlicher Regen herab und löſchte die wenigen ſchlechtbrennenden Straßenlaternen vollends aus! — Es war ein Abend wie ihn Spitzbuben ſich nicht beſſer wünſchen könnten, um ſicher ihrer Wege zu ſchleichen, der aber für andere ehrliche Chriſten-Menſchen nur dann behaglich wird, wenn ſie im warmen Stübchen bei

irgend einem labenden Getränk, wie's ſich für dieſe Jahreszeit ſchickt, zu Zweien, Dreien, oder Mehreren, beiſammen ſitzen.

Dem jungen Dichter Johannes aber ward es an dieſem Abend nicht ſo gut! einſam ſaß er in ſeinem ungeheizten Stübchen! kein labendes Getränk ſtand vor ihm auf dem Arbeitstiſch, nur unbezahlte Rechnungen grinzten ihm hohnlächelnd entgegen und trauernd darüber hingeſtreckt, blickte die leere Geldbörſe, nicht ohne leiſen Vorwurf, ihn an.

Johannes war ſonſt der luſtigſte Fink, der je ſingend durch die Welt zog! Luſtig, wie ſeine Lieder! luſtig, wie der Mai, der alle Blumen, vom ſtillen Veilchen an, bis zur ſtelzen Königskroſe, sans façon abherzt —! luſtig wie der October mit vollen Bechern und ſchlanken Schenkinnen. — Luſtig endlich, wie's ein guter Dichter nur immer ſeyn kann. — Aber wenn er kein Geld hatte, dann wurde er ſentimental — ſo auch jetzt.

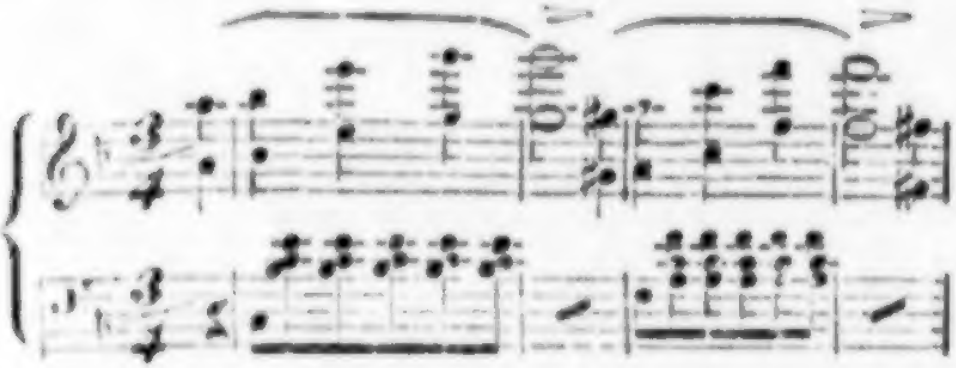
Lange war er mit großen Schritten in dem kleinen Stübchen auf und abgegangen; endlich blieb er ſtehen und ſeinem Schmerz Worte leihend, ſprach er mit Pathos: „Wenn ich nur wüßte, wie ich meinem Verleger begreiflich machen könnte, daß,

um eine gute Novelle zu ſchreiben, nicht Schneider, Schuſter, und andere Subjecte die nicht hinein gehören, den Autor alle fünf Minuten erinnern dürfen: daß er ihnen ſchuldig iſt. — Könnt' ich ihm nur begreiflich machen: wie unumgänglich nothwendig ein Korb mit Burgunder-, Port oder andern edlen Weinen, vor allem aber ein bedeutender Vorſchuß in jetziger Jahreszeit zum Gelingen eines ächten Dichterwerks! Das ſieht aber ſo ein Barbar nicht ein und will partoutement nicht eher zahlen, bis das Manuſcript abgeliefert iſt! — O Götter! hätt' ich Geld! heut' iſt Concert! Sie wird ſingen! — Sie wird ſpielen! — da ſchlägt's! Eins, zwei, drei, vier, fünf! — Um ſechs Uhr geht das Concert an — Ach! wenn der Verleger ſich erweichen ließe! — vielleicht, wenn ich ihm den Anfang der Novelle verleſe — himmliſcher Gedanke! ſchnell an's Werk! ein Bogen iſt bald entworfen und ich will ſchon improviſiren, wo es Noth thut."

Somit ſetzte er ſich an den Schreibtiſch, riß einige Bogen Papier aus dem Schubfach, ſpitzte ſeine Feder und ſchrieb gar zierlich den Titel der Novelle nieder.

Da begann es aber plötzlich in dem Nebenzim-

mer auf einem gewaltig ſchnarrenden und klappernden Clavier ſchauderhaft zu hämmern:



im vierten Tacte blieb der Spieler mit der Baßſtimme ſtecken, unverdroſſen begann er da capo: A. h. e. g. g. — A. h. e. g. g., aber je öfter und eifriger er den Satz wiederholte, um ſo gräßlicher und häufiger wurden die Mißtöne. —

„Gott ſteh' mir bei! — rief Johannes — „für einen Ohrenſchmauß will ich mich zwingen heute noch zu arbeiten und der Satan daneben an beginnt richtig wieder, wie ſchon ſeit Jahr und Tag Allabendlich, ſein muſikaliſches A. h. e. g. g. abzuhaspeln. — O Schumann! ich gönnte Dir die Wonne es einmal ſo im öffentlichen Concert erbarmungslos vom Anfang bis zu Ende zu hören. Hei! luſtig! da iſt er ſchon bei der zweiten Variation! O du köſtlicher Basso parlando! — Alle Teufel! er muß ein defectes Exemplar in die Hände bekom-

men haben, denn das klingt beinahe, wie die Triolenfigur in No. 3. O du vermaledeiter variirender Maestro! Nein, ich halt's nicht länger aus! fahr' hin, Arbeit! Geld! Conzert! Sie — alles." Damit stürzte Johannes im eigentlichsten Wortverstande rasend gemacht, aus seinem Stübchen die Treppe hinab aus dem Hause auf die Straße.

II.

Von Dachtraufen und Thorwegen; wie der Dichter Johannes sehr erfreut wurde, in's Concert ging und vermeinte er wäre in den Himmel gerathen.

* * *

Die Stadt, worin dieses wahrhafte Märchen sich begab, ist reich an allerlei curiosen Merkwürdigkeiten, zu den merkwürdigsten gehören sonder Zweifel die ganz eigenthümlich construirten Dachtraufen; in andern Städten beginnen sie bei der Dachrinne, laufen perpendiculair bis zum Rinnstein an der Mauer hinab und lassen dort ganz still was ihnen von den Dächern und den Rinnen zukommt, wieder ausfließen. —

Unſere Dachtraufen dagegen ſtehen von der Dachrinne aus horizontal zwei bis vier Schuh weit über die Straße hinaus und Gott Gnade dem Sterblichen, der bei Regenwetter unſere Straßen paſſiren muß! kein Hund kann ärger begoſſen werden, denn er! Nicht ſchützet der Regenſchirm! aus einem Sturzbad ſogleich in ein anderes gerathet ihr, ſo lange euer Weg dauert und nichts vermag euch Schutz zu gewähren, als hin und wieder ein düſterer Thorweg. Warum die X-Xer (der Kürze wegen will ich die Stadt ins künftige X-X nennen!) Alſo: warum die X-Xer Dachtraufen ſo abſonderlich er- und beſchaffen ſind, weiß ich in der That nicht mit Gewißheit zu ſagen. Einige Gelehrte ſind der Meinung die Anordnung rühre von E. E. Senat der Stadt X-X her, welcher damit beabſichtigt, daß der wohllöblichen Bürgerſchaft von Zeit zu Zeit in corpore der Kopf gewaſchen würde, Andere meinen die Dachtraufen ſeyen deshalb ſo gemacht, damit die jungen Leute beiderlei Geſchlechts unter den Thorwegen Bekanntſchaften und Liebeshändel anknüpfen könnten. Es mag wohl an beiden Meinungen manches Wahre ſeyn. — Gewiß aber iſt's, daß Freund

Johannes kaum daß er einige Sturzbäder gekoſtet, eiligſt in den erſten beſten Thorweg ſprang.

Es ſtanden ſchon mehrere Menſchen dort und ſchauten einander an beim ſchwachen Schimmer einer kleinen Laterne, welche ein Mann vor der Bruſt hängen hatte. Der Mann aber war der Poſtbote und kaum, daß er unſern Johannes erblickt hatte, ſtürzte er auf ihn los.

Verlegen zog Johannes ſich zurück und flüſterte ihm zu: was gibts? „Ein Geldbrief, Herr Doctor!“ ſchmunzelte der Poſtbote, „20 Stück Friedrichsd'or franco bitte nur gefälligſt zu quittiren,“ ſomit gab er ihm den Brief und öffnete das Quittungs-Buch. — Johannes hatte raſch den Brief erbrochen, den Inhalt richtig befunden, quittirte und drückte dem Briefträger das abgegriffene Achtgroſchenſtück, welches kurz vorher ſein ganzer Reichthum geweſen war, in die Hand. Dann aber war er mit einem Satz in den Italienerkeller grad über, an deſſen Fenſtern er ſchon vorher die transperante Inſchrift: „Friſche Auſtern“ bemerkt hatte, bei Auſtern und Rheinwein erwartete er jetzt gemüthlich den durch einen Kellner ſchnell beſtellten Wagen, der auch bald anlangte. Johannes warf

ſich behaglich in die weichen Polſter und ließ ſich nach dem Concertſaale fahren.

Johannes war eins jener Glückskinder, welche nie und nirgends zu ſpät oder zu früh kommen. Manche glaubten er gäbe ſich deshalb ſehr viele Mühe aber dem war nicht ſo! — Hier wie überall ließ er ſich ſorglos ſchaukeln von den Wogen des Lebens und die Wogen ſchienen das ſorgloſe Kind zu lieben, denn immer trugen ſie es ſanft ans blühende Ufer — ſo auch jetzt! Eben als er in den Saal trat, erhob der Director den Stab, gab das Zeichen zum Anfang und

„Meeresſtille und glückliche Fahrt“

leitete das heutige Muſikfeſt ein.

Dieſe Simphonie des jungen Tondichters hat auf's neue es bewährt: wie ein treues redliches Streben in der Kunſt ſtets zu dem ſchönſten Ziele — der Vollendung des Meiſters führt. Ohnſtreitig iſt dieſe Simphonie mit der Ouvertüre zum Sommernachtstraum verglichen, mindeſtens ein großer Schritt zur Vollendung — warum? dürfte leicht zu erklären ſeyn: Felix Mendelſohn Bartholdi iſt hier mehr ſelbſtſchaffender Genius. In ſeiner Ouvertüre zum Sommernachtstraum ſingt er nach, was Shakespeare

dichtete, und wie er es dichtete, das Klingen und Flüſtern der Lilienkelche, das Summen des guten Spinneweb, Titaniens ſüßes Gekoſe ſo ſüß duftig und zart wie's eine Elfenkönigin nur kann, dann das ſpießbürgerliche Brummen ihres coloſſalen eſelhaften Liebhabers -- alles lieb, ſinnig romantiſch ergötzlich wie Shakespeare es dichtete! eben deshalb merkt's auch bald Jeder, der den Shakespeare kennt: wer's gedichtet hat, den Sommernachtstraum das Stück und die Ouverture dazu. Aber wie geſagt: ſelbſt Dichter, tritt Felix in Meeresſtille und glückliche Fahrt auf, um ſo glücklicher, als ſchon ſein großes Vorbild Beethoven, Göthes Gedicht, herrlich wie alles was er von Göthe componirte! in Töne faßte. — Fährt Mendelſohn fort, ſo aus einem Guſſe zu arbeiten, wie hier, ſo ſich ſeinem eignen Dichtergenius überlaſſend, dann haben wir noch viel von ihm zu erwarten und ein guter Gott walte über ſeine Lebenstage: daß kein böſes Geſchick unſere ſchönen Hoffnungen vernichtet.

Dies mochten etwa die Empfindungen ſeyn, welche unſern Johannes beim Anhören des trefflichen Tonſtücks überkamen und ſie wurden nur unterbro-

chen durch das verdammte Händeklatſchen und enharmoniſche Bravoſchreien am Schluß. — Gott weiß wo die ſonſt ſo ſinnigen Deutſchen die Unſitte herhaben den reizendſten Leiſtungen dadurch ihren Beifall auszudrücken: daß ſie ihnen ein Charivari anhängen — ach! es iſt nur ein Schritt vom Erhabenſten zum Lächerlichſten!

Endlich legte ſich der abſcheuliche Lärm es ward ſtill — eine kurze Pauſe zwiſchen der Simphonie und der erſten Geſangsnummer. Jetzt trat Sie hervor und die junge Männerwelt fühlte ſich electriſirt, unſern Johannes nicht ausgenommen.

Es iſt zu ſagen, daß zur Zeit wo ſich dieſe ſchöne Hiſtorie begab in X-X ein leuchtendes Doppelgeſtirn am muſikaliſchen Horizont ſtrahlte, wie es vordem noch nie erſchienen war. — Zwei Mädchen, noch auf der Grenze zwiſchen Kind und Jungfrau bildeten es und es war unmöglich zu beſtimmen, welcher von Beiden der Preis gebühre. Sang auch Fiametta alle Sehnſucht eben erwachender Liebe mit rührender Innigkeit und Reinheit in's Herz hinein und ſtimmte es zu ſüßer Schwermuth — ſo riß auch Clelia's dithyrambiſche Gluth, die ans Wunderbare grenzende Meiſterſchaft womit ſie den Flügel

behandelte, gewaltſam mit ſich fort in ſchwindelnde Höhen! — Beide vereinigten aber faſt vollkommenſte Kunſtausbildung mit dem wahrſten unverfälſchteſten Gefühl, wodurch die Natur vorzugsweiſe das Weib im Lenz des Lebens begabt, daß es dem Manne als ein höheres Weſen erſcheint.

Fiametta trat vor — welche neue Arie von Pacitta, Roſſini, Bellini, ꝛc. ꝛc. wird ſie ſingen? ſo flüſterten die jungen Damen und Herren einander zu. — Aber einfach und dennoch wie himmliſch ſchön und ergreifend begann Fiametta des deutſchen Meiſters liebliche Weiſe:

„Roſe wie biſt du ſo ſchön.“

Als ſie geendet, währte es eine geraume Zeit, eh' der übliche Beifallsſturm losbrach, aber ſelbſt da als dieſer ſchon verhallt, glänzte noch in manchem Auge eine koſtbare Thräne wahren ungeheuchelten Gefühls.

Es würde zu weitläuftig ſein, meinen Leſern das ganze Concert beſchreiben zu wollen, vor allem aber Elelias, dieſen Abend ſich ſelbſt übertreffendes Spiel! — genug das Concert endete und Johannes glaubte ſich in den Himmel verſetzt, als Beide auf's innigſte miteinander befreundete Mäd-

chen, ihm beim Hinausgehen freundlich zunickten. Woraus denn wohl zu erſehen: daß er mit den Worten „Sie ſingt! Sie ſpielt!“ nicht Eine, ſondern alle Beide im Sinn hatte und in Beide von ganzer Seele verliebt war.

* * *

III.

Wie Johannes wieder in den Weinkeller ging und wen er dort traf; von einem Rezenſenten, der mit dem Namen Beethoven um ſich warf und ihn doch nicht verſtand. — Welch ein Laſter es ſey: auf Champagner bairiſch Bier zu trinken. Wie der Componiſt Rebert ſchwur: „der Teufel ſolle ihn holen!“ dann aber Maccaroni mit Parmeſan-Käſe beſtellte und eine Seelenmeſſe ſkizzirte. Das erſte Wunder.

* * *

Wieder auf der Gaſſe angelangt, fühlte Johannes ſich heftig beim Arm gepackt und eine krächzende Stimme ſchrie ihm in's Ohr: — „Nun, Göttlicher? was ſagen Sie? nicht wahr: himmliſch, überſchwenglich! — Welcher geben Sie den Preis, o geſchwind

Theuerſter! Ihre Anſicht! ich ſchreibe noch dieſen Abend eine Recenſion für's Tageblättchen! wüßten Sie nicht ein Verschen als Motto vorn an, oder eins hinten zum Schluß. Bitte! bitte!"

„Geht zum Teufel!" rief Johannes, ſich losreißend, dem Menſchen zu und ſprang davon, wieder nach dem Auſternkeller. Der Zudringliche aber ließ ſich nicht irre machen, ſondern ſprang hinterdrein, indem er fortwährend quäckte: „Ihr Urtheil Freundchen! ein Verschen ein Mottochen!" — ſo langten Beide in dem Keller an. „Sieht man Sie endlich wieder!" rief ein feiner junger Mann, mit einem gewaltigen Backenbart und einer funkelnden Brille unſerm Freunde zu. Ein Anderer aber, groß und voll, bewillkommte ihn mit dem traulichen „Du," reichte ihm das eben gefüllte Champagnerglas — und rückte die Bank was weniges hinab um den lieben Ankömmling neben ſich ſitzen zu laſſen; während deſſen der Zudringliche ſich in einen Winkel ſetzte, wo ein — wie es ſchien, ihm befreundetes Gemüth, ſchon einen Platz eingenommen hatte.

Der Mann mit der Brille — wir wollen ihn

bei ſeinem Vornamen Carlos nennen — fragte auf's neue: „Wo waren Sie denn ſo lange?“

„Im Concert,“ verſetzte Johannes.

„Vier Wochen lang?“ lachte Carlos — der Trauliche aber — ſein Name iſt Floreſtan — ſprach milde, indem er auf eigne Weiſe über das Glas hinſchielte: „Ei mein Johannes! Du ſcheinſt dieſen Abend wieder recht con amore zerſtreut. Johannes ſtrich ſich mit der flachen Hand übers Geſicht und ſeufzte tief. Floreſtan fuhr fort: „Nun Du brauchſt dich deshalb nicht zu ſchämen, heute Du, morgen ich, und übermorgen vielleicht Freund Carlos, indeß trink!“ — er reichte ihm ein neues Glas. „Sie lebe!“ rief Johannes feurig, indem er den Wein hinunter ſtürzte. —

„Welche meinſt Du?“ fragten Carlos und Floreſtan zugleich mit einiger Heftigkeit! —

„Oho!“ lächelte Johannes, Beide ſcharf fixirend, hat ſchon Einer von euch mir dieſe Frage beantwortet, wenn Ihr eine leben ließet? — indeß ich will ehrlich ſeyn: Laß' ich Eine leben ſo verſteht ſich's, daß die Andre mitlebt! ich denke immer an Beide zugleich! Beide ſind mir Eins.

„Das iſt ſtark!“ ſprach Carlos!

— „Man kann nur Eins wahrhaft lieben!“ fügte Florestan hinzu. —

„Ja!“ bestätigte Johannes — „aber Eins in Alles und Alles in Eins.“

Der Zudringliche hatte sich erhoben und sprach jetzt hinzutretend: „Um Verzeihung meine Herren, wenn ich störe! aber mein Freund Eusebeus wünscht sehnlichst, Ihre allerseits werthe Bekanntschaft zu machen. Er ist Kritiker von Fach und schätzt Sie Verehrteste allerseits von ganzer Seele. —“

Eusebeus war ebenfalls hinzu getreten; eine wenig einnehmende Figur mit einer noch weniger bedeutenden Phisiognomie. Die Rede des Zudringlichen aufnehmend fuhr er fort: „Ja, meine Herren! ich schätze Sie hoch und wünsche sehr, daß es mir erlaubt sein möge, mich Ihrem schönen Bunde anzuschließen. —“

„Ich hab' ihm gesagt,“ fiel der Zudringliche erläuternd ein — „daß sie eine Art Kunstorden errichtet haben, Hehehe! Davidsbündler!“ —

„So haltet doch das Maul!“ rief Eusebeus unmuthig, „und laßt mich ausreden!“ Der Zudringliche zog sich scheu zurück und Eusebeus, sich zu den Andern wendend, nahm seine Rede wie-

der auf: „Ja meine Herrn! ein Davidsbündler zu werden, wäre mein sehnlichster Wunsch und ich schmeichle mir: daß ich kein ganz unwürdiges Glied des Bundes abgäbe.“

„Sie irren sehr, bester Herr Eusebeus!“ entgegnete Florestan, „wenn sie meinen: es habe mit unserm Bunde irgend eine geheime Bewandniß. Da sey Gott vor! wir sind ehrliche Musikanten, was wir thun, reden, singen, blasen, hämmern und fiedeln, kann Jeder ohne Anstand mit anhören der Ohren hat.“

„Ohren habe ich!“ schob Eusebeus wohlgefällig ein, Florestan nickte bedeutend und schloß, was den Namen Davidsbündler betrifft, womit wir einander begrüßen, so ist das nur wie man zu sagen pflegt ein Witz von Wenigen unter uns und geschieht zu Ehren — oder wenn Sie wollen zur wehmüthig fröhlichen Erinnerung an einen verrückt gewordenen Freund, der David hieß und ein Maler war wie der große David in Paris, auch schlug er zu Zeiten die Harfe wie der König David in der Bibel und liebte wie dieser die Frauen anderer Männer ungemein. Aber wie gesagt: er schnappte endlich über, nur Carlos, Johannes und ich

kannten ihn perſönlich und wir drei ſind daher die Einzigen, welche als Davidsbündler einander ſich begrüßen.

Aeußerſt gemüthlich lispelte der Zudringliche indem er einen Ciggarro anbrannte, das Geſicht des edlen Euſebeus aber hatte ſich bedeutend verlängert:

„Alſo kein Schutz- und Trutzbündniß wider Widerſacher verbindet die Davidsbündler," fragte er mit gedehntem Tone.

„Ei! wer ſollten denn unſere Widerſacher ſeyn?" lachte Carlos. — „Wir meinens mit aller Welt gut, ſingen fröhlich, wie's uns ums Herz iſt und gönnen Jedem ſeine Weiſe — wen ſollten wir da als Feind betrachten können?"

„Alle Wiederſacher des unſterblichen Beethoven!" ſchrie Euſebeus mit dröhnender Stimme und ſchlug auf den Tiſch, daß die Gläſer klirrten! „Wer dieſen Heros nicht als ſolchen anerkennt, erhebt, belobt, vergöttert, der iſt kein Freund der Kunſt, kein Künſtler, kein Kenner, kein Menſch, ſondern ein Canibale."

„Sind Canibalen denn keine Menſchen?" fragte

der Zudringliche naiv, „ich habe doch in Funkes Naturgeſchichte geleſen —“

„Haltet das Maul!“ unterbrach ihn Euſebeus, der Zudringliche verſtummte und Euſebeus ſah die Andern triumphirend-fragend an.

Johannes aber tändelte eben mit der ſchlanken blanken Kellnerin — Carlos ſummte leiſe die Melodie eines neuen Liedes, nur Floreſtan hatte alles vernommen was Euſebeus vorgebracht und lächelte recht vergnüglich in ſich hinein.

„Hab' ich nicht recht?“ fragte endlich Euſebeus.

„Warum nicht?“ entgegnete gleichmüthig Floreſtan, „das Recht umfaßt das Reich der Unendlichkeit, jeder Menſch der nur recht ernſtlich will, muß am Ende das letzte Wort behalten — aber welches Werk des großen Beethoven halten Sie denn eigentlich für ſein gediegenſtes?“

Euſebeus ſann einige Augenblicke nach — brummte einige unverſtändliche Worte, warf den Kopf in den Nacken zurück, ſtarrte gen Himmel, ſtampfte mit dem Fuß und ſchnellte ſich mit dem Daumen etzliche Male vor die Stirn' — kurz, macht es eben ſo wie weiland der große Beethoven ſelbſt, wenn er ſich auf etwas ernſtlich beſann und es nicht

gleich treffen konnte. Endlich hatt' er's (nämlich nicht Beethoven, sondern Eusebeus) gefunden und entgegnete kurz und entschieden: „Christus am Oelberge."

Das war selbst für den guten Florestan zu stark, wie es wohl für jeden wahren Verehrer Beethovens zu stark seyn dürfte wenn er den Christus am Oelberge für dessen vollkommenstes Werk erklären hörte. — Florestan klopfte seinem Freunde auf die Achseln und bat: „Kommt mit nach Wolffs Keller! mich dürstet."

Johannes ließ die hübsche Schenkin und rief entsetzt: „Also willst Du wieder bairisch Bier trinken auf Champagner? schauderhaft! — Wann wirst Du es erkennen, welch ein abscheuliches Laster es ist, auf das duftigste flüchtigste Rebenblut schnöden Gerstensaft zu gießen. — O sprich mein Florestan! ist bei bairischem Bier je ein erhabener großer, freier Gedanke hervorgegangen? — scheint es Dir möglich, das Fiametta oder Françilla — wie Du sie nennen willst —!— ihr „„Rose wie bist du so schön!"" hinhauchen könnte, wie diesen Abend — daß Clelia — oder Clara — wie Du sie nennen willst! ihr „La ci darem la mano —

ſo ſpielen könnte wie ſie es ſpielt, wenn Beide eben ein Glas baierſch Bier getrunken hätten —? Nimmer mein Freund! — Aber der Kuß des Champagnergiſchtes wird ſie erwärmen, wie der erſte Kuß des Lenzes die jungfräuliche Erde! — Champagner war's, der unſern Mozart begeiſterte zum Don Giovanni! Champagner war's, in Baden-Baden getrunken, der das Thema der Paſtoralſimphonie dem großen Meiſter vorklingelte! Champagner war's, der meinem Herzensbruder Bonaventura Genelli im rauhen Norden alle Gluth des Südens zurückzauberte, daß er ſein furchtbar-liebliches Werk von den ſieben Todſünden entwarf! Champagner endlich begeiſterte unſern Freund Jean Pierre, daß er unſere Biographie aufzeichnete.

— „Bruder! Floreſtan! Engel! Teufel! willſt Du baierſch Bier trinken auf Champagner? —"

„Warum nicht? ſprach Floreſtan — „hernach, trink' ich wieder Champagner, da gleicht ſich alles aus! aber kommt, kommt! denn hier iſt ſchlecht Hütten bauen. —" Er zog die Freunde fort — Euſebeus blickte ihm giftig nach und murmelte: „Wart' nur! ich werde Deine Toccata vornehmen."

Erſtes Wunder.

Es war Abend — in Giacintas Stübchen flimmerte traulich das Lämpchen, traulich und freundlich wie's nur je ein Lämpchen konnte im Stübchen des ſchönſten ſechzehnjährigen Kindes. Giacinta aber war nichts weniger als heiter geſtimmt. — Zehnmal ſchon war ſie aufgeſprungen an's Fenſter gelaufen und hatte hinausgeſchaut nach dem Geliebten. Aber es hatte fünf geſchlagen und er war nicht gekommen! es ſchlug halb ſechs und er kam nicht! es ſchlug ſechs und er kam noch immer nicht.

Da verlor ſie endlich die Geduld, fing vor Aerger an zu weinen und ſchwur hoch und theuer: den Verräther nie mehr zu ſehen, ihm den Abſchied zu geben, ihn — — die Thüre öffnete ſich und Louis trat ins Zimmer.

„Da bin ich, meine Giacinta!" rief er fröhlich und wollte, nach alter Weiſe, einen herzhaften Kuß auf ihre friſchen Lippen drücken.

Sie jedoch ſtieß ihn zurück und entgegnete ſpöttiſch: „Ei! über das große Glück, daß Ihr endlich wirklich da ſeid Sennor Loudowigo! — aber Ihr könnt nur wieder gehen woher Ihr gekommen ſeid."

„Weißt Du denn woher ich komme?" fragte

Louis ſchalkhaft, indem er ſie mit ſeinen lachenden Augen anſchaute. —

Giacinta ſchlug die übrigen nieder und verſetzte unmuthig: „Sicher doch von eurer Landsmännin, der Primadonna, Elodie! oder denkt Ihr etwa ich wüßte nicht, wie Ihr ſie tröſtet über den Tod ihres Mannes?“

„Nun! und was wäre dabei für Unrecht?“

„Ha! Elodie iſt ſchön!“

„Allerliebſt! —“

„Ich möchte ſie vergiften,“ rief Giacinta, boshaft mit dem Füßchen ſtampfend.

„Ei, Mädchen! und Warum?“

„Und Ihr könnt noch fragen? — Traditore!“ — ſie warf ſich weinend in den Sopha.

„Trotzkopf!“ lachte Louis und ſetzte ſich neben ſie. Sie wollte ihn zurückſtoßen, er aber ergriff ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz, bedeckte ſie mit Küſſen und flüſterte ſchmeichelnd:

„Mein engliſches Teufelchen! mein ſüßer Quälgeiſt! mein geliebtes Mädchen — Giacinta! — Komm! adiam! ſey vernünftig. — Fühl' her, mein Herz, wie es nur für Dich ſchlägt! — Blick' mir in's Auge mein ſüßes Leben! es iſt ein treuer Spie-

gel und wird Dir ſagen: wie ſchön Du biſt! Und wenn meine Giacinta das nur erſt ſo auswendig weiß, wie andre hübſche Mädchen, ſo wird ſie auch endlich einſehen, daß ihr Loudowigi keine And're ernſtlich lieben kann, als ſie und immer nur ſie."

Giacinta erhob ein klein wenig das Köpfchen, trocknete ſich mit der Schürze die Augen, und fragte, noch etwas weinerlich: „Wo war't Ihr denn aber ſo lange?"

„Wo Du ſagteſt, mein Liebchen! bei Elodien."

„Könnte Sie denn nicht ohne Euren Troſt leben?„

— „O! gewiß!" —

„Warum tröſtet denn aber Ihr ſie?"

„Weil das chriſtlich iſt, Giacinta."

„Hm! Ihr ſeid doch in anderen Dingen eben nicht der eifrigſte Chriſt."

„Das liegt wahrlich nicht an mir, ſondern an den andern Dingen!"

„Ei! wie ſo?"

„Je nun! weil ſie nicht ſo angenehm ſind, als: eine ſchöne Wittwe tröſten. — Sey nicht böſ' Giacinta! höre mich! —"

„Nein! Ihr ſeid perfid! — Ihr liebt mich

nicht! — Wenn Ihr mich liebtet, ſo würdet Ihr euch keine Freude draus machen mich zu martern, indem Ihr mit jedem hübſchen Mädchen ſchön thut. — Wenn Ihr mich liebtet, würdet Ihr thun was ich wünſche. —

„Das werde ich bleiben laſſen!“ fiel lachend Louis ihr ins Wort, „denn du wünſcheſt jeden Augenblick etwas Andres.“

„Ihr lügt!“ entgegnete Giacinta heftig — „Ich habe nur einen Wunſch: daß Ihr mich allein liebt, daß Ihr mit keinem andern Weibe, das jung und hübſch iſt von Liebe ſprecht! — daß Ihr —“

„Siehſt Du mein Kind! — das ſind ſchon zwei Wünſche! und was für welche!! — Am Ende wünſcheſt Du noch gar, daß ich Dich heirathe.“

„Ei Sennor! und wäre das etwa ein ſo großes Unglück!“

„Das größte für uns Sennora! — O mein Liebchen! glaube mir doch nur: Ehe iſt das Grab der Liebe! Zudem bin ich Künſtler.“ —

— „Leider!“ —

„Das iſt Dein Ernſt nicht, Giacinta! — Du biſt das ſchönſte liebenswürdigſte Mädchen, das ich kenne.“ —

„Schmeichler! —“

— „Und unſer ganzes Leben kann zur reinſten, ſchönſten Poeſie ſich geſtalten, wenn wir's verſtehen zu genießen! O über die Thoren, die ſich abmartern es zu verſtehen und alles nur hübſch beiſammen halten wollen, und auf wie lange, wenn es hoch kommt? Freilich! immer zu lange für das Leben! — — Nur die Kunſt iſt ewig! — Die Ewigkeit der Liebe wie des Lebens beſteht im Wechſel und in ihm nur währt der Genuß! —“

„Wir haben uns nicht und haben uns um ſo inniger! Ich fliehe Dich, damit ich Dich wieder finde und Du mich! Und küſſ' ich ein anderes Mädchen — ich find' ich immer daß kein Kuß auf Erden mich ſo beſeeligt, als der Kuß meiner Giacinta! meiner einzigen Giacinta, die ſo artig mit mir zankt, mich ſo treu liebt und ſo feurig küßt.“ —

„Böſewicht!“ rief Giacinta lächelnd, faßte ſein Haupt mit beiden Händen und küßte ihn. --

Die Lampe erloſch.

* * *

Intermezzo.

Mondlicht erhellt das Stübchen, das Fenster ſpringt auf; Roſen- und Lilienduft ſtrömt herein. Puck erſcheint.

Puck.

Herr König und Frau Königinn!
Herein.
Ihr Elfen und ihr Elfinnen!
Herein!
Ein Liebespärchen hat ſich hier
Verſöhnt!
Ruht Arm in Arm durch Liebeskuß
Verſchönt.
Herr König und Frau Königinn!
Herbei!
Daß euer Fried' auch hier geſchloſſen ſey.

* * *

Chor der Elfen und Elfinnen.

Leiſe, leiſ' bei Mondenſchein,
Schlüpft ins Kämmerchen hinein;
Wo ſie Arm in Arm' ſich wiegen
Seeligkeit in langen Zügen
Mund an Munde ſchlürfen ein.

Titania und Oberon (erſcheinen).

Titania (zu Oberon).

Blick' auf dieſes Pärchen hin! —
Kannſt Du —
Kannſt Du Deiner Gattin zürnen?
Kannſt Du zürnen? —
Kannſt Du mir noch zürnen?! —

Puck (zum Chor).

Das behaget eurem Sinn,
Gelt? ihr Buben und ihr Dirnen?
Das behagt euch? —

Titania.

Laß mein Flehen Dich erweichen!
Gönne mir ein Liebeszeichen:
Laß uns, vereint, von dieſem Paar
Wenden jegliche Gefahr!

Oberon.

Wohl o Königinn, es ſey!
Lange kenn' ich dieſen Knaben,
Und die beſten meiner Gaben,
Hab' ich ſegnend ihm verliehen.
Wird dies Mädchen würdig ſeyn
Daß er ganz ihr angehöre,

Dann, Titania! — ich ſchwöre
Bin ich liebend wieder — Dein.
(Verſchwindet).

Titania: (fröhlich)
Ha! Ihr Elfinnen! geſchwind!
Segnet mir das liebe Kind!
Unſre beſten, ſchönſten Gaben,
Sie zu ſchmücken, bringt herbei. (Verſchwindet).

Puck.
Und vergeß't nur nicht die Treu'!
(Verſchwindet).

Chor der Elfen und Elfinnen.
Leiſe, leiſ' bei Mondenſchein,
Tanzt den luſtigen Ringelreig'n! —
Paar und Paar umſchlinge ſich:
Elfen Knabe!
Elfen Mädchen! } liebſt Du mich? — —

* * *

Was in Menſchenbruſt ſich regt:
Liebe — Lieb' das All bewegt! —
Mondenglanz und Blumenduft!
Erde, Feuer, Waſſer, Luft!
Sey es groß und ſey es klein:
Alles!

Alles ſchließet Liebe ein,
Alles! —
Leiſe, leiſe!
Leiſe, leiſe
Singt die zarte
Elfenweiſe!
Wenn die andern Stimmen ſchweigen,
Wenn kein böſer Lauſcher wacht;
Schlingen wir den Elfenreigen,
Bis der Zauber iſt vollbracht:
„Mondbeglänzter Zaubernacht.“
Schwebet her!
Schwebet hin!
Wohlgemuth!
Mit leichtem Sinn!
Hin! — hin — hin — —.
(Sie verſchwinden.)

* * *

IV.

Welches das letzte Capitel iſt. Wie der Dichter Johannes Execution wegen rückſtändiger Perſonenſteuer bekam, zu ſeinem Verleger lief und zwei Flaſchen Wein trank. Wie der Studioſus Gottlieb

Schumanns Variationen über das Thema A. B. E. G. G. spielte und auf glänzende Weiſe damit durchfiel. Das zweite, letzte und größte Wunder, nämlich: wie der Autor plötzlich ſein Capriccio aus purer Caprice abbricht und dennoch zur Zufriedenheit aller Leſer beſchließt. Ein ſchönes hier noch nie produzirtes Stück.

* * *

Johannes ſtand eben vor ſeinem Spiegel und ſteckte ſich ſeine brillantne Buſennadel — ſein Stolz und ſeine Freude, vor, als ein Gefreiter von der Jäger-Compagnie, welche in X-X in Garniſon lag oder ſtand, ins Stübchen trat und alſo ſprach:

„Ergebenſt zu melden: daß ich wegen rückſtändiger Perſonenſteuer von Lätare bis Bartholomäi Summa 3 Thaler 12 gute Groſchen geſchärfte Execution melde. Executionsgebühren bis heute: fünf Thaler ſechzehn Groſchen, welche unfehlbar bei Androhung geſchärfter Execution und Pfändung, an dem Kreisſteueramte hieſelbſt zu entrichten ſind.“

Damit wandte ſich der Gefreite, machte links-um und marſchirte mit unerſchütterlicher Gravität ab.

Johannes blickte ihm mit verzweifelndem Gleich-

muth nach, klopfte an ſeine leeren Taſchen und ſprach: „Unfehlbar, wenn mir's nicht an Gelde fehlte.“ Er ging mit haſtigen Schritten im Zimmer auf und ab, da erklang es neben an wieder:

„A. B. E. G. G.“

Johannes fuhr empor; „dem wird das verdammte Hämmern von heut' an vergehen!“ jauchzte er. „Nur fort zum Verleger und — Vorſpann!“ Er ſtülpte den Hut auf den Kopf und eilte durch die finſtern Gaſſen zu ſeines Verlegers Haus.

Freundlich empfing ihn der Gute, war zu jedem Liebesdienſt bereit, als aber Johannes auf den „Vorſpann“ zu ſprechen kam verlängerte ſich ſein — ohnedem ſchon langes Geſicht — noch auf merkliche Weiſe.

Doch er faßte ſich, da er den Wildling von Poeten bei ſeiner ſchwachen Seite zu faſſen wußte; ohne ein Wort zu ſagen ſchob er ihm ſtatt der verlangten zehn Friedrichsd'or deren zwei hin und ſtellte zwei Flaſchen Wein daneben, ächten Eilfer Johannisberger.

Johannes ſchaute ihn mit großen Blicken an, griff dann aber mechaniſch nach einer Flaſche; als er ſie entkorkt (er nannt' es in der Regel deſlori-

ren) erheiterte ſich ſein Geſicht, er ſchob die zwei Friedrichsd'or in die Taſche und leerte mit rapider Schnelligkeit beide Flaſchen. Bei der erſten ſeufzt' er „Fiametta!" und bei der Zweiten „Clelia!" und hätt' er eine dritte gehabt, ich glaube, er hätte Giacinta geſeufzt.

Dann ſtand er auf und ging ins Conzert, welches Tyroler Alpenſänger veranſtaltet hatten und worin der Studioſus Gottlieb ſeine Variationen ſpielen wollte. Fiametta, Clelia, Floreſtan und Carlos begrüßten ihn fröhlich als er in den Conzertſaal trat. Die hübſchen friſchen Aelplerliedchen von friſchen, hübſchen Stimmen anſpruchslos vorgetragen, hatten alle ergötzt und in heitere Stimmung verſetzt.

Jetzt aber trat Gottlieb vor, im

ſchwarzen Rocke,
ſeidnen Strümpfen,
weißen, höflichen Manſchetten,

machte drei hübſche Diener und ſetzte ſich ans Inſtrument.

Es genügt zu ſagen, daß Gottlieb ein Herzens guter Junge, aber was die Virtuoſität betraf, ein ſchlechter Muſikant war. Der Leſer mag ſich alſo denken wie es dem armen Teufel erging, als er's

unternahm in X-X Schumanns Variationen über den Namen Abegg zu ſpielen! ſein Fiesco war unerhört ſchon nach der erſten Variation; aber er ließ ſich nicht irren und ſpielte alle durch auf Tod und Leben. — Der Componiſt ſtand dabei und lächelte, wie Einer lächeln mag, wenn man ihm geſchmolzenen Schwefel über den Rücken gießt, oder Einer in ſeiner Geſellſchaft, wenn er von einem Floh geſtochen wird und ihn nicht wegjucken darf.

Endlich war das Conzert zu Ende. — Der Componiſt athmete tief auf, Euſebeus hohnlächelte und notirte, Floreſtan bot Clelien ſeinen Arm, Johannes den ſeinen der holden Fiametta; Carlos ging etwas melancholiſch einſam hinterdrein; der Zudringliche folgte ihm, indem er fortwährend rief: „Einzig! Göttlich! himmliſch! auf Seele!“

An der Thüre angekommen ſchrieen aber plötzlich Floreſtan, Johannes und Carlos laut auf, denn ſie erblickten ihren David, ihren vielgeliebten Freund! —

„David!“ riefen ſie jauchzend, indem ſie ihn ſtürmiſch umarmten: „David! Großmeiſter aller Davidsbündler! Du lebſt und biſt nicht verrückt worden? Herzensjunge ſprich.“

„Ich bin — entgegnete Ludwig — denn nie-

mand anders war jener David — „Ich bin Gott-lob! ſo ziemlich zur Vernunft gekommen und dies meine Freunde — er zog ein wunderliebliches blühendes Weib zu ſich heran — und dies iſt meine liebe Hausfrau:

Giacinta.

Orest.

Ein Nachtstück.

I.

— — „Ich bin Dein Sohn!“ rief Oreſt in langgehaltenen Tönen der entſetzten Clytämneſtra entgegen; von ſeinem Schwerte getroffen, ſank ſie zu Boden! — Ein dumpfer Schreckensſchrei des Chors. — Der Vorhang fiel, und die Oper war zu Ende.

Lauter Beifall lohnte das wohlgelungene Streben des Componiſten, und um ihn möglichſt zu ehren, rief die verſammelte Menge ihn heraus.

Es ſchien aber, als habe dem Künſtler dergleichen vorher geahnet, und als ſei er kein Freund ſolches maſſiven Triumphs; denn, nachdem das Publicum genugſam geſchrien, und mit Händen und Füßen handirt hatte, trat endlich — nach §. 779 der fürſtlichen Hoftheatergeſetze, ſchwarz gekleidet, in Schuhen und Strümpfen, den Claquehut unterm Arm und den Degen an der Seite, der dritte Regiſſeur hervor, und zeigte an: „daß il compositore das Opernhaus bereits verlaſſen habe!“ worauf

er ſich, mit den üblichen Verbeugungen wieder zurückzog.

Das Publicum applaudirte, und ſchrie noch ein Weniges, dann verlor es ſich ebenfalls aus dem Kunſttempel, ſummend und brummend — kriti- und mediſirend, letzteres Beides über das neue Werk und den jungen Lothario — ſo hieß der Componiſt.

II.

„Den ſchönſten guten Abend, meine Herren!“ rief der Signor Dominico Paraveſi, Eigenthümer des vielberühmten Italiener-Kellers, drei eben eintretenden jungen Männern zu. — „Nun? wie iſt es ausgefallen? — Fürtrefflich ſonder Zweifel! Furore! wüthendes Applaudiſſement! — ſtürmiſcher Hervorruf! Capellmeiſterdiplom! gnädiges Handſchreiben! goldne Doſe! — Brillantring! Buſennadel! — wie?“

„Halt ein!“ ſchrie der Aelteſte der drei jungen Herren, — „halt ein, edler Dominic!! Nichts von Allem, was Du da ſagſt, hat bis dato unſern Lothario betroffen, Applaudiſſement und Hervorruf ausgenommen! wovon indeſſen die Capaunen nicht

fett werden, wie Du weißt, obgleich Du den Shakspeare nie gelesen hast.“

„Dazu bedarf es keiner Sterne mehr!“ parodirte der lustige Wirth und bewies damit, daß er wenigstens den Schiller gelesen habe. —

Die Freunde lachten und setzten sich an das wohlbekannte Tischchen, wo schon der flinke Kellner, bekannt mit seinem Amt und seinen Gästen, den besten Burgunder aufgesetzt hatte.

„Wenn es übrigens wahr ist“ — sprach der Jüngste zu dem Aeltesten — „wenn es wahr ist, Freund Floreſtan! daß von dem Beifall der Menge weder die delicaten Caupaunen, noch der sehr ehrenwerthe Kohl fett werden, so halt' ich denn doch dafür: daß besagter Beifall für einen Künstler nicht so ganz und gar zu verachten sei — Künstler sind Menschen, der beste und gescheidtste Mensch aber laborirt — er mag's läugnen, wie er will, immer an einiger Eitelkeit, die ihre Nahrung verlangt, und wenn eben keine Ambrosia vorhanden, mit schlichter Hausmannskost vorlieb nimmt. Ja! ich kenne sogar fette Künstler und Künstlerinnen, welche, wenn auch die Hausmannskost rar wird, mit dem verlornen Sohn um die Wette Treber fressen, und diese

Maſt mit klingender Münze theuer bezahlen! z. E. Spontini, Meyerbeer, der alte Eſtlair, viele Sänger mit und ohne Namen — ſelbſt die Elsler's, deren zarte Füßchen bekanntlich kaum den ſchnöden Erdboden berühren — mußten der Natur in dieſer Hinſicht ihr Recht wiederfahren laſſen."

„Ha, braver Apotheker!" lächelte Floreſtan dem Signor Dominico zu — „Dein Trank wirkt ſchnell! kaum hat unſer Theodor davon genippt und ſchon geräth er in einen Anfall von Philoſophie."

„Nichts Philoſophie!" verſetzte Theodor — „Inſtinkt! Inſtinkt, womit die Ironie des Schöpfers alle lebende Weſen begabte! das Kätzchen ſpinnt, der Hund wedelt, wenn man ihnen ſchmeichelt — und ſelbſt mein Stiefelputzer, der doch ſonſt — mit Beethoven zu reden — von Gott das Glück hat, der größte Eſel zu ſein, iſt nicht unempfindlich, was den Beifall ſeiner Kunden betrifft."

„Prachtworte!" lachte Floreſtan. — „Nun, wir wollen hoffen; daß auch Lothario kein Uebermenſch iſt, ſo wie: daß etwas von dem wahr wird, was Signor Dominic zu faſeln geruhte, und wenn Du, als ſinnreicher Verfertiger (oder Poet, „wenn das ſchöner lautet!") des Textbuches nicht wenigſtens den Orden

des grünen Starmatzen dritter Classe erhältst, so verdient das Hofmarschallamt von Scheerau, daß der Himmel einfällt, so weit das Land reicht.“

„Der Orden mag immerhin wegbleiben,“ sprach Theodor, „und der Himmel unverückt! aber Du, Lothario, magst mir jetzo sagen: ob Du mit dem Buche zufrieden bist.“

„Bist Du's mit der Musik?“ entgegnete der Gefragte, indem eine leichte Röthe sein bleiches Gesicht überflog.

„O!“ rief Theodor, indem er in die Höhe fuhr — „das ist nun eine seltsame Frage! — mir ist ein neues Reich aufgegangen, voll herrlicher Wunder — aber mit der Lust mischt sich unwillkürliches Grausen, der letzte Schreckensruf zittert mir noch durch Mark und Bein! Mensch! woher hattest Du diese Klänge?“

„Aus Deinem Textbuche,“ warf gleichgültig Lothario hin.

„Verzeihe, mein Freund!“ fiel Floreſtan ein, eh' Theodor noch antworten konnte. — „Verzeihe, aber dem muß ich gradezu widersprechen! Theodor (in vollem Ernst sag' ich das), hat Dir ein, in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Gedicht geliefert, aber warst Du es nicht, der ihm den Stoff angab?“ —

„Und eben den Schluß!“ rief Theodor dazwiſchen — „und eben die Worte: Ich bin Dein Sohn!“

„Somit mein' ich nun,“ fuhr Floreſtan fort — „die Muſik ſei in Deinem Innern ſchon vollendet geweſen, eh' Du unſern Theodor um den Text angingeſt — und ich möchte ſchier ſeine Frage wiederholen, ohne daß Dir dabei der närriſche Herzog und Meiſter Ludwig einfallen dürften.“

Lotharie ſchaute düſter vor ſich hin und verſetzte erſt nach einiger Zeit, während welcher die Andern erwartungsvoll auf ihn blickten: „Und was wär' es denn weiter? ein Ideal trägt wohl jeder Künſtler mit ſich herum und hegt und pflegt es ſorgſam, bis er endlich, wenn das Glück gut iſt, es außer ſich geſtaltet.“ —

„Nun ja! ich will es Euch bekennen: längſt ſchon klang dieſe Muſik mir im Innern wieder und wohl in allen meinen folgenden Werken dürften ſich Anklänge davon finden — wenn ich noch welche erſchaffe.“

„Was ſoll dieſer Nachſatz?“ fragte Floreſtan, „Du gedenkſt doch jetzt nicht ſtehen zu bleiben am Beginn der glänzenden Bahn, die durch Dein erſtes Werk ſich Dir erſchloſſen?“

Lothario ſeufzte und antwortete nicht.

Theodor aber ſtimmte dem Freunde bei: „Es wäre arg, wenn Du jetzt ſtillſtehen, oder gar umkehren wolletſt!“

Da flammte Lothars Auge mit wunderbarem Ausdruck. „Umkehren?“ wiederholte er mit lauter Stimme — „nein! vorwärts! — die Bahn iſt gebrochen, Ihr habt Recht — vielleicht in einem andern Sinne als Ihr glaubt — aber vorwärts! vorwärts!“ Er ſtieß mit ſeinen Freunden an und ſtürzte ſein Glas auf einen Zug hinunter.

„Du biſt heute Abend ſeltſam!“ rief Theodor kopfſchüttelnd, und Floreſtan griff bedenklich nach Lothario's Hand, ihm den Puls zu fühlen, darüber lachte der aber laut auf:

„Laß nur gut ſein, Leibarzt! krank bin ich nicht! — Trinkt und ſeid fröhlich.“ —

„Ja, trinken Sie und ſeien Sie fröhlich!“ ſprach weinerlich Dominic — und reden Sie wie ſonſt! Dio! da hör' ich Ihnen ſchon eine halbe Stunde zu und verſtehe kein Wort! Wo ſind Ihre luſtigen Schwänke, wo die ſchönen Witzfunken, welche ſonſt meinen dunklen Keller in das hellſte Licht verſetzten? — Weh, wenn die andern Gäſte kommen und Sie

fortfahren in Ihrer Unterhaltung aus Cis-Moll! — aber das thut der ſchwere Burgunder! — trinken Sie Champagner, meine Herren! Champagner!"

„Nur her damit!" rief Theodor, und alsbald ſtand Champagner an der Stelle des Burgunders.

„Wenn ich Champagner trinke," ſprach Theodor, indem er den Giſcht von dem erſten Glaſe ſchlürfte, „ſo iſt es mir ganz unmöglich, nicht an ſchöne Mädchen zu denken, und ſie hoch leben zu laſſen! — Was wäre das Leben ohne dieſen Göttertrank und Mädchen? Viva! — die ſchöne Angela, die ihren Namen mit Recht trägt! — Bei Gott! es iſt ein Engel! und ich preiſe mich ſelig, daß ich ſie malen darf."

„Welche Angela meinſt Du?" fragte Lothario, zerſtreut, wie es ſchien.

„Nun, welche ſonſt, als die junge Baronin von Wellau?"

„Die Tochter der fürſtlichen Maitreſſe?"

„Ei, Lothario! rede nicht ſo vermeſſen!"

„Iſt's doch wahr!"

„Wenn auch! es zu ſagen, könnte hier allerlei Unannehmlichkeiten nach ſich ziehen. — Se. Durchlaucht verſtehen in dieſer Hinſicht weder Spaß noch

Ernſt und die Freifrau eben ſo wenig! auch iſt's ja bekannt, daß ſie ihm an linker Hand angetraut iſt — und wäre das Alles nicht, Angela iſt und bleibt ein Engel! und die Mutter auch noch immer ein ſchönes Weib."

„Clytämneſtra! murmelte Lothario vor ſich hin.

„Warum nicht gar!" lachte Theodor, „ſie iſt nichts weniger als grauſam! das könnte — müßt' er ſonſt nicht ſchweigen — hier unſers Doctors Mund bezeugen."

Eben ſchickte, ärgerlich über dieſen treffenden Witz, Floreſtan ſich an zu antworten, als ſein Bedienter in's Zimmer ſtürzte. „Der Herr Medicinalrath möchten doch Augenblicks zur Freifrau von Wellau kommen," keuchte er; „ſie hat Zufälle!"

„So ſpät noch? das iſt auffallend!" bemerkte boshaft-lächelnd Theodor. — Floreſtan, ohne ein Wort zu erwidern, ſprang auf, reichte dem Lothario die Hand, klopfte Theodorn lächelnd auf die Achſel und folgte dem Diener.

Lothario erhob ſich gleichfalls. — „Bleib' doch," bat Theodor; „es iſt noch ſo früh" — aber Jener entgegnete: „Auch ich habe noch einen Gang vor —

doch morgen erwart' ich Dich und will Dir Rede ſtehen und ſelbſt Dich fragen," ſomit ſchied er.

„Iſt denn heute die ganze Welt melancholiſch worden?!" rief unmuthig der Maler — „und Deine andern Gäſte, Dominic, kommen, ſcheint's heute auch nicht mehr! allons! leiſte mir Geſellſchaft bei der Flaſche —"

„Si Signor!"

„Und erzähle mir von dem ſchönen Lande, wo die Citronen blühen und die Maccaroni floriren und die Schwarzbäuche dem göttlichen dolce far niente fröhnen."

„Si Signor!"

III.

„Ich bin beſtürzt, meine Gnädigſte!" ſprach der gewandte Leibarzt, indem er zur ſchwellenden Ottomanne trat, worauf die Freifrau von Wellau in leichter Nachtkleidung nachläſſig hingeſtreckt ruhte.

Die ſchöne Frau richtete ſich halb empor und lispelte, indem ſie die weiße Hand ihm entgegenſtreckte: „Ohne Noth, Doctor! nur ein leichter Anfall von

Migräne. — Aber ich ließ Sie rufen, um Sie zu fragen —" ſie ſtockte.

Der Leibarzt lauſchte einige Secunden, daß ſie fortfahren würde; — allein ſie ſchwieg, und mit ſchmeichelndem Tone fragte er: „Nun Gnädigſte?"

Noch einige Augenblicke ſchwieg die Baronin, dann, das weiße, geſtickte Tuch, welches ſie in der Hand hielt, an die Augen preſſend, flüſterte ſie kaum hörbar: „Seit wann kennen Sie den Componiſten der heut aufgeführten Oper?"

Ein Lächeln, des Mephiſtopheles würdig, zuckte um Floreſtan's Mund! aber im Ton ſeiner milden Frage erwiederte er: „Seit dem Tage ſeiner Ankunft, wo unſer Wildfang Theodor mich mit ihm bekannt machte."

„Theodor kennt ihn alſo länger als Sie?" fragte die Baronin eifrig.

„Faſt eine Viertelſtunde!" war die drollige Antwort — die Baronin ſchaute ihn lächelnd an, er fuhr fort: „Sie wiſſen, Gnädigſte! wie ſchnell Theodor Bekanntſchaften anknüpft — Lothario's wahrhaft ſchöner Kopf fiel ihm ſogleich auf, ich fand Beide, als ich hinzutrat, — es war im italienſchen Garten — ſchon als Duzbrüder und ward, wohl oder übel,

noch am ſelbigen Abend der Dritte in ihrem Bunde.“

„Lothario ſcheint ernſter Natur.“

„Er iſt es! ein tiefer Schmerz, das weiß ich gewiß, wühlt verſtörend in ſeiner Bruſt.“

„Wodurch erzeugt?“

„Ja, das ſagt er nicht, ſo wie wir denn überhaupt nicht wiſſen, wie wir mit ihm daran ſind! — Wie heißt er? Lothar — was iſt er? ein bedeutender Componiſt! woher iſt er? man weiß es nicht! — wer waren ſeine Eltern? das iſt unbekannt — ſo Gräfin! läßt ſich der ganze Katechismus des Capellmeiſters Kreisler auf ihn anwenden, nur mit dem Unterſchiede: daß Lothar noch weniger Auskunft über ſich und ſeine Verhältniſſe giebt, als jener fabelhafte Enthuſiaſt.“

Nachdenklich ſenkte die Baronin ihr ſchönes Haupt und murmelte vor ſich hin: „Seltſam! dieſe Aehnlichkeit — ſein Blick — ſein Lächeln.“ — Dann ſich raſch zum Arzt wendend, ſprach ſie kurz ab: „Ihr junger Freund intereſſirt mich! — Bringen Sie ihn morgen früh mit her! — Ich will ihn kennen lernen. Adieu!“

Floreſtan küßte die ihm dargebotene Hand und empfahl ſich.

Nicht wenig ſtaunte Lothario, als er in ſein Zimmer tretend, Floreſtan gewahrte, welcher ihn lachend begrüßte.

„Wie ſteht es mit Deiner Kranken?“ fragte er.

„Gut!“

„Hm! Du biſt ein Wunderdoctor.“

„Ich hoffe,“ entgegnete Floreſtan unbefangen, „ich hoffe, daß Du Theodors boshafte Anſpielung nicht für Ernſt genommen haſt. Wie der gute Graziano, redet er oft unendlich viel Nichts! und ſagt er ja einmal ein ſinnreiches Wort, ſo darfſt Du es keineswegs in dem Sinne nehmen, wie er es vorbringt. — Weißt Du übrigens, weshalb ich Dich dieſen Abend noch aufſuchte? — gib Dir keine Mühe, es zu errathen, Du riethest doch fehl! Höre, ſtaune, ich ſoll Dich morgen früh mit zur Baronin Wellau bringen, ſie findet Dich intereſſant und will Dich kennen lernen.“

Lothario fuhr ſichtlich zuſammen, eine dunkle Röthe flammte auf ſeinen Wangen und verſchwand ſchnell wieder. — „Das iſt mir lieb!“ rief er — und die Worte klangen wie ein verhaltner, jubelnder Hohn.

„Der Teufel werde aus Dir klug!“ brummte

Floreſtan, „kaum iſt es eine halbe Stunde her, daß Du ſie geradezu als eine Maſſette bezeichneteſt — ſo daß ich, wie ich Dich zu kennen glaube, vermeinte: Du würdeſt Dich gegen jede Annäherung aus allen Kräften ſträuben und nun finde ich Dich willig, die Bekanntſchaft zu machen — ja faſt erfreut?“

„Ei!“ rief Lothario keck. „Ich wüßte nicht, was da zu verwundern iſt! — Iſt ſie nicht tugendhaft, ſo iſt ſie doch ſchön, wie Freund Theodor ſehr richtig bemerkte — und ich will nicht rechten mit der Freifrau, daß ſie eine freie Frau iſt.“

„Es ſcheint faſt, als wiſſeſt Du die Geſchichte ihres frühern Lebens,“ fragte Floreſtan forſchend.

„Ich? ich weiß nichts! — was wird auch an der Geſchichte ſein? — derlei Geſchichten gleichen ſich mehr oder minder.“ —

„Dieſe nicht!“

„Nun, ſo erzähle ſie mir.“

„Ja und mit wenig Worten! Julia war die Gattin eines Beamten, der ſie und ſeine beiden Kinder ſchwärmeriſch liebte. — Unſer Fürſt, damals noch Erbprinz, ſah ſie, verliebte ſich in ſie und ſie ergab ſich ihm; verließ Gatten und Kinder, und als Erſterer darüber laut wurde, ward er ſeines Amtes

entſetzt und aus dem Lande gejagt. — Es iſt jetzt 17 Jahr her! — im Wahnſinn endete der Mann als Selbſtmörder; der Sohn iſt verſchollen und die Tochter ſtarb vor Jahr und Tag in einem Hoſpital, nachdem Noth und Verführung ſie vorher der Schande geweiht hatten.“ —

„Sagt' ich's nicht?“ lächelte Lothario, „eine gewöhnliche Hiſtorie! Nun, morgen begleit' ich Dich.“

IV.

Nach einiger Zeit wußte es die ganze Reſidenz, der junge Lothario ſei der erklärte Liebhaber der Freifrau von Wellau, und die Damen, die alten ſo gut, wie die jungen! konnten nicht müde werden, über ſolch' ſcandalöſes Verhältniß zu reden, und es zu verdammen, wie das ſo Sitte iſt unter den Weibern, wenn Eine ſündigt und die Andern mit dem Zuſchauen ſich begnügen müſſen.

„Es iſt abſcheulich,“ riefen die Mädchen, „einen ſo jungen Menſchen zu verführen — die arme Frau, wenn er einmal heirathet!“ —

„Und daß der Fürſt es nicht merkt — das iſt

mir unbegreiflich!“ ſprach eine Dame, deren Gatte — leider! ein nur zu ſcharfer Beobachter war.

„Glauben Sie denn, meine Gute, daß er es nicht merkt?“ fiel hier eine ſechzigjährige Comteſſe ein. „O du guter Gott! er merkt es ſo gut wie irgend Einer! aber wiſſen Sie, meine Beſte, wie dieſe Wellau ihn in ihren Stricken hat, zudem (im Vertrauen!) befinden ſich Seine Durchlaucht in bedenklichen Umſtänden, und der Leibarzt muß täglich ein neues Recept ſchreiben, da mag dem Herrn denn wohl Vieles gleichgültig erſcheinen, worüber er früher in den größten Zorn gerathen ſein würde! Aber denken Sie an mich, meine Gute! dennoch nimmt die Geſchichte ein Ende mit Schrecken.“

„Wie wäre denn das anders möglich!“ entgegnete die junge Dame; „die Wellau nimmt ja ganz und gar keine Rückſichten, ſetzt alle Vorſicht hintenan und läßt ſich — Gott verzeih mir die Sünde! von dem jungen Menſchen tyranniſiren, daß man ordentlich Mitleid mit ihr haben könnte.“ —

„Wo denken Sie hin, meine Gute!“ rief die Alte heftig; „Mitleid mit ſo einer Creatur? Nein! freuen ſoll mich's, und ein Loblied will ich zur Ehre Gottes anſtimmen, je gräßlicher es ihr ergeht!“ —

„Aber meine Beſte! die Liebe entſchuldigt doch Manches.“

„Sie vergeſſen, meine Gute! daß bei ſo einer Perſon von einer honetten Liebe gar nicht die Rede ſein kann! — guter Gott! wer waren denn ihre Eltern? der Vater war ein Horndrechsler und die Mutter hat vor ihrer Verheirathung als Kammerjungfer bei der verſtorbenen Kriegsräthin von Zabern gedient — nein, meine Liebe! kein Mitleid! durchaus nicht! wenn eine Bürgerliche ſich ſolche Freiheiten ungeſtraft erlauben dürfte, was hätten denn Damen von Stande noch für Vorrechte? wird es doch leider ohnehin alle Tage ärger! jede Handwerksdirne läßt ſich Fräulein tituliren! Es iſt himmelſchreiend.“

Alſo die Damen unter ſich. —

Floreſtan aber wußte nicht, was er von ſeinem Freunde denken ſollte. — Nicht nur, daß bis zu einem gewiſſen Punkte Alles richtig war, was jene Damen geſagt; ſo war auch Lothario wie umgewandelt. Ernſt ſonſt, ja düſter in ſich ſelbſt verſenkt, erſchien er jetzt kühn allen Begebniſſen des Lebens entgegentretend, oft leichtfertig ſie herausfordernd.

Wohl wäre nun dem gewitzigten Floreſtan dies

nicht auffallend geweſen; wie mancher junge Mann, welchen die Gunſt eines ſchönen intriguanten Weibes bevorzugte und ſomit ein zweideutiges Glück bereitete, trieb und treibt es nicht ſo? Dem furchtbarſten Geſchick vermag der Jüngling Trotz zu bieten und feſt mag er ſtehen, wenn all' die herrlichen Luftſchlöſſer, die er baute, zuſammenſtürzen! aber nicht ein Narr zu werden, wenn ein ſchönes Weib, in Alles Andere nicht beachtender Liebe, ſich uns ergibt — dazu gehört Manneskraft und oft reicht dieſe nicht aus.

Lothario dagegen — „Nein, mich täuſcht er nicht!“ ſprach Floreſtan zu ſich; „ſpiel' er ſeine Rolle ſo meiſterlich er kann und will, mich täuſcht er nicht! — Aber was ſteckt hinter dieſer Maske? — worauf läuft Alles hinaus? — Glaubt die Wellau, ſie habe ihn — deſto ſchlimmer für ſie — und wahrhaftig! ſie könnte mir leid thun, ob dieſer ungeheuern Täuſchung, wie ſehr ich ſie ſonſt verachte und all' die andern Menſchlein dazu. Je nun! ich will es erwarten. Sonder Zweifel wird es eine intereſſante Entwickelung geben, und daß es nicht ohne Spaß abgeht, darauf wollt' ich wetten, denn Freund Theodor — ſo ſcheint's, hat von Lothario ebenfalls

eine Rolle zugetheilt erhalten und geberdet ſich ſehr ernſthaft. — Wohl! ich ſitze bereit als Zuſchauer, das Spiel mag beginnen.“

* * *

„Warum ſo niedergeſchlagen, Freund Theodor?“ fragte Lothario den Maler und dieſer verſetzte unmuthig:

„Ich ärgere mich!“

„Worüber?“

„Ueber meine Dummheit, über das menſchliche Herz — über Alles!“ —

„Das iſt freilich viel auf einmal! Ich glaub' Dir's aber nicht, wenn Du mir keine Gründe angibſt.“

„O! Gründe genug!“

„Zum Exempel?“ —

„Um mit der Hauptſache den Anfang zu machen.“

„Du meinſt mit der Dummheit!“ —

„Verſteht ſich! alſo: ich habe mich verliebt.“

„Ei! ſeit wann hältſt Du, Dich zu verlieben, für eine Dummheit?“

„Seit Nummero Zwei dabei in's Spiel gerathen iſt. — Ach, Lothario! ich liebe!“ —

„Schön! Du ſeufzeſt und ich lache!“

Nur zu! es geſchieht mir ſchon recht.“

„Verſteh' mich! ich lache nicht über Dein Unglück, ſondern darüber, daß Du es ſo tragiſch nimmſt.“

„Hm! iſt ſich ernſthaft verlieben etwa kein tragiſches Geſchick?“ —

„Das hängt von den Umſtänden ab — liebt Dich Deine Schöne wieder?“

„Lies!“ ſeufzte Theodor und reichte ihm ein zierliches Briefchen. Lothario las, ein feines Lächeln zuckte um ſeinen Mund.

„Von Angela!“ ſprach er, nachdem er geleſen, „und ungemein zärtlich! — was willſt Du denn noch, Ungenügſamer?“

„Das frag' ich mich eben! — Sie liebt mich — es macht mich ſelig und verdammt zugleich.“

„Weshalb?“

„Was ſoll daraus werden?“

„Heirathe ſie.“

„O, weiſer Mann! was würde die Wellau ſagen, wenn ich um ihre Tochter mich zu bewerben wagte —“

„Oho! mit Dir iſt's weit gekommen! wie ein

Philiſter willſt Du bei der Mutter de- und wehmüthig um die Tochter anhalten?“

„Wer Teufel ſagt das? Hab' ich nicht geſagt, daß ich's nicht wage?“

„Ja, und ich glaube Dir's! — Es würde Dir freilich auch in keiner Hinſicht nützen, denn wie ich gewiß weiß, hat ſie den Plan, Angela an den Neffen des Oberjägermeiſters von Thingen zu verheirathen —“

„An den Wüſtling? Verdammt! O, Lothar, könnteſt Du“ —

„Nichts kann ich in dieſer Sache, wenn Du nicht ſelbſt handelſt —“

„Was könnte ich?“

„Wenn Angela ſich Dir ergiebt — ganz — dann kannſt Du die Mutter zwingen, daß ſie Angela's Hand Dir nicht verſagen darf.“

„Und wenn ſie's doch thäte und Himmel und Erde in Bewegung ſetzte, uns zu verderben?“

„Darüber ſei ohne Sorgen!“ lächelte Lothar, traulich ſich auf Theodors Schultern lehnend, „zu geſchehenen Dingen ſoll ſie gute Miene machen, dafür ſtehe ich! Wärſt Du der Kleinen nur gewiß.“

„So gewiß, wie Du der Mutter!“ betheuerte treuherzig Theodor.

„Je nun! ſo verſuch Dein Glück! — ich meine, der Verſuch hätte nichts Abſchreckendes.“

„Nein, wahrhaftig nicht!“ rief Theodor und blickte lüſtern zu Boden — „Topp! ich will's verſuchen, wagen gewinnt. Aber höre!“ —

„Nun!“

„Du biſt ein Teufelskerl! wer Henker hätte ſolche Kniffe hinter Dir geſucht. — Manchmal — frei heraus geſagt — Du mußt mir aber deshalb nicht böſe werden —“

„Mach' keine Complimente!“

„Im Gegentheil! alſo manchmal kommt mir bei Dir ein ordentliches Grauſen an, und es iſt mir, als habeſt Du ſeit einiger Zeit ſo etwas vom Junker mit dem Pferdefuß in Deinem ganzen Weſen und ſpielteſt bei mir und andern Leuten den Verſucher.“

„Und wenn dem ſo wäre?“

„Meinethalben, ich fürchte mich vor dem Teufel und ſeiner Großmutter nicht! — Die Menſchen treiben's oft ſchlimmer.“

„O wahr! wahr! rief Lothario ergriffen, „kein

Teufel — der Satan ſelbſt nicht, vermag es, Aergeres zu erſinnen, denn der Menſch! — Clytämneſtra!"

„Sag' mir doch," ſprang Theodor ab, „warum wird denn unſre Oper nicht wieder aufgeführt, ſie hat doch allgemein gefallen und die Prima Donna ſagte mir noch heute, mit der Clytämneſtra wolle ſie über die Schröder-Devrient den Sieg davontragen; laß die Oper wieder in die Scene ſetzen."

„Das," verſetzte Lotharío, indem in ſeinen Zügen der Ausdruck eines grenzenloſen Hohnes ſich abſpiegelte, „das läßt ſich nicht gut thun."

„Warum nicht?"

„Die Wellau findet Text und Muſik zu düſter."

„Ja! die Weiber wollen lauter Gemüthlichkeit oder Tanzmuſik."

„Dieſen Abend um 6 Uhr alſo erwartet Dich Angela?"

„Richtig! — nun leb' wohl! ich verlaſſe mich auf Dich!" ſomit ſtürmte Theodor fort.

„Unglücklicher!" ſprach dumpf Lotharío, indem er ihm nachblickte. — „Soll ich es hindern? iſt dieſe Rache nicht zu teufliſch? zu teufliſch? — Haha! Emilie! Nein! auch ſie ſei dem Verderben geweiht."

V.

Verdüſtert wandelte Julie in den Laubgängen ihres Parks auf und ab, tiefe Seufzer entwanden ſich ihrer Bruſt — ein bis dahin nie empfundenes Gefühl hatte ſich ihres ganzen Weſens bemächtigt.

Es war nicht Reue — ein verderbtes Weib weiß nichts von dieſem erſten Rückſchritt zum Beſſern! — — Es waren nicht die Schlangenbiſſe des erwachten Gewiſſens, die hätte ſie zu übertäuben gewußt, wie jedes üppig-ſchöne Weib von vier und dreißig Jahren, das einen ähnlichen Weg wandelte! — Das Gewiſſen der Weiber iſt galant und mahnt erſt die verblühte Schönheit und dann vertreibt der Teufel der Frömmelei den unwillkommnen Schuldner mit Beten und Singen, daß er abläßt von der Sünderin und des Teufels bleibt, was des Teufels iſt.

Was Julien quälte, war die Angſt, erzeugt durch die Ahnung irgend eines Entſetzlichen, das ihr nahe. Gibt es Entſetzlicheres als die Reue? als das erwachte Gewiſſen?

Für den Mann wohl nicht! — Schande ausgenommen.

Die Damen aber haben ſchwache Nerven und

ſind Zufällen unterworfen! Was keine Reue, keine Gewiſſensbiſſe, keine Schande vermögen, das vermag oft ein unbedeutender, an ſich elender Zufall:

„Gebrechlichkeit, dein Nam' iſt Weib!“

* * *

Aber mehr als Zufall war es, daß Julie den Abgott ihrer Liebe, Angela, entweiht erblicken mußte. So verrucht ſie war, ein Funke des göttlichen Feuers, das in dem Buſen jedes Weibes lodert, glühte auch noch in ihrem Innern: „Mutterliebe!“ und was ſie früher gefehlt und verbrochen, ihrer Angela war ſie ſtets liebevolle Mutter geweſen, hatte ſie ſorgfältig entfernt gehalten von Allem, was ihrer Reinheit Gefahr drohen konnte und jetzt ſah ſie die zarte Blume geknickt, vom giftigen Hauch berührt, ohne Rettung dahinwelkend. — —

Reue und Gewiſſensbiſſe blieben ihr fern und dennoch: wie furchtbar hatte ſie gebüßt! Ihre Ahnung war in Erfüllung gegangen! Das war's, was ſie geängſtigt hatte, was ſie umhertrieb ohne Raſt — bis es geſchehen.

Und es war geſchehen! Die einzige, reine Freude ihres Lebens, das Einzige, was noch den Himmel

ſie ahnen und hoffen ließ — war ein geträumter Traum — dahin unwiederbringlich.

Aber Reue und Gewiſſensbiſſe blieben ihr fern! Wuth nur und Rache kochte ihr Inneres. Nach einigen Tagen verſchwand der junge Theodor ſpurlos, kein Auge hat ihn wieder geſehen und Angela und ihre Schande umfing die düſtere Mauer eines Kloſters.

Mehr als Zufall hatte gewaltet! deſſen war ſie gewiß und ſie ahnete den Schöpfer ihres Unglücks. Aber ſo weit ging ihre Verblendung, daß ſie die gemeinſten Zwecke ſeiner Handlungsweiſe unterlegte und um dieſer Gemeinheit willen ihm nicht nur vergab, ſondern glühender ihn noch liebte.

* * *

Die Stunde ſchlug, in der ſie ihn erwartete. Tauſend Qualen im Herzen, umgab doch ſorgfältig geordnet Alles ſie, was die raffinirteſte Ueppigkeit zu erſinnen vermag, um zu reizen und zu verführen. — „Noch zu verführen?“ fragt der Leſer vielleicht — es war dem ſo! was jene alten und jungen Damen immer über das „ſcandalöſe Verhältniß“ redeten, was Floreſtan und Theodor geglaubt haben mochten und was Julie ſelbſt wohl

glühend gewünſcht, und wozu ſie die Gelegenheit mehr denn einmal vorbereitet; nicht hatte Lotharie bis jetzt in ihren Armen geruht. — Wie wohl ſonſt eine ausgelernte Cokette den Mann, hatte er ſie hoffen und verzweifeln laſſen und immer feſter ſie umgarnt!

Aber heute wollte ſie alle Künſte verſuchen, ihn ganz ſich zu gewinnen.

Er trat in's Gemach, ſie eilte ihm entgegen, glühend ihn umfangend. Er ließ es geſchehen, ohne ihre Umarmung zu erwiedern.

„So kalt?“ ſchmählte ſie koſend, indem ſie ihn neben ſich auf das Sopha zog, „ſo kalt erwiederſt Du meinen Gruß? iſt denn Alles todt und ſtarr in dieſer Jünglingsbruſt — glüht keine Flamme hier?“

„Wohl eine! — aber auch Dich hoffte ich anders zu finden.“

„Von Dir hätt' ich dieſe Mahnung nicht erwartet,“ entgegnete Julie düſter. — „Geſteh' es, Du wußteſt drum, welcher Feind der armen Angela nahe!“

„Ich wußt' es!“

„Und begünſtigteſt ſein Nahen!“

„Noch mehr: ich veranlaſſte es.“

„Er hat gebüßt! — Dich aber kann ich nicht haſſen, Böſewicht! Dich muß ich lieben — und ich liebe Dich!“ fuhr ſie hinzu, indem ſie ihn ſtürmiſch an ihre Bruſt preßte, „zückte auch Deine Hand den Mörderſtahl gegen dieſes Herz.“

„Nein!“ murmelte Lothario vor ſich hin, „das wäre Gnade!“

Julie hatte das Haupt auf ſeine Schulter geſenkt und blickte ihn mit thränenfeuchten Augen an.

„Und Du liebſt mich?“ fragte er ſie.

„O, Zweifler!“ rief leidenſchaftlich Julie, „opfere ich Dir nicht Alles? — ſelbſt die Rache und den Schmerz um das geliebte Kind? — Wehe! daß eine Mutter ſolches um eines fremden Jünglings willen vermag!“

„Sie hat wohl Schlimmeres ſchon verſucht!“ entgegnete mit furchtbarem Hohnlächeln Lothario.

Julie fragte betroffen: „Was willſt Du damit ſagen?“

Da erhob ſich Lothario langſam, und mit tödtlichen Blicken ſie anſtarrend, ſprach er: „Hatteſt Du nicht einen Gatten? hatteſt Du nicht noch eine Tochter und einen Sohn? Weib rufe Dir die Na-

men Arthur, Emilie und Fernando in's Gedächtniß zurück! — Weib! wo iſt Dein Gatte? wo ſind Deine Kinder?"

In ſprachloſem Entſetzen blickte Julie auf den Redenden, er fuhr fort: — „O, ich weiß es! Arthur endete als Selbſtmörder — Emilie ſtarb, ein Opfer des Laſters, zum Scheuſal umgewandelt, fluchend der unnatürlichen Mutter, die das hilfloſe Kind dem Elende Preis gab, um als fürſtliche Concubine in Glanz und Ueppigkeit zu ſchwelgen! — Fernando aber — höre mich! — Fernando — — —"

„Halt ein!" ſtöhnte Julia, aber wie mit der Stimme des Weltgerichts donnerte Lothario ihr in's Ohr:

„Fernando ſah den Vater mit zerſchmettertem Haupte vor ſich liegen, hörte der unglücklichen Schweſter Todesröcheln und ſchwur Rache dem entarteten Weibe, der unnatürlichen Mutter! — Triumph! ſie iſt gelungen! Ich bin Dein Sohn! — dies iſt mein Letztes!" er zog einen Dolch, ſtieß ihn ſich raſch und ſicher in's Herz und ſank zu Boden — mit einem Todesſchrei ſtürzte ſich Julie über den Leichnam.

* * *

„Dio!“ rief der Signor Dominic, indem er die Hände zuſammenſchlug; „Dio! was man nicht Alles erlebt! — wer hätte das gedacht, mein vortrefflichſter Medico! wer hätt' es nur ahnen können, daß es ſo kommen würde, als Sie hier mit Ihren beiden jungen Freunden ſaßen und Champagner tranken und ich auf anmuthige Weiſe phantaſirte von Orden und Titeln und vorzüglichen Pretioſen, mit gnädigen Handſchreiben begleitet?“

„Da ſeht Ihr jetzt,“ entgegnete Floreſtan dem Wirth und den lauſchenden Gäſten; „da ſeht Ihr jetzt, wie nichtswürdig und unzuverläſſig es um unſer Leben beſtellt! — und wie, was Ihr höhere Weltordnung und Schickſal nennt, nichts iſt, als eine heilloſe Ironie, die unſer Empfinden, unſer Glauben und Hoffen verhöhnt. — Darum ruf ich Euch zu: „laßt Euch nicht irren, wenn Thoren predigen von Tugend, Gott und dergleichen! ſondern eſſet, trinket, küßt und macht Euch luſtig, alles Andere iſt eitel.“

„Das iſt zwar gottlos und ruchlos geredet,“ meinte Dominic, allein etwas Wahres iſt dran, und ſo läßt es ſich ſchon hören.“

Indem trat der Zettelträger ein und brachte den Komödienzettel.

„Schauen Sie! ſchauen Sie, Medico!“ rief Dominie und reichte ihm ein Exemplar hin. Floreſtan las:

„Heute:

Oreſt.

tragiſche Oper in fünf Akten.“

Univ.-Bibl.
München

Ludwig.

Einleitung.

Wenn Du, mein günstiger Leser, noch nicht so glücklich warst, den schönen Rheingau durchwandern zu können, so wünsch' ich Dir recht vom Herzen, daß es Dir doch bald so wohl sein möge; denn wahrlich: wer den Rheingau nicht sah, mit seinen ehrwürdigen Städten und traulichen Städtchen, den romantischen Burgtrümmern, blühenden Weinbergen und lachenden Dörfern, vor allen aber den herzigen Vater Rhein selbst — — wer dies Alles nicht sah und nicht hörte die frohen Gesänge der Winzerinnen, der weiß es nicht, wie hold und lieb unser deutsches Vaterland ist.

Wenn Du nun aber den Rheingau bereisest, so versteht es sich von selbst, daß Du das alte ehrwürdige Cöln „mit seinem heiligen Dom" nicht unbesucht lässest.

Wohl wird ein wunderseltsames Gefühl Dich durchschauern, wenn Du zum erstenmal in jene ge-

waltigen, dämmernden Hallen trittſt — feierliche Stille umgibt Dich, „und ernſte Bilder ſteh'n und ſeh'n Dich an" — aber, ſo wie Du weiter vortrittſt, ſchweben ſchimmernde Lichtgeſtalten hernieder durch die Bogenfenſter des Rieſenſchiffs —! Erklingt nun vollends die gewaltige Orgel: — erſt fernher leiſes Murmeln, nun mehr und mehr anſchwellend, bis es endlich in den mächtigſten Accorden erbrauſet das erhabene Gloria — — dann wohl wird Dir's ſein, als müſſeſt Du anbetend niederſtürzen vor der unausſprechlichen Größe Gottes und Deine heiße Stirn kühlen an dem Marmorboden.

Mir ging es auch ſo, und oft, nachdem ich als wackrer Chorknabe die Miſſa von Anfang bis zu Ende mitgeſungen hatte, ſtürmte ich hinab vom hohen Chor, warf mich betend auf den Eſtrich und weinte heiße Thränen ſeliger Luſt! War denn nicht Himmel und Erde mein? Sah ich ſie nicht in ihrem ſchönſten Prangen? Hört' ich nicht ihre tauſend und aber tauſend Stimmen, vom ſüßen Flüſtern des eben erblühten Schneeglöckchens an bis zum verhallenden Donner? — Wußt' ich's nicht, wie Alles: Licht, Duft und Ton nur Eins?

Es war! — Zerſtört iſt der reine Dreiklang.

— Mir flüſtert kein Schneeglöckchen mehr die freudige Kunde zu: „der Lenz erwacht!“ — Kein Gloria trägt mehr auf den Schwingen der Andacht dies Herz empor, daß es jubelnd anbetet und mit einſtimmt in den Lobgeſang ſeliger Myriaden — ach! ſelbſt den verhallenden Donner vernehm' ich nicht mehr und mit ihm die Gewißheit: daß nun beendet der Kampf und auf's Neue lächeln wird der reine Himmel! Nur einzelne grelle Schläge ſchrecken mich empor und dann iſt's wieder todt und öde um mich. Entſetzt fliehe ich aus den heiterſten Umgebungen, denn jene fröhlichen Menſchen mit ihren Scherzen, ihren lachenden Mienen, ihren warmen Herzen — wie Schattenbilder erſcheinen ſie mir, die, ſtumm, das laute tonvolle Leben höhnend nachäffen. O Qual! — Wann endeſt du? Find' ich nimmer dein Ziel? Fänd' es dann mich und bald! — bald.

I.

Der Knabe.

An einem heitern Octoberabend des Jahrs 1782 fuhr eine Geſellſchaft, beſtehend aus älteren und jüngeren Leuten beiderlei Geſchlechts, den Rhein hin-

ab, an deſſen linkem reizenden Ufer das ſchöne Bonn liegt.

Eben ſank die Sonne und übergoß die Kuppen und hochgelegenen Burgtrümmer mit Gold und Purpurſchein, als das Fahrzeug, in welchem die Geſellſchaft ſich befand, ohnfern der Stadt anlegte.

Scherzend und lachend landeten die jungen Herren und Damen und der ältere Theil folgte ihnen, ob auch bedächtiger, doch nicht minder heiter geſtimmt durch die Heiterkeit der Jugend.

So ging es fort, in der duftigen Abendlandſchaft, einem öffentlichen Garten zu, welcher dicht vor dem Thor ſich befand, um dort, bei einem Glas vaterländiſchen Weins, den ergötzlichen Ausflug ergötzlich zu beſchließen. Im bunten Kranz hatten ſich Alt' und Junge um den runden ſteinernen Tiſch unter der großen Linde gereiht. Das letzte Abendroth war verglüht, der Mond flimmerte durch das Laubdach und ſpiegelte ſich in dem vorüberrauſchenden Strom.

Die Gläſer klangen hell aneinander: „auf langes, fröhliches Beiſammenſein!“

„Die Kerle trinken ſchon wacker für ihr Alter!“ rief ein luſtiger alter Herr dem kurfürſtlichen Capell-

ſänger, Herrn van Beethoven, zu, indem er auf deſſen beide Söhne, ein paar Knaben von zehn und vierzehn Jahren, deutete. „Kann einmal etwas Rechts aus ihnen werden!“ fuhr er lachend fort — „aber ſagt mir Beethoven, warum Ihr euren Ludi nie mitnehmt, wenn Ihr mit den Anderen euch luſtig macht?“

— „Weil der Ludi“ verſetzte der Gefragte — „weil der Ludi ein ſtörriger, blöder und maulfauler Junge iſt, der mit ſeinem dämiſchen Weſen unſere Freude nur ſtören würde.“

„Ei!“ — ſprach der Alte — „Ihr mäkelt auch immer an dem armen Teufel und quält ihn mit übermäßiger Arbeit, während die anderen Beiden thun und laſſen können, was ihnen beliebt. Da muß er wohl endlich blöde und dämiſch werden und ich wundere mich nur, daß ihm nicht längſt ſchon die Geduld riß und er wild wurde.“ —

„Dafür, mein guter Simrock!“ — lachte Herr van Beethoven — „dafür iſt der Braune hier gut, mein ſpaniſches Rohr mein' ich! — Der Ludi kennt's und hat teufelmäßigen Reſpect davor. Glaubt mir übrigens: ich weiß, was dem Buben frommt! Er hat Talent und ſoll's mir ausbilden; das ge-

ſchähe aber nimmer, wenn ich ihm nicht zuvor ſeinen dicken, eigenſinnigen Kopf zurecht ſetzte.

„Ach!“ fiel hier Frau van Beethoven ein — „Du kennſt ihn nicht, Johannes! Weißt nicht wie gut und folgſam er iſt, wenn man ihn nur ordentlich anredet.“

„Schön!“ — brummte der Vater — „am Ende ſoll ich noch gute Worte geben, damit er mir nur um Gotteswillen erlaubt, ihn etwas zu lehren.“

— „Wer denkt daran! — nur wie die anderen Jungen ſollteſt Du ihn behandeln —.“

„Er iſt nicht wie der Carl und der Hannes!“ — lautete die barſche Antwort — „und ich will's nicht.“

— „Nu, nu! Nachbar!“ begütigte Simrock.

„Laßt's gut ſein!“ — fiel Beethoven ihm unmuthig in's Wort — „ich weiß wie ich handle und warum ſo und nicht anders. Dieſe Jungen da ſind brave Kerle! machen mir Freude! reden und thun wie und was ich will, ſehen mir Alles an den Augen ab — kurz ſind herzige Jungen und dabei immer luſtig und guter Dinge. Der Ludi dagegen war ſchon von früh an ein kleiner Bär! Ich hab' ihn nicht eingeſchüchtert, nur ſeine Mucken wollt' ich ihm aus-

treiben! — Hilft nichts! Necken ihn ſeine Brüder einmal, wie das die Buben unter einander wohl thun — gleich verkriecht er ſich brummend und man ſieht's ihm an: wie gern er ſie abprügelte, wenn er mich nicht fürchtete. Muſik iſt das Einzige, was er lernt — ich mein' gutwillig; ſoll er was anders lernen, ſo muß ich ihm erſt einbläuen, daß es mit zur Muſik gehöre — dann lernt er's freilich mit, daß es 'ne Art hat! — Will ich ihm aber einmal einen Auftrag für's Haus geben, ſo kann der dümmſte Bauerlümmel ſich nicht dümmer und ungeſchickter anſtellen, denn er."

— „So laßt ihn gewähren und ganz ſeiner Kunſt leben!" — entgegnete milde Herr Simrock. — „Es iſt wohl oft der Fall: daß der wahre Künſtler ſtets ein Fremdling im gewöhnlichen Leben bleibt."

„Das ſind confuſe Ideen!" — lachte van Beethoven — „die Helene redet auch ſo. Aber der Künſtler iſt und bleibt ein Menſch ſo gut wie andre, und will mit den Seinen leben ſo gut wie andre, und ich weiß, was dazu gehört: ſich und Weib und Kind zu ernähren: Geld! Geld ſag' ich! und Geld ſoll ſich der Ludi verdienen und damit er's kann, ſcheue ich die Mühe und ſchone ich meinen

Arm nicht, wo es Noth thut! — Der Burſche ſoll mir's dereinſt noch danken.“

Hier wurde das Geſpräch durch den Jubel der Uebrigen unterbrochen. Raſch verfloß noch ein Stündchen und noch eins, da ſchlug es Neun und die Geſellſchaft brach auf nach der Stadt.

Lachend und lärmend ſprangen die Knaben Carl und Johannes voraus; vor dem ſchon verſchloſſenen elterlichen Haus angelangt, zogen ſie heftig die Thürklingel.

Alsbald wurde die Thür' geöffnet und eine Lampe in der Hand ſtand ein dritter Knabe vor ihnen, dem Anſchein nach ungefähr zwölf Jahre alt, derb und unterſetzt gebaut; aber eine krankhafte Bläſſe (nur noch bemerkbarer durch die tiefe Schwärze des dichten, ſtruppigen Haupthaars) deckte das Geſicht. Scheu und unſtät ſchweiften die kleinen grauen Augen unter den langen Wimpern umher, faſt ſtechend, wenn ſie auf einem Gegenſtand hafteten — der feine feſtgeſchloſſene Mund verkündete Trotz und Schmerz — es war Ludwig.

„Wo ſind die Eltern?“ fragte er.

„Schlafmütze!“ — lachte Carl — „da kommen ſie ja! kannſt Du die Augen nicht aufthun?“

Ohne ihm zu antworten, ging Ludwig den eben Eintretenden entgegen und begrüßte ſie mit einem kurzen „Guten Abend.“

Die Mutter dankte freundlich, der Vater aber ſprach, indem der Knabe ſich abmühte die Hausthür wieder zu verſchließen: „Ich hoffe Du haſt Deine Arbeit vollendet.“

— „Ja, Vater.“

„Gut, ich werde Morgen früh ſehen, ob Du Dein Frühſtück verdient haſt.“ Somit ging van Beethoven in ſein Zimmer und ſeine Gattin folgte ihm, einen wehmüthigtröſtenden Blick auf den Sohn zurückwerfend.

Carl und Johannes aber, indem ſie mit Ludwig ſich in ihr gemeinſchaftliches Schlafzimmer begaben, erzählten ihm: wie luſtig ſie heute geweſen und was ſie alles gegeſſen und getrunken. „Ja, warſt Du nur nicht ein ſo dummer Junge,“ ſchloß Johannes, „ſo hätte Dich der Papa auch wohl mitgenommen, aber er ſagt: Du bliebeſt ein dummer Kerl Dein Lebelang, und ein Mucker und Duckſer.“

„Na, laßt's nur gut ſein!“ — brummte Ludwig — „und geht zu Bette —.“

— Ja! eine Schlafmütze biſt Du auch! lachten

die beiden Anderen, indem ſie gähnend ſich im Bett dehnten und alsbald zu ſchnarchen anfingen.

Ludwig aber nahm leiſe die Lampe vom Tiſch, verließ eben ſo leiſe das Zimmer und ſchlich hinauf in ein Dachkämmerchen, ſein gewöhnliches Aſyl gegen die Neckereien ſeiner Brüder. Ludwig hatte ſich's für ſeinen Bedarf, ſo gut es hatte gehen wollen, eingerichtet. Ein dreibeiniger Tiſch, ein Lehnſtuhl, woran die Lehnen fehlten, ein altes Clavier, welches er den Ratten und Mäuſen in einem grimmigen Vertilgungskrieg abgewonnen hatte, darin beſtand das Meublement, und in Begleitung ſeiner lieben Violine floh er, ſo oft er nur konnte, hinauf, ſeine heiterſten Stunden zu verleben.

Wohl wäre er lieber hinaus gelaufen in die ſchöne freie Gotteswelt, hätte gelauſcht dem Murmeln des Stroms und der Bäche, dem Flüſtern und Klingen in der grünen Waldesnacht, und dem Rauſchen der Winde auf den Bergen! — Aber das litt ja der ſtrenge Vater nicht! — So hielt es der Ludwig ſchon für ein Glück, wenn er nur dann und wann ein Stündchen ſeinen Träumen und Phantaſieen ſich überlaſſen konnte, ungeneckt von den Brüdern, nicht geſcholten von dem Vater.

Ach! daß Keins ſein Herz verſtand von Allen die ihn umgaben! — Selbſt die Mutter nicht! wohl liebte ſie ihn zärtlich, ſtrebte, wo ſie nur konnte, zu mildern des Vaters Härte! Aber auch ſie verſtand den Knaben nicht, weil er nicht redete.

Konnt' er's denn aber in Worte faſſen, was ſein Herz ſo gewaltig pochen ließ, daß er oft meinte, es müſſe zerſpringen und plötzlich laut aufſchrie, er wußte ſelbſt nicht, ob mehr vor innerer Seligkeit oder vor Schmerz?

Ein kurfürſtlicher Lakai erſchien am andern Morgen in van Beethoven's Wohnung und brachte die Beſtellung: der Herr Capellſänger möchten doch ſogleich mit Ihrem Sohn Ludwig in den fürſtlichen Palaſt kommen.

Aengſtlich pochte Ludwig's Herz, als er mit dem Vater den kurfürſtlichen Palaſt betrat.

Ein Kammerdiener hatte ſie im Vorzimmer erwartet und führte ſie ohne vorherige Anmeldung ſogleich zum Fürſten, bei welchem ſchon zwei andere Herren ſich befanden.

Der Kurfürſt empfing den Vater freundlich und redete ihn an: „Man hat uns viel rühmliches von dem ausgezeichneten muſikaliſchen Talent Ihres Sohns

Ludwig erzählt — haben Sie ihn mitgebracht?“ Beethoven bejah'te es, indem er auf den an der Thüre ſtehengebliebenen Knaben deutete.

„Nur näher Kleiner!“ rief der Fürſt ihm freundlich zu — „ſei nicht blöde! jener Herr dort iſt unſer neuer Hoforganiſt, Herr Neefe, und der andere Herr der berühmte Componiſt Junker aus Cöln. Wir haben den beiden Herren verſprochen: Du ſollteſt ihnen etwas verſpielen, und meinen, Du könnteſt es ſchon wagen, Dich hören zu laſſen; der ſelige Herr von Eden hat Dich immer ſehr gelobt.“

„Ja, der war mit mir zufrieden,“ murmelte leiſe Ludwig.

Der Kurfürſt lächelte und fuhr fort: „Nun ſetze Dich nur hin und fang' an.“ Somit ließ er ſich ſelber in einen Lehnſeſſel nieder. Ludwig ſprang an das Clavier — ſchlug, ohne ſich um die vielen Noten, welche zur Auswahl bereit lagen, zu bekümmern — einige kräftige Accorde an und begann eine freie Phantaſie, welche er mit einer Sicherheit und Gewandtheit, vor allen aber mit einer Begeiſterung durchführte, daß weder der Kurfürſt noch die Herren Neefe und Junker umhin konnten, ihr Er-

ſtaunen zu äußern, und ſelbſt der Vater des Knaben ergriffen war.

Als Ludwig geendet hatte, erhob ſich der Fürſt, ſchritt auf ihn zu und milde die Hand auf ſein Haupt legend ſprach er: „Sehr brav, mein Sohn! wir ſind mit Dir zufrieden! — Nun, Herr Junker?“ — wandte er ſich an dieſen — „was ſagen Sie?“

„Ew. kurfürſtlichen Gnaden!“ — verſetzte Junker — „wenn der Kleine da das Alles nicht vorher eingeübt hat, ſo weiß ich nicht, was ich dazu ſagen ſoll.“

Hier ſchlug der Knabe eine dröhnende Lache auf! Erſtaunt blickten der Kurfürſt, Neefe und Junker auf ihn, der Vater mit Schreck und Zorn. Ludwig, der das letztere bemerkte, brach plötzlich mitten im Lachen ab und war mäuschenſtill.

„Nun dann?“ fragte endlich der Kurfürſt, ſelbſt lächelnd über das Komiſche der Situation — „warum lachteſt Du, Kleiner?“

„Weil“ — ſtotterte Ludwig beſchämt und ängſtlich — „weil der Herr Junker meinte, ich hätte es vorher auswendig gelernt, was mir erſt einfiel unterm Spielen.“ —

— So? ſprach Junker etwas pikirt — alſo wirklich improviſirt haben Sie's, da würden Sie ja auch wohl ein Motiv gleich ausarbeiten können, wenn ich's Ihnen aufzeichnete. —

„Nur her damit!“ rief Ludwig lebhaft.

Wenn nämlich der gnädigſte Herr Kurfürſt es erlauben, bemerkte Junker.

Der Kurfürſt nickte bejahend. Junker zeichnete ein ſchwieriges Motiv auf ein Blättchen und Ludwig, nachdem er es aufmerkſam betrachtet, begann ohne Weiteres, es nach den Regeln des Contrapunkts auszuarbeiten. Bei jeder neuen Verſetzung wurde Junker aufmerkſamer, und als Ludwig endlich zum Schluß den Hauptgedanken als Fugenthema aufnahm und durchführte, da leuchtete das Auge des gelehrten Componiſten im Wiederſchein einer Begeiſterung, wie ſie ihm wohl ſelten kam.

„Wenn der junge Menſch auf dieſem Weg fortfährt (ſprach er zum Kurfürſten), ſo geb' ich Ew. kurfürſtl. Gnaden die Verſicherung: daß noch einmal ein großer Contrapunctiſt aus ihm wird.“

Reefe lächelte faſt unmerklich und meinte: „Ich ſtimme dem Herrn Junker bei, nur ſcheint mir's:

als ob Ludwigs Art ſich allzuſehr zum Düſtern, Schauerlichen und Melancholiſchen hinneige.“

„Je nun!“ verſetzte der Kurfürſt lächelnd, „daß es damit nicht zu arg werde, ſei Ihre Sorge.“ — „Herr v. Beethoven!“ — ſprach er darauf zum Vater — „der Ludwig intereſſirt Uns und Wir wollen, daß er die Studien, ſo er unter Ihrer Leitung begann, unter der Leitung des Herrn Neefe vollende. Von heute an ſoll er bei ihm wohnen! Wir ſorgen für alle ſeine Bedürfniſſe und werden ſpäterhin auch für ſein weiteres Fortkommen ſorgen — Du biſt es doch zufrieden, Ludwig, von jetzt an bei Herrn Neefe zu wohnen?“

Ludwig blickte zu Boden, dann wechſelweis auf Herrn Neefe und ſeinen Vater. Es fiel ihm bei, wie der Vater ihn immer tyranniſirt — wie ſchön er es jetzt bei Herrn Neefe haben könnte. Aber es war ſein Vater! ſein Vater, welchen er, trotz ſeiner Härte, doch immer geliebt hatte, mehr ſelbſt als die gütige Mutter, — der — trotz ſeiner Härte — gewiß auch ihn liebte und der jetzt trüb' und traurig ihn anblickte. — Er wählte nicht länger, ſich an den Vater feſtklammernd, rief er in heftiger Bewe-

gung: „Nein vom Vater will ich nicht weg!“

„Nun!“ — ſprach der Kurfürſt — „Nun, Du wunderlicher Knabe! ſo mayſt Du bei Deinem Vater wohnen bleiben und er wird Dich lieb haben! Aber bei Herrn Neefe ſollſt Du lernen, das iſt unſer Wille. — Adieu, Herr van Beethoven.“

Ein neues Leben erblühte jetzt dem Knaben Ludwig, da ſein Vater ihn fortan auf die zärtlichſte Weiſe behandelte und Carl'n und Johannes ſtrenge alle ferneren Neckereien unterſagte; die Knaben gehorchten ſcheinbar, begannen ihren Bruder aber im Geheim um ſomehr zu haſſen.

Ludwig jedoch achtete deſſen nicht, da er nichts davon merkte, und wie hätt' er das auch ſollen in der Fülle unſäglicher Freude die ihn umfing? — durft' er jetzt nicht hinaus ſtürmen in die lichte duftige Welt, einathmen die balſamiſche Luft in vollen Zügen, lauſchen auf die tauſend wunderbaren Klänge, welche durch Wald und Feld und Gebirg dahin ziehen? —

„O Gott! o Gott! wie groß biſt Du! und wie gut, Du lieber guter Gott! und wie ſchön iſt die Welt —. Alſo jauchzte er oft und nieder ſtürzte er

auf den Raſenboden, drückte das glühende Geſicht in die Blumen und küßte ſie und nannte ſie mit lieben Namen. War dann der erſte Sturm des Entzückens vorüber, dann lauſchte er mit verklärtem Lächeln, dem Schlage der Nachtigall und eine Thräne der reinſten unſchuldigſten Freude zitterte gleich einem koſtbaren Juwel in ſeinem Auge. — Kam dann der Mond herauf übers Gebirge, dann eilte er nach Haus, vollendete die von ſeinem Lehrer früh erhaltenen neuen Aufgaben mit einem über ſeine Jahre weit hinausgehenden Ernſt, um ſie dem Vater am andern Morgen, früh vorlegen zu können, und entſchlummerte dann, nachdem er vorher zu Gott um die Erhaltung ſeiner Lieben gefleht hatte. —

Sein würdiger Lehrer erſtaunte über die raſchen Fortſchritte des Knaben in allem was auf die Kunſt Bezug hatte. „Aber Ludwig," ſprach er eines Tages, „wenn Du wirklich ein tüchtiger Muſiker werden willſt, ſo darfſt Du dabei nicht alles Uebrige vernachläſſigen! Du mußt fremde Sprachen lernen, vor allen italieniſch und lateiniſch, auch franzöſiſch thut Noth, damit Du alles leſen kannſt was gelehrte Männer über die Kunſt gedacht und geſchrieben haben. Denn glaube ja nicht: daß Dir alles

Andre nur ſo von ſelbſt anfliegen wird: wendeſt Du alle Müh' und allen Fleiß — und wären ſie noch ſo groß, nur auf einen Theil deſſen was Dir zu wiſſen Noth, ſo wird Dir's faſt unmöglich ſeyn, auch nur in einem Theil Deiner Kunſt etwas ganz recht zu machen, ein nicht vollkommen ausgebildetes Talent unterſcheidet ſich wenig vom blinden Triebe! Willſt Du daher jemals Deine Kunſt ganz umfaſſen und ſo den Namen Künſtler verdienen, ſo ſtudire alles was darauf Bezug hat."

„Ich will's!" — betheuerte Ludwig und hielt Wort. Mitten im Spiel hörte er fortan auf — ſo viel Ueberwindung es ihm auch koſtete — wenn die Sprachſtunde ſchlug — und eh' ein Jahr verging verſtand er ziemlich fertig nicht nur Lateiniſch, italieniſch und franzöſiſch, ſondern auch engliſch, worüber ſein Vater ſich nicht wenig wunderte, da er ihm trotz Hunger und Schlägen in drei Jahren nicht einmal die Anfangsgründe einer dieſer Sprachen hatte beibringen können. Freilich hatte er es auch nie der Mühe werth geachtet, dem Knaben zu ſagen, wozu dem Muſiker die fremden Sprachen nützen könnten.

In dieſem Jahre — 1783 — erſchienen Lud-

wigs erſte Sonaten in Stich, ſie zeigten ſchon, daß der Knabe dereinſt ungewöhnliches leiſten würde, wenn auch noch keine Spur von jenem Titan, deſſen Tod vier und vierzig Jahre nachher ganz Europa in Trauer verſenkte, ſich in ihnen vorfand.

Täglich vermehrte ſich jetzt die Liebe zwiſchen Vater und Sohn, und da Ludwig — ſelbſt die reinſte Gutmüthigkeit und immer offen und wahr, keine Ahnung hatte von dem heimlichen Haß ſeiner Brüder, ſo lebte er luſtig und guter Dinge und ergötzte alle die ihm nah' kamen durch jenen wunderlichen Humor, der fortan ihn durch's ganze Leben geleitete, und nicht von ihm ließ — ſelbſt auf dem Todtbette nicht.

Herr Simrock gewann ihn jetzt beſonders lieb, der alte Herr war ſelbſt zu Zeiten ein wunderlicher Kauz und hatte früher mit Ludwigs Vater darin übereingeſtimmt, daß der Junge ein Duckmäuſer ſey. — Jetzt wo Ludwig nicht mehr ſcheu und ängſtlich murmelte, ſondern laut herausſagte, was ihm durch den Sinn fuhr und noch lauter lachte, wenn ihm etwas fröhliches begegnete; beſchenkte ihn Herr Simrock mit den neueſten Clavierſachen, und manches Glas alten Weines mußte „Ludi", wie er

ihn nannte, Abends in ſeinem Stübchen mit ihm leeren.

„Ihr habt Euch ſchändlich geirrt!“ ſprach er oft zu Herrn van Beethoven!“ es iſt ein herziger Kerl und hat den Kopf voll Schnacken und Schnurren! nur daß er immer in der Muſik allerlei fremdes hineinmiſcht, gefällt mir nicht — ich meine das beſte und einzig Rechte wäre: wenn er den großen Mozart Schritt für Schritt folgte, o! der iſt der Einzige und es wird Keiner ihn erreichen. — Keiner!“ — Und Ludwigs Vater, der ebenfalls den großen Mozart faſt abgöttlich verehrte ſtimmte ſeinem Hausherrn bei: „So iſt es.“ — — —

✲ ✲ ✲

Der Sommer war vergangen, das Laub der Bäume wurde gelb und begann ſchon hier und da zu fallen. — Dem Ludwig entſchloſſen ſich neue Freuden. Er ſchweifte durch die Wälder und ergötzte ſich an der wunderbaren Märchenwelt, welche der beginnende Herbſt in traulicher Waldeinſamkeit uns bringt — wer kennt nicht jene unbeſchreibliche eigne Stimmung, die den Wandrer erfaßt, wenn die vergelbten Blätter unter ſeinem Fußtritt raſcheln, die untergehende Sonne mit ihren letzten Strahlen die

ſchlanken Baumſtämme vergoldet, bis endlich ihr letztes Glühen in den Wipfeln ſchwebt und ſich wiegen läßt von den Abendlüftchen, — und wenn nun plötzlich ein Waldhorn erklingt — bald leiſe und wehmüthig voll unendlicher Sehnſucht, jetzt hellaufjubelnd wie freudiger Waldmannsruf! — „O Waldesluſt! Waldesluſt!“ —

Daß doch keiner verzweifelt, dem ein guter Gott vergönnte: zu vernehmen dieſe holden Stimmen, zu ſchauen die Herrlichkeit des Tages, das milde Lächeln des Abends die unendliche ruhige Pracht der wandelnden Sterne — o! an dem Buſen der Natur iſt Troſt für jedes Leiden! — haſt Du nur ſie, dann kannſt Du weinen um die Geliebten Deines Herzens, ob ſie ſtarben, ob ſie Dir treulos wurden, ob ſie Dich wieder liebten oder Dich verkannten: Du kannſt weinen! und im Flüſtern, das durch die Zweige geht, im Seufzen des Nachtwindes hörſt Du Engel die mit Dir weinen, und die Sterne ſind liebe fromme Augen die Dir zuſtrahlen: „Das Leben iſt vergänglich und ſchwach und wankelmüthig ſind der Menſchen Herzen, aber die Liebe iſt ewig! und wir ſind treu und wanken nicht und kennen kein Falſch — Blick auf zu uns

und hoffe!“ Und der Tag mit ſeiner neuen Sonne, ſeinem Jubel, Millionen wiedererwachter Creaturen, wird zum Hoffen neue Kraft und neuen Lebensmuth Dir in die Seele hauchen.

Aber wehe! wenn Du jene tröſtende Stimme nicht vernimmſt, und eine ſternenloſe Nacht dein Auge deckt, eh' Dein Herz aufhört zu ſchlagen — geſchähe dann das Unmögliche, würde ein Herz ſich ganz in Liebe Dir ergeben, Du würdeſt doch unglücklich ſein und ſtündeſt Du vollends allein und unerkannt, welcher Gott mag da Dich vor Verzweiflung behüten? — — —

Genieße nur das Glück das jetzt Dir blüht, mein Ludwig! — kannſt Du es noch nicht faſſen mit allen Organen Deines Herzens — meinſt Du weil es ſo plötzlich Dir kam, nach langer trüber Zeit, es ſei nur ein ſchöner Traum? — Ach! es iſt ja ſchöne Wirklichkeit, drum genieße ſie mein Knabe! denn oft entflieht ſie ſchneller noch als — ein Traum — und entflohene Träume kommen uns oft wieder — entflohene Wirklichkeit nimmermehr.

* * *

Mit dem Eintritt des Winters begann Ludwigs Vater zu kränkeln — bald erklärte der Arzt das

Uebel für unheilbar und Beethoven fühlte ſelbſt, daß ſein Ende nahe. Er geſtand dies den Seinen unverholen. Die Mutter, Carl und Johannes jammerten laut — Ludwigs Schmerz war ſtumm, aber um ſo tiefer.

Der Vater hatte eine lange Unterredung mit der Mutter gehabt — „Sende mir unſern Sohn Ludwig!“ ſchloß er ſie und weinend gehorchte Helene.

Ludwig trat vor den Vater hin, verſtört und gebeugt, bleicher faſt als der Sterbende.

„Mein Ludwig!“ — rief Beethoven ihm mit matter Stimme entgegen — „mein lieber guter Sohn! ich werde jetzt bald ſterben, drum rede mir Wahrheit, wie Du bis jetzt ſie immer geredet haſt — liebſt Du mich wie Deinen Vater und haſt Du mir meine Härte vergeben, mit der ich jede Freude Deiner Kindheit Dir mordete?“

Ludwig konnte kein Wort hervorbringen, aber mit einem Blick voll unausſprechlicher Liebe ergriff er des Vaters kalte abgezehrte Hand und preßte ſie an ſeine glühenden Lippen mit Thränen ſie benetzend. —

„Ich habe mich ſehr an Dir verſündigt,“ (fuhr

der Vater fort —) „und wie Du mich liebteſt — ſo haßte ich Dich — Ach! ein böſer Wahn befing mich — Dir meinem Sohn, meinem Freund muß ich es bekennen! — Vernimm! ich hielt Dich nicht für meinen Sohn, ich glaubte Du ſei'ſt die Frucht eines verbotenen Umgangs Deiner Mutter mit einem Herrn von hohem Stande — es iſt nicht ſo! dem Sterbenden hat Helene es zugeſchworen, daß ſie nie die Treue verletzt, daß Du mein Sohn ſei'ſt und Du biſt's. —"

„Ich bin's!" rief Ludwig erſchüttert, „o glaub' es doch nur feſt: daß ich es bin! — ſagſt Du's nicht ſelbſt, daß ich Dich immer geliebt habe? — Ich kann ja nicht lügen und nicht heucheln, das weißt Du ja! — Ich merkte es wohl: wie weh' Dir's oft ſelber that, daß Du mich nicht lieben konnteſt, ich habe Dich deſto mehr geliebt, wenn ich auch traurig und ſtumm war und ſelbſt der Mutter nichts ſagen mochte." —

„Gottes reichſten Segen dafür auf Dich, mein guter Sohn!" verſetzte der Vater, „mit Deinem Herzen wirſt Du nimmer verarmen, raubte Dir das Schickſal ſonſt auch Alles! Und eins verſprich mir noch — vergib Deinen Brüdern, was ſie an Dir

fehlten — und wenn ſie einſt unglücklich würden — wär's auch durch eig'ne Schuld — verſtoße ſie nicht!" —

„Ich will ſie lieben, Vater!" unterbrach Ludwig feurig den Bittenden, und dieſer drückte ſeine Hand lange und feſt. — Noch in ſelbiger Nacht ſtarb Johannes van Beethoven. —

In die kalte Winternacht hinaus ſtürmte Ludwig als des Vaters Auge ſich geſchloſſen. „Armer Vater!" klagte er jetzt, „da Du mich liebteſt, da Du mein Herz erkannt und meine Mutter — jetzt mußteſt Du ſterben!" Bis nach Mitternacht ſchweift' er herum und kehrte dann erſchöpft und erſtarrt vor Kälte zur ängſtlich harrenden Mutter zurück.

Der frühe Morgen fand ihn ſchon wieder bei der Leiche des Vaters und er blieb ihr treuer Wächter, bis zum Zeitpunkt der Beerdigung. — Kaum aber, daß der Hügel über dem Grabe ſich wölbte, ſo kehrte er zurück zu ſeinen Studien und eifriger denn je betrieb er ſie. Mahnte ihn die Mutter von allzugroßem Fleiß ab, um ſeiner Geſundheit nicht zu ſchaden, ſo entgegnete er freundlich: „Sei unbeſorgt Mütterchen, der Winter iſt bald vorüber, und

kommt der Frühling, ſo will ich ſchon draußen mich erholen.“

* * *

„Wer liebte nicht?“ — gewiß iſt Keiner, dem bei dieſer Frage nicht das Herz höher ſchlüge, in deſſen Seele nicht die goldne Blütenzeit der erſten-einzigen Liebe wieder auftauchte. — Der Einzigen! — denn nur einmal durchglüht uns jene himmelreine Flamme, einmal nur wird uns jenes wunderbare Gefühl das uns beglückt im Anſchauen des geliebten Weſens, welches ſo hoch und heilig uns erſchien, daß kein anderer Wunſch in unſern Herzen lebte, als nur ſie zu ſehen, nur zu hören den Ton ihrer lieblichen Stimme. Aber nur zu ſchnell entflieht der ſchöne Zauber! vor dem kalten Hauch der Wirklichkeit erſtarren Blüten, welken — um nimmer, nimmer wieder zu erblühen. Nur die Erinnerung an das verlorne Paradies bleibt uns. Wollen wir nicht vergehen in troſtloſem Jammer — was hilft uns da? als uns der Gegenwart anzupaſſen, erſchiene es auch als der grimmigſte Hohn auf alles was gut und ſchön.

Glücklich der, den das Verhängniß trennte von der Geliebten bevor der holde Wahn zerrann! —

Wohl mag die Sprache des Menſchen daran verarmen, den Schmerz zu ſchildern der ſeine Bruſt durchzuckt — aber die Trauer wird milder und im unvergänglichen Liebreiz ſtrahlt ihm das theure Bild. Und er ſchafft und bildet, und was er ſchafft, verklärt der Abglanz ſeines Ideals, daß es mit geheimnißvollem Zauber alle Herzen bewegt. — „Wer liebte nicht?“

* * *

Ludwig zählte ſiebenzehn Jahre, als auch ihm der Augenblick nahte, der ihn unausſprechlich ſelig und unausſprechlich elend machen ſollte! — Eine junge Verwandte ſeiner Mutter, deren Aeltern in Cölln wohnten, kam zum Beſuch nach Bonn. Ludwig ſah Adelaiden, und es war ihm, als ſänke alles was er bis dahin erlebt in ein todtes leeres Nichts und nun erſt flamme ſein Lebensſtern am Himmel empor! — Jetzt erſt verſtand er den tauſendſtimmigen Jubel der vom Aufgang bis Niedergang über die Erde hinfliegt, jetzt erſt trank ſein Auge in vollen Zügen aus dem Urquell des Lichts. — „Wo war ich denn?“ fragte er ſich oft — wie konnt' ich leben ohne Sie? ohne ihr Lächeln, ohne daß ihr Odem meine Wange berührte? — Ach! ich

Armer! das war's was mir fehlte, darum ſchlummerten die Geiſter der Kunſt in meiner Seele und wollten nicht erwachen zum friſchen freudigen Leben — doch nun — o! nun iſt's anders! „Adelaide!“ — Dein Name iſt das magiſche Wort, daß die Wüſte umwandelt in einen wunderherrlichen Feengarten! — und wie mein Herz den Wiederhall ſchlägt: „Adelaide!“ ſprengen alle Blüten ihre Knospen und die Blumen ſprühen hervor duftend ſtrahlend und klingend: „Adelaide!“ —

Alſo ſchwärmte Ludwig von Liebe und Glück und der Herrlichkeit der Geliebten, doch Adelaide verſtand ihn nicht — und wie hätte ſie ihn auch verſtehen ſollen, da nur ſein Auge begeiſterter flammte, nur ſeine Harmonien kühner daher brauſten, wenn er in ſtiller Nacht am Flügel ſaß und ihrer gedachte — ſtand er vor ihr, ſo dacht' er nicht einmal daran nach Worten zu ringen, um ſeine Liebe zu geſtehen, es war ihm genug, daß ſie ihm gegenüber ſtand, ſein Lächeln erwiedernd. Mehr wünſchte er ja nicht! Das war ja genug um ihn zum Schaffen zu begeiſtern.

Den Schönen iſt aber in der Regel mit einer ſolchen genügſamen ſtummen Anbetung ſchlecht ge-

dient; nicht alle Mädchen ſind Cäcilien. — Die meiſten verlangen auf eine andere Weiſe geliebt zu ſein. — Ich will hiermit keinen Tadel wider das ſchöne Geſchlecht ausgeſprochen haben, es iſt einmal die Beſtimmung des Weibes ganz Weib — d. h.: Gattin und Mutter zu werden, und dieſen — allerdings ſehr reellen Zweck zu erfüllen; das iſt ihr einziges ernſtes Streben und es nimmt alle Kräfte ihrer Seele in Anſpruch. Geſtehen wir dies aber zu und haben wir nichts dawider einzuwenden, ſo müſſen wir dagegen auch zugeben: daß die Liebe des Jünglings etwas ganz Anderes iſt als die Liebe des Mädchens. — Was das Mädchen im Geheim wünſcht — das fürchtet der unverdorbene Jüngling, denn es ahnet ihm: wie Genuß die Glorie zerſtört in der bis dahin ſein verkörpertes Ideal erſchien. — Mit den Jahren freilich gibt ſich das und dem Manne blüht die Roſe! Aber wehe dem Jüngling, der, ehe die Roſe ihn entzückte, nicht die Lilie geliebt hat! ſo ehrwürdig die Gattin und die Mutter iſt, dem Weibe fehlt zu viel, als daß der Mann, ohne die Erinnerung an den Traum ſeiner erſten Liebe es achten könnte.

Ludwig träumte ſchön! aber furchtbar war ſein

Erwachen, denn allzu tief ſtand Adelaidens Empfinden und Denken unter dem ſeinigen! — Es liegt nicht in meiner Abſicht eine unglückliche ausgeſchmückte Liebesgeſchichte zu ſchreiben! raſch und kurz wie Ludwig es erlebte ſei es hier geſagt; daß als er eines Abends nach Hauſe kehrte, er in einem Nebenzimmer ein Geſpräch zwiſchen Adelaiden und ſeinem Bruder Carl belauſchte. Carl ſprach zu ihr von Ludwigs Liebe und ſeiner Einfalt die ihm nicht einmal auf den Gedanken kommen laſſe, der Geliebten eine Liebeserklärung zu machen. Adelaide lachte laut über den „ungehobelten Liebhaber," wie ſie ihn nannte, und betheuerte: daß ſie bis jetzt noch gar nichts von ſeiner Liebe gemerkt habe — aber nun wolle ſie ſich einen rechten Spaß machen und ihn recht unbarmherzig aufziehen. Carl beſtärkte ſie in ihrem Vorſatz und Beide entwarfen Pläne zu einem Poſſenſpiel auf Ludwigs Koſten.

Bleich und zitternd an die Wand gelehnt, hatte Ludwig alles vernommen. Als Adelaide und Carl das Zimmer verlaſſen hatten taumelte er auf ſein Lager. Erſt mit Tagesanbruch erwachte er wieder aus ſeiner Betäubung. Als er zufällig im Spiegel

ſein bleiches Geſicht erblickte, lächelte er bitter und ſprach ruhig: „Es iſt gut.“ —

Umſonſt war Adelaidens Mühen, ihren Vorſatz auszuführen. Ludwig mied ſie, indem er entweder auf dem Lande umher ſtreifte oder in ſein Zimmer ſich einſchloß und daſelbſt arbeitete, bis völlige Erſchöpfung ihn befiel.

„Am Ende hat der Burſche etwas gemerkt!“ ſprach Carl endlich, nachdem alle Verſuche fehlgeſchlagen waren.

„Das iſt recht ärgerlich!“ verſetzte Adelaide, „ich hatte mich ſo gefreut auf den Spaß, welchen es geben ſollte, wenn der arme Schelm Stein und Bein geſchworen hätte: daß er ſich in mich zum Sterben verliebt — es iſt wirklich ärgerlich! —“

* * *

II.

Der Jüngling.

Der erſte Schmerz verrathener Liebe hatte ausgetobt in Ludwig's Bruſt, und es ward ruhig d'rinn wie in einem ausgebrannten Vulkan. Und wie wohl mit der Zeit aus den zerriſſenen Wänden des

Kraters luſtiges Grün und duftende Blumen hervorſproſſen, ſo auch aus Ludwigs Herzen; wenn er es auch fühlte: der Frühling der Liebe würde ihm nimmer wieder erblühen.

Aber auch der Frühling ſeiner Kunſt drohte zu ſchwinden, bevor noch ſeine Blüten ſich entfaltet hatten, indem das Höchſte nach der Kunſt ſelbſt — oft das einzige Gut des Künſtlers außer ihr — ſein Selbſtvertrauen, nach und nach zu wanken begann.

Den Gott in ſeiner Bruſt, hatte er die mächtigen Schwingen ſeines Geiſtes entfaltet und den gewaltigen Flug begonnen, deſſen erhabene Kühnheit zu würdigen die Mitwelt nicht ganz verſtand.

Wie in ſpäterer Zeit, ſo war es auch jetzt ihm nie eingefallen, um den Beifall der Menge zu buhlen. Wie er dachte, wie er empfand, ſo ließ er den Strom der Töne daherrauſchen in glühender heiliger Begeiſterung; ſein ſchönſter Lohn war das Bewußtſein treu geſtrebt zu haben nach dem Edelſten und der wahren Kenner Beifall.

Aber vermochten ſelbſt die Beſten der neuern Zeit nicht immer ihm zu folgen, wie viel weniger konnten es ſeine damaligen Umgebungen, welche

ſtreng an der hergebrachten Form hingen und jede Verletzung derſelben als einen Verrath betrachteten! Mozart, wie feſt ſein Ruhm ſchon ſtand, wie immer ſein Name mit Enthuſiasmus genannt wurde — welche Kämpfe hatt' er nicht zu beſtehen um der Neuerungen willen, deren er ſich ſchuldig gemacht.

Und Ludwig, der noch wenig bekannte neunzehnjährige Jüngling, hatte einen noch kühnern Weg eingeſchlagen! Statt der Anerkennung ward ihm Mißbilligung zu Theil, und ſelbſt ſein Lehrer Neefe, der bis dahin ihn ſeinen Stolz und ſeine Freude genannt hatte, ſprach jetzt mit Bitterkeit es aus: daß ſein Schüler ſeinen gehegten Erwartungen nicht entſpreche und fahr' er ſo fort in der neubegonnenen Art und Weiſe, er wohl als für die wahre Kunſt verloren zu achten ſei.

„Iſt dem ſo" — rief Ludwig, lügt Alles, was ich empfinde und was mich allein noch aufrecht hält — o Gott! was wäre dann noch Wahrheit auf Erden? dann laß mich ſterben und ſchnell, denn mein ganzes Leben wäre ja nur eine große Lüge geweſen."

* * *

Den Kopf in die Hand geſtützt, mit düſtern

Blicken in die Gegend ſtarrend — ſo ſaß Ludwig eines Tages vor dem weinumblühten Fenſter ſeines Stübchens.

Da wurde an die Zimmerthür' gepocht: — piano — pianissimo — crescendo — forte — fortissimo! — Aber Ludwig hörte nicht und rief nicht „herein.“

Nun öffnete ſich die Thüre ein weniges, und durch den Spalt erſchien eine lange, bedeutend rothe Naſe, der zwei kleine ſchwarze funkelnde Augen, von buſchigen ebenfalls brandſchwarzen Brauen beſchattet, zur Seite ſtanden; endlich ſchaute das ganze runzelichte, gelbe, poſſirlich-gutmüthige Geſicht des Herrn Peter Pirad in die Stube hinein.

Herr Peter Pirad*) war kurfürſtlicher Hofpauker und ſeines Glaubens von früheſter Zeit her ein Bischen verrückt, indem er — obgleich Meiſter auf mehren Inſtrumenten — doch die Pauke für das vollſtändigſte melodiöſeſte, grandioſeſte und jedes Ausdrucks fähigſte Inſtrument erklärte und im Orcheſter partoutement, wie er ſagte, nur die Pauken ſchlagen wollte. Dabei war er aber die treu'ſte Haut

*) Eine hiſtoriſche Figur.

von der Welt und war es ganz unmöglich, ſich beim Anblick der kleinen, klapperdürren, zuſammengeſchnurrten Figur, welche Jahr aus Jahr ein in einem abgeſchabten hellgelben Flausrock, zeiſiggrünen Atlasbeinkleidern, ſchwarz-woll'nen Strümpfen und einer fabelhaften Filzmütze einherging — war es, ſag' ich, unmöglich, ſich beim Anblick dieſer Figur des Lachens zu enthalten, ſo währte es doch nicht lange und man mußte Herrn Peter Pirad, trotz dieſes wunderlichen Ausſehens und trotz der ungeheuren Menge Narrheiten, welche er vorbrachte, von Herzen gut werden.

Auch Ludwig hatte von Kindheit an ihn gern geſehen und in ſpätern Jahren war er oft mit ihm hinausgelaufen in die Berge und hatte ſich an ſeiner unverſiegbaren Suade ergötzt, weshalb es denn Herrn Peter Pirad nicht wenig befremdete, nach einer Abweſenheit von nur einigen Monden, ſeinen Liebling ſo verändert zu finden, daß er, welchen ſonſt das leiſeſte Klopfen aufſchreckte, nicht einmal den Fortiſſimo-Wirbel beachtet hatte.

Peter Pirad trat daher vollends ins Stübchen, näherte ſich leiſe und tupfte den noch immerfort in ſich Verſunkenen ſacht' auf die Schulter, indem er

mit möglichſt lieblicher Stimme fragte: „Aber Ludi! was für ein Sakerment er iſt Ihnen durch den Kopf gefahren, daß Sie mich nicht hören thun?“

Ludwig fuhr zuſammen, ſchaute auf und als er ſeinen alten Freund erblickte, reichte er ihm die Hand.

„Wie Sie ſehen“ — fuhr Peter Pirad fort, — „wie Sie ſehen, bin ich, wie ich gehe und ſtehe, glücklich von meiner Kunſtreiſe nach Wien zurückgekehrt. — Heilige Kreuz — Ludi! das iſt Ihnen eine Stadt! Hol' mich der Bock! ein ſakerment'ſches Leben. Alle Tage was Neues! — Mädel, wie die Schwerenöther und was für delicate Mehlſpeiſen! admirabiliſch! ſtraf' mich Gott! und ein Kunſtſinn zum toll werden vor Freuden darüber! und was für Künſtler, da iſt der Albrechtberger, der Haydn, der Mozart, der Salieri — himmeltauſend Ludi! Sie müſſen hin!“ Dabei handirte Peter Pirad mit ſeinen Armen, als ſchlüge er die Pauken und ſchnitt dazu ſo abſonderliche Geſichter, daß Ludwig trotz ſeines Grams in eine Art Lachen ausbrach.

„Sakerment! — rief Pirad luſtig, Sie lachen ſchon wieder? das iſt bon! das iſt ein Zeichen, daß der leidige Unmuth zum höllichten Satan fährt. Recht ſo! Hol' ihn der Bock! — Ja, ja! wo der

alte Peter Pirad dabei iſt, da ſoll mir Keiner lange in Moll verſiren; aber hol' mich der — Sie müſſen mir ſagen Ludi, warum Sie nicht gute Stimmung gehalten haben? Tauſendſakerment! — iſt wieder eine täppiſche Fauſt über die Pauken gerathen und hat ein Loch ins Fell geſchlagen? — O es iſt niederträchtig, was es oft für viehiſche Eſel unter den Paukern giebt! Ich ſchwör' Ihnen Ludi: Sie können des Teufels werden, eh' ſie wieder einen Pauker finden, der's mit der Kunſt ſo furios meint, wie ich — ich der alte ehrliche Peter Pirad. — Und mit Ihnen mein' ich's auch gut, das wiſſen Sie, und alſo pauſiren Sie nicht länger, ſondern ſchlagen Sie los: was iſt Ihnen?"

„Was ſoll mir ſein" — verſetzte Ludwig — „als daß mir jede Hoffnung wankt — ja! wohl ſchon zerſtört iſt. Ach Pirad! Du wirſt mich vielleicht auch nicht verſtehen — es iſt ja möglich, daß ich auf Abwege gerathen bin — aber Du haſt es immer treu mit mir gemeint und ſo will ich denn mein ganzes Herz vor Dir ausſchütten, denn ich kann es nicht mehr ſo tragen!" und alles erzählte er dem athemlos Aufhorchenden, was von ſeiner früheſten Jugend an ihn bewegt bis zu Adelaiden's

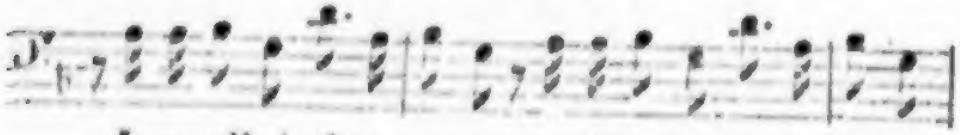
Verrath, der Unzufriedenheit ſeines Lehrers und ſeinen Zweifeln an ſich ſelbſt.

Als er geendet, ſchwieg Peter Pirad eine Weile, und blickte, einen Zeigefinger an die lange Naſe gelegt, nachdenklich vor ſich hin. Endlich hob er langſam, in abgebrochenen Sätzen und in einem ſingenden Ton folgendergeſtalt an zu reden:

„O Ludi! das iſt ja eine monſtröſe Geſchichte! — aber ich hab' es immer geſagt: Ihr ſeliger Herr Papa wußte, mit Reſpect zu ſagen, nicht, was er wollte und that, und was in Ihnen ſteckte. Was die Liebe betrifft, ſo iſt das vollends ein ſakerment'ſches Thema, welches ordentlich durchzuführen der Teufel und ſeine Großmutter in eigner Perſon nicht im Stande wären. Hol's der Bock, ſag' ich! und volti subito! ſchlagen Sie um und ſich's aus dem Sinn. — So ein Mädel kommt mir vor, wie eine naſeweiſe Oboe: die ſchreit auch immer gewaltig d'rein und meint, ſie wäre das vollkommenſte Inſtrument im ganzen Orcheſter und alle Uebrigen müßten blos um ihretwillen ſich echauffiren. Aber Donner und — —! die Pauke ſoll dazwiſchen fahren und ihr ihren dummen Gicks und Gacks vertreiben! Alſo ſtreichen Sie ſie aus Ihrer Partitur,

Ludi, und nehmen Sie dafür die Clarinette meiner Freundschaft, welche zwar nicht in die höchsten Octaven sich versteigt, dafür aber die kräftigsten und zugleich zartsten Mitteltöne aushält und mit allen übrigen Instrumenten, wo es erforderlich, im schönsten Unisono geht. Was endlich den Herrn Hoforganisten Neefe betrifft, so ist das allerdings, als ob man in einem falschen Tacttheil niederschlagen wollte! — von dem Herrn Junker will ich gar nicht reden, der vergißt schier über dem Contrapunkt die Musik, oder: wie ein schnöder Laie in der Kunst sich ausdrücken würde, er sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht! Hab' ich es nicht mit diesen meinen eignen lebendigen Ohren gehört, wie er einmal ganz ohne Scheu behauptet hat: die Pauke wär' ein überflüssiges Instrument! Ludi! ich bitte Sie! die Pauke ein überflüssiges Instrument!! — Donner und — fängt nicht der große Haydn — Gott segne ihn dafür — eine herrliche Symphonie ganz expreß mit einem obligaten Paukenschlag an? Können Sie sich ein „Dies irae — dies illa" ohne Pauken denken? Ich habe in Wien die Pauken geschlagen im Don Giovanni, nun! ich nahm mich zusammen, weil der Herr Capellmeister Mozart selber dirigirte

und blieb ſogar im erſten Finale ſo ziemlich ruhig. Aber in der Geiſterſcene — Ludi! wo der ſteinerne Mann ſeinen erſten Sermon beendet hat und der Don Giovanni ganz conſternirt in dumpfer Betäubung ſeinem Bedienten befiehlt: — (hier ſang Peter Pirad mit tragiſcher Geberde:)



Leporello! altra cena fache subi-to si porti!

„während die Pauke in einem fortdonnert und das ängſtliche Herzklopfen des erſchreckten Sünders malt — Sakerment Ludi! ich habe gepaukt, was das Zeug hielt! aber eiskalt lief mir's dabei über'n Rükken! und die Pauke ſoll ein unnüzes Inſtrument ſein — Oh! — — Doch wieder auf Ihren Lehrer zu kommen, ſo wundere ich mich ſehr, daß Sie den bügelfeſten Ritter mit Ihrer neuen Weiſe ſo ganz und gar aus dem Sattel gehoben haben. Indeſſen könnte ich auch ſagen, daß ich mich troz aller Verwunderung im Grund durchaus nicht verwundere. Ich weiß nämlich recht gut daß viele charmante und ſehr geſcheute Leute mich für einen ausgemachten Narren und reſpective Haſenfuß halten; aber ich weiß auch, daß ich Manches weiß,

wovon jene lieben und gescheuten Leute nichts wissen oder nichts wissen wollen, welches Eines so schlimm ist, wie das Andere. Zum Exempel: die Kunst ist ein schönes Erbe, welches unsere Voräl-tern uns hinterlassen haben und das wir zu vermehren trachten sollen auf alle Weise, insofern es ehrlich dabei zugeht. Es gibt aber unter den Erben viele, die da meinen: „das Capital sei schon groß genug, brauche gar nicht vermehrt zu werden, könne es nicht einmal! übrigens sei ein Sperling in der Hand besser, denn eine Taube auf dem Dach.“ — Sakerment über diese Philister! sie begnügen sich ihr Lebelang von den Zinsen kümmerlich zu zehren und schreien „Zeter!“ wenn ein Mann von Courage und Honneur das Höchste dem Höchsten entgegen setzt. — Soll das aber den Muthigen abhalten oder gar zurückschrecken, daß er strebt: des Erblassers letzten Willen treulich zu befolgen und so viel er kann, mit seinen ihm von Gott verliehenen Kräften zu erfüllen? — Schwerenoth! Nein, sag' ich! und nochmals: Nein! und schlage fortissimo D. A. dazu an! als Coda aber bemerk' ich Ihnen: daß ich Sie für einen redlichen Erben halte, der nicht nur den guten Willen, sondern auch die Kraft hat,

ſeine verfluchte Schuldigkeit zu obſerviren. Drum friſch gewagt! — laſſen Sie ſich nicht irre machen! und allegro aſſai hin nach Wien. Himmeltauſend! — wen haben Sie denn hier, der über Ihnen ſteht? aber dort finden Sie ihre Meiſter: Mozart, Haydn, Albrechtsberger und an dem Wölfl und dem Hummel ein paar Jungen, des Wetteiferns würdig! — Sakerment! ein Jahr, ja nur vier Wochen in Wien, wird Ihnen mehr nützen, als zehn Jahr' in dieſer guten Stadt vervegetirt und Sie können dort gleich erfahren, ob was an Ihnen iſt oder nicht! Geben Sie nur acht, wie der Mozart ſich nimmt, wenn Sie ihm etwas vorphantaſiren."

Da ſprang Ludwig auf, mit glühendem Geſichte und ſein Auge leuchtete wie nie vorher, den kleinen, noch immerfort geſtikulirenden Mann, ſtürmiſch an ſeine Bruſt reißend, rief er: „Du haſt recht Pirad! nach Wien — und wer Dich wieder einen Narren und Haſenfuß nennt, den ſoll der Teufel holen — nach Wien! — nach Wien!

* * *

Als Ludwig abreiſete, weinte ſeine Mutter ſehr; Peter Pirad aber ſprach, indem er einen ſchönen Geſtus ausführte: „Weinen Sie nicht, werthge-

ſchätzte Madame de Beethoven! der Ludi wird fröhlicher zurückkehren, und geſchähe das nicht — — Sakerment, Madame! ich ſage Ihnen, es war von jeher das Loos der größten Künſtler, ſelbſt zu leiden und zu entbehren, während ſie Tauſenden Freude bereiteten — und Madame! ein großer Künſtler wird der Ludwig, das dürfen Sie glauben.“

* * *

Im Frühjahr 1790 langte Ludwig zum erſtenmal in Wien an.

Ein ſeltſames Gefühl ergriff ihn, als er die große Stadt betrat — es war wohl die Ahnung deſſen, was er dereinſt hier gewinnen und — verdienen würde.

Den ehrwürdigen Haydn traf Ludwig diesmal nicht mehr in Wien, da derſelbe kurz vorher ſeine Londoner Reiſe angetreten hatte. Dadurch ward der Wunſch, ſein großes Vorbild Mozart von Angeſicht zu ſehen, nur um ſo lebhafter in ihm rege.

Albrechtsberger, Haydn's vertrauter Freund, unternahm es, ihn einzuführen. „Nur dürfen wir's uns nicht verdrießen laſſen, bemerkte er lächelnd, wenn ſich's eben trifft, daß wir ein paarmal vergebens gehen — der Herr Schickaneder nemlich hat

den guten Capellmeiſter dermalen ganz in Beſchlag genommen, Mozart ſchreibt eine Oper für ſeine Bühne — da veranſtaltet er nun Luſtfahrten und Geſellſchaften in Mödlingen, Baden ꝛc., damit der Componiſt immer in Anregung bleibt und nicht böſe wird, wenn ihn der Schikaneder plagt, dies und jenes umzuändern, weil es nicht in ſeinen Kram taugt. Es iſt wohl eine Sünde, daß der Mozart für ſolch' einen Menſchen arbeiten muß. Aber guter Gott! er will leben mit Weib und Kindern, und was auch Haydn und andere wackere Männer ſchon darüber geſagt haben, 800 Gulden iſt Alles, was ihm hier ſeine Capellmeiſterſtelle einbringt und das — merkwürdiger Weiſe! erſt ſeit ungefähr einem Jahr."

Wirklich gingen Ludwig und Albrechtsberger mehremal vergeblich nach Mozart's Wohnung. Endlich — an einem etwas rauhen Tag, der ſich zu einer Luſtpartie nicht wohl eignete, trafen ſie ihn zu Hauſe. Schon auf der Straße hörten ſie ihn ſpielen — mit hochklopfendem Herzen ſtieg Ludwig die Treppe hinauf; es war ihm, als beträte er der Kunſt heiligſtes Aſyl.

Auf dem Vorſaal angelangt, ſahen ſie durch

die offen ſtehende Thür in's Wohnzimmer und erblickten Mozart am Flügel ſpielend. Neben ihm ſaß ein kleiner corpulenter Mann mit einem rothen gleißenden Geſicht, und am Fenſter Conſtanze, des Meiſters Gattin, welche mit mütterlicher Zärtlichkeit ihren jüngſten Knaben Wolfgang auf dem Schooß wiegte, während der ältere am Boden zu ihren Füßen ſpielte.

„Hör' a mal Brüderle, rief eben der dicke Mann, indem er des ſpielenden Mozart's Hände hielt, ich glaub' gar, Du haſt da eine Fuge oder wie ihr's nennt, angebracht? — das verbitt' ich mir, das iſt nix! das mußt Du ändern — Siehſt Du, ich will Dir ſagen, wie ich mir's ausgedacht hab': das langſame Adagio mag meinetwegen bleiben, da hören die Leut' doch nicht d'rauf, ſie rücken unterdeß auf den Bänken zurecht und werfen die Logenthüren zu — aber das geſchwinde Allegro — ſiehſt Du, da ſoll erſt die Flöte anfangen bidel bidel bidel di! und dann ſoll meine Vogelpfeifen dazukommen und dann —"

„„Du biſt ein unverſchämter Kerl! (unterbrach ihn Mozart, indem er voll Zorn aufſprang), — und ein Eſel dazu! — Ich ſeh's, ich hab' Dir leider ſchon zuviel nachgegeben, aber die Ouverture

geht Dich nichts an und Gott ſoll mich verdammen, wenn ich auch nur eine Note d'ran ändre; lieber nehm' ich die ganze Oper zurück und werf' ſie in's Feuer.""

„Wenn Du nicht populär ſchreibſt, entgegnete der Andere, ſo kann ich Deine Sache nicht geben."

„„Nun gut! rief Mozart entſchloſſen — ſo verdien' ich nichts und hungere und ſcheere mich den Teufel d'rum.""

„Na, na!" — begütigte der Dicke, der wohl merken mochte, daß es dem Meiſter Ernſt ſei — „ſo laßt meinetwegen die Ouverture, wie ſie iſt — ſie gefällt mir ſelber, ich hab' Dir ja nur meine idealiſchen Gedanken geſagt. —"

„„Dumme Gedanken ſind's!"" brummte Mozart, wandte ſich und erblickte die eben Eintretenden. Schnell erheiterte ſich ſein Geſicht. Mit faſt kindlicher Ehrfurcht begrüßte er Albrechtsbergern und richtete dann die fragenden Blicke auf Ludwig.

„Herr van Beethoven aus Bonn, ſprach Albrechtsberger, ihn vorſtellend, ein angehender Componiſt und tüchtiger Clavierſpieler, der ſehr wünſcht, Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen."

„Sein Sie mir herzlich willkommen und heute

mit Herrn Albrechtsberger mein Gaſt," rief Mozart, indem er den Jüngling traulich bei der Hand faßte, und zum Fenſter führte, wo ſeine Frau ſaß. „Das iſt mein Weibchen!" fuhr er fort, „und das ſind meine Jungen! der kleine Maikäfer da, iſt erſt vor vierzehn Tagen angekommen!" Er ſchlang einen Arm um Conſtanzens Nacken, beugte ſich zu dem Kinde und liebkoſte es.

Mit inniger Rührung ſchaute Ludwig auf den großen Mann — er hatte ſich ſein Aeußeres ganz anders gedacht, faſt koloſſal, wie das des gewaltigen Händel und fand jetzt eine kleine zartgebaute Geſtalt, trotz der ſchwülen Luft in einem Zobelpelz gehüllt, in dem blaſſen Geſicht den unverkennbaren Ausdruck anhaltender Kränklichkeit; nur das ſchöne, große, feurig rollende Auge verkündeten den Schöpfer des Don Juan, des Idomeneus und der großartigen Symphonie aus D.

„Alſo Componiſte ſind Sie auch? fragte der dicke Mann, auf Ludwig zutretend, — Hören's, fuhr er angelegentlich fort — ich ſag' Ihnen: legen's ſich nur auf die Oper; denn ich ſag' Ihnen: die Oper iſt die Hauptſach'!"

Verwundert blickte Ludwig ihn an.

„Der Herr Emanuel Schikaneder" — ſprach mit kaum verbiſſener Lache Albrechtsberger — berühmter Director des Theaters an der Wien." —

„Ja, der bin ich!" beſtätigte der Dicke und war bemüht ſich ein Anſehen zu geben. — „Ich ſag' Ihnen, ich kenn's Publicum, und weiß, was dazu gehört und wo man's an der ſchwachen Seiten faſſen muß, wenn nur der Mozartl immer ſo wollt' wie ich! aber das iſt Ihnen ein Tollkopf! — Ich ſag' Ihnen: wenn Sie mir etwas componiren — (ich hab' eben wieder ann' halb Dutzend Opernbücher gedichtet) — nun! da haben's ein Perdu-Billietel — beſuchen's mein Theater! am Sonntag wird zum erſtenmal die Zauberflöt' gegeben — ein ſchönes Stück und die Muſik iſt auch nicht übel, nur ein biſſel zu hoch — ich ſpiele aber ſelber den Papagene."

„„Du könnteſt auch etwas Geſcheidteres thun!"" lachte Mozart. — „„denn Dein Geſang klingt halt wie eine ungeſchmierte Thürangel.""

Schikaneder nahm eine große Priſe und ſprach mit wichtiger Miene: „Ich ſag' Ihnen: der Geſang, das iſt pure Nebenſache bei einer Oper, ich kenn' das Publicum — übrigens hab' ich auch gute Sän-

ger, und, was mich ſelbſt betrifft, ſo ſollſt Du, Mozartl, ſchon Deine Freude an mir erleben! Ich hab' mir an meinem Federhabit einen Pfauenſchwanz machen laſſen; wenn ſich nun der Papageno freut, oder über was erſchrickt, oder ſich fürcht', oder neugierig iſt — dann zieh' ich an ein Bandl und der Schwanz ſchlagt ein Rad und dreht ſich rechts und links — ich ſag' Ihnen: wenn da die Menſchheit nicht anfangt zu applaudiren, ſo helft Ihnen halt nix mehr."

Alle lachten laut über die hohe Kunſtanſicht des vortrefflichen Impreſſario: dieſer aber wiederholte nur immer mit großem Ernſt: „Ich ſag' Ihnen, ich kenn' das Publicum."

Mehre Freunde Mozart's und Schikaneders kamen jetzt hinzu, unter ihnen auch Mozart's Schüler Süßmayr und Wölfl, ſo wie der Abt Stadler und der trefliche Tenoriſt Peyerl. Nachdem noch ein Stündchen unter fröhlichem Geplauder verfloſſen war und Mozart einiges geſpielt hatte, ging es zur Tafel. Schikaneder hatte wacker beigeſteuert, vorzüglich was den Wein betraf, und ſo war das Mahl wirklich ſplendid. Mozart befand ſich trotz ſeines leidenden Ausſehens in der fröhlichſten Stimmung

und ſeine liebenswürdige Laune riß Alle unwiderſtehlich hin.

Als aber endlich die Tafel aufgehoben und der Kaffee herum gegeben wurde, da nahm Mozart ſeinen Gaſt mit ſich in eine Fenſterniſche und fragte angelegentlich: „Sie kamen über Leipzig her?“

Ludwig bejahte es —

— Haben Sie ſich lange dort aufgehalten? —

„Ich reiſte nur durch.“

— Schade! es iſt mir eine liebe Stadt nnd ich hab' viele Freunde dort — den liebſten, meinen alten guten Doles, haben ſie vor Jahr und Tag begraben — doch die anderen ſind auch brav, und wenn Sie wieder zurückkehren, müſſen Sie länger dort bleiben — ich geb' Ihnen Empfehlungsbriefe mit. Aber nun bitt' ich: ſagen's mir, wie es eigentlich mit Ihnen ſteht und was Sie gelernt haben und wie? Kann ich ihnen nützen — hier meine Hand im voraus.

„Lieber, braver Mann!“ rief Ludwig, die dargebotene Hand faſſend — dann erzählte er ohne Hehl von ſich und ſeinen Plänen, was er wußte und ihn eben beifiel. Mit wohlwollendem Lächeln hörte Mozart ihn an, und als er geendet, ergriff er raſch

ſeine Hand und rief: „ich will Sie ſpielen hören!“ — ſomit führte er ihn an ein ſchönes Inſtrument, öffnete ſelbiges und lud ihn freundlich ein, unter den Muſikalien zu wählen.

„Geben Sie mir ein Thema!“ bat Ludwig.

Mozart blickte ihn erſtaunt, lächelnd an und murmelte dann, indem er raſch einige Zeilen hinſchrieb „Na warte! Dich will ich ſchon faſſen!“ — Er reichte ihm das Blatt — Ludwig erkannte alſobald: daß es ein ſchwieriges chromatiſches Fugenthema ſei, in welchem wieder das Contrafubject einer Doppelfuge verborgen lag. Aber ohne ſich irren zu laſſen, begann er ſofort mit Aufbietung aller Kraft es auszuführen.

Schon nach den erſten Tacten wurde Mozart aufmerkſam.

„Was iſt das?“ rief er halblaut und rückte dem Spielenden näher. Ludwig hörte es und immer gediegener und begeiſterter ward ſein Spiel.

Da färbten ſich Mozart's bleiche Wangen mit dem Roth der Freude — alle Züge ſeines Geſichts ſtrahlten, mit funkelnden Augen ſchlich er auf den Fußſpitzen durch die offene Thür in den Saal zurück und flüſterte der Geſellſchaft zu: „Auf den da

gebt mir acht! der wird Euch einmal etwas erzählen!“

Da ertrug Ludwig nicht mehr das Uebermaß der Freude! mit einem gewaltigen Accord abbrechend, schloß er sein Spiel, stürzte dem Meister nach in den Saal und beide Hände an sein Herz pressend, jauchzte er: „Ich bin auch ein Künstler?!“ —

„Das weiß Gott! rief Mozart, Sie lieber wunderlicher Mensch! wohl sind Sie ein Künstler, und was Ihnen noch fehlt, das werden Sie schon finden und sich aneignen — die Hauptsache, den göttlichen Funken, den tragen Sie schon in sich selbst von Anbeginn, wie Jeder, der ihn hat. — Kehren Sie bald zurück nach Wien, hören Sie? recht bald! Vater Haydn, Albrechtsberger, mein Freund Stadler und ich werden Sie mit offenen Armen empfangen, und wo Sie's bedürfen, wollen wir Ihnen rathen und helfen, so gut wir's können.“

Und Alle drängten sich um den Jüngling und begrüßten ihn als würdigen Kunstjünger, selbst der närrische Schikaneder betrachtete ihn mit einer Art von Ehrfurcht und sprach: „Ich sag' Ihnen! ich kenn' das Publicum — nu! wir reden halt davon heut' Abend, bei den Flaschen.“

* * *

„Ich bin auch ein Künſtler!“ jauchzte Ludwig, als er ſpät nach ſeiner Wohnung zurückkehrte. — Ich bin's! Tod! wo iſt nun dein Stachel? Hölle! wo iſt dein Sieg? — Gott! du lebſt! Preis dir! und was mir die Menſchen noch thun, was mir das Schickſal noch bringt — Liebe — Liebe der ganzen Welt.“

Erhaben gekräftigt trat er ſeine Rückreiſe nach Bonn an, und feſt ſtand ſein Entſchluß ſobald wie möglich die herrliche Kaiſerſtadt wieder zu begrüßen.

Es geſchah, wie er's beſchloſſen. Zwar ſeinen Mozart fand er nicht mehr unter den Lebenden und ſelbſt die Ruheſtätte des geliebten Geſchiedenen wußte ihm Niemand zu bezeichnen; aber der Geiſt des großen Meiſters umſchwebte ihn, und wie Vater Haydn das Vermächtniß ſeines Freunds ehrte, weiß die Welt.

* * *

Und ſomit ſchließ' ich dieſe Bilder aus dem Jugendleben des größten Tonmeiſters der neuern Zeit. — Traurig wohl war das Loos ſeiner Kindheit, trübe das des Jünglings, und wir waren Zeugen der Leiden, welche der Mann erduldete, während er uns allen „Freude, reine geiſtige Freude“ *) bereitete!

*) Friedrich Rochlitzens Worte über Beethoven; man ſehe den ihn betreffenden Aufſatz in dem trefflichen Werk „für ruhige Stunden.“

Aber er war ein Künſtler, er erfüllte ſeine hohe Beſtimmung, und das gab ihm Kraft zu leben, Kraft zu dem letzten dunklen Gang, daß er ihn wandelte — „freudig, wie ein Held zum Siegen!“

Verklärt iſt der Schmerz der erſten Liebe!

„Adelaide!“

Was Treuloſigkeit an ihm verſchuldete, er vergaß es und verherrlichte die Treue!

„Leonore!“

Erzählen euch ſeine Symphonieen von dem Kampf des Mannes, ſo verkünde euch des Helden Untergang ſeinen Sieg!

„Egmont!“ — —

Aber hört ihr es näher und näher tönen — glühende Andacht, erhabene Freude — ſelige Hoffnung und über Alles ſchwebend der Geiſt Gottes, der unendlichen alles umfaſſenden Liebe? — —

Das iſt Beethoven's letztes größtes Werk und nimmer — nimmer verhallt der heilige Hymnus:

„Seid umſchlungen, Millionen! —
Dieſen Kuß — der ganzen Welt. —
Brüder!! — über'm Sternenzelt —
Muß ein lieber Vater wohnen.“

Fantaſien

eines

tauben Malers.

I.

Die Ofenröhre.

Wenn ich mich den lieben ganzen Tag hindurch vor der Staffelei gehörig abgequält habe; und dann, wann's dämmert, zum Vetter Julius hinübergehe, der ſich um dieſe Zeit gewöhnlich auf der Violine exercirt; da ſchau ich denn immer (ich kann nicht anders!) das alte Clavier, welches im Winkel beim Fenſter ſteht, mit gar ſehnſüchtigen Blicken an, — und es wird mir dann allemal recht wehmüthig ums Herz, und oft geſchieht es ſogar, daß mir die Augen, ohne daß ich's verhindern kann, voll Thränen kommen. — O du heilige, herrliche Muſica! Warum — warum darf ich denn nicht, mit dieſem Herzen voll heißer, reiner Liebe für dich, nur dir leben? Warum muß dem äußern Sinn Alles todt und öde ſein, da dein himmliſcher Zauber doch ſo klar wiederſtrahlt und tönt in meinem innern

Leben? — Warum kann ich nicht ſchaffen und wirken für dich — in dir, wie du in mir?!

Du in mir!!

Ja, das iſt mein Troſt! das hält mich aufrecht! das iſt mir Bürge, daß ich dich erkannt — daß ich deiner nicht unwerth bin. —

Wenn nämlich der Vetter ſeine Exercitia geendet und ſich aus dem Zimmer getrollt hat, dann kommt der Geiſt über mich. Ich nehme mir den Don Giovanni vom Repoſitorium herab, leg' ihn aufgeſchlagen aufs Clavier, und — ſtarre hinein. — Der erſte Accord der Ouverture wird angeſchlagen! — ich fühle die Saiten unter den kräftig niedergedrückten Taſten beben, aber: — ich höre nichts. — Da erfaßt mich grimmige Wuth; und mit der geballten Fauſt aufs Clavier ſchlagend, als wollt' ich's zertrümmern und ſomit mich, ſpringe ich auf, und wünſche oft im ganzen Ernſt, daß doch nur gleich der Teufel erſchiene, damit ich mich ihm ergeben könnte; — die Bedingung brauch' ich nicht zu ſagen.

Aber endlich legt ſich der Sturm! ich decke das alte Clavier ſanft zu, ſtelle den Don Giovanni wieder an ſeinen Platz und mich ſelbſt an den al-

ten Ofen, von 1787 — (alſo gerade ſo alt wie der Don Giovanni.)

Nun aber kommt das Beſte:

Sobald ich nämlich ein Weniges mit den Fingern an die Rauchfangröhre gedachten Ofens trommele, beginnt es mir plötzlich vor den Ohren zu ſummen und zu klingen, und alle ſüßen und erhabenen Weiſen, die ich je hörte, — vom Wiegenliedchen an, welches mir meine liebe ſelige Mutter ſang, bis zum fugirten Schlußchor des Don Giovanni, — ertönen hell und klar um mich her! und zwar Alles ſo, wie's eben ſein ſoll! da fehlt keine Note, kein ♯, kein b, kein < und >! wie es in den Partituren der herrlichen Meiſter ſteht; — ſo hör' ich's! —

Dieſe muſikaliſche Verzückung kann, wenn ich nicht geſtört werde, mehrere Stunden anhalten. Iſt's aber endlich (mir freilich immer viel zu früh) damit vorbei; ſo bin ich auf lange Zeit recht ſeelenvergnügt geſtimmt. Ich erfinde mir dann ein Zeitmaß — das Zeitmaß wird zur Melodie, die Melodie zum Text eines Liedes, zu welchem der Vetter wieder eine Melodie macht, die mir immer — ſeltſam genug! — mit meiner eigenen,

eine und dieſelbe ſcheint. O mein Julius! Du verſtehſt mich, und wirſt nicht lachen, wenn ich Dich frage, ob etwa die Ofenröhre, welche meinen muſikaliſchen Somnambulismus erzeugt, auch zu Dir in geheimnißvoller Beziehung ſteht? — —

II.

Herbſtregen und Glockentöne.

Geſtern war Sonntag! ein herrlicher Tag! Nach langem, ſtarkem Froſt war endlich wieder Thauwetter eingetreten, und die Luft wehete ſo lind und warm, daß ich vermeinte, der holde Mai müſſe mir ſchon allerwegen entgegenwinken; obgleich ich recht gut wußte, daß wir erſt den 2ten Februar hatten. — Aber was kümmerte mich der Kalender? War doch draußen Frühlingsluft, und in meiner Bruſt blauer Montag; denn aus meinem geſtrigen Privatconcert klang mir noch immer die „Scene am Bach" aus Beethovens Paſtoral-Symphonie in den Ohren. — Als ich über die Straße ſchritt, begegnete mir manche hübſche Kirchgängerin. Manche grüßte freundlich, und Eine ſchaute mir — wie ich beim Umblicken bemerkte, gar mitleidig nach; darüber mußte ich aber, ſo ſehr ich's dem guten Kinde

im Herzen dankte, dennoch lachen. — Beklagen ſie mich doch nur, weil ſie meinen, meine Taubheit verhindere mich am Tanzen. Oho! wenn's darauf ankäme, ich wollte den $\frac{6}{8}$ — $\frac{2}{4}$ — $\frac{3}{8}$ ꝛc. — kein $\frac{24}{24}$ vergeben! ja, ich wäre ſogar im Stande, nach einem der neu'ſten Kalkbrenner'ſchen Clavierconcerte tactrichtig zu tanzen, was gewiß nichts Leichtes wäre, maßen es in beſagten Concerten mit dem Tact gar bunt und confus ausſieht, — aber tanzen mag ich nicht! Dagegen möcht' ich gern einmal wieder ein recht tüchtiges Geläut hören; damit muß ich aber warten bis zum Herbſt, eh' thut's mein Glöckner nicht.

Du magſt, vielgeliebter Leſer, immerhin ein gewaltiger Nußknacker ſein, — ich meine, ein ſolcher, welcher Räthſelnüſſe zu knacken verſteht, ohne daß es Dir deſſenungeachtet gelänge, das Räthſel hinſichtlich meines Glöckners zu löſen, deshalb will ich Dir den Schlüſſel geben. —

Es war im Herbſte des Jahres 1816, als ich mit meinen Eltern in dem alten, ehrwürdigen „Cölln am Rheine" wohnte. — In katholiſchen Ländern hält man bekanntlich viel auf ein ſchönes, harmoniſches, weithintönendes Geläut, und ich habe derglei-

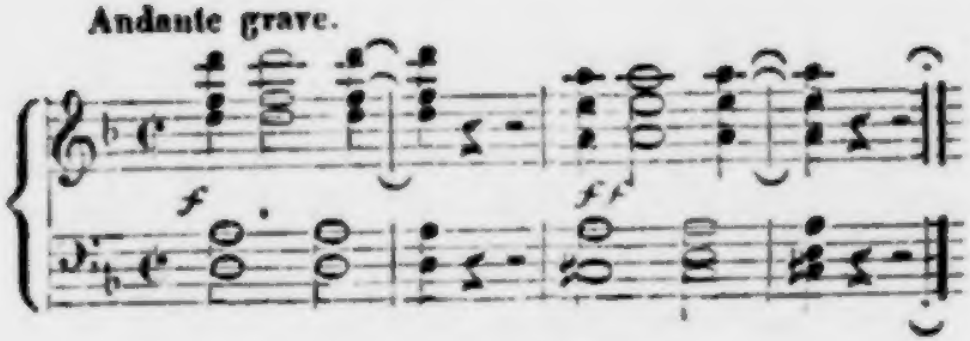
chen in den Rheinländern genug gehört; aber Jeder wird mir darin beiſtimmen, daß mit dem zu Cölln ſich ſo leicht kein anderes meſſen darf. — Denke dir, günſtiger Leſer, circa 200 Glocken vom tiefſten Baß bis zum ſchneidendſten Discant, durch alle Töne hinaufgeſtimmt, in mächtigen Accorden erbrauſend, welche im C-Tact eine Stunde lang ununterbrochen ſich wiederholen — dazu ein trüber, regnichter Herbſtabend, das alterthümliche Anſehen der Stadt noch alterthümlicher und melancholiſcher machend! wahrlich! ich glaube nicht, daß das berühmte Miserere in der Sixtiniſchen Capelle eine erſchütterndere Wirkung hervorbringt. Auf mein Herz machte es einen unauslöſchlichen Eindruck — nie werde ich überhaupt jenes Jahr vergeſſen denn das Jahr darauf hörte ich nichts mehr.

Neunzehn Jahre ſind ſeitdem vergangen. Ich habe unterdeſſen viel erlebt — viel gedacht — gethan — geliebt — gehaßt — vergöttert — verhöhnt! mit einem Worte: ich bin um 19 Jahre älter und um 99 Grade ſchlechter geworden. —

Aber kommt der Herbſt mit ſeinen regnichten Tagen, dann höre ich wieder jene wunderbaren Klänge; und ſie tönen mir wie ein lieber, freundlicher Gruß aus dem fernen Heimathslande, und alle Bilder jener glücklichen Zeit ſteigen mildlächelnd vor meinen Blicken herauf, und winken mir tröſtend zu. Und ich werde ſelbſt wieder der frohe, unbefangene Junge, der ſchon bei dem Gedanken einer Lüge erröthete, — der keine andere Sünde kannte, als die, daß er zuweilen die Schule links liegen ließ, und dafür Ballon ſchlug, meinend, es ſei ſolches doch beſſer, als ſich vom Schulmeiſter ſchlagen zu laſſen, weil er „ſang, daß die Stub' erklang!" — Ach, ich werde wieder der, der ich war, bis — das Geläut verhallt.

III.

Fantaſien aus D-Moll.



* * *

Ueber die öde Haide hin brauſte der Herbſtſturm, finſtre Wetterwolken vor ſich herjagend.

Schneidende Wehelaute zogen durch die Luft, jedes lebenswarme Herz mit den eiſigen Schauern der Vernichtung durchbebend; dazwiſchen ſchallte es wie jubelndes Hohngelächter der entfeſſelten Hölle, und wahnſinniges Kichern und Flüſtern unheimlicher Kobolde ſchrillte hindurch.

Inmitten eines wunderlich gezogenen Kreiſes

ſtand Einer in ſpaniſcher, enganſchließender ſchwarzer Kleidung, grad über dem Herzen eine blutrothe ſeidne Schleife. Er hielt in den Händen eine ſeltſam geformte alterthümliche Geige, und an ſeiner Linken hing ein langer ſpitzer Degen. Regungslos ſtand er da! — regungslos waren die Züge ſeines todtbleichen Geſichts, nur das kurze ſpaniſche Mäntelchen und ſeine rabenſchwarzen Locken flatterten wild im Winde.

Da ſchlug es von der fernen Thurmuhr herab Mitternacht, durch die zerriſſenen Wolken trat hell der Vollmond hervor, und urplötzlich ſchwieg der Sturm und das wilde Gelächter.

Aber das Flüſtern und Kichern wurde unheimlicher! unter der Erde pochte und wogte es, Eulen und Fledermäuſe umſchwirrten den Kreis. — Der im Kreiſe achtete es nicht. —

Da begann es ſich zu regen, und rings umher tauchten abenteuerliche Geſtalten auf, bucklichte Kobolde, ſchwarze und graue Katzen, bleiche Vampyr-Larven und halbverhüllte Todtengerippe.

Im bunten Wirbel umhuſchten ſie ſiebenmal den Kreis, beim ſiebenten Mal ſprang ein großer ſchwarzer Kater mit feuerſprühenden Augen hinein

und ſich an Ihn ſchmiegend, miaute er dreimal in ſchneidenden Tönen.

Da belebten ſich die blaſſen Züge des Mannes, und in ſeinen Augen brannte verzehrende Gluth.

Ein kleiner häßlicher Kobold aber nahete ſich unter vielen Bücklingen dem Kreiſe und ſprach mit ſchnarrender Stimme: „Werthgeſchätzter Herr und Meiſter! Ew. Wohlgeboren mögen gütigſt verzeihen, daß das verehrte Publicum ſich zu Dero heutigem Concert spirituel ein wenig ſpät eingefunden hat. Ich habe zwar mein Möglichſtes gethan, um alle geehrten Zuhörer aus ihren reſpectiven Hôtels: Rad und Galgen! — zu rechter Zeit herbei zu treiben, aber wenn Ew. Wohlgeboren es der Mühe werth halten, einen Blick auf die reſpectable Verſammlung zu werfen, ſo werden Dieſelben auf den erſten Viertelsblick augenſcheinlichſt bemerken, was für ein abſcheulich liederliches Lumpengeſindel es iſt, und wie ſchwer es iſt, einigermaßen Ordnung unter ſie zu bringen. Indeſſen fehlt jetzt Keiner mehr, und die große Windharfe iſt ausgeſpannt: Ew. Wohlgeb. können daher, wenn's beliebt, ohne Weiteres Dero angenehmes Spiel beginnen.“ Stumm nickte der Meiſter mit dem Kopfe — unter vielen Verbeugun-

gen ſprang der Kobold zurück, klatſchte in die Hände, und ſchrie: „die Ouvertüre!“

Alsbald erhob ſich aufs neue der Sturm, immer mehr und mehr anſchwellend, mächtige Töne einer Rieſenharfe brauſten darein in jubelnden Accorden, raſcher und raſcher folgten ſie auf einander, plötzlich, im Moment der höchſten Steigerung, ein krachender Donnerſchlag! — Eine Todtenſtille.

Da hob der Meiſter das Inſtrument, ſetzte den Bogen an, und begann:

Recitativ.

(D-moll $\frac{4}{4}$ Tact)

Willkommen, willkommen, Genoſſen meiner Qual! —
Auch Verdammniß hat ihre Luſt. —
Wenn der Erdball zittert im Toben der Elemente —
Und ſchwache Menſchenherzen beben in Entſetzen —
Haha! dann iſt uns Grauſen Wolluſt,
Und wir vergeſſen —

Tempo.

(Adagio sostenuto)

Daß auch wir geliebt. —

* * *

Larghetto.

(F-dur $\frac{12}{8}$ Tact).

Ach! was dem Herzen lieb' und theuer,
Was ihm bleibt, wenn Alles auch ſchwand,
Erinnerung — (ritardando) Erinnerung — 𝄐 —

(dolce).

Als ich ich zuerſt dich ſah,
Julia!
Als du zuerſt mir lächelteſt —
Dein Himmels-Auge
Liebend in mir ruhte,
Deine Hand
Leiſe bebte in der meinen — —

Allegro con fuoco. D-dur.

($\frac{4}{4}$ Tact).

O Augenblick der Wonne,
Des Entzückens!
Als wir endlich
Bruſt an Bruſt,
Feſt umſchlungen!
Unter tauſend heißen Küſſen
Unſere Liebe uns geſtanden

(pizzicato, dolce).

Kein Wort konnt' ich dir ſagen,
Nur meines Herzens Schlagen
Verrieth, was ich empfand —

(colarco legieramento).

Gleich aufgeblühten Roſen,
Erglühten deine Wangen!
Im ſeligen Umfangen
Sahſt du zu mir empor! —

(strigendo).

Und dir im Auge erglänzte
Gleich einem koſtbaren Juwele —
Eine Thräne — Julia.

(Tempo 1mo F-dur)

Erinnerung! — (ritartando) Erinnerung. —

(Presto D-moll fortissimo).

Ich fluche dir!

(D-moll Accord, dann den Bogen am Steg und Fortiſſimo, ein gellender Pfiff in der Quinte).

Der große Kater im Kreiſe erhob hier ein lamentables Geſchrei — „Mein Guter!“ ſprach der Meiſter zu ihm, indem er mit Geigen inne hielt: „Mein Guter! halten Sie gefälligſt das Maul oder

ich ſpieße Sie mit oder ohne Complimente was weniges an meinen Degen.“ „Will die infame Beſtie gleich das Maul halten!“ quäkte der kleine Kobold beiſtimmend — der Kater ſchwieg und der Meiſter fuhr fort zu ſpielen:

Andante sostenuto.

(G-moll, $\frac{2}{4}$ Tact).

Entblätterte Roſe — erloſchener Blick!
Verrathene Liebe — was fehlt noch zum Glück?
Strahlet die Sonne noch? — wo iſt ihr Licht?

(Presto, B-dur, $\frac{3}{4}$ Tact)

Heißa! Heißa! — Heißa! Heißa!
Heißa! Heißa! —

(Tempo 1mo G-moll)

Weine nur nicht! —
Mit Schnee und mit Eiſe umhüllt iſt das All.
Im Herzen nur glüht mir's — unſägliche Qual! —
Weißt du, mein Liebchen, wie Treue man bricht?
Heißa! Heißa! — Weine nur nicht.

Es läuten die Glocken mit ſchaurigem Ton! —
Es nahn mit dem Todten die Träger dort ſchon.
Kennſt du, mein Liebchen, ſein bleiches Geſicht?
Heißa! Heißa! — Weine nur nicht.

Es klagt in der Linde ein Nachtigall'n-Chor!
Es blühn aus dem Hügel viel Blumen hervor!
Kränze am Grabe mein Liebchen ſich flicht!
Heißa! Heißa! — Weine nur nicht.

* * *

„Heißa! Heißa!" — ſchrie der kleine Anführer der Kobolde — „da kommen die Hexen, nun wird's luſtig hergehen! mir juckt es ſchon in den Ferſen, und da die magere Geſellſchaft vom Galgen klappert auch ſchon mit den langen Armen und Beinen, freches liederliches Geſindel! das kokette S**menſch da hat nicht einmal ein Leichentuch umgethan, Pfui! Pfui! iſt denn keine Sitte und Schaam mehr, ſelbſt nicht mal unter den Todten? — aber ſteht nicht ſo hölzern da, Meiſter! ſpielt auf, friſch luſtig, ins Teufels Namen! Herenmeiſter den Herentanz!" Und der Meiſter begann die ſchauerliche wild-luſtige Weiſe — und durch einander wirbelten die tollen Spukgeſtalten im abenteuerlichen Reigen, pfeifend und heulend, und dazwiſchen brauſte der Sturm, und krächzten die Eulen und Raben im heilloſen Uniſono.

Plötzlich ruhte des Meiſters Bogen, denn mitten durch die gräulichen Larven ſtürzte, in weißem

flatterndem Gewande ein göttliches Weib hinein in den Kreis, zu des Meiſters Füßen. — Einige Augenblicke lag ſie wie ohnmächtig vor dem ſtarr und regungslos Daſtehenden, endlich erholte ſie ſich, erhob das von reichen blonden Locken umwallte Haupt, und mit dem großen himmelblauen Auge die Blicke des Meiſters ſuchend, klagte ſie mit Nachtigallentönen: „O, mein Freund, wie konnteſt Du mich verlaſſen? und wie — wie find' ich Dich wieder?“ —

Da flammte Zorn in dem Auge des Meiſters, die Züge ſeines Geſichts verzerrten ſich zum entſetzlichſten Ausdruck, und höhnend ſprach er: „Spotte nicht, Weib — ſpotte nicht meiner, den Du elend machteſt! zu ſpät möchte Dich's ſonſt gereuen. Haha! Du ſtaunſt, daß Du mich hier findeſt, und wie Du mich findeſt? — Nun, ſtaune Täubchen! — aber flieh, fliehe, ſo lange meine Macht dieſe Schaar fern zu halten vermag — Du wärſt ſonſt verloren, flieh!“ —

„Nein!“ rief das ſchöne Mädchen und umfing innig den Meiſter. „Nein! ich laſſe Dich nicht mehr! ich trotze jeder Gefahr und flammte die

ganze Hölle zwiſchen uns, Du biſt mein, wie ich Dein.“

„Thörin!“ lachte der Meiſter und ſtieß ſie von ſich — „Wahnſinnige! — Du mein? ich Dein? — Mit nichten! — getrennt ſind wir, getrennt auf ewig — auf ewig.“

„Um aller Heiligen willen! Nicolo —“

„Halt ein! nenne nicht dieſen Namen! — Ich ſchwur ihn ab, wie meine Seligkeit, wie mein Herzblut, als Du Deinem Buhlen Dich zu eigen gabſt.“

Da erglänzten helle Thränen in dem Auge des armen Mädchens, und mit ſanfter Wehmuth entgegnete ſie: „Willſt Du Deine Julia denn ewig verkennen? — O mein Freund, mein Geliebter! Du warſt, Du biſt meine erſte, einzige Liebe — Hieß ich das Weib eines Andern — nie war ich es —! Dir war ich treu, bei allem Entzücken, bei allem Weh unſerer Liebe —.“

Zweifelnd ſtarrte der Meiſter ſie an; da nahte ſich der kleine Kobold dem Kreiſe und quäkte unter höhniſchem Kichern: „Vortrefflichſter Maeſtro und angenehmer Amoroſo! ſchneidet doch kein ſo einfältiges Geſicht über das, was die holde Signora

Giulietta Euch ſagte; ſollten ſich aber in Eurem noblen Gemüth einige böſe Zweifel regen, ob ſich auch Alles ſo verhält, wie Signora zu ſagen geruhte, und ſolltet Ihr einiges Bedenken tragen wollen, ihren Schwüren Glauben beizumeſſen, ſintemalen ſie nicht die rechte Formel gebrauchte; ſo ſage ich Euch, Verehrteſter! ohne unnöthige Weitläuftigkeiten, daß Signora die reine Wahrheit geredet, und ich ſchwör' es Euch bei des verbleichenden Mondes — (betrachtet ihn gefälligſt) Schimmer! dixi!"

Da ſtieß der Meiſter einen dumpfen Schrei aus. Julia wollte ſich an ihn ſchmiegen, er aber wehrte ſie ab, und rief mit herzzerſchneidender Stimme: — „weh Dir, Arme! — Weh mir, Verdammten — ja, ſtarre mich entſetzt an; das bin ich — und Du, Du biſt verloren — als ich Dich ungetreu wähnte, da gewann der Satan Macht über mich! — ich gab ihm mein Herzblut und ſchwur: Alles, was ich noch ferner lieben würde, dem Untergange zu weihen — ich glaubte Dich ewig haſſen zu können. — Fluch der Liſt der Hölle — Fluch mir! Fluch der ewigen Macht des Him-

mels, die das Entſetzlichſte geſchehen ließ — ich muß Dich lieben — und morden.“

„So iſt es, carissimo Vampyro!“ krächzte der Kobold — „und weil es einmal geſtorben ſein muß, ſo macht nur hurtig; denn ich wittre Morgenluft — Huſch!“ —

Julia war ohnmächtig zu Boden geſunken — da erfaßte raſende Wuth den Meiſter, er warf die Geige zu Boden, daß ſie mit einem gellenden Ton in hundert Stücke zerſprang, riß den Degen aus der Scheide und ſtieß ihn in Juliens Herz, — im hohen Bogen ſprützte ihr Blut empor! ein jubelndes Hohngelächter kreiſchte durch die Luft und verhallte in der Ferne.

Der Morgen dämmerte auf — allein, ſtarr und kalt ſtand der Vampyr bei der Geliebten Leiche.

Kreisleriana.

Erste Abtheilung.

I.

Symphonia in Es.

Allegro con spirito.

(Es-Dur, 4/4).

Der Frühling iſt kommen, der Frühling!
Der Meiſter der Töne und Farben!
Freude! —
Die flatternden Wolken
Sagens der Lerche!
Die theilt es mit
Den rieſelnden Quellen!
Balſamiſche Lüfte,
Farbige Strahlen,
Sagens den Blumen
Und alle — alle
Künden es jubelnd
Den Menſchenkindern. —

Der Frühling iſt kommen, der Frühling!
Der Meiſter der Töne und Farben.“ —
Ewiger Jüngling!
Heil Dir! —
Du ſchaffſt
Neues Leben aus der Zerſtörung!
Das Alte verjüngeſt Du!
Beſeeligſt die Jugend,
Daß im glücklichen Traume ſie wähnt:
Ihr auch blühe
Ewig Arkadien. —
O! deine Lieder,
Tauſendſtimmig!
So lieblich und zart,
Als ernſt und gewaltig;
Laß ſie erklingen! —
Und deine Bilder,
Farbenſchön!
Farbengewaltig,
Eins mit den Liedern!
Rolle ſie auf vor den trunknen Blicken,
Der lauſchenden ſchauenden Jüngerſchaar.
Mir aber, —

Ewiger blühender Jüngling! —
Komme als Arzt
Und ſpende mir
Lindernden Balſam,
Für mein armes
Todtwundes Herz.

II.

Andante sostenuto.

(F-dur, 9/8).

Im Walde,
Am bemoos'ten Steine,
Ruht ein Jüngling, die Laute im Arm.
Sein Aug' blickt sehnend
Zum Azur des Himmels,
Sehnend verfolgt es
Des Baches hüpfende Veilchen,
Im Walde! — —.
Er lauschet dem Rieseln,
Lauscht dem Flüstern der Blätter,
Der Nachtigall Klage,
Im nahen Gebüsch. —
Wehmuth umflort seinen Blick!
Und die eig'ne inn're Klage
Wird laut:

Ihr holden Stimmen!
Himmliſche Boten jeglichem Herzen!
Nur dem meinen bereitet ihr Qual.
Denn der Widerhall
Fröhlicher Weiſen,
Sanfterer Klage,
Iſt ihm entflohen. —
Stumm iſt's — und öde! —
Kalt und — erſtarrt.
Ein ew'ger Winter
Hält es umlagert!
Kein Frühlingsodem,
Dringt mehr bis zu ihm. —
Horch!
Das Waldhorn tönt! —
Echo wird wach! —
Die andern Stimmen,
Leiſe,
Singen die Weiſe nach. —
Ich — muß ſchweigen!
Mißtöne nur
Birgt dieſe Laute, wie meine Bruſt. —
O, daß ein Grab
Hier ſich wölbte!

Und in dem Grabe
Ruhte mein Herz! —
Mitleid'ge Blumen wohl
Würden's umweben,
Von des Baches
Welle erfrischt.
Und er selber dann
Murmelt' ein Schlummerlied,
Der Blätter Flüstern
Stimmte mit ein."

Also der Jüngling
Und weinend birgt er
Das bleiche Gesicht
In beide Hände. —
Der Bach eilt weiter!
Die Büsche flüstern!
Waldhorn und Echo
Klingen fort. —
Durch der Bäume grüne Kronen
Blickt die Sonne lächelnd herab.

III.

Menuetto.

(Vivace, graciose A-dur $^3/_4$).

Faſſe nur Muth!
Banne den Gram!
Winde die Blumen,
Wieder zum Kranz.
Was du erkorſt,
Was du verlorſt,
Strahlt dir dann wieder in ſchönerem Glanz.
Faſſe nur Muth!
Nie ſtirbt die Freude!
Nimmer die Hoffnung!
Nimmer das Glück!
Banne den Gram!
Richte zum Himmel,
Auf zu dem Vater,
Vertrauend den Blick.

Siehe: ſchon nahen die Kinder der Freude,
Blumen geſchmücket, in heiterem Chor! —
Höre den Gruß, den ſie dir bringen,
Klingt er nicht lieblich dir, wie je zuvor?
Konnte dein Leiden
Das Herz dir erſchüttern,
Starb es, o glaube! —
Der Freude nicht ab.
Tönte die Klage,
So tönen auch Lieder,
Weil noch der Frühling
Des Lebens dir blüht! —
Weile allein drum
Jüngling, nicht ferner!
Siehe, es winkt dir der ſchönſte Verein:
Jugend und Frohſinn!
Freundſchaft und Liebe
Würdiges Streben! — ew'ge Natur. —

Faſſe nur Muth!
Banne den Gram!
Und aus dem wieder geneſenen Herzen,
Strömet in freudigſter Fülle der Sang.

IV.

Finale.

Allegro con brio, ma non tropo presto.
(Es-Dur 4/4).

Muth!
Muth nur im Sturme des Lebens! —
Ob alles — alles ſonſt hin!
Glaube — Liebe — Hoffnung!
Ob der Frühling abgeblüht. — —
Nicht mehr klag' ich!
Schmach dem Mann,
Der weibiſch, wimmernd Mitleid fleht!
Der Kraft bewußt,
Sei es zum Leben oder Sterben! —
Biet' ich die Bruſt
Den Stürmen dar. —
Erklinget Lieder! —

Kampfeslieder!
Wappnet euch!
Zum Kampf. —
Es winkt der Sieg!
Der Ruhm!
Die Freiheit! —.
Des Grabes denk' ich nicht mehr!
Nicht mehr der Vernichtung!
Leben!
Leben überall.

Nahet der Frühling?
Er bringe mir Blumen!
Und schmücke mit Kränzen
Des jungen Helden
Leuchtende Stirn'.
Laß sie ertönen,
All deine Lieder;
Rolle sie auf,
All' deine Bilder;
Frühling!
Meister der Töne und Farben. —
Ja!
Ich bin Sieger! —

Zu meinen Füßen
Liegen gefeſſelt, Verzweiflung und Gram.
Wieder erobert,
Wieder gewonnen,
Hab' ich, was tückiſch das Schickſal mir raubte.

Eins nur — ach! — kann ich nimmer beſiegen!
's iſt: die Erinnerung, früher, ſeliger Zeit.

Muth!
Mag ſie doch mahnen!
Waldhorn und Echo
In grüner Waldesnacht. —
Ich bin Sieger!!
Und die Fülle des Sanges
Freudig entſtrömt — auch verblutender Bruſt.

Fine.

Zerſtreute Gedanken.

I.

Wenn Zeitfragen, im Leben wie in der Kunſt, erörtert werden, bleibt wenigſtens ſo viel allemal gewiß, daß die folgenden Generationen Stoff zum Lachen bekommen.

Es wird ihnen gehen wie uns, wir erſtaunen und lachen, daß unſere Vorfahren über die geſtritten, worüber zu ſtreiten uns der größte Unſinn ſcheinen würde, da ſie, wie wir glauben, als ſelbſt verſtändlich vorausgeſetzt werden müſſen.

Ich meine aber: das Lachen ſollte uns ſchon vergehen, wenn unſere wackeren Groß- und Urgroßväter ſich nicht tüchtig herumgeſtritten hätten! und gut wär' es wenn unſere jungen Tenoriſten dies bedächten, ſie würden ſich dann nicht ſo lächerlich anmaßend geberden, ſie würden erkennen: wie auch ihr Wiſſen nur Stückwerk iſt. Daß auch ſie ein-

mal derb ausgelacht werden prophezeihe ich ihnen, ohne mich einen Propheten Gottes zu nennen.

II.

Woher kommt es doch wohl, daß so viele Werke neuerer braver Meiſter, ſchon nach kurzer Zeit vergeſſen werden, obwohl ſie keineswegs zu den ephemeren Erſcheinungen zu zählen; und dagegen die Werke Mozarts, Glucks, Beethovens mit immer ſteigendem Entzücken gehört werden? Ich glaube, es verhält ſich ſo: Mozart, Gluck, und Beethoven, goſſen gewaltige Statuen in Erz; unſere neuern Meiſter geben ihren Bilderwerken dieſelben Verhältniſſe — aber ſie gießen in Gyps.

III.

Thoren ſind es, welche von der Möglichkeit träumen: das wahre Weſen der Kunſt könne je Gemeingut werden. Zu allen Zeiten gab es unter Millionen Irrender nur wenige Genien, welche das Rechte trafen und feſthielten. So war es, ſo iſt es und ſo wird es ſein! und Ihr dürft nicht fürch-

ten das Schlechte könne je über das Gute wirklich den Sieg davon tragen.

Das Gute wird beſtehen, ewig unerſchütterlich — wie das Schlechte! wer ſich darüber ärgert, daß auch das Schlechte beſteht und deshalb keine Freude hat am Guten, der iſt ein Narr! Das iſt ja eben der Triumpf des Guten, daß es, obgleich der Zahl nach klein, gegen die ungeheure Maſſe des Schlechten ſtets als Sieger daſteht, als ewig flammender Stern am Himmel über Millionen augenblicklich ſich erzeugender und wieder erlöſchender Sumpflichter. Die Welt hat Raum für alles was zur Welt gehört und der Weltgeiſt iſt kein Parteimann, folglich ſeine Weltanſicht ein wenig groſsartiger, als die unſerer Kunſt- und andern Philoſophen. Nun! wer es gut mit der Kunſt meint der ſuch' es ihm nachzuthun! mit dieſem frommen Wunſch ſei es mir erlaubt für diesmal abzubrechen.

Luther und Ronge

und

der Rationalismus

in seinem Verhältnisse zu den neuesten Religionsfragen.

Letztes Wort

eines katholischen Laien

(des Verfassers des „Sendschreiben an Johannes Ronge in Laurahütte.“)

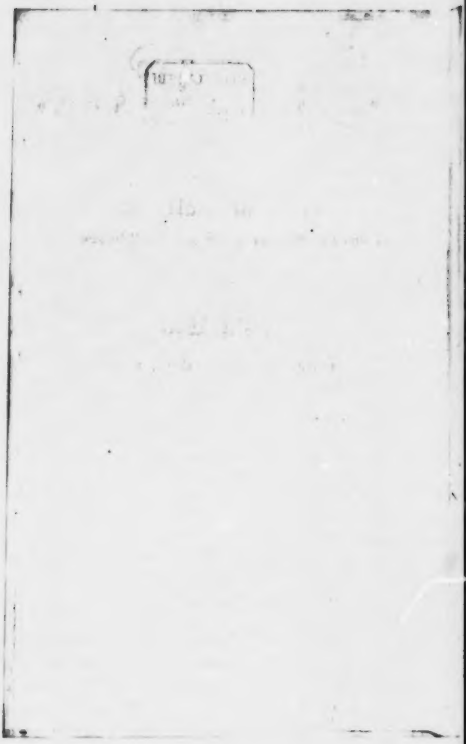
To be or not to be, that is the question.
Shakespeare.

Aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Würzburg.

Verlag von Voigt & Mocker.

1845.



Bereits ist über Ronge's berühmtes und berüchtigtes Pamphlet eine ganze Bibliothek geschrieben, und noch sind die Stimmen, die Beweisführungen, die Deductionen seiner Gegner nicht beantwortet, geschweige denn widerlegt worden. Licht und Aufklärung und Wahrheit, die Losungsworte der neueren Philosophie, sollen schon für sich allein, wie die Sonne am heiteren Himmel, den Blinden und Finsterlingen, die noch etwas Religion aus der Reminiscenzen der Ammenstube erregt, die Augen öffnen und sie einführen in das Reich der Aufklärung, wo man keine heiligen Röcke mehr verehrt, sondern staunend niedersinkt in den Staub vor dem Goldrucke des Ronge'schen Sendschreibens und in seinem Bildnisse die Morgenröthe einer schöneren Zukunft, das tausendjährige Reich einer geistigen Wiedergeburt begrüßt, die uns dieser kühne und gewaltige Geist, dieser mächtige Kämpfer für Licht und Wahrheit, eröffnet.

Wahrlich! eine solche Apotheose hat noch kein Sterblicher erlebt, der einen alten, schon tausendmal abgedroschenen Gemeinplatz noch einmal auf die Bahn gebracht, der mit andern Worten gepredigt, was schon Tausende vor ihm gelehrt und behauptet, der eine längst ausposaunte und wieder vergessene Lehre unter einem neuen Gewande an das Tageslicht gestellt. Wollte man die bis zum Ekel wiederholten Vergötterungen des neuen Luther, wie sie uns das Frankfurter Journal seit einem Vierteljahre in allen seinen Blättern wiederkäuet, nach Würden begreifen, so müßte man fürwahr alle Heiligenbilder in den Kirchen, das Zeichen des Kreuzes nicht ausgenommen, zertrümmern und an ihre Stelle das Bild der neueren Götzen, eines Huß, eines Hutten, eines Luther, Melanchthon und

Calvin, und vor allem eines Ronge setzen. Wäre damit auch nur der ärgerliche Götzendienst, den wir bisher mit den Bildnissen des Gottessohnes und seiner Mutter, der Apostel, Martyrer und anderer Heiligen zum großen Scandal der starken Geister getrieben, mit einem anderen verwechselt, was läge daran? Ein Strauß und Feuerbach und Bruno Bauer, diese gewaltigen Brandfakeln der modernen Religion, würden zweifelsohne die Herzen mehr erwärmen, als jene abgeschiedenen und in den allgemeinen Weltgeist übergegangenen Popanze, mit denen Pfaffentrug und die Tyrannei der romischen Hierarchie die dummen Köpfe des leichtgläubigen Pöbels seit beinahe zwei Jahrtausenden arglistig berückt. Die Bilder solcher Männer, so wie eines Luther und Ronge, mit Lorberen zu bekränzen und mit Hymnen und Antiphonen zu begrüßen, wäre kein Götzendienst, sondern nur eine verdiente Huldigung, die man den Emanationen des »Menschengeistes, der schon bei der Schöpfung thätig war, des dem Gottesbewußtseyn identischen Selbstbewußtseyns« *) darbrächte.

Die Persönlichkeit des neuen Lichtapostels kann man gebührendermaßen ganz aus dem Spiele lassen. Daß er ein moralisch makelloser, sittenreiner Tugendheld seyn muß, begreift sich von selbst, wenn man die Zeugnisse liest, die von allen Seiten für ihn herbeigeschafft, die Adressen, die aus allen Himmelsstrichen an ihn abgesendet werden. Wie vermöchte er auch im Gegentheile den Enthusiasmus so vieler Tausende in einem solchen Grade zu erwecken, wenn er nicht als Mensch vorwurfsfrei wäre? Seine Moralität wollen wir also gelten lassen, so zweifelhaft und zweideutig auch eben so glaubwürdige Zeugnisse von anderer Seite lauten. — Auch über die Ursache seiner Suspension, die wir ja doch nicht näher kennen, wollen wir nicht rechten und daher alle Angriffsmittel verschmähen, die aus diesem Umstande gegen ihn abgeleitet werden könnten. Ueberhaupt aber wollen wir mit seiner Person auf dem gegenwärtigen Standpunkte der durch ihn aufgeregten kirchlichen Zerwürfnisse gar nichts zu thun haben, sondern nur mit den Grundsätzen, die in seinem Sendschreiben vorherrschen, und mit den nothwendigen Folgesätzen, die aus demselben fließen. Sicherlich hat Ronge selbst nicht im voraus berechnet, mit welcher Harpyien-

*) Wörtliche Ausdrücke der Jung-Hegelianer.

gier die Widersacher aller geoffenbarten Religion sich seiner Schrift bemächtigen würden; vielleicht hat er den Schritt schon bereut, den er gethan, denn die Folgen desselben treten mit jedem Tage drohender und bedenklicher hervor. Wenigstens die Ueberzeugung dürfte er, bei nur alltäglicher Besonnenheit, schon jetzt gewonnen haben, daß er auf Religiosität durchaus keinen Anspruch hat, weil der Religiöse selbst von dem Cultus der ihm am entferntesten stehenden Völker, der Heiden und der Fetisch-Anbeter, mit einer gewissen Scheu, nicht mit Spott und Verachtung spricht und selbst den widersinnigsten Religions-Gebräuchen eine tiefere Bedeutung abzugewinnen weiß. Er hat aber einen uralten Religions-Gebrauch seines eigenen Cultus mit burschikoser Rohheit auf den Pranger gestellt. Uebrigens ist der heilige Rock, dessen Verehrung er angriff, bereits, so frech und fast blasphemistisch dieser Angriff auch war, zur Redensache geworden, da ja weder diese Verehrung, noch der Glaube an die Aechtheit des Rockes jemals von der katholischen Kirche zum Dogma erhoben worden ist. Denn die allgemeine Aufregung ist nicht bei dem heiligen Rocke und der durch diese Polemik angeregten Verehrung der Heiligen oder ihrer Bilder und Reliquien stehen geblieben; sie hat sich auf wesentliche Religionsfragen ausgedehnt und bereits Glaubenssätze in Frage gestellt, welche die katholische Kirche nicht preisgeben kann und darf, ohne an sich selbst zur Mörderin zu werden. Die aller Offenbarung und Religion überhaupt Hohn sprechenden und das Christenthum insbesondere untergrabenden Lehren der Hegelianer und der deutschen Jahrbücher, die atheistische Richtung, in welcher sich das, in Gutzkow, Laube, Wienbarg, Freiligrath, Herwegh und Consorten repräsentirte junge Deutschland in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen bewegt, fangen an, ihre Früchte zu tragen. Es handelt sich nicht mehr um Ronge und den heiligen Rock, es handelt sich um die Frage, ob überhaupt eine katholische, eine römisch-katholische Religion noch bestehen soll; — denn die sogenannte deutsch-katholische, — die in Schneidemühl aufzutauchen begonnen hat, ist keine katholische mehr, da sie die wesentlichsten Dogmen dieser Kirche verwirft, und in ihren Hauptzügen unverkennbar dem Protestantismus huldigt.

Was diese sogenannte deutsch-katholische Kirche für Tendenzen hat — wer es wissen will, lese die neuesten Berichte des Frankfurter Journals, die alles dahin Einschlägige mit hämischer Freude,

mit wahrer Rührung! — erzählen. Ein heurathslustiger Priester, dessen Ehe nach dem Wunsche der Gemeinde Ronge's hätte einsegnen sollen — similis simili gaudet — hat sie gestiftet, und verrichtet nun die religiösen Funktionen in seiner Ehemacht, wie es ihm beliebt, indem er alles wegläßt und ausmerzt, was — nach seiner Ansicht nämlich — der Vernunft widerstreitet. Wohin das führt, müssen die Verblendetsten einsehen. Der Vernunft, welche in dem Gehirne der Neologen wuchert, widerstreiten auch die Dreieinigkeit, die Menschwerdung und der Versöhnungstod Jesu Christi, das Meßopfer, — kurz alles, was Religion und Cultus heißt. Wir wundern uns nur, wie der erleuchtete Czerski noch von den dummen Ceremonien der Ehe und der, wenn gleich purificirten, Taufe Gebrauch machen mochte und von sich mag sagen lassen, daß ihm doch noch etwas von den albernen Gebräuchen der Finsterlinge anklebe. — Das ist der deutsche Katholicismus, von dessen Herrlichkeiten gewisse Augenzeugen so ergriffen waren, daß sie den rührenden Wunsch äußerten: O wenn es doch bei uns auch so wäre! — Die Nutzanwendung mag sich Jeder selbst machen.

Es ist merkwürdig und höchst auffallend, in welcher Art und Weise die Katholiken Ronge's Sendschreiben aufgenommen haben, und wie sie es für ihre Ansichten ausdeuten. Und doch spricht derselbe in seinem Sendschreiben, dem sie Ehren erweisen, als sey es eine himmlische Botschaft, über die Verehrung der Reliquien und Bilder keine andere Ansicht aus, als welche von den Protestanten in allen ihren Kanzelvorträgen, in allen ihren theologischen und religiösen Schriften täglich und stündlich vorgetragen und wiederholt wird. Hätte Ronge eine neue Lehre aufgestellt, eine neue sogenannte »Wahrheit« gepredigt, dann ließe sich diese unmäßige, man möchte sagen, kindische Freude begreifen; da er aber nichts sagt, als was sich bei jedem Protestanten von selbst versteht, und was er mit der Muttermilch eingesogen hat, daß die Verehrung der Heiligen und ihrer Bilder und Reliquien ein Götzendienst sey, so muß dieser Jubel, dieser Triumph einen andern tiefer liegenden Grund haben. Und dieser ist kein anderer, als: weil Ronge sich einen katholischen Priester nennt und unter dieser Firma einen Ruf in die Welt geschickt hat, der die Ehren des reinen Protestantismus haucht. Das und nur das ist die Ursache eines Siegesgeschrei's, als ob schon die ganze katholische Kirche im Begriff

stände, zur Fahne des Protestantismus überzutreten. — Wenn darüber noch irgend ein Zweifel bestehen könnte, so hat ihn »ein ernstes Wort zu rechter Zeit« vollends gelöst, welches J. P. Lyser in seinem Aufrufe »Deutschland und Johannes Ronge« ausgesprochen. Wenn es jemals ein Geheimniß war, daß das berüchtigte Sendschreiben nur aus der Feder eines katholischen Priesters solche elektrische Wirkung in der ganzen protestantischen Welt hervorbringen konnte, so hat es Lyser verrathen. Wir wissen nicht, welcher christlichen Confession er angehört, da er sich weder Katholik, noch Lutheraner, noch Protestant, sondern das genannt wissen will, was er ist: Christ, — die Tendenz seines Aufsatzes verräth indeß, was ihm Christenthum heißt. Deutlicher aber kann man nicht sprechen, deutlicher nicht ausdrücken, was dem Nichtkatholiken auf dem bekümmerten Herzen liegt, als mit den Worten:

»Das allerschlimmste aber ist: daß die deutschen Protestanten den katholischen Priester Ronge als einen der Übrigen, als einen Vorkämpfer gegen Jesuitismus und wohl gar gegen Muckerthum betrachten«,

oder:

»Lächerlich wäre es dennoch, wenn die Protestanten in ihrer »Angelegenheit auf den katholischen Priester Ronge zählen »wollten, und ließe, was Gott verhüten möge! Johannes »Ronge sich hinreißen, der Sache der Protestanten sich anzu»nehmen, so wäre alles verloren, was er für seine Glaubens»brüder und seine Confession so ruhmwürdig begonnen, seine »Feinde hätten dann Grund, ihn als einen Abtrünnigen »hinzustellen.«

Hätte die ganze Angelegenheit nicht eine so ernste Wendung genommen, so könnte man sich auf diese Phrase kaum eines mitleidigen Lächelns enthalten, und müßte Lyser zurufen: Difficile est, satyram non scribere! Also nur so lange Ronge protestantische und nichtkatholische Grundsätze predigt und in Schutz nimmt, dabei aber den Namen eines katholischen Priesters zur Schau trägt, — denn in seinem innersten Wesen hat er dem Katholicismus entsagt, — nur so lange ist er der Kortyphäe des Protestantismus; sobald er aber die heuchlerische Maske abwirft, unter welcher er die deutsche Welt allarmirt, sobald er sich als

das bekennt, was er wirklich ist, als Protestant, dann hat er aufgehört, euren Beifall zu verdienen, dann ist alles verloren, — aber nicht für den Katholicismus, der an Ronge, weil er an ihm nichts gewonnen, auch nichts zu verlieren hat, sondern für die Gegner desselben, die dann nicht mehr sagen könnten, in seinen Reihen herrsche dieselbe Spaltung und Uneinigkeit, die man letztern mit Recht zum Vorwurfe macht. Diese Prämisse führt zu einem Schluß, der dem Verfasser des vernünftigen Wortes« nicht zum Ruhme gereicht, daß es ihm nämlich bloß um den Namen, nicht um die Sache zu thun sey.

Längst ist die innere Zerrissenheit, die Rath- und Hilflosigkeit der von der ursprünglichen Christlichen Religion abgefallenen Confessionen kein Geheimniß mehr; der Protestantismus hat sich in zwei Hauptsekten gespalten, davon jede wieder in mehrere Parteien, man könnte mit einigem Rechte sagen, in so viele zerfällt, als es Individuen gibt — eine atheistische und eine mystische. Jener zählen sich alle sogenannten Gebildeten bei, für welche es keinen andern Gott als ihre Vernunft, keine andere Unsterblichkeit als das Verschwimmen in einen allgemeinen Weltgeist, in ein Nichts, — keine andere Tugend als den Egoismus gibt; — zu dieser gehören alle jene Dummköpfe, die in der Leere des protestantischen Ritus keine Befriedigung finden, und in dem Streben nach einem höhern Bedürfniß, durch mißverstandene Bibelstellen irregeleitet, auf Abwege gerathen, die den gräuelvollsten Erscheinungen des katholischen Fanatismus, dem wir durchaus nicht das Wort sprechen wollen, an die Seite gestellt werden können. Dieser trostlosen Verlassenheit soll nun die Schmähschrift eines sich nennenden katholischen Priesters auf die Beine helfen.

In dieser Hoffnung hat Lyser seinem Aufrufe das Sendschreiben Ronge's und diesem einige spätere Worte des Propheten von Laurahütte vorausgeschickt, die wie Perlen aufgesammelt werden, als wären es Worte der ewigen Wahrheit.

»Ich will kein Tagesheld seyn, ich habe es nie gewollt; »man soll mich nicht beadressen (sic!), man soll nicht für »mich sammeln; ich will weder Ruhm noch Geld! Der Ruhm »darf mich nicht reizen; mein Brod verdiene ich mir durch »meine Arbeit.«

Wir glauben, daß R. kein Tagesheld seyn wollte; er konnte es weder nach der Tendenz, noch nach der Diction seines rasenden Pamphlets hoffen und erwarten, und wenn er nicht im Interesse des Protestantismus unter katholischer Firma schrieb, so muß man gestehen, daß weder Ruhm noch Geld das Motiv seiner unbesonnenen Invective seyn konnte.

Daß gleichwohl das unselige Sendschreiben so ungeheuren Beifall fand, eine so große Sensation erregte, ist ein schlimmes Zeichen der Zeit. Daß alle nicht katholischen Christen demselben huldigen würden, war vorauszusehen; es schmeichelte gar zu sehr, aus dem Munde eines Namen-Katholiken einen der Haupteinwürfe wiederholen zu hören, den man von gewissen Seiten her, ob mit Grund oder nicht, ob im Strohlenkleide der Wahrheit oder im Gewande der Entstellung und der Lüge, das war den Predigern des sogenannten gereinigten Christenthums von jeher einerlei, stets dem Katholicismus entgegenhielt und ihn dadurch zur Bilder-Anbetung und zum Götzendienste zu stempeln wähnte. Daß aber auch so viele tausend Katholiken, wie uns gewisse öffentliche Blätter täglich berichten, — si fabula est vera, — in den gewaltigen Lärmen mit einstimmen, daß auch diese sich so weit vergessen würden, Adressen und Beglückwünschungen an R. zu unterzeichnen, hätte man nicht erwarten sollen. Wenn man indessen den wahren Grund der Erscheinung untersucht, so verliert sie auch in dieser Beziehung das Befremdliche, was ihr auf den ersten Anblick anklebt. Der Mensch ist seiner Natur nach mehr zum sinnlichen, als zum geistigen und religiösen Leben geneigt. Die moderne Philosophie hat es nicht fehlen lassen, von allen Lehrstühlen und in allen Lehrbüchern den Materialismus, bald offenbar, bald in versteckter Form zu predigen und aus den Herzen der Menschen den Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode, an Belohnung und Bestrafung in einer andern Welt, zu verdrängen. Was den Sinnen entspricht, was den Lebensgenuß in allen Formen rechtfertigt, das glaubt man gerne, wenn auch eine innere Stimme noch so mächtig dagegen ankämpft. Wenn die Unsterblichkeit keine andere ist, als das Hervorgehen neuen organischen Lebens aus der Verwesung oder die Rückkehr des individuellen Lebens in den sogenannten Weltgeist, so braucht man sich wahrlich aus der Art und Weise, wie man das irdische Daseyn genießt, kein Gewissen zu machen, und der Gescheidteste

ist dann derjenige, der dem Epikuräismus huldigt, der so viel und so oft genießt, als er kann. Die Fesseln, die die katholische Religion ihren Bekennern anlegt, die Entsagungen, die sie ihnen zur Pflicht macht, waren den sinnlichen, den blos nach Genuß ringenden Menschen längst ein Stein des Anstoßes und ihnen ist jede Lehre, die nur mit einigen Scheingründen unterstützt werden kann, willkommen, die sie von diesen Fesseln befreit, dieser Entsagungen entbindet. Von diesen fluchwürdigen Lehren, von diesen zerstörenden Grundsätzen sind leider auch schon zahllose, im katholischen Glauben geborene und erzogene Menschen angesteckt, die besonders zur Klasse der Halbgebildeten und Gebildetseynwollenden gehören, und diese sind es, welche in das über den großen Konze erhobene Siegesgeschrei mit einstimmen. Solche Katholiken, die in ihren Herzen schon längst Atheisten und Materialisten waren, strengen auch ihre Lungen an, um in die Lärmtrompete zu stoßen und schreien noch ärger, als die Nichtkatholiken. Wie niederträchtig hat nicht ein gewisser Robert Blum, von dem übrigens von jeher Niemand wußte, ob und welche Religion er habe, in seinem »Kampfe des Lichts und der Finsterniß« den Tagesheiden gelobhudelt und eben so viele, durch die eignen, nackten Worte seines Abgottes auf der Stelle nachweisbare Lügen ausgesprochen, als er sich des Worts Lüge mit lächerlichem Pathos in seinem Aufsatze bedient. Jetzt will er auf einmal Katholik seyn, damit seine schmähenden Invectiven desto sichrer treffen und eindringen sollen. Doch — ex ungue leonem! Die Rationalisten und Atheisten gehören wohl zu den Verblendeten, aber in der Regel nicht zu den Dummen, und sie wissen so gut wie andere Leute, daß man den Baum nicht auf Einen Hieb fällt. Ob R. gegen den heiligen Rock oder den damit getriebenen »Gopendienst« loszog, mochte ihnen ziemlich gleichgiltig seyn, aber ihr Held ging weiter, er griff die oberste kirchliche Autorität an, er forderte die ganze Welt heraus zur Bekämpfung der tyrannischen Macht der römischen Hierarchie — diese allein widersteht noch fest und unerschütterlich den verderblichen Theorien der Träger moderner Weisheit, von ihr gehen die Gebote aus, welche die völlige Entfesselung der sinnlichen Natur verhindern. Dieser Angriff, ausgegangen von einem katholischen Priester, war Wasser auf die Mühle des Materialismus; das ist ein Riesenschritt zur »Emancipation des menschlichen Geistes«, das untergräbt die

Einheit der katholischen Kirche, die dem Rationalismus ein Gräuel ist, weil er selbst, ohne Halt und ohne Grundlage, in allen seinen Fugen auseinanderweicht und seiner Rathlosigkeit kein Ende weiß. — Daher der ungemessene Jubel über die Schmähschrift eines Abtrünnigen, der es noch wagt, sich einen katholischen Priester zu nennen, während er an einem Grundpfeiler seiner eigenen Kirche rüttelt und sich von einer Autorität lossagt, die, dem Protestantismus gegenüber, zu ihren wesentlichsten Dogmen gehört. Ronge soll nun der Atlas seyn, der das wankende Lutherthum auf seinen mächtigen Schultern trägt; ein abtrünniger katholischer Priester soll den Strebepfeiler abgeben, der es vor dem völligen Zusammensturze bewahrt, — aber Katholik muß er bleiben d. h. Katholik muß er sich nennen, sonst ist alles verloren!! — Was soll man von der Solidität, von dem innern Gehalte, von der Wahrhaftigkeit einer Lehre halten, die sich solcher Mittel bedient, um sich aufrecht zu erhalten, und sich dessen noch rühmt? —

Daß es bei solchem Beginnen auch erlaubt ist, sein ganzes Raisonnement auf Trugschlüsse zu bauen, daß alle Mittel gut genug sind, die zum Zwecke führen, begreift sich wohl von selbst. Wenn Lyser sagt:

»Ronge schrieb als Christ, als Katholik, als katho»lischer Priester, wie seine Unterschrift ausdrücklich
»besagt! als Priester, dem sein Christenthum, seine
»Confession und sein Priestereid gleich heilig sind und
»bleiben werden; und eben weil es so und nicht anders
»ist, war die Wirkung des Ronge'schen Briefes so zerschmet»ternd (!!!), wußten seine Gegner so gar nichts, was
»Stich halten konnte, darauf zu erwiedern! (F) Nicht ein»mal für einen Abtrünnigen können sie ihn erklären!«

so muß er, was sich von einem »Christen« κατ' ἐξοχήν freilich von selbst versteht, von Religion überhaupt einen völlig verkehrten und von der katholischen vollends gar keinen Begriff haben. Wer auch von Logik gar nichts gehört hat, muß einsehen, daß in diesem Satze fast jedes Wort ein Unsinn ist. Allerdings hat sich R. als katholischen Priester in seinem Sendschreiben unterzeichnet, allerdings hat er erklärt:

»Ich streite nicht für den Protestantismus, ich streite für
»den reinen Katholicismus, ich streite gegen den Papst und

»seine entarteten Diener, nicht gegen meine Religion, deren »ursprüngliche Satzungen mir heilig sind«

und:

»Meine Sache ist die des reinen Katholicismus, ihr »bleibe ich treu. Luther wollte nichts anderes!«

wie das Lyser seinem ersten Worte mit großem Pathos voraus schickt. Wir fragen aber, ob das mehr als bloßes Wortspiel ist, ob sich der Verfasser des Sendschreibens nicht eben so gut als Protestant, als Muhamedaner oder Israelite hätte unterzeichnen können? Ob einem katholischen Priester seine Confession und sein Priestereid noch heilig seyn könne, der allen oder einzelnen Dogmen dieser Confession geradezu den Krieg erklärt? Wir fragen Ronge, was er unter dem reinen Katholicismus anders versteht, als den Protestantismus, indem ja auch Luther nichts anderes gewollt? Was er denn mit einem lutherischen Katholicismus wolle, dessen ursprüngliche Satzungen ihm heilig sind? Wir fragen ihn, was »gegen den Papst streiten« anderes heißen wolle, als gegen die durch eine persönliche Stellvertretung auf Erden repräsentirte Einheit der Kirche streiten? und ob das hartnäckige Bestehen auf dem Namen eines Katholiken, während er unverkennbar und offen den protestantischen Grundsätzen das Wort spricht, in seinem Sendschreiben kecker und frecher auftritt, als mancher Protestant es gethan haben würde, dem auch dasjenige noch ehrwürdig ist, was andere Confessionen für heilig und verehrungswürdig halten, etwas anderes sey, als Perfidie und Heuchelei? Wir fragen ihn endlich, ob man die Verachtung eines religiösen Gebrauches oder meinetwegen Mißbrauches weiter treiben könne, als der katholische Priester von Laurahütte, der den Rock des Erlösers, seine Aechtheit vorausgesetzt, gerade so behandelt, wie das Kleid eines der Gerechtigkeit verfallenen Missethäters, und welchen Grad von Religiosität und Katholicität man einem sich nennenden Katholiken zutrauen könne, der mit dem, was Millionen seiner Glaubensgenossen, sey es auch nur irrthümlich, ehrwürdig ist, einen solchen empörenden Spott treiben kann? So drückte sich nicht einmal Luther aus, das ist der Sprache eines Voltaire würdig.

Zerschmetternd aber war die Wirkung des Sendschreibens nicht, wie Ronge's Lobhudler behaupten, allerdings jedoch mochte mancher, dem noch der Glaube seiner Väter heilig war, aus Entsetzen

verkommen vor einer ſolchen Sprache aus dem Munde, aus der Feder eines katholiſchen **Prieſters**!

Obstupui atque vox faucibus haesit —

Es ſcheint, Lyſer habe die Schriften nicht geleſen, die von aufrichtigen Anhängern der katholiſchen Kirche gegen Ronge oder ſein wüthendes Pamphlet geſchrieben worden; ſonſt könnte er nicht ſagen, ſeine Gegner hätten gar nichts Stichhaltiges darauf zu erwidern gewußt. Freilich, wer zerſchmettert iſt, kann nicht mehr antworten! Aber Männer, welche das Blendwerk der Schmähſchrift nicht aus der Faſſung brachte, haben geantwortet, nicht mit Schmähungen, ſondern mit Gründen, mit unumſtößlichen Wahrheiten, auf welche Ronge und ſeine Anhänger ſich bis jetzt noch nicht wieder haben vernehmen laſſen. Sie werden es freilich nicht der Mühe werth halten, weil doch alles, was die Anhänger des Katholicismus ſchreiben, auf Verdummung und Verfinſterung hinausläuft und das Licht der Wahrheit nur denen gegeben iſt, die vom Geiſte Luthers beſeelt ſind. Die Träger des Lichts aber bedürfen keiner Gründe, weil die wohlthätigen Strahlen dieſes himmliſchen Fluidums den Blinden nicht zugänglich ſind, die Sehenden aber des Beweiſes, daß es Licht ſey, entbehren können. Man antwortet deswegen auf die Gründe, auf die hiſtoriſchen Nachweiſungen, auf die unumſtößlichen Wahrheiten, mit welchen die treuen Anhänger des Katholicismus den unverſöhnlichen Feinden desſelben entgegentreten, mit allgemeinen Redensarten, mit den verbrauchten und mißbrauchten Floskeln von Licht, Aufklärung und evangeliſcher Freiheit des Denkens und Forſchens, päpſtlicher Tyrannei, ultramontaniſcher Hierarchie, Jeſuitismus, Götzen- und Gaukelſpiel und was dergleichen mehr ſind, und wirft den katholiſchen Prieſtern Entartung vor, als ob dieſe zum Begriffe eines katholiſchen Prieſters gehörte und von der Perſon eines nichtkatholiſchen gleichſam von ſelbſt ausgeſchloſſen wäre.

Lyſer hat zwar in ſeinem Aufrufe die Aufgabe nicht übernommen, das pro und contra der Ronge'ſchen Angelegenheit zu erörtern und hieraus einen Beweis für die Wahrheit der von Laurahütte ausgegangenen zerſchmetternden und überzeugenden Worte zu deduciren; er hat blos, in tiefer Bekümmerniß über die Möglichkeit, daß dieſer zermalmende Brief an den Biſchof Arnoldi und deſſen

Verfasser eben so bald lächerlich werden möchte, als das Becker'sche Rheinlied, die Deutschen warnen zu müssen gestaudt, den Helden des Tages, dessen »kühner Brief«, wie im Palast so in der ärmsten Hütte sich findet, nicht ferner zu beadressen und für ihn zu sammeln. Allein sein Kummer für Ronge's bereits erblassenden und sinkenden Stern deutet unverkennbar darauf hin, daß er Ronge's Worte für ganz unbestreitbare, unumstößliche Wahrheiten hält. Stulti in eventum judicant, sagt der römische Geschichtschreiber, und auf nichts paßt diese Wahrheit mehr, als auf den gewaltigen, betäubenden Lärm, den die Feinde der Religion auf die Wiederholung einer von ihnen selbst seit Jahrhunderten ausposaunten Lehre deßwegen, und nur deßwegen erhoben, weil sie aus dem Munde eines katholischen Priesters kam. Es muß aber um den innern Werth, um den wahren Gehalt einer Doctrin gar jämmerlich schlecht stehen, wenn ein dafür aufgeregter Enthusiasmus sie lächerlich zu machen im Stande ist. Lyser kam mit seiner Warnung zu spät — Ronge ist bereits mit Adressen und Ehrengeschenken überhäuft, sein Sendschreiben in Farben- und Golddruck vervielfältigt, sein Bildniß wird zu Tausenden reißend verkauft — nicht die Deutschen, nein, seine blinden Anhänger haben aus ihm wo möglich einen zweiten Weltheiland gemacht; sie haben den heiligen Rock im Kothe geschleift und den neuen Luther vergöttert! Wenn nun Ronge dadurch lächerlich gemacht wird, dann ist er schon dem Spotte und der Verachtung verfallen, und die Lyser'sche Apologie vermag ihn nicht mehr zu retten! Bald werden die Proselyten, welche dem neuen Apostel ihr Jubelgeschrei entgegengerufen, einsehen, daß sie an die Stelle des alten Götzendienstes einen neuen gesetzt; und jeder Denkende, der das berüchtigte Pamphlet einer nähern, gründlichen und vorurtheilsfreien Prüfung unterwirft, wird sich des stürmischen Beifalls schämen, den er dieser Ausgeburt der Schmähsucht und des verlarvten Atheismus gezollt. Die Kühnheit Ronge's wird ihnen dann als frivole Anmaßung, seine überzeugenden Worte als Wiederhall längst verklungener Theorien, seine große That als ein unmächtiger Versuch erscheinen, den Felsen zu erschüttern, auf dem die Kirche Christi ruht. Und von manchem bis daher verblendeten Auge werden die Schuppen der Selbstsucht, der Verläumdung und des kecken Uebermuthes fallen, mit welchem ein sich überschätzender Geist die heiligsten und verehrungswürdigsten Gegenstände

angegriffen und beſudelt hat. Auch Ronge's Unterfangen wird dann als machtloſe und lächerliche Poltronnerie daſtehen, wie das Becker'ſche Rheinlied, zwiſchen welchem und der Rongeade Luſer eine Parallele zieht.

Das wird das Ende einer Schmähſchrift ſeyn, durch die ſich R. ſelbſt gebrandmarkt und des Namens eines Katholiken, zumal eines katholiſchen Prieſters, unwürdig gemacht hat. Wahr iſt es, alle Adreſſen werden den Prieſter Ronge um keinen Zoll höher ſtellen oder ihn vielmehr noch tiefer erniedrigen, als er ſich ſelbſt ſchon erniedrigt hat durch ſein freches, anmaßendes Wort. Ob er zu einer Sendung berufen iſt und zu welcher, wiſſen wir nicht, da uns ſein in Ausſicht geſtelltes anderes Wort an ſeine Amtsgenoſſen noch nicht zu Geſicht gekommen iſt; vor der Hand iſt nur ſo viel gewiß, daß er ſich zur Rolle eines Reformators der katholiſchen Kirche berufen glaubt und den kaum wieder hergeſtellten kirchlichen Frieden neuerdings auf eine höchſt bedrohliche Weiſe geſtört und die Kluft noch mehr erweitert hat, welche die chriſtlichen Confeſſionen von einander trennt. Die deutſchen Katholiken von Schneidamühl mögen ihn, wenn ſie Cölibat und Ohrenbeicht aufgehoben und den Katholicismus in ſeinen weſentlichſten Lehren vernichtet haben, zu ihrem Pfarrer wählen; — der deutſche Katholicismus in dieſem Sinne oder iſt kein Katholicismus mehr, er hat ſich der Feſſeln entledigt, welche die ſogenannte evangeliſche Denk-Freiheit beſchränkten, er iſt offen zum Proteſtantismus übergegangen. Haltet doch, ihr Propheten der Aufklärung, die deutſchen Völker, auch von der niedrigſten Bildungsſtufe, nicht für ſo dumm, daß ſie es nicht merken ſollen, wie die Sache für einen Namen geſetzt wird und daß die deutſchkatholiſche Kirche blos die Brücke ſeyn ſoll, um den Uebergang von einer Confeſſion zur andern zu erleichtern und ſo eine Verſchmelzung der ſich widerſtrebenden Religionsbekenntniſſe zu bewirken, da die katholiſche Religion, in ihrer Reinheit und Einheit, nimmermehr den Grundſätzen des Proteſtantismus huldigen kann und wird. Dahin richten ſich die Angriffe des Zeitgeiſtes — wollen wir ſehen, ob ſich der Ausſpruch des Heilandes, daß die Pforten der Hölle ſeine Kirche nicht überwältigen werden, bewähren wird. Daran wird die Wahrheit jener Religion geprüft werden können, welche ſiegreich aus dieſem Kampfe hervorgeht. Siegreich kann aber nur diejenige hervorgehen, die in

ihrem eigensten Wesen einig, und standhaft und unveränderlich, wie die ewige Wahrheit, die Gewähr ihrer Dauer in sich selber trägt und nicht von jedem Windstoße der Leidenschaft, der Willkür und der in dem Zeitgeiste sich manifestirenden Zeitrichtung hin und her getrieben und erschüttert wird.

Es ist hier weder der Ort, noch kann es unsere Absicht seyn, in die Anklagen einzugehen, welche man — es gehört nun einmal zur Mode der von dem Verstande und der Vernunft allein bewegten Geister, — der römischen Hierarchie, dem Ultramontanismus und dem Jesuitismus unaufhörlich entgegenhält. Es ist auch durchaus nicht unsere Meinung, den Mißbräuchen, den Aergernissen und Schändlichkeiten das Wort reden und sie in Schutz nehmen zu wollen, welche unter der Firma dieser Institutionen unstreitig und unbestreitbar getrieben worden sind. Allein der Mißbrauch ist es nicht, den die Rationalisten und Atheisten allein angreifen; in ihrer Verblendung verkennen sie auch das Gute, das Vortreffliche und, wenn wir auch nur den praktischen Standpunkt im politischen und staatlichen Leben in's Auge fassen, Nützliche dieser Combinationen des religiösen Lebens und Wirkens; die römische Hierarchie als solche mit allen ihren Ausflüssen und Consequenzen ist ihnen ein Gräuel und würde es ihnen seyn, wenn man sonnenklar darthun könnte, daß sie, anstatt der bis zum Ekel vorgeworfenen Tyrannei, die Wohlthäterin des Menschengeschlechtes sey. Mit nichts ist noch ärgerer Mißbrauch, größeres Skandal getrieben worden, als mit den Worten Licht, Aufklärung, Verstandesherrschaft und Vernunftreligion, welche die Anhänger der modernen Geisterrichtung immerfort im Munde führen. Auch dem Lichte, der Aufklärung, dem Verstande und der Vernunft in dem Begriffe, wie diese göttlichen Funken von dem großen Haufen und selbst von der Mehrzahl der Gebildeten genommen werden, könnte man Tyrannei vorwerfen; ja wir haben sie schon erlebt, diese Tyrannei, und gesehen, wie sie die Grausamkeiten eines Attila und Dschingis-Khan, die Schandthaten eines Nero und Caligula überbot. Deßwegen ist es noch Niemand, selbst den starrsten und unbeugsamsten Anhängern des orthodoxesten Ultramontanismus nicht, eingefallen, von einer Tyrannei des Lichts und der Aufklärung, des Verstandes und der Vernunft zu sprechen. Ob R. die Tyrannei der römischen Hierarchie an sich selbst erfahren hat, wissen wir nicht; worin die-

selbe aber bestehen soll, hat uns weder er noch Luther gesagt oder dargethan. Es ist eben ein Machtspruch, wie so viele Behauptungen und Sätze der Philosophie der Neuzeit, die wir als ausgemachte Wahrheiten anerkennen sollen, weil sie aus dem Munde der Aufklärung kommen. Wenn freilich der Mensch als ein schon in dieser sublunarischen Welt vollendetes und keiner weiteren überirdischen Vervollkommnung mehr fähiges Wesen betrachtet wird, für das es keine Zukunft mehr gibt, das, nach den Launen des Zufalls, seine Laufbahn da vollendet, wo es sie begonnen hat, auf unserm Planeten, dann ist es lächerlich, sich von den Schranken einer äußern Gewalt beherrschen zu lassen, sie möge eine geistliche oder weltliche seyn; dann möge es jeder treiben, wie er kann, und, ohne sich von dem Schreckbilde einer Bestrafung in jener Welt zurückhalten zu lassen, seinen sinnlichen Trieben folgen und sich alles erlauben, was er thun kann, ohne von dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit, die dann auch nichts weiter mehr ist, als rohe Gewalt, im Namen der Gesellschaft verübt, erreicht zu werden. Dann ist die römische Hierarchie, aber nicht sie allein, sondern jede Religionsausübung eine Tyrannei, weil sie der Willkür des Individuums Schranken setzt, seine Handlungen und Unterlassungen durch bestimmte Vorschriften regelt, während es doch nur sich selbst und seiner innern, unantastbaren Freiheit angehört, und Entsagung gebietet, wo uns der Genuß winkt. In diesem Sinne mag wohl die Tyrannei der römischen Hierarchie zu verstehen seyn, da derselben ja keine Zwangsmittel zu Gebote stehen und sie sich solcher auch gar nicht bedienen will, um die Menschen zur Ausübung oder Unterlassung bestimmter Handlungen zu nöthigen; da sie die Freiheit des Individuums nicht in Fesseln schlägt, sondern dieselbe blos durch kirchliche Gebote und Verbote zu seinem eignen Besten beschränkt und durch eine Vormundschaft, die Niemanden lästig seyn kann, weil ein absoluter Zwang nicht ausgeübt wird, für ein höheres, unvergängliches Leben vorbereitet. Dies ist die Bestimmung aller Arten von Andacht und Gottesverehrung, welche die römisch-katholische Kirche demjenigen vorschreibt, der sich ihr anschließt; dies der Zweck der Heilsmittel (wir wollen mit dem kirchlichen Namen derselben die Ohren der Heildenkenden nicht verletzen), welche sie angeordnet hat; dies die unerträgliche Tyrannei, zu deren Abschüttelung R. die ganze Christenheit auffordert! Und

dieſe religiöſen Anſtalten und Vorſchriften, welche von jeher das Glück der Einzelnen, die Ruhe der Völker und der Staaten begründet haben, werden von den Anhängern der Vernunftreligion als Maßregeln der Tyrannei und eines nicht länger zu duldenden Geiſtesdruckes dargeſtellt und gebrandmarkt, ſie ſind die Ausflüſſe der Geiſtesnacht, die immer mehr überhand nimmt, ſie ſind der Gößendienſt, gegen den man losbricht. Daher der Haß gegen die Wallfahrten, Ablässe, Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien, weil ſie den religiöſen Sinn nähren und kräftigen, — daher die leidenſchaftliche Begierde, mit der man von einer gewiſſen Seite jeden Mißbrauch aufgreift und benutzt, der mit oder bei Gelegenheit einer ſolchen Andacht getrieben wird, oder auch nur getrieben werden kann.

Es wäre nicht ſchwer, die fürchterlichen Conſequenzen und die offenbaren Abſurditäten nachzuweiſen, welche aus einer logiſchen Verfolgung der Lehren der modernen Philoſophie ſich ergeben. — Jeder Denkende kann ſie ſich ſelbſt ableiten, und wir wollen uns dabei nicht länger aufhalten. Der katholiſche Prieſter in Lauenhütte hat die Bahn hiezu eröffnet und Leſer hat den Pendant dazu geliefert, indem er dem preußiſchen Cultus-Miniſter zuruft: „Sie ſind kein evangeliſcher Chriſt, denn Ihre Abſicht geht dahin: die evangeliſche Freiheit des Denkens und Forſchens nach Wahrheit und Licht zu unterdrücken.“ Wir wiſſen nicht, durch welche Maßregeln der Miniſter von Eichhorn den Zorn des Apoſtaten Ronge's auf ſich geladen hat; vermuthlich mißfällt es ihm, daß der Rationalismus nicht von allen Kanzeln geprediget, der Atheismus nicht auf allen Lehrſtühlen vorgetragen, das Chriſtenthum nicht ſyſtematiſch angegriffen und untergraben werden darf. Aber eine Bemerkung dringt ſich hier von ſelbſt auf. Was wollen denn die Lichtmänner mit der evangeliſchen Freiheit des Denkens und Forſchens? Jede geiſtige und moraliſche Freiheit in Ehren gehalten, können wir uns doch nicht überzeugen, daß die Denkfreiheit im Sinne der Aufgeklärten eine evangeliſche ſey. „Wer an mich glaubt, wird leben; dein Glaube hat dir geholfen; ſelig iſt, wer nicht ſieht und dennoch glaubt“, und ähnliche Worte kamen aus dem Munde des Erlöſers, den Glauben hat er geübet, vom ihm das ewige Leben abhängig gemacht. Will nun doch die Herren des Fortſchrittes, vor der Hand wenigſtens noch zum Scheine, in

allem, was sie noch von Religion und Christenthum beizubehalten heucheln, auf die unmittelbaren Worte und Lehren des Evangeliums recurriren, welches von Freiheit des Denkens und Forschens in Urprincipien der christlichen Religion keine Meldung macht, sondern immer nur den Glauben voranstellt, so verlieren sie sich auf einer Seite in einen Widerspruch, auf der andern verrathen sie nur zu deutlich, daß ihnen auch die rein evangelischen Wahrheiten, die sie festzuhalten und zu vertheidigen vorgeben, — nur Nebensache sind und daß sie unter evangelischer Freiheit nichts anderes verstehen, als die Ausschweifungen ihres eigenen selbstsüchtigen und verblendeten Geistes, der unter einer gleißnerischen Benennung mit allem andern, was ihnen Menschenzuthat und Pfaffentrug zu nennen beliebt, auch die letzte Grundlage alles christlich-religiösen Lebens, den Glauben, wegzudisputiren sich bemüht.

So weit führen die Verirrungen des Menschengeistes, hat er einmal die Bahn verlassen, die ihm die göttliche Vorsehung, welche weiß, wie viel uns kurzsichtigen Sterblichen zu wissen frommt, vorgezeichnet hat. In ein Gewebe von Inconsequenzen und Widersprüchen, von Lug und Trug, von Selbsttäuschung und Verführung verliert er sich, aus dem zuletzt keine Rettung mehr möglich ist, bis er in Atheismus und völligem Unglauben untergeht. Es wäre ein Leichtes, hierüber unumstößlichen Beweis aus der Natur unserer eigenen Persönlichkeit und aus dem Gange der Menschengeschichte zu führen. Doch wollen wir dieses gelehrteren Männern überlassen, die berufen sind, die Träger der göttlichen Offenbarung zu seyn und die heilige Arche des ewigen Bundes zu bewachen. Andeutungen haben wir genug gegeben, die auch den Uneingeweihten zu der Ueberzeugung führen können, auf welch gefährlichem Pfade die neue Religionsphilosophie sich bewegt, Winke genug, um den klaren Beweis zu sichern, daß Rouge's Apotheose ein freilich nur vorübergehender Triumph des Atheismus ist. Nicht um die Abstellung religiöser Schaugepränge, Wallfahrten und Ablässe ist es den unberufenen Weltverbesserern, den Propheten der reinen Vernunft und den Priestern des Lichts zu thun, sondern um Vernichtung des Christenthums und Neutralisirung der Offenbarung, um den Umsturz des Altars, hinter dessen Trümmern ihnen die Thronen und die Herrschaft über die Völker winken. — Aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen!

Oder sagt mir, ihr Lichtmänner des Nordens, antwortet den Dunkelmännern des Südens. Welche Früchte haben eure Lehren getragen? Sind die Völker besser geworden, seit ihr den frommen Glauben ihrer Ahnen erschüttert und untergraben, seit ihr euch angemaßt habt, die Schiedsrichter in allen Fragen zu seyn, die das innerste Heiligthum des menschlichen Herzens berühren? Ihr bekämpft die göttliche Offenbarung und öffnet mit der verruchten Doctrin der Vernunftreligion, ohne es zum Theil selbst zu ahnen, dem Laster und der Willkür Thüre und Angel — denn verfolgt nur einmal eure Grundsätze — bis in die letzten Consequenzen, und ihr werdet vielleicht zu eurem eigenen Schrecken wahrnehmen, daß ohne eine göttliche Vermittelung Tugend und Laster nichts sind, als hohle Worte, deren Begriff jedes veränderte Zeitverhältniß beschränkt oder erweitert. Wenn es keine andere Religion mehr gibt, als die Combinationen des menschlichen Verstandes, und keinen anderen Gott, als den unaufhaltsam fortschreitenden Menschengeist, wenn der Mensch nichts ist, als ein Atom, das nach entwickeltem Lebenshauche wieder zurückkehrt in das ewige Nichts, ohne individuelle Fortdauer und Existenz, so ist es aus mit der Unsterblichkeit und von einer Vergeltung jenseits kann keine Rede mehr seyn. Sagt mir einmal, was werden die Folgen seyn, wenn diese eure Ueberzeugung eine allgemeine geworden ist? Das Laster wird seine blutige Geißel schwingen, die Massen werden herrschen, das alte Faustrecht wird in zehnmal verstärkter Scheußlichkeit wiederkehren, es wird keine Sicherheit der Person und des Eigenthums mehr geben, und es wird ein Krieg Aller gegen Alle seyn. Noch ist kaum ein halbes Jahrhundert verflossen und wir sollten das gräßliche Trauerspiel vergessen haben, das Atheismus und Irreligion auf die Welttühne brachten? Es gab in dem großen Babel wirklich keinen Glauben mehr an Gott; die Kirchen waren geschlossen und verodet, die Glocken verstummten und wurden eingeschmolzen, es wurde kein Gottesdienst mehr gehalten und der National-Convent decretirte in seinem schrecklichen Wahnsinn: Es gibt keinen Gott! Die nackte Vernunft ward auf den Altar erhoben und — in dem schönen Reiche der Vernunft, in dem sich eure Träume so herrlich verwirklicht hatten, ehe ihr noch geboren waret, herrschte der Schrecken; denn eine andere Herrschaft war nicht mehr möglich. Diese mit Blut befleckten Blätter der neuesten Geschichte klagen euch

vor dem Weltgerichte an, ihr Männer des Lichts, die ihr die Welt mit gleicher Glückseligkeit bedenkt, — denn dieselben Ursachen bringen dieselben Wirkungen hervor.

War der Königsmörder, der einzige, der die neueste deutsche Geschichte befleckt, ein Materialist, oder war er ein in der Tyrannei der römischen Hierarchie großgezogener Fanatiker? Schade, daß er nicht das letztere war, er hätte sicherlich in den an Ronge gerichteten Adressen eine Rolle gespielt.

Und was setzte die unglücklichen schlesischen Fabrikarbeiter, die Ronge in seinem Aufruf an den Bischof Arnoldi bringt, in dem sie gerade figuriren, wie die Faust auf dem Auge, in Bewegung? War es ihre Noth allein oder hatte hieran auch das Umsichgreifen eurer verderblichen Theorien seinen Antheil? — Fast möchte man glauben, Ronge's Sendung, die ihm Leser zudenkt, sei von jener Lichtpartei ausgegangen, die gleichwohl im Finstern an der Auflösung aller sittlichen und gesellschaftlichen Ordnung arbeitet und alles Positive in Staat und Religion untergräbt, um die Menschheit in der absoluten Negation glücklich zu machen.

Was aber der Sache selbst für die nächste Zukunft und in rein weltlicher, politischer Beziehung eine sehr ernste, nicht genug zu beklagende Bedeutung gibt, ist die neue Spaltung, die der unselige Aufruf und die durch ihn herbeigeführte Polemik unter den deutschen Völkern zu veranlassen droht. Eben fing die Einheit Deutschlands eine Wahrheit zu werden an; der Zollverein und die Wehrverfassung des Bundes flößen auch dem Auslande und unsern Erbfeinden Achtung ein, und Deutschland ringt sich allmählig zu einer Macht ersten Ranges empor; welche in den großen Geschicken der thatenreichen und thatenschwangern Zeit ein ernstes Wort mitzusprechen hat. Da regt das fluchwürdige Sendschreiben neuerdings alle Leidenschaften an, entflammt den bereits beschwichtigten Haß der christlichen Confessionen aufs's neue und stört die innere Ruhe Deutschlands in Frage. Möchte man doch fast glauben, die äußern Feinde der Macht und Einheit Deutschlands hätten ihre Hand im Spiele! Freuen werden sie sich aber zuverlässig über die Anhäufung neuer Zundstoffe und die feindselige Gährung in den Gemüthern der deutschen Völker werden ihnen willkommen seyn, als mächtige Hebel zur Erreichung und Erleichterung ihrer ehrgeizigen Plane. Wenn aber dieser Verdacht auch ungegründet seyn sollte, wie viele

große und herrliche Aussichten in Deutschlands Zukunft werden durch diese neuen Zerwürfnisse getrübt, wie manches Gute und zum Wohle der Gesammtheit Ersprießliche vereitelt! Denn Religionseifer und Sectenhaß und der durch sie genährte Fanatismus wurzeln auch heutzutage noch tiefer in den Herzen der Völker, als man es in dem Zeitalter »des Lichts« vermuthen sollte. Oder hätte der Katholicismus die gegen ihn erhobenen Invectiven, die gegen ihn gerichteten empörenden Angriffe schweigend hinnehmen und stumm erdulden sollen, damit seine Gegner und die Feinde aller Religion mit dem Scheine des Rechts hätten sagen können, Ronge's Aufruf habe die Feinde des Lichts entwaffnet, zermalmt und in rathlose Bestürzung versetzt? Durch sein Schweigen hätte er sich selbst verrathen und gemordet und die neuen deutschen Katholiken hätten der »römischen Tyrannei und ihren entarteten Priestern« das Vae victis zurufen dürfen. — Deutschland neuerdings in zwei feindliche Lager gespalten, der Religionsfriede in Frage gestellt und der Apfel der Zwietracht unter die deutschen Stämme geworfen, — das ist das Hauptresultat der Philippika des Priesters Johannes und der eben so lächerlichen als verächtlichen Abgötterei, die die Anhänger des Rationalismus mit ihm treiben.

Fragen über das Wesen der Dinge, über Gott, Unsterblichkeit und Vergeltung sollten billig nur vor jenem Forum verhandelt werden, vor welches sie gehören, vor dem der Gelehrten. Es kann Niemand gezwungen werden, an Gott und Unsterblichkeit zu glauben — begeht euch des Glaubens an Gott, wenn ihr euch glücklicher dabei fühlt, lacht über ewige Vergeltung jenseits, so viel euch beliebt, wenn es eurer Sinnlichkeit und Genußsucht behaglicher dabei zu Muthe ist; und spottet über den Wahn der Unsterblichkeit, wenn euch auch in unbewachten Augenblicken ein geheimes Grauen vor eurer eignen Hinfälligkeit und Erbärmlichkeit anwandeln sollte. — Aber sucht mit euren verderblichen Lehren, mit euren Religion und Moral untergrabenden und vergiftenden Theorien nicht auch andere anzustecken, die aus Mangel an wissenschaftlicher Vorbildung die Dinge noch in einem weit schlimmern Lichte betrachten als ihr selbst. Wähnet ja nicht, daß eure die öffentliche Ordnung und die Ruhe der Völker unterwühlenden Doctrinen und Grundsätze dem großen Haufen nicht zugänglich seyen, weil sie in wissenschaftlichem Tone gehalten sind; die euch an Bildung zunächst Stehenden

wiſſen ſie auszubeuten und in weniger hochgetragener Sprache den Nächſtunteren mitzutheilen, die ſie dann wieder, in abwärts fallenden Tönen, wie die Cadenzen eines Echo's, tiefer ſenken, bis ſie zum Gemeingut eines ganzen Volkes werden. Auf dieſem Wege ſucht und gewinnt die Hölle, der wir den Atheismus unbedenklich als Synonym zugeſellen, unzählige Opfer, und Jeder, der öffentliche Blätter lieſt, die für das große Publikum beſtimmt ſind, kann ſich leicht überzeugen, wie auf dieſem Wege Irreligion und Unglaube ſicher und ſchnell vorwärts ſchreiten und eher, als man ſich es verſieht, zum Ziele kommen. Jede Regierung ſoll die Freiheit des Denkens, wenn es auch kein evangeliſches iſt, achten und ehren; aber kein Staat, der nicht an ſich ſelbſt einen Verrath begehen will, kann dieſe Freiheit in Frechheit ausarten laſſen, ſondern iſt verpflichtet, mit allen ihm zu Gebot ſtehenden Mitteln entgegen zu wirken, daß ſolche gefährliche und verderbliche Lehren nicht weiter verbreitet werden, ſondern auf das enge Feld der wiſſenſchaftlichen Erörterung beſchränkt bleiben. Denn nicht blos die Religion und die ſittliche Ordnung werden durch dieſe unreifen und zerſtörenden Theorien gefährdet; im Hintergrunde droht auch noch die Auflöſung aller geſellſchaftlichen Ordnung, die Revolution mit allen ihren Gräueln und die Staatsumwälzung, indem es dann zu Tage kein Geheimniß mehr iſt, daß Niemanden mehr, als den Vorſehern des Lichts und der Aufklärung, nach der Herrſchaft geluſtet. Wie ſie ſich derſelben bedienen, hat die Erfahrung noch aller Orten gelehrt, wo ſie ſich zur Obergewalt emporgeſchwungen; ſie waren immer um gar vieles ärger, als die durch ſie geſtürzten ſogenannten Tyrannen.

Ihr führt ſo häufig den Jeſuitismus als die Quinteſſenz aller Schändlichkeiten im Munde, und bedenkt nicht, daß ihr ſelbſt Jeſuiten in dem ſchlimmen Sinne ſeid, in welchem ihr ſie auffaßt. Es iſt euch nur zu gut bekannt, daß man zuerſt die Religion untergraben müſſe, um dann auf den Trümmern der umgeſtürzten Throne die Herrſchaft der reinen Vernunft zu gründen, wo ihr die Machthaber und die Dictatoren ſeid. Auf dieſem Pfade ſchreitet ihr vorwärts und ſchimpft und ſchmäht auf die römiſche Kirche, auf den Ultramontanismus, die Hierarchie und ihre entarteten Prieſter, weil dieſe euch durch ihre ſtandhafte Haltung einen Damm entgegenſetzen, den ihr bisher vergeblich einzureißen geſucht. Deß-

wegen iſt euch jedes Mittel willkommen, in der katholiſchen Kirche Zwietracht auszuſtreuen, und deßwegen begrüßt ihr Ronge's ſogenanntes »wahres und kühnes Wort« mit einem unmäßigen Freudengeſchrei, weil ihr wähnt, es habe die katholiſche Einheit erſchüttert. Täuſcht euch nicht, ihr ſchalkhaften Jeſuiten des Neophiloſophismus — ſollten ſich auch Tauſende halber und kalter Katholiken von dieſem Blendwerke, in das nur ihr einen Werth und eine Bedeutung legt, verführen laſſen, es wird nur dazu dienen, daß ſich die ächten Gläubigen, ihr mögt ſie nun Orthodoxen, Ultramontaner, Jeſuiten, Obſcuranten und Dunkelmänner ſchmähen, wie es euch beliebt, feſter zuſammenſchaaren und euren unmächtigen Angriffen einen unerſchütterlichen Wall entgegenſetzen. Auch euch werden noch die Schuppen von den Augen fallen, wann es zu ſpät iſt. Wenn ihr an den Pforten der Ewigkeit ſteht, wird die Nemeſis euch zur Verantwortung ziehen über das namenloſe Elend, das ihr über Individuen, Familien und ganze Völker gebracht. Ihr raubt, wo ihr Zutritt findet, den Frieden des Herzens, den letzten Troſt im Mißgeſchicke, den frommen Glauben und die kindliche Einfalt, die in der Ergebung in eine höhere Fügung ſich ausſpricht, — und was ſetzt ihr an die Stelle dieſer unſchätzbaren Güter? Die kalte Breitmerkt des ſelbſtſüchtigen Verſtandes, den ſüßen Troſt des blinden Zufalls und eine abſolute Vernichtung, vor der euch ſelbſt graut, wie vor einem unheimlichen Geſpenſte! Mit ſolchen Gaben belohnt ihr eure Proſelyten, und wagt es noch, mit Licht, Aufklärung und Wahrheit zu prahlen! Wenn eure Doctrinen Wahrheit ſind, dann wäre es beſſer, das Fatum hätte nie einen Menſchen geſchaffen, in welchem der Drang nach höherer Vervollkommnung, welche auf dieſer Erde nicht erreicht werden kann, ſo mächtig ſich ausſpricht.

Den größten Wohlthäter der Menſchheit, der, wenn wir ihn auch nur als einen ſterblichen Weiſen betrachten, als das vollendetſte Muſter der Tugend, als der Lehrer ewiger Wahrheiten, die ihr ſelbſt nicht in Zweifel zu ziehen wagt, die Verehrung aller Menſchen und aller Zeiten verdient, ſangt ihr an als ein abgenütztes Werkzeug zu betrachten und zieht ſogar ſeine Exiſtenz in Zweifel. Die von ihm geſtiftete heilige Religion ſucht ihr zu untergraben und ſeine ewige Kirche zu erſchüttern — und doch iſt ſie die Grundlage des Bodens, auf dem ihr ſelbſt ſteht, der Civiliſation! Großen Dichtern und Schriftſtellern, Künſtlern und Geſetz-

gebern werden Monumente errichtet, Luther's und Ronge's Bildnisse hängen in euren Prunkgemächern, — aber dem größten Manne, dessen Ruhm den aller großen Männer bei weitem überstrahlt, gönnt ihr kein Plätzchen in euren Palästen, keinen Winkel in eurem Herzen. Freilich bedarf es keines Monuments, da er sich selbst ein unsterbliches errichtet in Millionen gläubiger Herzen; er bedarf der heuchlerischen Verehrung derjenigen nicht, die ihn nach ihren Grundsätzen und Ansichten als einen verschmitzten Betrüger zu betrachten genöthigt sind, und die blos einem Vorurtheile nachzugeben glauben, wenn sie sich noch Christen nennen. — Gaukler und üppige Tänzerinnen überhäuft ihr mit Gold und kostbaren Geschenken, und dem Armen rechnet ihr es zur Dummheit und Schande und macht ihn für die unbedeutende Ausgabe verantwortlich, wenn er zu einer verehrungswürdigen Reliquie wallt und dort seinen religiösen Sinn anregt und stärkt. Ihr lacht über die Thorheit der gläubigen Herzen, die ein Kleidungsstück mit kindlicher Einfalt beschauen und berühren, von welchem sie wähnen, daß es ihr Erlöser getragen, — und huldiget selbst täglich und stündlich einem Götzendienste, der zehnmal lächerlicher und geldraubender ist. O laßt dem schlichten Landmanne, dem hungernden Arbeiter, dem armen Unglücklichen seinen letzten Trost, der ihn in Leiden und Kummer aufrichtet und stärkt; kümmert euch nicht darum, wenn er seinen letzten Heller dafür ausgibt und sorget zuerst dafür, daß eure eigenen Thüren rein bleiben, ehe ihr mit heuchlerischer Besorgniß über die Möglichkeit jammert, es könne eine Frau oder Jungfrau auf einer Wallfahrt verführt werden. Um die gute Sitte seid ihr noch zum Scheine besorgt und darum, daß die Gläubigen ihre Felder rechtzeitig bestellen, weil sie zu nichts als zur harten Arbeit geschaffen sind, daß sie keine Stunde von der Last des Tages versäumen, um zur rechten Zeit ihre Steuern und Abgaben entrichten zu können; sie sollen arbeiten, ohne alle Erholung, selbst ohne jene frommreligiöse, di. eine Wallfahrt ihnen gewährt — ihr allein wollet und seid berechtigt, zu genießen, weil für euch allein der Genuß nichts sündhaftes ist. Die Religion ist euch Aberglauben und Vorurtheil, aber die Moralität führt ihr immer im Munde, obgleich ihr wohl wißt, daß es keine Moralität ohne Religion gibt und geben kann, und daß für den ungebildeten Menschen jene die Bedingung ohne die nicht aller Sittlichkeit ist. Alles, was euch

Geistesdruck und Pfaffentyrannei zu nennen gefällt, ist euch ein Abscheu; und gleichwohl verfolgt ihr alle Andersdenkenden ohne Schonung und Nachsicht und übt einen eben so unerträglichen Druck auf ihre Gemüther, die zudem bei euch nichts finden als Gottes-Verläugnung und endliche Verzweiflung, während sie unter dem Drucke der hierarchischen Tyrannei kindlicher Glaube und die Hoffnung eines bessern Jenseits himmelwärts erhebt und sie die Entsagungen mit Freude ertragen lehrt, denen sie die Religion unterwirft. Und wenn euch dieses Bild zu grell und zu schwarz entworfen scheint, fraget die Geschichte. Waren nicht alle verworfenen Böswichter, alle moralischen Ungeheuer, welche die Menschheit quälten, Religionsfeinde und Gottesläugner, oder wenigstens niederträchtige Heuchler? Und hat je irgend ein wahrhaft großer Mann die Religion verspottet und gelästert und als Ausgeburt der Dummheit, des Vorurtheils und des Truges dargestellt oder das Daseyn Gottes geläugnet? Als ein Werk der Hinterlist, um die Menschheit zu knechten, betrachtet ihr die Religion, und vergesset hiebei, daß noch keine große und entscheidende historische Entwicklung ohne religiösen Lebenshauch erfolgte, daß ihr mit der Religion die schönste Blume des menschlichen Lebens vernichtet und in der kalten, starren und erstarrenden Prosa desselben den poetischen Funken zertretet, der allein zu großen, edlen und heroischen Thaten begeistert. Hättet ihr jemals den Trost empfunden, den die wahre Religion im Unglücke gewährt, ihr würdet den Aufwand von Scharfsinn und Geistesgewandtheit, den es euch kostet, an den Grundfesten der Religion zu rütteln, dazu benützen, um dieselbe zu befördern und in den Herzen der Zweifelsüchtigen zu befestigen. Wie viel Großes, Schönes und Edles könnte euer Genius, eure Gelehrsamkeit, euer thätiger Geist schaffen, und den Lorbeerkranz wahren, bleibenden Ruhms um eure Schläfe winden, während ihr eure Geistesgaben nur dazu anwendet, Haß, Zwietracht und Verfolgungssucht zu nähren und das Gift des Unglaubens und des Atheismus auszustreuen, das nur Fluch und Unheil zeugen kann. Nicht Ein Individuum könnt ihr nennen, das im Atheismus seine innere Zufriedenheit, nicht Ein Volk, das im Unglauben sein äußeres Glück gefunden hat, und dennoch seid ihr mit selbstmörderischer Hand geschäftig, unter dem Vorwande der Vervollkommnung und der Läuterung, hinter welchen schönklingenden Worten eure wahren Absichten nur

zu deutlich ſich erkennen laſſen, das Gebäude der Religion zu unterwühlen, nicht bedeutend, daß es, wenn es euch gelingen ſollte, auch ſelbſt unter ſeinen Trümmern begraben wird.

Wir ſind weit entfernt, jeden Aberglauben, jeden Unſinn und Mißbrauch zu billigen oder in Schutz zu nehmen, der unter dem Deckmantel der Religion gepflegt und geübt worden iſt oder noch wird. Wir ſind keine Feinde des Lichts, aber auch eben ſo wenig geneigt, jede optiſche Täuſchung, jeden Blendſchein uns für dieſe göttliche Gabe aufdringen zu laſſen, welche vom Himmel kommt. Die wahre Aufklärung achten wir, nicht aber jene eingebildete Afterweisheit, die mit der vermeintlichen Schaale auch den Kern wegwirft. Die Freiheit des Gedankens nehmen wir in Schutz, nicht aber die Frechheit der Rede, die mit Einem Machtworte in Staub zu treten wähnt, was ſeit dem Anbeginn der Geſchichte das Glück der Nationen begründet, was ſeit Jahrhunderten Millionen vernünftiger Weſen heilig und verehrungswürdig geweſen. Wir ſchweigen dazu, wenn Andersdenkende unſere religiöſen Gebräuche, wenn ſie Wallfahrten, Abläſſe und Andachten anderer Art verſpotten, weil ſie die wahre, höhere Bedeutung derſelben nicht kennen und nicht verſtehen *wollen*, aber unſere tiefe Entrüſtung können wir nicht verbergen, wenn ihre öffentlichen Organe jede Erſcheinung und jede Berührung, welche die allmählige Auflöſung der ſittlichen Ordnung und die Vernichtung jeder Religion in Ausſicht ſtellt, mit Jubel und unverhehlter Freude begrüßen. Wir geben zu, daß es vielleicht beſſer geweſen, wenn der heilige Rock nicht ausgeſtellt worden wäre, aber den vorübergehenden Triumph können wir nur beklagen, den die Feinde jedes Glaubens und insbeſondere der katholiſchen Religion errungen zu haben meinen, weil ein pflichtvergeſſener, abtrünniger katholiſcher Prieſter ſeinen Geifer darüber ausſchüttet. Wir greifen keine Confeſſion an, ſondern ehren die verfaſſungsmäßigen Rechte und die ungeſtörte, durch das Geſetz gewährleiſtete Ausübung ihres Cultus, aber das können wir uns nicht gefallen laſſen, daß ihre Prediger und Schriftſteller, die doch ſtets die Toleranz im Munde führen, keine höhere Aufgabe kennen, als unſere ehrwürdigen religiöſen Gebräuche und Ceremonien lächerlich zu machen, als Götzendienſt zu brandmarken und die höhere, kirchliche Autorität, die wir anerkennen, als Tyrannei zu verſchreien. Mögen ſie ſich für die von der Vorſehung oder dem Fatum, wenn

sie an jene nicht glauben, auserwählten alleinigen Träger des Lichts halten und uns mit dem Namen der Finsterlinge und Dummköpfe beehren, so oft und so lange sie wollen; — wir lassen ihnen ihren hochfliegenden Eigendünkel und tragen geduldig die Schmach, wenn sie uns mit Eulen und Fledermäusen vergleichen. Mögen sie sich in ihrem ätherischem Fluge die Fittige nicht verbrennen, damit sich an ihnen die Ikarus Sage nicht erfülle! Nimmer aber werden wir, so lange uns die Gabe der Rede und der Schrift gegönnt ist, aufhören, mit allen uns zu Gebote stehenden ehrenhaften Mitteln unsere heilige Religion, von deren Wahrhaftigkeit wir auf das lebendigste durchdrungen sind, bis auf den letzten Athemzug zu vertheidigen. Der Angriff auf dieselbe wird ungescheut und mit offenem Visir unternommen; Nothwehr ist das Recht, mit welchem wir ihm begegnen, und die Gegner haben sich nicht zu beklagen, wenn wir auch ihre Blößen benützen, ihre innere Hilf- und Rathlosigkeit aufdecken und mit den Waffen des Glaubens und der Ueberzeugung gegen sie kämpfen, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß wir am Ende siegen werden.

Ihr gleichgiltigen Katholiken aber, die ihr ruhig zuschaut dem Kampfe, der unter euren Augen gefochten wird, dem Kampfe, bei dessen Ausgange es sich um Seyn oder Nichtseyn eurer Kirche handelt, erklärt euch offen und frei, wie es entschiedenen Geistern ziemt. Wem jede Religion gleich ist, der hat keine mehr, und Christus hat gesagt: Wer nicht für mich ist, ist wider mich. Hier gibt es keine Neutralität mehr, denn euer Heiligstes, was euch wenigstens das Heiligste seyn sollte, steht in Frage.

Ihr aber, ihr ächten Katholiken, deren Herz noch fest und warm an dem frommen Glauben eurer Väter hängt, laßt euch nicht irre machen durch das vorübergehende Siegesgeschrei der unversöhnlichen Feinde der Religion. Es wird verstummen und ihre Kräfte werden zersplittert werden, wie noch alle, die gegen Gott und die ewige Wahrheit kämpften. Jahrhunderte lang war die heilige Religion, der kindliche Glaube euer höchstes Gut, die Bedingung eures innern Friedens, der einzige und höchste Trost im Unglücke, die letzte Stärkung an der Gränzmarke eures irdischen Daseyns. Diese Güter will man euch rauben und vermag nichts Anderes an ihre Stelle zu setzen, als Gotteslästerung, welche zur Auflösung aller gesellschaftlichen und sittlichen Ordnung führt, Unglaube und Irreligion,

welche zur Verzweiflung treiben, und die Aussicht in ein schauderhaftes Nichts, in das der Tugendhafte wie der Bösewicht versinkt, in dessen grauenhaftem Abgrunde das Martyrthum eurer Heiligen und die gräßlichsten Schandthaten moralischer Ungeheuer wie Seifenblasen verschwinden. Denkt selbst darüber nach, ob ohne Religion, ohne Gott und Unsterblichkeit Tugend und Laster noch einen Sinn haben. — Habt ihr denn schon einmal den Druck und die Tyrannei der päpstlichen Obergewalt und der kirchlichen Vorschriften empfunden, die man euch so unerträglich schildert? Waren dieselben nicht vielmehr die Bedingungen eures individuellen und häuslichen Glücks, eurer innern Ruhe und Zufriedenheit? Gewiß, ihr seid überzeugt, nie sind sie dem Guten und Frommen, wohl aber dem Verbrecher und dem lasterhaften lästig geworden. Darum haltet fest an dem, was jedem edlen Herzen von jeher das Heiligste und Theuerste war, an der Religion und dem kindlichen Glauben an Gott, Vergeltung und Unsterblichkeit, sie sind euch eine Gewähr irdischer und künftiger Glückseligkeit, ohne euch in der Verbesserung eures bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustandes hinderlich zu seyn. Und Du, Volk der Bayern, von jeher ausgezeichnet durch Religiosität und häusliche Tugenden, auf Dich sind die Pfeile des Spottes und des frechen Hohns vorzüglich gerichtet — wanke nicht, vom Throne herab leuchtet Dir ein großes, erhebendes Beispiel, daß wahre Religiosität mit Aufklärung wohl vereinbar sei. Dein Herrscher darf sich den Weisen wohl an die Seite stellen, denn er zeigt Dir, daß die wahre Weisheit in der Furcht Gottes beruht.

Und den Spott der Afterweisen werdet ihr leichter ertragen, wenn ihr die Worte des Erlösers beherzigt:

Selig sind die Armen im Geiste, denn ihnen ist das Himmelreich. — Selig seid ihr, um meinetwillen Geschmähete: freuet euch und frohlocket, denn groß ist euer Lohn im Himmel.

Berichtigung. In dem „Sendschreiben eines katholischen Laien an Johannes Ronge" sind aus Versehen nachstehende zwei sinnstörende Druckfehler stehen geblieben:

Seite 8, Zeile 8 von oben: „Sittlichkeit" statt „Schicklichkeit."
„ 14, „ 16 von unten: „religiösen" „ „irreligiösen."

Empfehlenswerthe

katholische Bücher

aus dem

Verlage von **Voigt & Mocker** in Würzburg.

Sendschreiben

an

Johannes Ronge in Laurahütte.

Von einem katholischen Laien.

gr. 8. Preis 9 kr. oder 2 ggr.

Das Ronge'sche Sendschreiben hat nicht nur die gelehrte Welt in Sensation und außergewöhnliche Bewegung versetzt, — es ist in's Volk gedrungen, auf welches einen (unverdienten) Einfluß zu üben, es hauptsächlich berechnet scheint. Es kann daher nur im höchsten Grade interessant und maßgebend für das Urtheil des gebildeten Publikums sein, die Stimme eines katholischen Laien zu vernehmen, der den Ereignissen mit scharfen, aufmerksamen Blicken gefolgt ist. Daß sein Sendschreiben den gehofften Beifall reichlich gefunden, beweist der Absatz von nahe an **3000** Exemplaren in dem kurzen Zeitraume weniger Wochen.

Das Rosenkranzgebeth

im Sinne der katholischen Kirche.

Ein Hand- und Erbauungsbüchlein für jeden Freund dieser alt-katholischen Gebethsweise und insbesondere für die Mitglieder der Rosenkranzbruderschaft und des lebendigen Rosenkranzes.

Mit einem Anhange

von Morgen-, Abend-, Meß-, Beicht-, Communion- und einigen Wallfahrtsgebethen. Verfaßt von einem Priester des Bisthums Würzburg. 14 Bogen in kl. 8. br. Mit Titel und Titelbild in lithographischem Farbendruck. Preis 21 kr. rh. oder 5 ggr., ohne Bilder 16 kr. oder 4 ggr.

Hier ein deutsches Rosenkranzgebeth, — statt der bisherigen — mehr oder weniger französ. Originalen nachgebildeten Bearbeitungen — die Frucht praktischer Erforschung des geistigen Bedürfnisses deutscher

Rosenkranzbethet, getreu im Sinne der katholischen Kirche. — Einer Geschichte des Ursprunges und der Einführung des Rosenkranzgebethes folgt eine Anleitung, es auf vierfache Weise fruchtbringend zu verrichten und eine Belehrung über die Nützlichkeit desselben, woran sich die Gebethe selbst ebenfalls in vierfacher Weise reihen, zuletzt die Wallfahrtsgebethe. Durch diese verschiedenen Gebethsweisen, mit denen beliebig abgewechselt werden kann, empfiehlt sich das Büchlein ganz besonders zum frommen Gebrauche.

Bei herannahender Communionzeit ist zu empfehlen:

Anweisung zur würdigen Feier
der

ersten heiligen Communion.

Zur Erinnerung an den Empfang derselben der christkatholischen Jugend gewidmet
von

J. P. Watter.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit lithochromirtem Titel und Titelbild (d. heil. Abendmahl darstellend) sowie mit einem schönen Dedikationsblatt.

16. geh. Preis 16 kr. oder 4 ggr.

Dieses zweckmäßige lehrreiche schön ausgestattete Werkchen ist das geeignetste Erinnerungszeichen an den denkwürdigen Tag des erstmaligen Empfanges des allerheiligsten Leibes und Blutes, welches der Seelsorger für seine Neukommunikanten nur wählen kann. Der Preis ist unerachtet der kostspieligen lithochromirten Stiche so billig gestellt, daß für die HH. Geistlichen die Anschaffung selbst vieler Exemplare kein großes Opfer ist.

Die gewichtigste Empfehlung des Büchleins ist übrigens der Absatz der ersten, 3000 Exemplare starken Auflage, in dem Abschnitt eines Jahres.

Der Christ
in Betrachtungen am Grabe.

Aus dem Italienischen
des
Dr. Dominico Secondi
von einem Priester des Ordens vom heiligen Franciscus.

9 Bogen. 8. geh. Preis 12 ggr. oder 54 kr. rhn., 45 kr. C.-M.

Diese frommen Betrachtungen eines denkenden Christen am Grabe, über die Flüchtigkeit des Lebens, Ungewißheit der Todesstunde, Mittel wider Todesfurcht, Gründe für die Unsterblichkeit der Seele, letzte Krankheit, letzte Tröstungen der Religion, Leichenbegängniß, Ende der Gräber ꝛc., dürften allüberlich beim Herannahen des Allerheiligenfestes, wo man mit Sehnsucht und Andacht die Gräber geliebter Entschlafener besucht und schmückt, eine willkommene Quelle der Tröstung und andächtigen Erhebung im Gebete sein.

Mariade

oder

Maria, Jungfrau und Mutter Gottes.

Religiöses Epos in 12 Gesängen

von

Ferdinand Wirth.

gr. 8. 43½ Bogen. Eleg. geh. Mit allegorischem Titel und herrlichem Titelbilde in Stahl. Pr. 5 fl. 24 kr. rhn., 4 fl. 30 kr. C.-M., 3 Rthlr. 5 Sgr.

Würdig reihet sich einer Iliade, Louiade, Messiade u. s. w. nun eine Mariade an; eine treue, wahrhaft belehrende, erbauende, oft ergreifende, und an überraschenden Ideen reiche Darstellung der heil. Jungfrau, geschmückt durch malerische Gruppen der kühnsten Phantasie, anregend zu eben so philosophischen Ansichten, als wahrer Frömmigkeit erzeugenden Gedanken, glücklich vereinigend die beiden größten Dichter in der heiligen Poesie: **Dante und Klopstock**, daneben gewissenhaft entfaltend, die heutige Wissenschaft und die strengste Orthodoxie der katholischen Kirche.

Wie des Dichters Jahre langer Fleiß ein so hohes Ziel erreicht, haben die günstigsten Urtheile in anerkannt competenten Zeitschriften bereits entschieden; sie haben seinen Ruf festgestellt, haben bekannt, daß **Maria** — dieses Ideal der Menschheit, dieses einzig große Muster der Tugend — einen begabten, einen würdigen Sänger gefunden.

Die äußere Ausstattung der Mariade stellt sich in Druck, Papier und Kupfern dem Besten dieser Art zur Seite.

JOHANN BAPTIST

ERZHERZOG VON OESTERREICH

Erzherzog Johann,

der

Freund des Volkes.

Biographiſche Skizze

von

J. P. Lyſer.

Mit dem Porträt des Prinzen in Stahlſtich und vielen Holzſchnitten.

Wien, 1848.

Druck und Verlag von Joſ. Keck und Sohn,

Stephansplatz, im deutſchen Hauſe No. 879.

12 li

Einleitung.

Einleitende Bemerkungen. — Die Stellung der Fürsten zum Volke. — Was der Verfasser mit dieser Schrift beabsichtigte.

Es ist ein schöner Traum, daß wir einst dahin gelangen können, keines sichtbaren Oberhauptes mehr zu bedürfen, dem die Gewalt gegeben, die Gesetze zu handhaben, ohne welche keine Existenz für uns denkbar wäre. — Täusche man sich in dieser Hinsicht nicht! Für das wunderbare Wesen, Mensch genannt, reicht das Naturgesetz allein nicht aus. Er mußte sich selber Gesetze schaffen, um, je göttlicheren Ursprungs seine Gaben sind, nicht unter das Thier herabzusinken, welches dem Instinkte gehorcht. —

Es ist ein schöner Traum, einst keines sichtbaren Oberhauptes mehr zu bedürfen, das die Gesetze schützt und ein Richter ist denjenigen, die sie verletzen. — Aber es ist ein Traum, mindestens für uns; und unsere Kinder und Enkel werden es noch nicht erleben, daß dieser schöne Traum zur Wirklichkeit wird, weil noch lange Zeit verloren gehen dürfte, bis die Masse des Volkes vollkommen reif ist für die vollkommenste Regierungsform: die rein demokratische.

Noch ist uns die Monarchie eine Nothwendigkeit, und zwar die dynastische; wäre es diese nicht, wäre es keine mehr! Sie ist die einzige, welche das Volk heilig hält, welche es anerkennt als unverletzlich, so lange nicht eigene Schuld oder Schwäche der Fürsten gewaltsam den frommen Glauben an sie und ihre Würde zerstört.

Die Geschichte nennt uns der Fürsten wenige, die es sich zur Aufgabe gestellt hatten, ganz ihre hohe Sendung zu erfüllen. Zu allen Zeiten gab es unter ihnen Schwächlinge und Tyrannen, und letztere hätten sich wohl eher „von Gottes Langmuth und Geduld," als „von Gottes Gnaden" betiteln können. Das Volk haßte diese und verachtete jene, doch die Idee der Monarchie blieb ihm heilig; es fühlte die Nothwendigkeit derselben, wenn es sie auch nicht klar erkannte, und wo je ein guter Fürst erschien, da wurde er geliebt und verehrt mit einer Hingebung, deren nur das Volk als Volk fähig ist. Seien wir gerecht! Es ist nicht leicht, ein guter Fürst zu sein und es ist das mit Schuld des Volks, welches nur zu leicht erschlafft, wo es gilt, dem Fürsten gegenüber seine Würde zu behaupten. — Oesterreich verflucht in diesem Augenblick eine schändliche Camarilla, der es gelang, sich zwischen Volk und Fürsten zu drängen, und welche Letzterem Gesetze zu dictiren sich anmaßt, um aufs Neue ein Volk zu knechten, das eben die Kette abschüttelte, die

es nur zu lange geduldig trug. — Aber hätte jene Camarilla jemals Macht erlangen können, würden Tyrannen möglich sein, wo das Volk über seine Freiheit, sein Gesetz und seine Fürsten wachte, wie es seine Pflicht ist? — Die Schuld der Fürsten entspringt nur zu oft aus der Schuld der Völker! Das Volk selber ist es, welches dem Tyrannen das Schwert schmiedet, womit er es würgt. Wo unter solchen Umständen ein wahrhaft edler Fürst erscheint, mag immerhin der Freund der Menschheit sich erheben fühlen und gleich jenem griechischen Forscher jubelnd sein „Gefunden!" ausrufen. Und es ist ein Fund köstlicher denn jener, welchen der alte Forscher that.

Somit fürchten wir nicht missverstanden zu werden, wenn wir in den nachfolgenden Blättern einen Fürsten feiern, auf welchen jetzt die Augen des ganzen österreichischen Volkes, in dessen Mitte er heranreifte und sich zum Ehrenmanne bildete, Bürgersinnes ausbildete, 14, ganz Deutschlands gerichtet sind, dem es vertraut und von welchem es erwartet: er werde mit uns glücklich jenen Kampf beenden, welchen wir durchkämpfen müssen, um ein freies, glückliches Volk zu werden und die Schmach zu sühnen, die unsere Aeltern auf uns luden, indem sie, die eben siegreich aus dem Freiheitskampf wider den korsischen Eroberer heimkehrten, sich feige und geduldig unter ein Joch beugten, scheusslicher als je eines, das irgend ein Eroberer ihnen hätte auferlegen können.

Nur die Schuld unserer Väter machte einen Metternich, machte die spätere Politik Franz des Ersten möglich. — Aber die Veste der Tyrannei, woran sie dreiunddreißig Jahre unablässig arbeiteten, und wovon sie meinten: sie müsse für die Ewigkeit dastehen — wir haben sie erstürmt und zertrümmert innerhalb dreier Tage, und mit uns kämpfte der Fürstensohn Johann Baptist, der dem vieljährigen Bedränger das „Fürst, Sie können und müssen abtreten, am 13. März zurief, als einer der Unsern, denn er hatte mit uns gelitten, seinem edlen Bruder *) gleich, der leider den Freiheitstag nicht mehr erleben sollte.

Der Verfasser dieser Lebenskizze des edlen deutschen Fürsten gesteht es offen, daß er mit besonderer Liebe und Begeisterung diese Arbeit unternahm. Ein so schönes, klares Leben wie Erzherzog Johann es lebte, erhebt den, der es betrachtet, erfüllt ihn mit Freude und Zuversicht und ermuthigt ihn, selber rüstig und unbeirrt weiter zu streben auf der Bahn des Rechts und der Wahrheit.

Und einer solchen Ermuthigung bedürfte es, meine ich, eben jetzt für Viele, damit sie feststehen im Sturme, der die Welt durchtobt, wo von den kämpfenden Parteien in ihrer leidenschaftlichen Aufregung Recht und Wahrheit nicht selten geächtet werden, wo denn ein solcher Kampf kein anderer ist, als ein Vernichtungskampf, in welchem Keiner Sieger bleibt, denn nur Recht und Wahrheit vermögen einen dauernden Sieg zu gewinnen.

Diese innige Ueberzeugung war es, welche mich trieb, die vorliegende Arbeit zu unternehmen, und die Stimmung, in der ich sie begann und vollendete, mag die Art der Ausführung erklären.

Eine ausführliche Biographie des fürstlichen Volksfreundes zu liefern war nicht meine Aufgabe. Ein freundliches Entgegenkommen ließ mich indeß Daten benutzen, die eben so wenig bekannt geworden sind, als selbe über wichtige Lebensmomente des geliebten Fürsten näheren Aufschluß geben.

*) Erzherzog Karl.

Erstes Kapitel.

Des Erzherzogs Geburt; seine Jugend; seine Studien. — Erste Waffenthat. — Friede.

Johann Baptist, Erzherzog von Oesterreich, zur Zeit von seinem kaiserlichen Neffen mit der Regierung beauftragt, gleichzeitig von der deutschen Volksversammlung zum Reichsverweser erwählt, ist der achte Sohn des Kaisers Leopold II. und der Kaiserin Maria Ludovika, Prinzessin von Spanien, einer Tochter Carl III. von Spanien.

Johann wurde zu Florenz am 20. Jänner im Jahre 1782 geboren. Seine Erziehung muß gut geleitet worden sein, denn schnell entwickelten sich die schönen Anlagen des geistig und körperlich bevorzugten fürstlichen Knaben.

Im Jahre 1791 mit seinen Geschwistern nach der Thronbesteigung seines Vaters von Florenz nach Wien gekommen, und bald zum Jüngling herangereift, erschien sein Charakter eben so achtungs- als liebenswerth. Muthig entschieden, fest und doch milde, durchaus wahr und unverstellt, religiös aber ohne Vorurtheil, seiner Würde und Stellung nichts vergebend, aber leutselig gegen Geringere, dem Volke gegenüber ein Freund desselben im schönsten Sinne des Wortes und deshalb frühe schon von demselben verehrt und geliebt, durch Vertrauen belohnt wie nur selten ein Fürst in diesem Grade. Merkwürdige, ja wahrhaft prophetische, und in diesem Augenblicke ganz erfüllte Aussprüche über seinen fürstlichen Schüler in der Geschichte, geben die nachgelassenen Werke Johannes Müllers, des großen Geschichtsschreibers der Eidgenossenschaft, dessen Einwirkung auf den jungen Erzherzog als

der mächtigste Hebel auf dessen nachgefolgte geistige freisinnige Richtung betrachtet werden darf. Rastlose Thätigkeit schien Lebensbedingung für den jungen Erzherzog zu sein. — Geschichte und Kriegskunst wurden mit Eifer studirt, ritterliche Uebungen mit Vorliebe getrieben, wie denn der Fürst noch jetzt als einer der besten Schützen gilt. Aber nicht minder waren es die Künste des Friedens, welche Erzherzog Johann sich aneignete, die schöne Literatur, Malerei, Musik fanden an ihm einen innigen Verehrer und Beschützer, Ackerbau, Weinpflege, Naturwissenschaften, Forstcultur, Bergbetrieb, Viehzucht und alles was sich auf das Jagdwesen bezieht, wurde so gründlich nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch studirt, als sei es seine Aufgabe, sich dereinst durch Ausübung des Erlernten sein tägliches Brod zu erwerben. Der dabei, besonders in späteren Jahren, gesteigerte Verkehr mit tüchtigen Männern der Industrie und des Landbaues in allen Provinzen, gab ihm eine seltene Tiefe in diesen Fächern.

Aber schon im Jahre 1800 — mithin erst achtzehn Jahre alt, ward er als Oberbefehlshaber an die Spitze jenes Heeres berufen, welches unter dem Kommando des Freiherrn von Kray so viele Unfälle erlitten hatte.

Dem jungen achtzehnjährigen Führer gelang es, den gesunkenen Muth der Truppen wieder zu erheben, seine persönliche Unerschrockenheit, seine Umsicht, seine Begeisterung und seine unerschütterliche Ruhe im entscheidenden Moment, wo es galt energisch zu handeln, das alles enthusiasmirte die Soldaten, reizte sie es dem jungen edlen Führer (der nebenbei ihr treuster Freund und Fürsorger war) gleich zu thun nach Kräften.

Es gelang unserm jungen Helden wieder in Baiern vorzudringen und so den Beweis zu liefern, wie im Kriege eine und dieselbe tapfere Armee von einem minder zahlreichen Feinde fast vernichtet werden und dann wieder gegen eine bedeutende Uebermacht den Sieg erringen kann, je nachdem der Führer ist. —

Alle Waffenthaten des Prinzen ausführlich zu schildern, würde in einem Werkchen, wie das vorliegende es sein soll, uns zu weit ab von unserem eigentlichen Ziele führen, zumal als seit jenen ersten Waffenthaten ein Zeitraum von bald 50 Jahren verflossen ist, und die Folgen jener damals errungenen Siege, leider! bald mehr als ausgeglichen wurden durch das Elend, welches kurze Zeit darauf über Oesterreich hereinbrach. — Es genüge hier die einfache Thatsache, daß der junge achtzehnjährige Feldherr in den Schlachten bei Hohenlinden und Salzburg seinen Feldherrnberuf auf eben so glänzende Weise, wie seine persönliche Tapferkeit bewährte. Erzherzog Johann war der Abgott seiner Truppen, er hatte ihren alten Ruhm, ihre Ehre gerettet, der Feind aber bewunderte und ehrte in ihm den edelmüthigen menschlichen Sieger. Der Friede von Lüneville ward geschlossen und Kaiser Franz ernannte seinen Bruder zum Generaldirector des Genie- und Fortifikationswesens, so wie auch zum Direktor der beiden Militairakademien zu Wien und Wiener-Neustadt. Den Bemühungen und der Energie des Erzherzogs Johann allein danken diese Institute jenen Grad der Vollkommenheit, welchen sie erreichten und wodurch sie für das Ausland als Muster dastanden. Um das hohe Verdienst des Erzherzogs, welches er sich um diese Institute erwarb, in seinem ganzen großen Umfange zu würdigen, müßten uns Kämpfe bekannt sein, welche er im Kriegs- und Staatsrathe zu bestehen hatte, damit nur seine besten und zweckmäßigsten Reformen nicht hintertrieben wurden durch die Anhänger des alten Zopfsystems und ihre Kreaturen! Nur zu bekannt ist es, daß das ganze Jugendleben des Erzherzogs Johann ein ununterbrochener Kampf war; denn stand er nicht den Kanonen des fränkischen Eroberers und seiner Mitverbündeten gegenüber, so ging dahein der Kampf los, der zwar unblutige, aber von den Gegnern gehässig geführte Kampf wider die Mißbräuche bei Verwaltung der innern Angelegenheiten, wider den alles Zeit- und Zweckgemäße hemmenden Staatsrath, wider die Unterdrückung wahrer geistiger Volksbildung, wider ein System Krieg und Frieden zu schließen, das — auf Grundsätzen beruhend, welche schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges die Existenz Oesterreichs gefährdeten — jetzt dasselbe traurige Geschick über Volk und Land herbeizuführen drohte. — Konnte der stets wahre, nichts mehr als den Krug haffende Johann mit einem Frieden einverstanden sein, dessen Bedingungen für Oesterreich der Art waren, daß nicht eine einzige Garantie für die Einhaltung der Verträge vorlag? — Der Augenblick, wo der Kampf aufs Neue beginnen müsse, war vorauszusehen. Es kam alles darauf an, ihn nicht rath- und thatlos zu erwarten, darauf drang Erzherzog Johann; allein der Staatsrath wollte davon nichts wissen, und mit Staunen und Erbitterung werden meine Leser in dem folgenden Kapitel erfahren, wie der großartigste Vertheidigungsplan, welchen Prinz Johann entwarf, welchen zu realisiren er seine beste Kraft aufbot — drei volle Jahre lang im Staatsrath berathen, bekrittelt, vorläufig bei Seite gelegt, wieder aufgenommen, abermals berathen wurde — bis plötzlich der fränkische Koloß vor den Thoren Wiens stand und der liebe Staatsrath — rathlos in alle vier Winde auseinanderstob. — Ich wiederhole es, was ich

in der Einleitung sagte: Erzherzog Johann hat mit dem Volke gelitten, ein halbes Jahrhundert hindurch und um so mehr, als er der eigentlichen Quelle alles Unheils näher stand als irgend einer von uns, und wohl mit prophetischem Blick es voraussah, wie viel und wie lange das von ihm so geliebte treue Volk noch werde leiden müssen, bevor der Tag erschiene, an welchem das alte System zusammenbräche vor dem gerechten Grimme des nur zu lange geduldig leidenden Volkes.

Zweites Kapitel.

Erzherzog Johann in Tirol 1805.

Auf früher und öfter unternommenen Reisen schon hatte Erzherzog Johann die ganze Alpenkette Steiermarks, Kärnthens und Tirols genau erforscht und neben dabei gemachter reicher Ausbeute für eine künftige physikalische Statistik dieser Provinzen, einen genialen Vertheidigungsplan entworfen, dem zufolge das Land als eine große von allen Kriegsereignissen unabhängig gedachte Festung zu betrachten sei.

Das in diese Festung beorderte Armeekorps sollte den Kern der Besatzung — (der nöthigenfalls ganzen Bevölkerung Tirols) bilden. Jedoch in Wien sahen, wie schon erwähnt, der Staats- und Kriegsrath — und das alte Stück aus dem dreißigjährigen und dem siebenjährigen Kriege ward auch diesmal wieder aufgeführt. Man prüfte den kühnen Plan Johanns, man berichtete, verwarf, berieth aufs Neue, that nichts von dem was mit weisem, durch lokale Anschauung gereiftem Geiste entworfen war, entstellte es so, daß kaum ein Schatten davon übrig blieb — und nachdem auf solche Weise drei volle Jahre lang der Plan von einer in die andere Hand gegangen war und das unnütze Geschreibe und Gerede dem Lande ungeheure Summen gekostet hatte, war man in Wien noch immer nicht darüber einig: auf welche Weise der Operationsplan in Tirol aufgenommen werden sollte!

Erst am 10. Oktober hatte das Volk den Aufruf, zu den Waffen zu greifen, vernommen und am 14. kapitulirte General Mack, schmählichen Andenkens, Ulm dem Feinde überlassend mit dem ganzen Heere, floh die Reiterei, den strategischen Zweck aufgebend, unter dem Einfluß Ferdinand nach Böhmen zurück.

Dennoch geschah in Tirol mehr als im ganzen übrigen österreichischen Lande, um den Feind ferne zu halten von dem Herzen der Monarchie, so wie ihn zu vernichten, wo er sich blicken ließ.

Oesterreichs Regierung hatte nicht ohne Grund gehofft, das biedere Volk, welches auf den ersten Ruf an alle nördlichen Pässe zur Vertheidigung herbeigeströmt war, werde dazu beitragen, den Feind in seinem Siegeslaufe aufzuhalten.

Bernadotte war am 30. October in Salzburg eingerückt. Er sandte sogleich drei Heeresabtheilungen gegen Tirol.

Die erste, aus Baiern gebildete Schaar traf am 1. November unter dem Kommando des Generals Deroi über Reichenhall bei Lofer ein und griff muthig den dort befindlichen Paß an, der aber von den Tirolern mit großer Wuth und vielem Erfolge vertheidigt wurde.

Mancher Tiroler Scharfschütz hatte nicht weniger als zehn Büchsen und fast eben so viele Burschen bei sich, welche Letztere unablässig laden und die abgeschossenen Büchsen reinigten, so daß ein solcher Schütz nichts zu thun hatte, als nur immer auf einen Feind anzulegen und ihn nieder zu schießen, denn nie oder selten verfehlte eine Kugel aus dem Rohre eines solchen Scharfschützen ihren Mann. Die Wirkung eines solchen Kugelregens auf den Feind läßt sich denken. — Deroi selbst ward verwundet und Erzherzog Johann, kühn gemacht durch den glücklichen Erfolg seiner braven Tiroler, beschloß die Offensive gegen Salzburg hin zu ergreifen. Den Feind für seinen Rücken und seine Flanke (und wohl mit Grund) allen fürchten zu machen, war die eigentliche Absicht des Erzherzogs, der es wohl erkannt hatte, wie trefflich sich Tirol gegen ein Heer eignet, das längs der Donau stromabwärts operirt. Allein in den nächsten Tagen schon wandte sich das Kriegsglück! — Man hatte an andern Orten außerhalb Tirol die Folgen des unverantwortlichen Zögerns, Schwankens — kurz des alten Zopfsystems erfahren und fast vernichtende Niederlagen erlitten! — In Italien mußte Erzherzog Karl, wenn auch Schritt für Schritt, den Rückzug antreten. Der Paß Lueg südlich von Salzburg, wurde von den Franzosen genommen, die Scharnitz wollte Rey erstürmen. Zwar wurde er am 4. November zurückgeschlagen, dagegen umgingen die Franzosen den Paß Luttasch und zwar auf einem Fußsteige, den bis dahin nur Gemsenjäger betreten hatten, wahrscheinlich von einem durch Gold geblendeten Verräther geführt.

Die Scharnitz wurde nun von ihnen im Rücken bedroht und deshalb von ihrem Kommandanten, dem Oberst Swinburne, geräumt. Allein die Versuche dagegen hatten dem Feinde vielen Verlust gekostet; Scharfschützen und von oben herabrollende Felsstücke tödteten manchen wackeren Soldaten.

Am 6. November rückte Rey in Innsbruck ein, ohne bis dahin noch besonders großen Widerstand gefunden zu haben. Viele gefangene Tiroler wurden mit Milde entlassen, wenn sie versprachen, nicht wieder Feindseligkeiten zu üben, denn wohl sah der französische Feldherr, daß es in Tirol einen andern Kampf gelte, als auf den Ebenen Schwabens.

Das ganze Volk stand noch unter den Waffen; von manchem Streifkorps, das aus Innsbruck hinauszog zu Landschaften, kehrte nicht ein Mann zurück! Die österreichischen Truppen hatten sich auf dem Brenner konzentrirt und bildeten, wie Erzherzog Johann es beabsichtigte, den Stützpunkt für die auf allen Bergen zerstreuten Schützen, unter deren Schutz die österreichischen Vorposten bis Lofer — nicht allzuweit vom feindlichen Hauptquartiere, streiften und Posto faßten.

Johann suchte seine Stellung auf dem Brenner um so fester zu behaupten, als noch so manche zerstreute österreichische Korps ziemlich aufs Ungefähr herumirrten und es in seiner

Absicht lag, sich mit ihnen zu vereinigen, wo sie dann alle eine durch ihre Stellung furchtbare Macht bilden konnten.

Ein Angriff, welchen Ney gegen ihn unternahm, verunglückte ganz. Allein am 6. November hatten die Baiern Kufstein genommen, von wo aus sie den Brenner seitwärts angreifen konnten, wenn Ney wieder gegen seine Fronte vortrang. Der Erzherzog war gezwungen, sich immer weiter zurückzuziehen, denn schon rückten auch feindliche Korps unter Marmont in Steiermark ein und ihm war es ja nicht gestattet, sein geliebtes Tirol, wie er es seit drei Jahren gewollt, als eine große Bergfeste zu betrachten, die für sich bestehend um jeden Preis gehalten werden müsse, möge auch ringsumher geschehen, was da wolle. —

So gab er denn am 13. November seine Centralstellung auf dem Brenner auf und schied schweren Herzens aus Tirol. Sein Abschiedserlaß an die Tyroler Landes-Schutz-Deputation spricht dieses Gefühl aus.

Am 14. nahm er zu Sterzing und zu Brunneken von den Tirolern Abschied. Die Abgeordneten vieler Gemeinden gaben ihm den Handschlag: für Oesterreich wieder alles zu wagen, wenn sich ein neuer Hoffnungsstern zeige.

Unter diesen Abgeordneten befand sich auch „der treueste Schütz", Andreas Hofer, Wirth am Sand, in der Gemeinde St. Leonhardt im Thale Passeyer.

Unter tausend Sorgen und Mühen, Gefahren und mitunter komischen Verlegenheiten gelangte Johann durch das Pusterthal endlich glücklich über Villach nach Klagenfurt (20. November), wo man noch einen Kampf mit der Vorhut des Feindes bestand und von da bis

Kranichfeld an der Drau, wo er ſich mit ſeinem Bruder, dem heldenmüthigen Erzherzog Karl vereinigte.

Bis Lienz hatte ihn Marſchall Ney verfolgt, war aber durch ein öſterreichiſches Korps abgehalten worden *), ſich an Johanns Schaaren anzuſchließen. Der ſo rühmlich begonnene Kampf in Tirol, der dem Feinde ſo vielen Schaden zugefügt und deſſen Ausgang ein ganz anderer geweſen ſein würde, hätte man vor Wiederausbruch des Krieges in Wien Johanns Plan die verdiente Unterſtützung nicht verſagt — dieſer Kampf endete nun von ſelbſt. Was nur immer unter den heillosen Umſtänden, wie wir ſie ſchilderten, ſich hatte thun laſſen, Johann hatte es gethan. Weniger die Uebermacht des Feindes als die Art, wie von Wien aus der Krieg geleitet wurde, trug die Schuld, daß alle Anſtrengungen Johanns für den Moment als vergeblich erſchienen, und ſelbſt das Opfer, das er brachte, indem er von ſeinen geliebten Tirolern ſchied, um mit ſeinem Bruder Karl vereint einen Verſuch zur Rettung Wiens zu machen, war umſonſt gebracht. Die Schlacht bei Auſterlitz vernichtete für den Augenblick jede Hoffnung; am 26. December wurde der Preßburger Friede geſchloſſen.

*) Dieſes Korps führte General Auban, der ſchon bis Bozen vorgedrungen war.

Drittes Kapitel.

Kurze Friedenszeit. — Wiederaufnahme der Studien. — Des Erzherzogs Reisen in Steiermark. — Seine Sammlungen. — Der zweite Aufstand in Tirol im Jahre 1809. — Der Feldzug in Italien. —

Erzherzog Johann hatte seinem Vaterlande als Krieger mit Muth und Hingebung gedient. Wir haben es auch gesehen, mit welchem Eifer er alles, was auf den Kampf Bezug hatte, betrieb, und so lange er dem Feinde gegenüber stand, war er Soldat mit Leib und Seele.

Aber Johann liebte den Krieg nicht, er betrachtete ihn nur als eine schreckliche Nothwendigkeit und segnete die Zeit des Friedens, wenn er auch abermals sich sagen mußte: auch dieser Friede könne kein dauernder sein; jedoch hatte er in dieser Epoche die treue und anhängliche Liebe einer Provinz gewonnen, die sich auch bis jetzt fest und unwandelbar — Liebe um Liebe — erhalten hat.

So lange der Friede währte, benutzte er ihn aufs Beste; es lag nicht in dem Charakter Johanns, schmollend und grollend in Unthätigkeit zu versinken, wo nicht alles ging wie er es wünschte; in ihm lebte der feste Glaube: daß vereinst der Tag der Befreiung vom Joche des Eroberers kommen müsse, seine Kenntniß des Volks verbürgte ihm dies und eben darum mit Liebe er wohl das Volk so sehr. So kann es uns denn nicht befremden, wenn wir den an Waffengetöse und blutige Wahlstätten gewöhnten jungen Helden plötzlich wieder unter seinen Büchern, Zeichnungen, Sammlungen, oder als rüstigen Bergwanderer begegnen. In der That unternahm er es jetzt, von Naturforschern und Künstlern begleitet, die Steiermark, Kärnthen und das Salzburger Gebiet in derselben Weise zu durchforschen, wie früher Tirol. Des Erzherzogs Briefe an den baierischen Akademiker Moll geben über seine begeisterte Naturanschauung dieser Alpenländer und ihrer Bewohner anziehende Aufschlüsse.

Geschichtliche, ethnographische und naturwissenschaftliche Kenntnisse, wie wir sie in dieser Fülle und Gediegenheit nur selten beisammen finden, so wie reiche Sammlungen waren die Ausbeute dieser Reisen, und mehr als dieses: die Liebe des Volkes, mit dessen Verhältnissen und Bedürfnissen, Denken und Fühlen der Erzherzog immer vertrauter wurde, daß er liebte und

schätzte wie sein großer Onkel, der unsterbliche Joseph II., dessen volksliebendes Thun ihm stets vorschwebte.

Wohl mag der Menschenfreund, der das Leben dieses edlen Fürsten mit aufmerksamen Blicken verfolgt, hier die Frage aufwerfen: warum die Vorsicht es nicht gewollt, daß Johann Deutschlands Kaiser geworden? — wie ganz anders und glücklicher würde unter Johanns Regierung sich alles gestaltet haben! Er hätte es vermocht einem Napoleon gegenüber die deutsche Kaiserwürde zu behaupten; ihm würde das deutsche Volk die Krone erhalten haben, Metternich — die unglückselige Allianz mit Rußland, der deutsche Bundestag — und endlich das ganze unselige System, dem wir es zu verdanken haben, daß nach dem zweiten Pariser Frieden vier deutsche Reichsfürsten noch immer als Könige fortbestehen dürfen, — alles dies wäre unter Kaiser Johann eine Unmöglichkeit gewesen, denn er war stets der entschiedenste Gegner dieses Systems, das Deutschlands Einheit vernichtete, und Gott rief das deutsche Volk mit dem Kaiser Johann — wer hätte wider ihn sein mögen!

Verhehlen wir es uns nur nicht und haben wir den Muth, es laut auszusprechen: die Einheit Deutschlands wird so lange nicht in Wahrheit existiren, als die jetzigen Könige von Baiern, Sachsen, Würtemberg und Hannover noch Könige sind und nicht wieder werden was sie waren: deutsche Reichsfürsten, die dem Kaiser ausschließlich das Recht zugestehen: Bündnisse zu schließen und Krieg zu erklären, selbst Preußens König, ja Oesterreichs Kaiser, wenn er nicht gleichzeitig Reichsverweser ist, darf fortan ohne Zustimmung dieses deutschen Reichs-Oberhauptes nicht mehr nach Willkühr verfahren, oder sich anmaßen, Deutsche bekriegen zu wollen! — Dies ist der Wille des souveränen deutschen Volkes und den Despoten möchte ich sehen, der Lust bekäme, diesem Volkswillen sich zu widersetzen!

Dies war der Sinn jener ewig denkwürdigen Worte, welche Erzherzog Johann am Rheine sprach und welche wie der Posaunenruf des Gerichts durch ganz Deutschland widerhallten: „Kein Oesterreich, kein Preußen mehr! sondern ein einiges, starkes Deutschland."

Und diese Gesinnung des deutschen Johann ist es, der ganz Deutschland jetzt vertraut, wie vor 30 Jahren die biedern Tiroler, als sie zum zweiten Male aufstanden für ihre Freiheit und ihren Kaiser zu kämpfen. In dem schmachvollen Preßburger Frieden nämlich hatte Oesterreich an seinen Nachbar, den Baiernfürsten, Tirol abtreten müssen — ob, (wie ein Geschichtschreiber, der über diesen Zeitabschnitt mit Sachkenntniß, doch nicht unbefangen schrieb, meint:) Kaiser Franz wirklich so gutmüthig war, den erzwungenen Frieden ehrlich zu halten, lassen wir auf sich beruhen! Zeit das Wort nicht mehr gefesselt ist, hat Franz I. aufgehört als das Urbild eines gerechten, milden Regenten zu gelten. So viel war gewiß: daß derjenige, der die Bedingungen des Preßburger Friedens diktirt hatte, am wenigsten an den Bestand desselben zu glauben genegt war und auch das österreichische Kabinet sah ihn nur als einen theuer erkauften Waffenstillstand an, nur auf die Möglichkeit harrend, ihn aufzukündigen. Das baierische Regiment in Tirol war nicht geeignet, das Volk mit der neuen Ordnung der Dinge zu versöhnen. Die Unzufriedenheit mit der neuen Regierung hatte die Folge, daß die Tiroler ununterbrochen in einem genauen Verkehr mit dem geliebten Kaiserhause blieben.

Erzherzog Johann war es, an welchen sich die Tiroler wandten; ein geheimer Bote löste den andern bei dem Prinzen auf seinem Tiroler Sommerhause im Garten von

Schönbrunn ab, und Hofer selbst war dort mit zugegen. Manche folgten ihm auf seinen Reisen nach Salzburg und Innerösterreich.

Schon gegen das Ende des Januar 1809 kamen mehrere Abgeordnete von den Tiroler Gemeinden nach Wien. Andreas Hofer wieder mit ihnen.

Der Zweck ihres Kommens war kein anderer, als die Stimmung des Hofes zu erforschen, die Klagen des Landes vorzubringen und den festen Vorsatz auszusprechen, für das Kaiserhaus Alles zu wagen. —

Von diesem Augenblick an wurde der Aufstand vorbereitet. Johann war die Seele desselben und groß war das Gewicht, welches dieser Aufstand in die Wagschaale des Krieges von 1809 legte — leider abermals vergeblich, denn abermals war es der Kriegsrath zu Wien, der in frevelndlicher Anmaßung und fabelhafter Verblendung den wohldurchdachten Operationsplan des treuen Johann so gut wie vernichtete. Wieder wurde gezögert, gestritten, und endlich geschah fast nichts, um die braven Tiroler zu unterstützen. Erst spät rückte die kaum 10,000 Mann starke Streitkraft der Oesterreicher unter Chasteler ins Land, der die günstige Meinung, die man von ihm hegte, durchaus nicht rechtfertigte. — Der Einzige, der wieder handelte, wie es Noth that, war Johann; aber ihm war der Befehl über das nach Italien bestimmte Heer übertragen, indeß man den treuen, persönlich tapfern, aber übrigens wenig fähigen Hofer an die Spitze der Tiroler gestellt hatte, so daß der Krieg völlig planlos geführt wurde.

Konnte nun Johann auch nicht mit seinen Tirolern kämpfen, indem er, wie bemerkt, nach Italien beordert war, so verfolgte er doch von dort aus mit wachsamem Blick den Gang der Ereignisse in Tirol, wo Sieg um Sieg von dem heldenmüthigen Volke erkämpft wurde. —

Wo es ihm möglich war, half er mit Rath und That. Am 13. April erließ er aus seinem Hauptquartier zu Udine ein langes, das Tiroler Vertheidigungswesen besprechendes Organisationspatent, in welchem den Tirolern besonders die Bildung einer Landwehr so wie die Errichtung von 3 Jäger-Bataillons empfohlen wurde, die erstere rühmte er als eine Volksbewaffnung, welche für Landbau und Gewerbe am mindesten nachtheilig, für den Einzelnen am schonendsten sei — wer keine Flinte habe, solle sich doch ein Bajonett oder eine lange Pike verschaffen, oben mit einem Haken versehen, unten sollte sie eine Spitze haben, das Bergsteigen zu erleichtern. Das ganze Aktenstück liefert den Beweis, daß Erzherzog Johann schon vor 39 Jahren eine Nationalgarde wollte! und alles, was irg nd einer solchen nützen konnte, war bedacht, gerüst, angegeben. Unsere Nationalgarden mögen nicht versäumen, dieses kostbare Dokument ihren Bibliotheken einzuverleiben und oft und m. Bedacht zu lesen. — Für die Tiroler war es leider so gut wie nicht geschrieben, und von allem, was ihr fürstlicher Freund wünschte, daß zu ihrem Besten geschehen sollte, geschah — nichts! —

Die Regierung in Wien überließ die Tiroler sich selber und — ihren Feinden!

In Italien, wo Johann kommandirte, war das Glück den Oesterreichern günstig.

Eugen, als Vicekönig von Italien, hatte in Friaul dem Erzherzog Johann kaum zwei Divisionen entgegen zu stellen, er mußte sich zurückziehen, um sich zu Sacile mit zwei andern zu vereinigen, wo er Stand hielt, doch schon am 15. April seine ganze Vorhut aus-

einandergesprengt sah. Am 16. fand ein blutiges Treffen Statt, bei welchem der französische General Sorbier gefangen wurde. — Mehrere Adler, 16 Kanonen, einige tausend Mann gingen zugleich verloren, als Eugen nun über Conegliano retirirte, um nach der Piave zu kommen und hinter ihr eine Defensivstellung zu nehmen. —

Eugen aber mußte auch von der Piave nach der Etsch zurückweichen, um die Truppen an sich zu ziehen, welche er von Toskana her beordert hatte, doch auch an diesem Strome vermochte er es nicht, sich zu halten. Am 30. April begann er bei Verona ein ebenfalls nicht glänzendes Gefecht. Im Rücken immerwährend beunruhigt, wenn sich aus den Thälern des südlichen Tirols fanatische Schaaren mit den wankelmüthigen Italienern vereinten, würde er im kleinen Kriege aufgerieben, im offenen Felde immer geschlagen und ganz von Tirol abgedrängt worden sein.

Aber in eben dem Augenblicke, als die Spitze der siegreichen Armee das von dem Feinde bereits verlassene Verona besetzen wollte, da kam die Kunde von dem Gange der Dinge in Deutschland! Oesterreichs Armee war bei Regensburg geschlagen! Das nördliche Tirol bedroht. — Inmitten seiner Siegeslaufbahn mußte Johann seinen Rückzug antreten, zum zweitenmal seinen Lieblingsplan in Bezug auf Tirol aufgeben, um wo möglich mit dazu zu helfen, daß der Feind nicht abermals in das Herz Oesterreichs dringe.

Selbst der schon halb gefaßte Entschluß des Erzherzogs, südwärts vorzugehen und sich mit den in Livorno bereits gelandeten brittischen Truppen zu vereinigen, vorher einen Theil seines Heeres nach Tirol zu werfen, scheiterte an dem bestimmten Befehle des Generalissimus, Erzherzog Karl, aus Regensburg.

Alles, was er gehofft, erkämpft, gefördert, erduldet hatte, war wieder vergebens gewesen, und fragte er sich: „warum?“ so mußte er sich immer auf's neue mit bittrem Schmerz die Antwort selber sagen: „weil unsere Regierung in Wien nichts taugt, weil die Intriquen im Staats- und Kriegsrathe nicht enden, und weil mein kaiserlicher Bruder anstatt, wie unser Gegner spottend selbst uns rieth, befähigte Männer aus dem Volke an die Spitze der Verwaltung und des Heeres zu stellen, hochgebornen Hohlköpfen, Feiglingen und mitunter feigen Verräthern alles überläßt.“ —

Erzherzog Johann konnte mit gutem Gewissen von sich sagen: ich habe meine Schuldigkeit gethan, er durfte nicht erröthen, wenn die Namen Venzona, Portenone, Sacile und Verona genannt wurden, doch das nahm dem Schmerz, welchen er empfand, als Sieger fliehen zu müssen, nichts von seiner Bitterkeit.

Schritt für Schritt wich Johann aus Italien — gezwungen, seiner nach der Schlacht von St. Bonifazio an Chasteler gegebenen Erklärung zuwider, sich nach Ungarn zu werfen, um dort mit seinem Bruder Karl sich zu vereinigen. —

Die unglückliche Schlacht bei Raab zwang ihn, das rechte Donauufer zu verlassen. Später rückte er in den von Davoust mehrere Male vergeblich bestürmten Brückenkopf und in die Stellung von Preßburg.

Davoust drohte der Stadt, um eine Kapitulation zu erzwingen, mit einem Bombardement. Der Wiener Friede beendete den jammervollen Kampf! Neue Demüthigungen anstatt Errungenschaften! Der Wiener Staats- und Kriegsrath saß nach wie vor in Wien und rathschlagte.

Wer aber wollte es verſuchen, die Empfindung zu ſchildern, als der biedere Volksfreund Erzherzog Johann den Stutzen des armen Andreas Hofer empfing, welchen der „treueſte Schütz"

Hofers Standbild in der Franziskanerkirche zu Innsbruck.

ſeinem fürſtlichen Freunde vermacht hatte, bevor er hinkniete zu Mantua auf den Sandhaufen, um von franzöſiſchen Kugeln durchbohrt, ſeine treue Seele auszuhauchen.

Oft und viel wurde darüber geſchrieben, warum Erzherzog Johann zu jenem entſcheidenden Kampfe auf den Ebenen des Marchfeldes — zur Schlacht bei Wagram, nicht zu jener Stunde eingetroffen, in der es ihm noch möglich geweſen wäre, dem Kampfe eine den öſterreichiſchen Waffen günſtige Wendung zu geben. Man ging ſogar ſo weit, die Geſinnung des vaterlandsliebenden Prinzen verdächtigen zu wollen, trotzdem daß ſein ganzes Leben und Wirken den klarſten, überzeugendſten Beweis liefert, daß alles, was er je gethan, für ſeine Liebe zu Volk und Land ſpricht, dem er ſo ganz angehört. — Wir beſchränken uns hier ſtatt aller Widerlegung, nebſt einer gedrängten Darſtellung der Ereigniſſe kurz vor der Schlacht, einen Auszug der Correſpondenz zwiſchen den erzherzoglichen Brüdern zu geben, der authentiſchen Quellen entnommen iſt.

Nachdem der Erzherzog durch mehrere Tage vor dieſer Schlacht im Hauptquartiere zu Wolkersdorf ſich ſchriftlich dafür verwendet hatte, entweder mit ſeinem linken Flügel der Hauptarmee im Marchfelde ſich anzuſchließen, oder bei Preßburg über die Donau ſetzen und eine Diverſion gegen die aus Ungarn gegen Wien heranziehenden Truppen des Vicekönigs Eugen unternehmen zu dürfen, erfolgte endlich am 4. Juli Abends der Auftrag des Generaliſſimus an den Erzherzog, mit ſeinem Korps von der March nach Preßburg zu eilen, und mit Pontons, die erſt zu ſchlagen

waren, über die Donau nach Kittſee zu ſetzen, und dort weitere Ordre zu erwarten. Der Erzherzog brach ſogleich mit den Truppen nach Preßburg auf, ließ Pontons ſchlagen, und war eben an der Spitze ſeiner Kolonne in Kittſee angelangt, als am 5. Juli früh ein Kourier aus dem Hauptquartier ankam, der den in der Nacht bei Enzersdorf geſchehenen Donauübergang und die bei Wagram bereits engagirte Schlacht meldete und den Befehl des Generaliſſimus brachte, Erzherzog Johann möge mit allen nur immer disponiblen Truppen ſich nach Marchegg in Marſch ſetzen, um den Feind in die Flanke zu nehmen und nach Umſtänden zu dem großen Zwecke mitzuwirken. —

Der Erzherzog hatte gleich nach Empfang dieſes Befehls die Anſtalten zum Abrücken gemacht und die Befehle ertheilt. Er meldete Folgendes, welches Alles enthält: „Ich breche heute Nacht um 1 Uhr auf, und rücke nach Marchegg. Den erſten Befehl erhielt ich heute früh um 5 Uhr, und machte gleich meine Anſtalten; da ich aber den größten Theil meines Geſchützes und meine Truppen in den Verſchanzungen vertheilt habe, ſo kann ich nicht eher aufbrechen. Sowie ich nach Marchegg kommen werde, will ich 3 Stunden raſten und dann gleich auf der mir vorgeſchriebenen Straße meinen Marſch fortſetzen.“ Schon um 10 Uhr des andern Morgens langte die Tête in Marchegg an. Nach zweiſtündiger Raſt, um das Geſchütz abzuwarten, brach wieder Alles auf; um 2 Uhr langte die Kolonne in Schönfeld an. Hier kehrte der abgeſandte Major de l'Ort zurück, mit der Nachricht, der Feind habe den Fürſten Rosenberg zurückgedrängt; er ließ dem Erzherzog ſagen, es ſei bereits Alles vorüber. Als der Erzherzog, der ſich ſogleich bei ſeinem Eintreffen an der Marck an die Spitze eines Huſarenregiments geſtellt hatte, bis Siebenbrunn vorgedrungen war, befand er ſich bereits auf dem mit Todten und Verwundeten bedeckten Schlachtfelde und hatte Mühe, der anrückenden bedeutenden franzöſiſchen Reſerve zu entgehen, und in einem Bogenmarſch zu ſeinen Truppen zu gelangen.

Allenthalben ſah man Rauchſäulen und brennende Dörfer; Todtenſtille herrſchte. Nur gegen die Donau und die Höhen von Stammersdorf dauerte, jedoch ſtets ſich entfernend, das Gefecht. Der Offizier, welcher an den Generaliſſimus abgeſendet wurde, konnte nicht durchdringen und mußte zurückkehren. Nun ließ Johann Halt machen. Bis die Nacht einbrach, blieb er ſtehen, noch immer in der Hoffnung, von dem Generaliſſimus Befehl zu erhalten. Der Erzherzog wendete ſich hier in der ſchmerzlichſten Bewegung zum Feldmarſchall-Lieutenant Frimont und ſagte in Gegenwart aller Offiziere: „Sie wiſſen, ob wir hätten früher kommen können! Wir ſind noch eher da, als ich es gemeldet hatte. Sie werden ſehen, unſer vermeintlich zu ſpätes Eintreffen wird alle Schuld der verlornen Schlacht tragen müſſen! Dieſer Umſtand wird Manchem höchſt willkommen ſein!“

Er hatte einen Weg von 7 Meilen in weniger als 14 Stunden zurückgelegt, doch die Vorbereitungen zur Schlacht waren der Art, daß er zu ſpät kommen mußte, und hätte er Flügel gehabt!

Viertes Kapitel.

Johanns Wirken für Deutschlands Befreiung. — Der Befreiungskrieg. — Reisen des Prinzen nach Paris und England. — Sein erneutes Streben während der Friedensjahre, Künste und Gewerbe, so wie den Ackerbau zu heben. — Die Steiermärker gewinnen an ihm einen treuen Beschützer. —

Als bald nach dem Wiener Frieden und kurz nach dem auf den Gisefeldern Rußlands über Napoleon ergangenen Gottesgerichte nicht nur in dem mißhandelten Preußen, sondern auch in den herrlichen Stämmen des deutschen Oesterreichs die Gefühle für volle Abschüttelung des Fremdenjochs erwacht waren, da traten tüchtige Männer dafür in allen deutschen Gauen zusammen, und eine stille aber glühende Bewegung durchzog Süd und Nord, Ost und West. Und konnte wohl der Erzherzog Johann in den Tagen solcher todesverachtender Begeisterung unthätig bleiben? — Nein, er griff kräftig dabei ein, und diese That, die lange vor seinem Kölner Toaste, den er dem einigen Deutschland brachte, jenen Zweck zu erreichen strebte, durch die er die Freiheit und Unabhängigkeit des deutschen Volkes selbst mit Gefahr des Lebens und der eigenen persönlichen Freiheit erringen gewollt, diese That ist es, wodurch sich Oesterreichs Johann schon 35 Jahre früher den gerechtesten Anspruch auf die Reichsverweiers-Würde in Deutschland erwarb. Zu Anfang des Jahres 1813 hoffte die auch in Wien arbeitende französische Partei noch auf einen übereilenden Frieden, und entfernte den Erzherzog Karl vom Kriegsministerium. Gleichzeitig trat, und zwar mit geheimem Wissen und Wollen des Kaisers der Erzherzog Johann mit mehren deutschen Männern zusammen, unter denen der Name des edlen Freiherrn von Gagern, Vater des gegenwärtigen Präsidenten der deutschen Nationalversammlung, und jene Hormayrs und des biedern Berarl-

berger Appellationsraths Schneider und Roschmanns besonders hervortraten. Ansehnliche Geldmittel und Subsidien dazu wurden von England gegeben, dessen Agent King den Berathungen beiwohnte, welche, französischer Auflauerer wegen, in mitternächtlicher Stille am Wiener Glacis abgehalten wurden. Schon war der Schlag bis zum Losbruch vorbereitet. Man mußte eilen, denn die Tiroler, von denen außer Hofer noch die alten Anführer von 1809 lebten, drohten loszubrechen. 20000 derselben sollten unter Johann theils nach den Ebenen Baierns herausbrechen, München nehmen, das am Inn stehende baierische Heer abschneiden, und zum Anschlusse für Deutschlands Befreiung nöthigen, theils mit den in Baden und Würtemberg vorbereiteten Volkserhebungen sich vereinigen. Welch' ein Erfolg, wenn so der ganze Süden Deutschlands sich erhoben hätte, gegen den im Norden durch Preußen und Russen schon schwer bedrängten Feind! — Da mit einem Male wurden in der Nacht des 7. März 1813 mit Ausnahme des Erzherzogs, die Glieder jenes schönen Vereines auf Befehl des Kaisers verhaftet, und dadurch die ganze heilige Vaterlandssache vereitelt und aufgehoben. Noch ist nicht bis zur vollsten Klarheit ausgemittelt, ob ein von Napoleon gegebener drohender Wink, oder ob nicht Metternich's stetes Bestreben, Mißtrauen gegen den Erzherzog zu erregen, die Sache dazu benutzt habe, den in der Anhänglichkeit an seine Dynastie stets unerschütterlichen Erzherzog Johann selbstsüchtiger Absichten zu verdächtigen. Gewiß aber ist, daß der Fürst darauf antrug, Johann als Staatsgefangenen zu verwahren, was wohl unterblieb, aber doch die schmähliche Folge hatte, dem treuesten Freund Tirols dieses Land 32 Jahre verschlossen zu sehen. Unzweifelhaft ist aber, daß auf Roschmann, der später in allgemeiner Mißachtung endete, der Verdacht des Verrathes haften blieb, und daß im edlen Gegenbilde der würdige Gagern den Muth hatte, seinen erzherzoglichen Freund mit schlagenden Gründen in einer Druckschrift zu vertheidigen, die er in Wien, den Tag nach der Katastrophe, erscheinen ließ.

Es bedarf wohl nicht erst der Erwähnung, daß Erzherzog Johann nicht zurückblieb, als der Freiheitskampf des deutschen Volks gegen die Fremdherrschaft losbrach. Seine letzte Waffenthat ist die Belagerung und Einnahme der Festung Hüningen. — Die Belagerung dauerte zwei volle Monate — vom 26. Juni bis 26. August. Am Abend dieses letztgenannten Tages kam endlich die Capitulation zu Stande. Der Platz mit allen Kriegs- und Munitionsvorräthen sollte dem Kaiser von Oesterreich übergeben werden.

Am 28. August streckte die 1917 Mann starke Besatzung die Waffen. Man fand in der Festung 101 Stück Geschütz, eine sehr große Menge Munition und Lebensmittel im Ueberfluß. — Die Zerstörung der Festungswerke wurde vom Erzherzog Johann angeordnet und am 2. September schon begann die Schleifung derselben.

Nach dem zweiten Pariser Frieden — der, Dank der Metternich-russischen Politik — abermals die schönsten Hoffnungen Johanns für Deutschland vernichtete — besuchte er diese Hauptstadt Frankreichs und sodann in Begleitung seines Bruders, des Erzherzogs Ludwig, England und Holland. Der Empfang, welcher unserm Johann namentlich von dem englischen Volke ward, gab Zeugniß, daß auch dort der Name des Volksfreundes ein gefeierter sei. — Johann aber sammelte auch hier, wie überall wo er Gelegenheit hatte zu beobachten, einen

reichen Schatz Erfahrungen, die er heimgekehrt zu nützen gedachte für seine geliebten Gebirgsländer.

Wäre doch damals jener Wunsch aller Freunde der Freiheit und des Volks in Erfüllung gegangen: das Heldenbruderpaar Karl und Johann als treue Berather ihrem kaiserlichen Bruder an die Seite gestellt zu sehen! Aber Oesterreichs böser Dämon, Metternich, hatte bereits den Kaiser für sich gewonnen und alle Macht an sich gerissen. Franz kannte nur und liebte auch wohl nach seiner Weise seine getreuen Unterthanen, aber ungleich in Allem seinen Brüdern Karl und Johann — kannte er nicht das Volk, begriff er nicht den Weltgeist — der die Völker unbezwinglich, unaufhaltsam vorwärts treibt auf der Bahn der Freiheit und Veredlung. Franz wie Metternich sahen jedes Streben des Volks nach Freiheit und Veredlung — sie sahen, sage ich, diese erste Lebensbedingung des Volks als Empörung an mit dem feindlichen, aller wahren Fürsten- und Menschenwürde hohnsprechenden Grundsatz: „Alles für, nichts durch das Volk!“ glaubten sie Gott täuschen zu können, wie die blöde, systematisch in Unwissenheit erhaltene Menge! — Und vielleicht sich selbst — denn ein solches Verkennen des Weltgeistes und seiner Macht muß nothwendiger Weise auf arger Selbsttäuschung beruhen, auf einer Selbsttäuschung um so grauenhafter, als eben erst das erhobene Volk den Tyrannen von seiner Sonnenhöhe herabgeschmettert hatte, so daß von dem großen Kaiserreiche nichts mehr geblieben war als — der Gefangene auf St. Helena. —

Längst hatte Carl in edlem Unmuth erklärt: „Wo ein Metternich steht, ist nicht mein Platz.“ Jede Theilnahme an einem System ablehnend, das auf Trug und Willkühr basirt, Land und Volk mit Verderben bedrohte, lebte er in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien auf seiner im Jahre 1808 angekauften Herrschaft Ebernberg, südlich von Wiener-Neustadt an Steiermarks Grenze, wo er sich durch die Sommer 1810 — 1817 fast beständig aufhielt, und Landwirthschaft mit Eifer und Sachkenntniß betreibend, theils Ausflüge nach der nahen Steiermark unternahm, oder sich des Besuchs von seinen Brüdern, von treuen ihn verstehenden Freunden, oder von Gelehrten und Künstlern des In- und Auslandes erfreute.

Die Steiermark ward, welche Johann vor allem lieb gewann. Er machte sich mit den Bedürfnissen des Volkes und seinem Charakter genau bekannt und im Verein mit dem Volke, das ihn anberte und verstand, gelang es ihm, einer starrsinnigen und unverbesserlichen Bureaukratie zum Trotz, wichtige Verbesserungen bestehender Einrichtungen, so wie viel Schönes, Gutes, Neues ins Leben treten zu lassen.

In Graz hatte er bereits im Jahre 1811 das nach ihm „Johanneum“ benannte National-Museum gegründet, und demselben die reichen und kostbaren Sammlungen geschenkt, worauf er so viel Zeit, Mühe und Kosten verwendet hatte. —

Viel Schönes und Gutes, das später zur Ausführung reifte, trat in dem stillen, waldumgebenen Bergschlosse Ebernberg zuerst als Gedanke ans Licht. Auch der Ankauf des Brandhofes im Bruckerkreise Obersteiermarks, am Fuße hoher Felsen gelegen, damals noch Bauerngut, später durch Umbau als Jagdhaus des Erzherzogs Lieblingsaufenthalt, geschah in dieser Zeit, im Winter 1817.

So leben wir ihn denn als Gelehrten, Schützer der Künste und Gewerbe, Landwirth, Forstmann, Gesetzverbesserer und Aufklärer des Volks mit all der Liebe und Hingebung wirken, deren ein großes, freies, starkes und doch mildes Herz fähig ist. Johann von Oesterreich hat wie kein Fürst der Neuzeit die wahre Aufgabe der Fürsten begriffen. Er ist durchdrungen von ihr wie Keiner vor ihm und wir müssen und werden nur immer beklagen, daß er nicht schon damals von dem deutschen Volke berufen wurde, als Oberhaupt des Reichs über Deutschlands Wohl zu wachen, daß ihm dem 27jährigen Helden und Weisen nicht schon damals die Vollmacht ward, welche wir jetzt dem 64jährigen Greise übertrugen.

Fünftes Kapitel.

Vermählung des Erzherzogs. — Zurückgezogenheit vom Hof. — Der Brandhof. — Ununterbrochenes edles Wirken für das Volk. — Die Rheinreise. — Das Wort beim Fürstenbankett. — Die Märztage. — Der Aufstand in Italien. — Johann in Innsbruck. — Seine Rückkehr nach Wien als Stellvertreter des Kaisers. — Seine Erwählung zum Reichsverweser Deutschlands.

Das deutsche Volk besitzt viel schöne Lieder und herrliche Sagen, die da erzählen von der Liebe seiner Fürsten, die um keine Fürstinnen freiten, sondern um schlichte Bürgerstöchter. — Wer hat nicht gehört von der Agnes Bernauer, der schönen Baderstochter von Augsburg? der Eva Trotha und der holden Patriziers-Tochter Philippine Welser?

Und wie sein edler Ahn, der Erzherzog Ferdinand, die schöne tugendhafte Welserin freite und glücklich mit ihr lebte, der bürgerlich gebornen, so freite Erzherzog Johann ein Mädchen aus dem Volke und lebt glücklich mit der bürgerlich gebornen, seit vielen Jahren, wie wohl nur selten ein Fürst mit der Ebenbürtigen.

Der Kaiser Franz mochte wohl andere Pläne mit seinem ritterlichen Bruder gehabt haben, und auch dem Metternich war durch die Verbindung des Prinzen mit der schönen Postmeisterstochter ein gewaltiger Streich durch eine sorgsam ausgeklügelte Rechnung gemacht. Man darf annehmen, daß Kaiser Franz, wenn auch nicht minder edel als der Vater jenes Ferdinands von Tirol, der die schöne Welserin heirathete, doch längerer Zeit bedurfte, bis er den Werth der von seinem Bruder gewählten Frau endlich erkennend, sich selbe (zu Graz 1826) vorstellen ließ, und von da an auch in Wien öfters freundlich bei sich empfing. Im Jahre 1834, ein Jahr vor seinem Tode und 11 Jahre nach der Trauung seiner lang geprüften aber glücklichen bürgerlichen Schwägerin, erhob er diese zur Freifrau von Brandhofen, wobei Stand und Name, letzterer von dem Lieblingssitze des jungen Ehepaars, dem Brandhofe, von dem Erzherzoge selbst gewählt wurde.

Auf einer der vielen Gebirgsreisen, die der Erzherzog vom Brandhofe aus, wo er seit 1818 seine Sommerfrischen zubrachte, unternahm, machte er am 19. Juli 1819 zuerst die persönliche Bekanntschaft der holden und reizenden 16jährigen Anna Plochl, Tochter des k. k.

Postmeisters Franz Plochl zu Aussee in der oberen Steiermark. Veranlassung dazu gab ein kleines ländliches Fest, welches die Bürger von Aussee, wie alle Steiermärker an ihrem fürstlichen Freunde hangend, demselben an den Ufern des malerisch schönen Grundel-Sees gaben. Hier, nach einem in froher Lust und bei Steirertanz hingebrachten Tage, beim Scheiden, auf einer lieblichen Alpenmatte, im Angesichte der im See sich widerspiegelnden und im Abendlichte glühenden Felsenhäupter erkannten sich die Herzen Beider. Den Augenzeugen davon noch unvergeßlich, schien die Natur selbst in diesem Augenblick den Herzensbund des Kaisersohns mit der Bürgerstochter in bräutlicher Schönheit feiern zu wollen!

Von da an verfloß eine längere Zeit, wo der Erzherzog seine Geliebte jährlich meist nur ein oder zwei Mal in Aussee wiedersah, und immer nur in der Mitte ihrer Jugendgespielinnen, und ihrer und deren Eltern. Daß bei dieser sich freiwillig auferlegten Trennung, dabei aber auch fleißig gefördertem Briefwechsel die Neigung des Erzherzogs zu seiner Geliebten immer mehr und mehr an Innigkeit und Entschluß gewinnen mußte, begreift sich eben so leicht, als daß seine liebe Anna, einem früheren Vermählungsantrage sich versagend, weil nach dem Tode ihrer vortrefflichen Mutter (1821) die gute Tochter ihren sechs jüngeren Geschwistern die Mutterstelle nicht entziehen wollte, auch immer mehr und mehr in seiner Achtung stieg.

Im Jahre 1823 erfolgte endlich und unter eigens dafür ausgestellter schriftlicher Bewilligung des Kaisers Franz, die Vermählung Beider, und am 3. September dieses Jahres führte der Erzherzog seine innigst geliebte Braut heim, eine liebliche Gestalt, wie sie nur zwischen Speik und Edelraute aufwachsen und erblühen. Die Trauung wurde auf dem stillen und verschwiegenen Brandhofe (der Kaiser hatte für sich und die Mitwisser das Geheimniß verlangt, und hob solches erst 1826 auf), durch den Dechant Philipp von St. Marein im Merzthale, einen 80jährigen Greis und hellen, gesinnungsvollen Zögling noch aus den Seminarien Josephs II., im Beisein zweier dem Erzherzoge treuergebener Männer und Trauungszeugen vollzogen. Dies sind nun die wahren und richtigen Momente von des Erzherzogs Johann Neigung und Leben zu und mit seiner theuren Anna. Alles Andere, was darüber bekannt geworden, sei es auch noch so romantisch und gut erzählt, selbst Levin Schückings liebliche Episode nicht ausgenommen, gehören dem Gebiete der Erfindungen an.

Eine nähere Darstellung der vier wahrhaft romantischen Lebens- und Liebesscenen Beider, die deren Vermählung vorausgingen, soll der Oeffentlichkeit nicht entzogen bleiben.

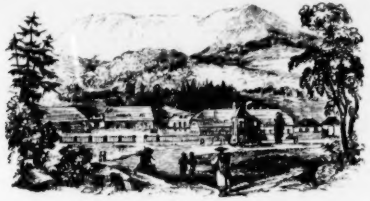
Auch nach der Vermählung des Erzherzogs erfolgte so wenig als früher ein gänzliches Zurückgezogensein von dem Hofe und den Gliedern des kaiserlichen Hauses, wie es hie und da sich wohl angedeutet findet. Den Sommer und Herbst meist auf seinen schönen Besitzungen in Oesterreich, Steiermark, Salzburg und Tirol zubringend, fand der Erzherzog sich doch jedes Jahr durch die Wintermonate meist bis zum Geburtstage des Kaisers in Wien ein, um sich seinen Dienstgeschäften zu widmen. In den letzteren Lebensjahren des Kaisers Franz, wo dieser endlich den häufigen, Mißtrauen bezwecken sollenden Einflüsterungen der Gewalthaber, wenigstens seinem Bruder Johann gegenüber, entsagt hatte, bezeigte er diesem großes Vertrauen, manchem nützlich und besonders in den Gebirgsgegenden fühlbar werdend, aber leider zu spät für Vieles, das durch des Erzherzogs Einfluß für Zeit und Volk hätte geschehen können.

Erst im 15ten Jahre nach seiner Vermählung, am 11. März 1839, ward dem Erzherzoge ein Sohn geboren, bei dessen Taufe sein Bruder Ludwig Taufpathe war, und der die

Namen Franz Johann erhielt. Kurz vor dem Ankaufe der Herrschaft und des Schloſſes Schöna bei Meran in Tirol, ernannte Kaiſer Ferdinand ſeinen Neffen zum Grafen von Meran, und gab ihm auch ein kleines, aber noch aus den Zeiten der Grafen von Meran und Andechs herrührendes Lehen zu Eigen. Der junge Graf von Meran, nun 10 Jahre alt und ſchon zum kräftigen und ſchönen Jünglinge heranreifend, zeigt an Geiſt und Körper vielverſprechende Entwickelung, und iſt ſeiner Eltern höchſtes Lebensglück. Möge ſein theurer Vater den Mann in ihm erleben und die Liebe des Volkes auf ihn vererben können!

Und wenn der Name der edlen Freiin von Brandhofen im k. k. Haus-, Hof- und Staats-Kalender auch nicht mit aufgeführt iſt — im Munde des Volks wird der Name der treuen Anna des geliebten Erzherzogs Johann fortleben und noch die Kinder und Kindeskinder derer, denen ſie wohlthat, werden ihr Andenken ſegnen.

Seit dem Jahre 1816 bis zum Tode des Kaiſers Franz lebte Erzherzog Johann, wenige Reiſen nach Salzburg, Kärnthen, Kalisch, Wosneſinz und Conſtantinopel abgerechnet, und wovon die beiden letzteren doch höhere politiſche Bedeutung hatten, größtentheils in Steiermark und zwar ſeit 1818 *) am liebſten auf dem von ihm erkauften und gänzlich umgebauten Brandhofe.



In einer Höhe von 3000 Fuß über dem Meere hat Johann ſich und den Seinen ein irdiſches Paradies gegründet und ein vaterländiſcher Dichter, der öfters das Glück hatte, in der Nähe des Prinzen zu weilen, ſchildert uns das ländliche Sanſſouci des kaiſ. Freundes der Alpenwelt in gemüthlicher Darſtellung, die wir nicht unterlaſſen können, unſern Leſern mitzutheilen.

„Am 24. Auguſt 1828 fand das feierliche Feſt der Weihe ſtatt, welche von dem Sänger der Tunisiaſ, dem Patriarch-Erzbiſchofe von Erlau, Ladislaus Pyrker, vorgenommen

*) In dieſe Zeit fällt auch ganz beſonders die Errichtung der k. k. Landwirthſchafts-Geſellſchaft zu Grat und des Lesevereines am Johanneum, zwei Inſtitute, die auf die landwirthſchaftliche und intelligente Entwickelung der Steiermark den größten und nachhaltigſten Einfluß nahmen. Die von dem Erzherzoge ſelbſt entworfenen Statuten der erſteren Geſellſchaft von dem Vereine in Oeſterreich, Mähren und Böhmen als trefflich und erprobt anerkannt, und auch für ſich erbeten, wurden demſelben von dem Kaiſer Franz nicht mehr bewilliget.

und durch die Anweſenheit vieler angeſehener Gäſte, und durch das Zuſammenſtrömen der Volksmenge aus allen Nachbarthälern verherrlicht wurde. Merkwürdig, als der Abdruck eines wahrhaft fürſtlichen Gemüthes, welches ungeblendet vom Schimmer der Hoheit ſich gern den Regungen reinmenſchlicher Gefühls- und Denkweiſe hingibt, und ſchweres Beginnen frommgläubig an die Idee eines Höhern anknüpft, ſind die Eingangsworte der Stiftungsurkunde; ſie lauten: „Im vierzigſten Jahre meines Lebens, nach gemachten reichlichen Erfahrungen in einer vielfach bewegten Zeit, beſchloß ich, Johann, Erzherzog von Oeſterreich, in den ſchirmenden Alpen mir ein Haus der Ruhe, der thätigen, dem frommen, meines kaiſerlichen Herrn und Bruders und ſeiner unerſchütterlichen Bergvölker gewidmeten Zurückgezogenheit — ſo wie auch als Beleg, wie ſehr jederzeit mein Gemüth ehrgeizigem Streben fremd war, — einfach und prunklos zu erbauen.“ Und in der That einfach und prunklos, aber ein Muſter ſinnvoller, wahrhaft poetiſcher Zuſammenſtellung, und geiſtreicher, ſelbſt im Kleinſten an einer klar ausgeſprochenen Idee feſthaltenden Anordnung iſt ſein Inneres.

Das Gebäude liegt nahe an der Poſtſtraße, mit ſeiner Fronte gegen Oſten gekehrt. Es iſt ebenerdig und hat zwei Flügel, aus deren Mitte die achteckige, an gothiſchen Styl mahnende Kapelle vorſpringt. Ein plätſchender Brunnen zwiſchen ihren Strebepfeilern ladet den Wanderer zur Labung, eine Ruhebank gegenüber in einem Halbkreiſe von friſchgepflanzten Gebenbäumchen zur Raſt ein. Auf dem hohen Dache, welches Wohnzimmer für Gäſte enthält, erhebt ſich ein gothiſches Thürmchen mit Uhr und Glocke. Zwei Thore führen in den geräumigen Hof, durch den die Wirthſchaftsgebäude vom Wohnhauſe getrennt ſind. Rückwärts auf einer Erhöhung blühen in einem Gärtchen, welches in einer gothiſchen Kapelle die Bildſäule Rudolfs von Habsburg umſchließt, die ſeltenſten Alpenpflänzchen Europas, ja ſogar einige vom Himalaya, gepflegt von des hohen Gärtners eigenen Händen. Ringsum aber prangen üppige Wieſen, dem kargen Boden mit raſtloſer Mühe abgerungen, welche ſich allgemach an den höheren Alpentriften verlieren. So iſt das Aeußere. Das Innere des Gebäudes beſteht aus einem Saale, der Kapelle, den Wohnzimmern des Erzherzogs und dem Jägerzimmer. Alles athmet geläuterten Kunſtſinn, Achtung für die Vorzeit, Ehrfurcht vor dem Heiligen, Vorliebe fürs Vaterland, Theilnahme an allem Guten, Wahren und Schönen. Der Saal im altdeutſchen Style erhält ſein Licht von Weſten her durch 3 Fenſter, welche mit Bibelſprüchen, ſo wie Gemſen und Wände, bezeichnet und mit trefflichen, nach L. Schnorrs Entwürfen, von Kolbgaſſer ausgeführten Glasmalereien verziert ſind. An den Wänden ſtehen unter Spitzhäuschen, von Böhm gearbeitete Bildſäulen aus Sandſtein, einige von des erhabenen Beitzers Ahnen darſtellend, auf deren Eigenſchaften durch paſſende Deviſen aus der Bibel hingedeutet iſt. Die Kapelle, ebenfalls im altdeutſchen Style, mit ſchönen Glasmalereien, einfachem Altar aus grauem Marmor, einem kunſtreichen Sakramentshäuschen aus ächten Libanonecdern, von Böhm geſchnitzt, und Monſtranz nebſt Meßgefäße von Keen, trägt den Stempel erhabener Würde. Die Wohnzimmer des Erzherzogs ſind durchaus mit Getäfel aus dem Holze der einheimiſchen Zirbelnußkiefer bekleidet, aus welchem auch die Einrichtungsſtücke verfertigt ſind. Die Fenſter des Arbeitszimmers ſehen hinaus in das Alpengärtchen. Das Jägerzimmer, mit ſchönen Glasgemälden, umſchließt eine Waffenſammlung (darunter des Landwirths Büchſe), Alpenſtöcke, Gewehe, Federnſchmuck und anderes Ver-

werk, das den Alpenfreund charakteriſirt. Außerdem enthält ſie noch zwei Porträts, deren Zuſammenſtellung an dieſem Orte einen ganz eigenthümlichen Eindruck macht:

In Brandhof im Städtchen des Prinzen
Johann von Oeſterreich,
Da hangen zwei ſchöne Bilder,
Seh'n wackeren Männern gleich.

Der eine mit ernſter Stirne,
Im Aug' der Hoheit Blitz,
Darunter ſteht zu leſen
Gar kurz: »der edelſte Schütz!«

Der and're mit großem Barte,
Das Aug' der Frohmuth Sitz;
Darunter ſteht zu leſen
Gar kurz: »der getreueſte Schütz!«

Von dieſen beiden Schützen,
Wer war der edle wohl? —
Das war Herr Max, der Kaiſer,
Der Schütz im Land Tirol.

Er trug eine Kron' auf dem Haupte,
Ein Heldenſchwert in der Hand,
Er trug aber auch im Herzen
Sein liebes Volk und Land.

Von dieſen beiden Schützen
Wer war der getreue wohl? —
Das war der Andreas Hofer,
Der Sandwirth aus Tirol.

Er trug einen Bauernkittel,
Er trug eine Büchſ' in der Hand,
Er ſchrieb den fremden Gäſten
Die Zeche mit Blei an die Wand.

Das ſind die beiden Schützen
Zu Brandhof dort im Bild;
Darunter ſteht ein deutter
Mit Augen ernſt, doch mild.

Der trägt einen Rock von Leder,
Der trägt einen Jägerhut;
Ein Kurlenhut und Mantel
Ließ' ihm nicht minder gut.

Der Schütz iſt edel durch Ahnen,
Iſt edel durch eigene That,
Iſt edel durch frommen Willen,
Iſt edel durch weiſen Rath.

Doch iſt auch der edle Schütze
Getreu ſeinem Gotte dabei,
Getreu ſeinem Kaiſer und Lande,
Seinen lieben Alpen getreu!

Wer iſt wohl der edelſte Schütze,
Der auch der getreu'ſte zugleich?
Es iſt der Prinz in Brandhof,
Johann von Oeſterreich!

In ſolcher Umgebung lebt hier der hohe Prinz, zurückgezogen von dem Glanze des Hofes, an der Seite ſeiner edlen Hausfrau, ſein ganzes Glück in dem hoffnungsvollen Emporblühen eines theuren Sprößlings findend, den Freuden ländlicher Stille und häuslicher Innigkeit. Von hier gehen ſo viele nützliche und belehrende Vorſchläge und Anleitungen zur Verbeſſerung der Landwirthſchaft in Oberſteiermark aus, deren nachhaltige Wirkungen ſich nach allen Seiten des Landes hin verbreiten. Es iſt ein wahres Otium im edelſten Sinne der Alten, deſſen hier der Prinz genießt, um dann erkräftigt durch Alpengrün und Alpenluft, zurückzukehren zu den hohen Geſchäften und Sendungen, zu welchen das Vertrauen ſeines kaiſerlichen Neffen ihn häufig beruft.“

Ebenſo freundlich und einfach iſt ein zweiter, kleinerer Landſitz des Prinzen, das Weingarthaus bei Pickern. „Wir treten ohne Scheu ins Haus, da kommt ein hoher Mann heran in ſchlichtem, grauem Reiſelrocke, mit Bundſchuhen, einen Jägerhut auf dem Haupte; er grüßt und freundlich, ſtößt uns mit ſeinem ernſten, blauen Auge Zutrauen ein, ſpricht in kurzen, abgebrochenen Sätzen manches treffende, gewichtige Wort, und verräth mit jeder

Miene ſeines ſchmalen, ausdrucksvollen Geſichtes, über welchem ſich Ehrfurcht gebietend die hohe Stirne wölbt, daß er nicht ein gewöhnlicher Menſch. Es iſt Erzherzog Johann.“

„Wem es je gegönnt war, fährt derſelbe Dichter in ſeiner Darſtellung weiter, an der Seite des hohen Beſitzers die herrlichen Rebenkronen zu muſtern, ſich aus ſeinem Munde über Pflege und Veredlung der Trauben belehren, von ſeiner Hand ſich den Probetrunk kredenzen zu laſſen, die natürliche Anmuth und Gemüthlichkeit ſeiner Hausfrau zu bewundern, an ſeiner Tafel unter heiterm, ungezwungenem Geſpräche den edlen Pickerer aus hellen Kriſtallkrügen ſich einzuſchenken, vom Saitenklange des Glasiers die Wände des einfachen Speiſezimmers ertönen zu hören, vor allem das lauſchige Stübchen zu betreten wo der immer thätige Prinz lieſet und ſchreibt und ſinnt — der wird gewiß nie vergeſſen wie wunderbar ſich hier das innigſte Zuhauſeſein mit der heiligſten Scheu, die wärmſte Liebe

mit der gegemendsten Ehrfurcht, die rückhaltloseste Offenheit mit der innigsten Pietät vereint und paart, und dankbar freudig einen Fürſten preiſen, deſſen patriarchaliſche Einfachheit und Herzensgüte ebenſo Vorbild als Abbild des Nationalcharakters iſt." —

Ein eifriger Jagdliebhaber und trefflicher Schütze, legte Johann an den Felſenwänden des Hochſchwab einen großartigen Gemsſtand an und verhinderte ſo das Ausſterben dieſes ſchönen Wildes in Steiermark. Im Jahr 1820 erkaufte er in Vorderndurg ein eignes Radwerk und betrieb den Bergbau mit Eifer. Ein vortreffliches Werk über die noriſchen Alpen nebſt Beſchreibungen ſteiriſcher Landestrachten, Volksbeluſtigungen, Sitten und Gebräuche durch viele Originalzeichnungen ausgezeichneter Künſtler illuſtrirt, verdanken wir ſeiner Anregung und Unterſtützung; wie er denn unabläſſig bemüht war, das Volk aufzuklären, es empfänglich zu machen für höhere Intereſſen, durch Lehre, Rath und Beiſpiel; denn was er lehrte übte er auch ſelbſt.

So durfte er mit gutem Gewiſſen die Worte: „Wenn Gott mit mir, wer gegen mich," als ſeinen Hausſpruch über den Eingang deſſelben ſetzen und ſich als Sinnbild: **Eringium alpinum et rosa alpina** erwählen.

Vor vier Jahren folgte er der Einladung des Königs von Preußen, als Gaſt ſein Hoflager am Rhein zu zieren, da war es wo er im prophetiſchen Geiſte den Toaſt ausbrachte: — „Kein Preußen, kein Oeſterreich mehr! ein großes, einiges Deutſchland, feſt und frei wie unſere Berge." — Dieſe Worte tönten bald durch ganz Deutſchland; auch Wien vernahm ſie trotz Metternich und Sedlnitzky. —

Ferdinand der Gütige hatte längſt gewünſcht, daß ſein Oheim, welchen er ehrte und liebte, öfter wieder in Wien erſcheinen möge. — Die Gelegenheit dazu bot der Landtag der im März ſeinen Anfang nehmen ſollte.

Johann kam nach Wien und gewiß nicht ohne die innere Ueberzeugung, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen ſei, wo das alte moriſche Syſtem zuſammenbrechen, ſeine Vertreter unmöglich werden müſſen.

So finden wir denn auch unſern fürſtlichen Freund beim Ausbruche der Revolution, indeß der ganze übrige Hof rathlos und zitternd keines Entſchluſſes fähig war, weder überraſcht noch rathlos. — Er hatte es vorausgeſehen, das Volk werde, es müſſe ſich erheben wider die verblendeten Machthaber, denen ſelbſt der Sturz der Dynaſtie in Frankreich keine Lehre darüber gegeben hatte, was an der Zeit ſei. Und mit der Erhebung des Volks war es in Johann's Augen auch entſchieden, ihm muß ſein Recht werden, und unverkürzt, oder Oeſterreich hört auf ein monarchiſcher Staat zu ſein.

So war denn auch ſeine erſte ruhige feſte Erklärung den Deputirten gegenüber: Metternich tritt ab! und als der über dieſes Wort, das ihn wie ein Blitz unvermuthet traf, außer ſich gebrachte Miniſter verbeiſtürzend ausrief: „Nein! ich trete nicht ab, ich trete unter keiner Bedingung ab! — ich werde mich zu behaupten wiſſen!" — wiederholte der Erzherzog ruhig und ernſt: „wie geſagt, meine Herren, der Fürſt — dankt ab."

Und Metternich hatte ſeine letzten Tagen in Oeſterreich gelebt. —

Daß die Reaktion eine Unmöglichkeit ſei, ſollte ſie auch noch hundertmal verſucht werden — auch davon hatte Johann ſchon in den Märztagen gewiß die innigſte Ueberzeugung gewonnen, und ſomit verließ er Wien um nach Tirol zu eilen, als die Gränzen

dieſes Landes von Italien, das ſich unterdeß wider Oeſterreich erhoben hatte, bezwungen wurden. Wie die Tiroler mit alter Liebe ihren treuen Vorkämpfer Hans empfingen, iſt genugſam bekannt. — Auch Johann's Liebe zu dem muthigen treuen Volke war dieſelbe geblieben; doch konnten die vorigen Zuſtände, die Jeſuitenherrſchaft und das Vermummungsſyſtem derjenigen, denen das Wohl des Landes und des Volkes anvertraut iſt, ihm nur Kummer bereiten, und es iſt wohl ſeltſam, daß dem edlen Fürſten eben in dem Lande das er ſo ſehr liebte, für das er kämpfte als Jüngling, Mann und Greis, auch nicht eine völlig ungetrübte Freude werden ſollte. — Die Entführung des Kaiſers von Wien ſo wie ſeine Ankunft in Innsbruck mögen den Prinzen nicht weniger erſchüttert und erbittert haben als das Volk, er erkannte die ganze Größe der Gefahr in die der wahnſinnige Streich einer erboſten, volksverrätheriſchen Camarilla das Reich geſtürzt hatte und trat jetzt offen als ihr erklärter Gegner auf. —

Als Unterthan ſeines Kaiſers hat Johann mit uns nur zu oft ſtill dulden müſſen, als freier deutſcher Mann, als Reichsverweſer des großen deutſchen Volks wird er nicht nur reden er wird handeln — und erklärte ihn auch der Wille des Volks ſo lange er an deſſen Spitze ſteht für unverantwortlich — Johann erkennt und fühlt es was er dereinſt vor Gott, vor der Nachwelt zu verantworten hat — er ſelbſt muß und wird ſich die ſtrengſte Verantwortlichkeit auferlegen.

Die letzte Vergangenheit brachte uns Großes, aber Größeres noch wird die nächſte Zukunft uns bringen, denn der Kampf Deutſchlands mit Rußland wird nicht ausbleiben.

Ob es dem edlen Fürſten von der Vorſicht geſtattet wird uns zum Siege zu führen — ſich noch dieſes Sieges und der Verwirklichung ſeiner ſchönen großen Idee mit uns zu freuen — das läßt ſich freilich eben ſo wenig vorausſagen, als ob wir ſelber noch dieſen Sieg erleben oder ihn mit unſerm Herzblut für unſere Kinder erkaufen. Aber ſei dem wie ihm wolle, betrachten wir das ganze Leben Johanns des Teutſchen, ſo ſtellt es ſich uns als eine großartige Vorherverkündigung der endlichen Befreiung und Einigung Deutſchlands dar. War doch ſeit länger als einem halben Jahrhundert dieß ſein raſtlos verfolgtes edles Ziel, und freuen mag es uns, daß es eben ein kaiſerlicher Prinz war, der ſo ganz und gar von der Ueberzeugung durchdrungen war, die Zeit ſei nahe, wo Deutſchland groß, einig und ſtark werden muſſe. — Das möge uns lehren muthig auszuharren, was auch unſere Feinde offen oder heimlich unternehmen, um uns irre zu führen und unſere Kräfte zu zerſplittern. —

Darum hoch Johann, der Reichsverweſer Deutſchlands! erwählt vom Volke, nicht weil, ſondern obgleich er ein kaiſerlicher Prinz iſt! —

P.o.germ. 1998 v

De dree Jungfern un de dree Rathsherrn,

oder datt groote

Karkthorn-Knopp-Schüüern

to Altona.

Een plattdütsches Mährchen.

Neu erzählt und illustrirt

von

J. P. T. Lyser.

Hamburg.
B. S. Berendsohn.
1855.

a
D. 3288

De dree Jungfern

un

De dree Rathsherrn,

oder:

dat groote Karkthorn-Knopp-Schüüern

to

Altona.

Een plattdütſches Mährchen.

Neu erzählt und illuſtrirt

von

J. P. T. Lyſer.

Hamburg.
B. S. Berendſohn.
1855.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Anſtatt des Vorworts.

„Auch gehet insgemein von denen holſteiniſchen Jungfrawen die Red: ſo eine ſolche merket, daz ſie in Gefahr kompt, ein alte Jungpfer zu werden, maßen ſich kein Freier vor ihr preſentiret, ſteiget ſie an einem Sambstag auff den Thurmb der Haupt-Kirchen und beginnet ihn fein ſäuberlich zu ſchüüren, insbeſondere den Knopp, bis ſelbiger gantz blank gläntzet. Als wonach, wenn ſie nun fein ſittſamb in ihr Kämmerlein zurückkehret, ſie daſelbſten einen wohlconditionirten Freier antreffen wird.

Iſt aber zu merken: das dieſes nur denjenigten Weibsbildern arriviret, als welche ihr Kränzlein bis Dato ſorgſam bewahret und noch vor werkliche Jungfrawen paſſiren mögen.“

(Aus Johann Hafftiz Geurieſtälen-Kammer, 1687, pag. 558.)

Düsse Geschichte het sick in Altnaa todragen un is wiß un wahrhaftig wahr, denn wenn se nich wahr wär', so har se sick nich todragen können und ick kunn se nich vertellen. Ick will se aber vertellen, wy se my myn Grootmoder vertellt het, de har se wedder von eer Grootmoder hört, und düsse Grootmoder eer Grootmoder har dat sülvst mit erlevt.

Dat was nemlich vor Hunnert un Dusend Jahren, als de schwedische General Steenbock ganz Altnaa afbrennt har, (woför he später an all sine Gleeder un Knaaken krumm un lahm worden is.) — Da wör von Altnáa keen Steen up den Annern bleven un ok de groote Kark was heel ganz mit afbrennt. Da hest sick de Borger von Altnaa tosam dohn un hest de Stadt wedder upbunt un veel schöner un gröter als se fröher wesen is.

Un endlich hest se ook de groote Kark bunt de noch bit up düssen Dag steiht, un eben eenen nüen Thornknopp kreegen hett. Als nu de groote Kark so wiet farig was, dat se den ersten Thornknopp bald upsetten kunnen, da het sick dat folgende todragen.

In Altnaa leewten damals twee rieke Borger, de Eene hat Möller heeten un de Annere Meyer, un Möller un Meyer hest Jeder eene Dochter hat, un sünst weder Kind noch Kegel, weder Hund noch Katt mehr. Un in Hamborg da leewt ook en rieken Borger de het Puttfar-

ken heeten, de har ook en Dochter, un weil nu de Ollen alle Dree goode Früünde weſen ſünd, ſo ſünd ook den Jungfern Meyer, Möller un Puttfarken goode Früündinnen mit eenanner weſen, un bald heft de Meyerſch un de Möllerſch by de Puttfarken, bald de Puttfarken by de Meyer'ſch un de Möller'ſch Viſiten maakt, wo ſe immer teſaam ſchnackt un wol ook een bitten klatſcht heft, wie dat nu ſo Gewohnheit by de Fruunslüüd is, ſe mögt nu jung oder old ſien.

Lyser.

De dree Jungfern ſünd alle dree noch ganz jung weſen, ſo twiſchen Söſtein un Achttein Jahr, un in ganz Altnaa un Hamborg ſünd keen dree Deerns mehr weſen, de dat wat de Scheinheit bedrabt, mit de Meyer'ſch, un de Möller'ſch un de Puttfarken harrn upnehmen kunnen.

Dat was all good, aber wat nich good was, dat is de gräuliche Stolz wesen, davon de dree Jungfern ganz un gar beseeten wören. Alle Dree hest eere lütten Neesen so hoch dragen, als ob se geborne Prinzessinnen wesen wären, un richtig hest se enanner ook dat Word drup geven, datt se kee'n Annern heirathen wullen, als wenigstens eenen Rathsherrn.

De jungen heirathslustigen Rathsherrn kann man aber nich wie de Appeln und Zwetschen von de Bömm runner schütteln, un de Jungfern Meyer'sch, Möller'sch un Puttfarken harn bald nvog markt, dat se wol noch eene goode Tiet töwen künnen, bit man een jungen Rathsherr Lust har antokloppen — un dree mußten dat doch slen, wiel een Rathsherr nich dree Wiewer up Eenmal fryen kann.

Unnerdeß sind dree schmucke junge Gesellen na Altnaa kamen, de eene was ut Bremen, de twete ut Lübeck un de drütte ut Burtehude, wo dat groote Wettlopen twischen den Haasen un den Schwienegel statt funden hett. —

Düsse jungen Gesellen wören braver Lüde Kinner un hatt dat Keenen an Moosen un Profeten fehlt, ook hebben se alle Dree eer goodes Geschäft hat, mit eenem Word: dat waren so nette Lüüd, dat gewiß jede annere Deern in Altnaa un Hamborg mit beiden Händen togreepen har, wenn eener von de jungen Minschen eer eenen ordentlichen Heiradsandrag makt har. Aber wat denkt Jü? as nu de Bremer, de Lübecker un de Burtehuder in düsse Angelegenheit — nemlich vun wegen dat Heiraden — by de Jungfern Meyer, Möller un Puttfarken ankloppen, sünd de dree Deerns rein verdreit in'n Kopp, vertrecken dat Muul, rümpen de Snunt, kieken de jungen Männer von Kopp bit to de Föten an wie de Koh dat nüe Dohr un geben tor Antwoord:

„Wi heft nich Luſt uns man ſe wegtoſchmieten, gaht un ſeh't te, datt Jü Rathsherrn war't un denn kamt wedder und fragt mal an.“

Düſſe ſchnöde Antwoord up eenen goedgementen Andrag het de dree jungen Geſellen nich wenig verdroten, un de Lübecker hat ſeggt: „Wenn de Jungfern ſo lang töwen wöllt, bit wi Rathsherrn worden ſünd, ſo kön't ſe mynetwegen töwen, ick hef nich ſo lange Luſt darto.“

De Bremer hat ſeggt: „Wegſchmieten ſöllt ſick de Jungfern nich, un wenn wi de Jungfern als ehrlicher Lüde Kinner nich anſtahn, ſo danken wi för de Jungfern, wenn wi Rathsherrn worden ſünd.“

Un de Buxtehuder hat ſeggt: „Ick will dat nich verſchwören, bald Rathsherr te war'n, un alsdann wedder antofragen, ob Eene von de Jungfern my will, aber dat ſchwör ick, dat my Keene alsdann kriegt, ſe müt denn tovör

den grooten Karkthorn Knopp an eenen Sünnabend spegelblank schüürt heb'n."

Damit sünd de dree jungen Gesellen aftrullt. — De dree Jungfern, de Möller'sch, de Meyer'sch un de Puttfarken hest aber recht höhnisch hinner jöm herlacht. — Aber dat Sprichwoord seggt: wer tolezt lacht, lacht am Besten!

De dree hochneesigen Jungfern hest seeten un seeten, un töwt un töwt dat sick een Rathsherr als Freyer instellen sull, aber man jo nich, keen Rathsherr hatt sick blicken laten, un als se dat endlich to spät insehn hest, un kleene bygaben, sühst du, da harrn se dat, denn nu will keen Anderer mehr anbieten, weil se dörch eere Hochneesigkeit dat mit allen Männern all lang' verdorben har'n.

Nu sünd se daran wesen olle Jungfern to blieven eer Lebenlang. — Da eenes Dags kriegen se up eenmal dree Visiten von dree Rathsherrn, un de dree Rathsherrn waren ut Bremen, ut Lübeck un Buxtehude.

De dree Jungfern, de Möller'sch, de Meyer'sch un de Puttfarken heft de dree Rathsherrn glieck wedder erkennt, denn de harrn sick alle dree good conservert, un de Wahrheit to seggen, veel beter als de dree Jungfern, de unnerdeß recht olle Nööt worden wär'n.

Dat wull aberst keene von de Jungfern nich glöben, — (nemlich dat se olle Nööt wor'n wär'n) — un als se nu de dree Rathsherrn vor sick sehn, da krischten se hell up vör Freuden un dachten nich anners, als nu hung de Himmel vuller Vigellinen, un alle dree Rathsherrn würden man nu glick eenen Andrag maken. Aber da harrn sick tem wenigsten Twee gewaltig schneden, denn de Bremer seggt: „Rathsherr bin ick richtig worden, aber erst vor veer Wochen, Fru un Kinner hef ick aber all seit veertein Jahren."

De Lübecker seggt: „My is dat grad so gahn, un wi sind man ut oller Fründschaft vör unsern Collegen ut Buxtehude mitkamen, um bi de Jungfern een goodes Woord vör em intoleggen." Un de Buxtehuder seggt: „Ja! Rathsherr bin ick ock worden, aber Fru un Kinner hef ick noch nich, un wenn my nu eene von de schönen Jungfern will, so kann se so Gott will noch Fru Rathsherrn von Buxtehude war'n.

Da röpen de Möller'sch, de Meyer'sch un de Puttfarken wie ut eenem Munde: Ick, ick, ick will em nehmen Rathsherr!

Ja, seggt de Buxtehuder, Rathsherr, dat is wol recht good, aberst ick kann man eene Fru nehmen, un denn is nich to vergeeten, wat ick vor so un so veel Jahren schweren hef, nemlich datt de, de my heiraden will, tovör an eenen Sünnabend, den groeten Karkthern-Knopp spegelblank schüüern mut.

Nu was an düssen Dag grade Sünnabend, un als de Möller'sch, de Meyer'sch un de Puttfarken hören wat de Buxtehuder seggt, rennen se alle Dree öber Hals un Kopp davon na de groote Kark, un geben den Köster keene Ruh, bit he de Thorndör upschlött.

Un da klettern se alle Dree den ganzen Karkthorn rup bit unner den grooten Thornknopp, un fangen an em to schüüern von Morgens Klock Tein bit Abends Klock Söven, do was dee Thornknopp spegelblank schüüert, un möd' un matt kämen se wedder runner und lopen to Hus, wo de dree Rathsherrn ut Bremen, Lübeck un Buxtehude noch immer sitten.

„De groote Karkthorn-Knopp is spegelblank schüüert," röpen alle dree Jungfern.

„Dat is good," seggt de Buxtehuder Rathsherr, „wellke het em schüüert?"

„Ick! ick! ick!" schreen de Möller'sch, de Meyer'sch und de Puttfarken.

„I, so schlag' dat Weder darin," röpt ganz verdretlich de Rathsherr von Buxtehude, „wenn jü alle Dree den Knopp schüüert heft, so stahn ja wedder de Ossen am Barg, denn nu kann ick ja Keene von jü heiraden, wenn ick nich an Twee von jü dat grööteste Unrecht doon will! — Ick seh woll: wenn ick keen ollen Junggesell'n bliewen will, so mutt ick my annerwärts een Fru söcken."

Damit steiht de Buxtehuder Rathsherr vom Stohl up, geiht mit den Bremer un den Lübecker davon; — un de Möller'sch un de Meyer'sch ut Altnaa, un de Puttfarken ut Hamborg bliwen sitten mit Gesichter, so lang wie Lewerenz sien Kind.

Ende.

De Moral von düſſe Geſchichte is:

datt ſe ſick jede junge Deern wol to Harten nehmen mag, un dat is ganz egal, ob ſe een Senaters Dochter is oder ob eer Vader als Dageléhner up Arbeid geht, de Haupt-ſaak blivt immer de: Een junge Deern ſall eere Nees nich to hoch dreegen un am Allerwenigſten, wenn een ehrlichen jungen un ſoliden Minſchen als Freyer bi eer anklöppt. — Ick will damit nich ſeggen, datt een junge Deern eenen Minſchen, den ſe nich lieden kann, heiraden ſall! Ne! Gott bewahre! ſo meen ick datt nich, denn ick weet ja! datt ut ſo eene Heirad blot Unfreeden un Unglück entſtahn kunn!

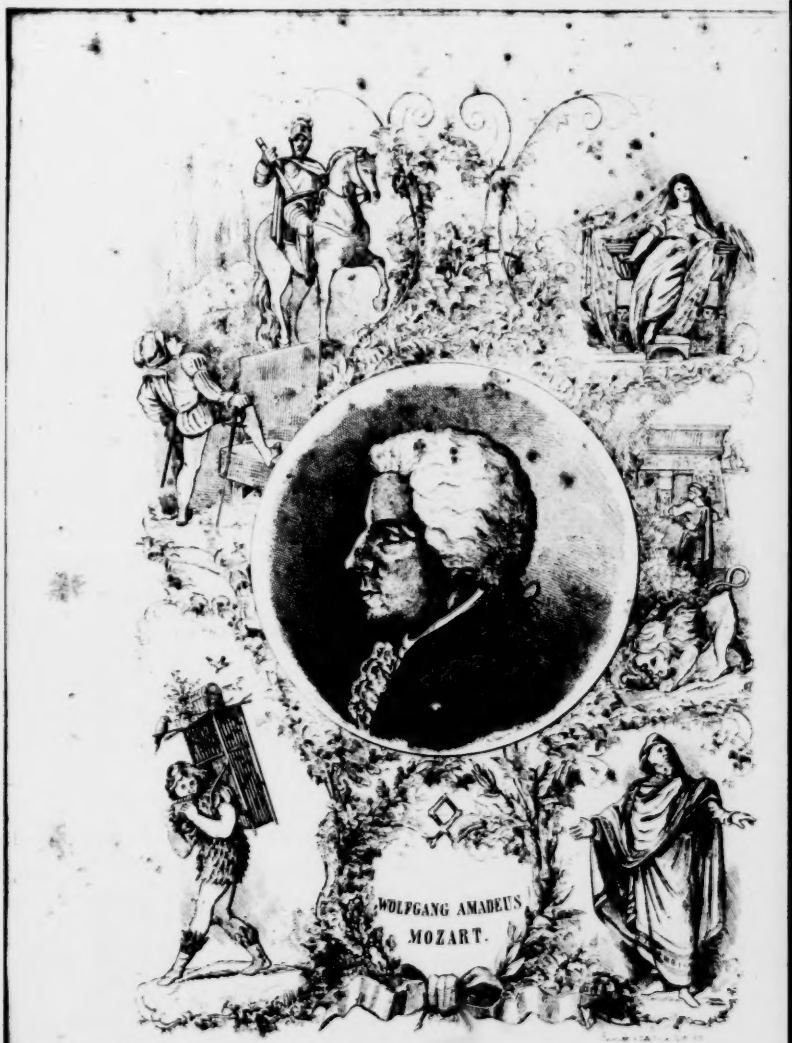
Awer datt mutt doch woll eene recht alberne Putt-Goes ſien, de eenen braven jungen Mann, de ook ſien goodes Utkamen hett, alleen darum de Döhr vör de Nees toſchleit, weil he keen Rathsherr oder ſünſt wat Derglieken is. —

So een Jungfer „Baven ut un Nirgends an“, mag doch joo bedenken: wie bald de Jugend un dat Bitten Scheinheit, worup ſe ſick ſo veel inbild't, fleuten geiht, un is de Jugend un de Scheinheit eenmal weg, ſo kummt ſe nich wedder un de Freyerslüd' — ook de Ollen — ſind keene Narren, ſick na eene oole Schachtel umtodohn, ſo lang' datt Annerswo noch junge Deern's noog giwt, de Gott danken, wenn ſick eene ordentliche Verſorgung find't, is't ook nich bi eenen Rathsherrn.

Alſo mine leewen jungen Deern's! — ſüüd klook, wahrt jü vör Hochnäſigkeit, denn Hochmodh kummt vör'n Fall un dregt jü de lütten Zuckerſnuuten to hoch, ſo is datt Wenigſte watt jü begegen kann, datt jü am Enn' ſitten bliewt wie Jungfer Meyer un Jungfer Möller ut Altnaa, un Jungfer Puttfarken ut Hamborg.

Doch ick beſinn my eben, datt wy nich mehr in de Tyden leben, wo de jungen Deern's noch ſo dumm un ſo hochneeſig wören, als de Meyer'ſch, de Möller'ſch un de Puttfarken! — Nee! gewiß: Hüt' to Dag ſind de Deern's klöker un beſcheidener, un in Hamborg un Altnaa hev ick datt noch nich erleſt, datt eene noch ſo ſiene Jungfer nich mit byden Händen togreepen harr, wenn een braven jungen Mann als Freyer by eer anklopft het.

Druck von W. L. Anthes.


WOLFGANG AMADEUS
MOZART.

MOZART-ALBUM.

Festgabe

zu

Mozart's hundertjährigem Geburts-Tage,

am 27. Januar 1856.

Allen Verehrern des großen Meisters gewidmet.

Herausgegeben von Joh. Friedr. Kayser.

Mit Lithographien und Musik-Beilagen.

Hamburg 1856.

In Commission in der Buch- und Kunsthandlung von Ferd. Troyp

J. J. Kayser's Buch- und Noten-Druckerei.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Dem Herausgeber des „Mozart-Albums“ ist, bis zu dem Augenblick da dieses Vorwort geschrieben wird, noch nichts davon bekannt geworden: daß ein ähnliches Werk zur Feier des hundertjährigen Geburtstages des großen Mozart sich in Vorbereitung befinde. Wäre das dem ungeachtet der Fall, so könnte ihm das nur um so mehr zur Freude gereichen, als daraus hervorginge, daß auch noch anderwärts dem unsterblichen Meister Verehrer leben, welche die Gelegenheit nicht vorübergehen ließen, durch mehr als nur durch eine schnell vorübergehende Feier sein Andenken zu ehren und das darauf Bezügliche unsern Zeitgenossen und Nachkommen zu überliefern. Was unser eigenes Unternehmen betrifft, so dürfte es schwerlich von irgend Jemandem, der überhaupt Sinn und Gefühl für die Kunst besitzt, als ein überflüssiges bezeichnet werden, zumal da es dem Herausgeber durchaus nicht darum zu thun war, seinen Lesern nur eine vage Verherrlichung zu bieten, wie sie in manchen andern Festalbums zum Andenken berühmter Männer allerdings nur zu oft sich findet. Wir verfolgten einen höhern, für die Kunst, wie wir hoffen, wirklich fruchtbringenden Zweck, und anstatt eine Unmasse lediglich auf die Lobpreisung des Meisters abzielende prosaische und poetische Ergüsse, von möglichst verschiedenen Autoren, ohne Plan und Auswahl, zusammen zu raffen, war es unsere Absicht, den Lesern ein Buch zu übergeben, das ihnen noch nach Jahren eine anregende Unterhaltung gewähren dürfte, eine Unterhaltung, die um so höher anzuschlagen, als ihr das unbestreitbare Verdienst gewiß ist, indem sie wechselweise erheitert, rührt und erhebt, zugleich zu belehren und über die wichtigsten Interessen nicht nur der Kunst, sondern auch eines außerordentlichen Künstlerlebens, ein Vielen noch neues Licht zu verbreiten strebt. Wir wurden bei unserm Unternehmen von einem Freunde unterstützt, der gleich uns von Mozart's Werken begeistert und auf das innigste mit ihnen vertraut, überdies noch so glücklich war, aus Originalquellen schöpfen zu können, die tausend andern Verehrern Mozart's unzugänglich blieben und der jüngern Generation für immer bleiben müssen, denn wer vermag es, einmal Geschiedene wieder zu erwecken, daß sie uns Rede stehen über das, was einst war und wie es war? — Daß wir in dem von uns mitgetheilten „Novellenkranz“ sämmtliche bereits gedruckte Mozart-Novellen des Verfassers nochmals mit abdrucken, wird man uns um so weniger zum Vorwurf machen, als sie noch nie in solcher Vollständigkeit beisammen erschienen, denn außer dem „Don Giovanni“ und dem „Vater Doles“, denen wir im ersten und zweiten Bande der „Kunstnovellen“ des Verfassers begegnen, erschienen die übrigen in verschiedenen Wiener Zeitschriften, für welche sie eigends geschrieben wurden, zerstreut. — Sämmtliche Mozart-Novellen wurden in Wien, meist an Ort und Stelle wo die Handlung spielt, niedergeschrieben. Manche Anekdote erfuhr der Verfasser aus dem Munde damals noch lebender Zeitgenossen, und der Verfasser selbst legt daher wenig Werth auf das ihm von allen Wienern gespendete Lob der Treue und Lebendigkeit seiner Schilderung, da er das Verdienst derselben lediglich auf Rechnung der glücklichen Verhältnisse, unter denen es ihm in Wien vergönnt war zu arbeiten, schreibt. — Was den innern Werth der Novellen betrifft, so hat nicht nur die deutsche Kritik allein denselben fast einstimmig anerkannt, sondern auch das Ausland; sie wurden in's Englische (von Miß Elliot), in's Französische, Holländische und Schwedische übersetzt und den „Vater Doles“ übertrug der geistvolle durch sein unglückliches Ende

bekannt gewordene Alexander Fischer in's Russische. Von „Don Ranuzio Bischroma“ existirt eine italienische Uebersetzung, wo uns Recht ist, von dem Dichter Cajetan Corri. Neu und eigends für unser Album schrieb der Verfasser die Novellen: Die Pirole, **Cosi fan tutte, le nozze di Figaro**, die Zauberflöte, zwei Operndichter; ferner: Das Leben Mozart's; die Lieblingsstationen Mozart's in Wien und dessen nächster Umgebung, den Commentar zu dem „Blüthenkranz aus W. A. Mozart's Compositionen“; endlich die Operette: „Winzer und Sänger“, mit den köstlichen Melodien aus zwei der schönsten Oern Mozart's (**Cosi fan tutte** und **Idomeneo**). Da leider diese Opern fast auf keiner Bühne mehr zur Aufführung gelangen, so wird es das größere Publikum dem Verfasser gewiß Dank wissen, daß er dieses heitere — auf eine wahre Anekdote begründete Liederspiel schrieb, und gewiß bei guter Aufführung eine heitere Unterhaltung gewähren wird. — Die Notizen aus Mozart's Leben sind mit Fleiß und der Wahrheit getreu zusammengestellt. Was nun die Gedichte betrifft, so sind sie ihrem Werthe nach sehr verschieden, allein die von uns ausgewählten haben sämmtlich ein historisches, auf Mozart's Leben und Verhältnisse sich beziehendes Interesse; sie geben uns Kunde von der Stimmung seiner Zeitgenossen gegen ihn, von der allgemeinen Trauer, welche sein Tod erregte, von der Begeisterung der jüngeren Generation, die den geliebten großen Todten — selbst auf Kosten der Wahrheit — zu verherrlichen sich bestrebte. — Die lithographischen Blätter wurden nach flüchtigen Skizzen von einem Sohne des Herausgebers in Stein gravirt. — Was die äußere Ausstattung unseres Mozart-Albums betrifft, so hat der Herausgeber kein Opfer gescheut, sie so würdig herzustellen, als es nur immer die Mittel eines Privatmannes bei einem Unternehmen gestatten, das nicht auf Gewinn berechnet, nur eine Kundgebung der innigen Verehrung ist, die er für den unsterblichen Meister hegt. Der Herausgeber glaubt sich sagen zu dürfen: daß er neben Alterem anerkannt Guten seinen Lesern nicht wenig Neues und Gutes geboten. Gestatte man uns einen Rückblick auf das, was wir wollten und vollbrachten:

Wir begleiten hier ein von der Natur verschwenderisch begabtes Genie durch das Leben, und sehen mit Erstaunen und Bewunderung, wie dieses Wesen, obgleich sich seines Genies vollkommen bewußt, so lange es lebt, nicht aufhört zu lernen, zu forschen, zu prüfen und immer nur das einzig Rechte zu wählen. Unablässig sein großes Ziel im Auge wandelt er, angefeindet, beneidet, nicht oder falsch verstanden, ruhig, muthig seine Bahn. Wir erblicken (und nicht bloß in Mozart) edle Gegner, Freunde ohne Eigennutz, Männer voll Anerkennung für jedes andere wirkliche Talent, selbst wenn es eine durchaus abweichende Bahn verfolgt, Männer, welche bei aller angebornen Bescheidenheit nicht in Verwirrung gerathen, wenn sie einem der mächtigsten Monarchen gegenüber stehen; sondern die, wo sie im Rechte sind, auch den Männerstolz und den Muth besitzen, dies dem Mächtigen unverholen zu sagen. Wir sehen endlich den Schopfer des „Don Giovanni“ als liebevollen, gehorsamen Sohn, zärtlichen Gatten und Vater, und bei aller Heiterkeit und Lebenslust, bei aller Freiheit von Vorurtheilen, als einen tief religiosen Menschen aus Ueberzeugung, dem all das Herrliche, was er selbst hier geleistet, nur als der Anfang der Entwicklung einer Kraft erschien, deren Ziel und Zweck weit über diese kleine Erde hinausreicht, und der eine größere Zukunft bevorsteht, als sie eine moderne „Zukunfts-Oper“ zu bieten vermag. Ein solches Lebensbild wollten wir unsern Zeitgenossen in unserm „Mozart-Album“ aufstellen. Sie mögen entscheiden, inwiefern die gute Absicht gelang.

Hamburg, im December 1855.

Inhalt.

Erste Abtheilung: Mozartiana. Novellenkranz, von J. P. Lyser.

Widmung. Mozart's 100-jähriger Geburtstag 1.
1. Don Ramuzio Biscrema, oder: Die blaue Flasche 4.
2. Die Entführung aus dem Auge Gottes . . 12.
3. Osmin . . . . . 16.
4. Liebes Mandel! wo ist's Bandel? . . . . 18.
5. **Don Giovanni** . . . . . 22.
6. **Cosi fan tutte** . . . . . 28.
7. **Le nozze di Figaro** . . . . . 33.
8. Die Zauberflöte . . . . . 36.
9. Die Bauern-Symphonie . . . . . 45.
10. Das Requiem . . . . . 48.
11. Die Pirole . . . . . 53.
12. Zwei Operndichter . . . . . 57.
13. Sophia Haibel . . . . . 63.
14. Erinnerungen an Mozart's Sohn, Wolfgang Amadeus . . . . . 65.
15. Vater Dolce und seine Freunde . . . 70.
16. Mozart's Stationen in und um Wien ꝛc. . 82.

Zweite Abtheilung: Mozart's Leben, von J. P. Lyser.

Dritte Abtheilung: 1) Charakterzüge aus Mozart's Leben. 2) Lobgedichte.

Nach den besten Quellen gesammelt und mitgetheilt von J. F. Kanser.

Vierte Abtheilung: Blüthenkranz aus Wolfgang Amadeus Mozart's Compositionen.

Gewunden von Johann Friedrich Kanser.

Text. . . . . 1.
1. Sehnsucht nach dem Frühlinge . . . 3.
2. Das Veilchen . . . . . 4.
3. An Chloe . . . . . 6.
4. Frühlings-Anfang . . . . . 8.
5. Die Alte . . . . . 9.
6. Abend-Empfindung . . . . . 10.
7. **Ave verum corpus** . . . . . 12.
8. Abschieds-Arie . . . . . 14.
9. Warnung . . . . . 15.
10. Meine Wünsche . . . . . 17.
11. Die Zufriedenheit . . . . . 18.
12. Bundeslied . . . . . 18.
13. Wiegenlied . . . . . 19.

Opern-Gesänge.

14. Arie aus der Oper: „Die Entführung aus dem Serail" Hier soll ich dich denn sehen 20.
15. Romanze: Im Mohrenland gefangen war . 21.
16. Duett aus der Oper: „Figaro's Hochzeit" Wenn die lauschen Abendlüfte . . . 22.
17. Chor: Gnäd'ge Gräfin, diese Rosen . . . 24.
18. Canzonetta aus der Oper: „Don Juan" Horch auf den Klang der Zither . . . 25.
19. Arie: Wenn du sein freund bist . . . . 26.
20. Chor der Priester aus der Oper: „Die Zauberflöte" O Isis und Osiris . . . . 28.
21. Duett: Bei Männern, welche Liebe fühlen . 29.
22. Arie: Alles fühlt der Liebe Freuden . . . 30.
23. Arie: In diesen heilgen Hallen . . . . 32.
24. Chor aus der Oper: „Titus" Dem höchsten Regierer singt Jubelgesang . . . . 33.
25. Marsch aus der Oper: „Titus" . . . 35.
26. Priestermarsch a. d. Oper: „Die Zauberflöte" 36.

Zu J. F. Kanser's „Blüthenkranz aus Mozart's Compositionen". Erläutert von Lyser 37.

Anhang: Winzer und Sänger. Operette in 1 Aufzuge. Mit Musik von W. A. Mozart. Text von Lyser 45.

Lithographien.

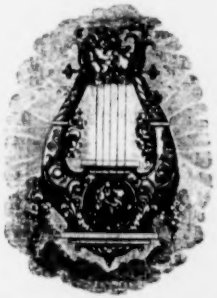
1. Mozart's Portrait.
2. Don Ramuzio Biscrema.
3. Haydn's Besuch bei Mozart.
4. Scene aus Don Juan. Zerline und Masette.
5. Scene aus dem letzten Finale des Don Juan.
6. Mozart's Statue zu Salzburg.

Erste Abtheilung.

MOZARTIANA.

Von

J. P. Lyser.



Mozart's 100-jähriger Geburtstag.

(Am 27. Januar 1856.)

Schwand wirklich schon ein Säculum dahin?
Verrauscht — wie lange! — sind die Jünglingsjahre,
Da sich des Schülers lernbegier'gem Sinn
Erschloß des Meisters Reich, das Wunderbare.
Wohl blieb ihm dieser tröstliche Gewinn,
Daß er ihn, lehrend, Andern aufbewahre;
Doch — während selbst er altert, blüht dem Meister
Ein ew'ger Frühling in dem Reich der Geister.

Was ist die Zeit, der Raum dem Genius? —
Er war, er ist! — und er wird fortbestehen;
Ihm gab der Ew'ge seinen Weihekuß,
Und ihn umrauscht Sein allgewaltig Wehen.
Und seiner hohen Sendung sich bewußt,
Durft' heiter er durch dieses Leben gehen!
Was er erschuf in seinen Erdentagen,
Wird selbst Aeonen siegreich überragen.

Ihr, die Ihr **Mozart's** Himmelsweisen kennt,
Sagt, starb er Euch und ward er Euch begraben?
Ob ihn die Welt den längst Geschied'nen nennt,
Es tönt sein Lied dem munter blüh'nden Knaben:
Dem Jüngling, dessen Herz in Liebe brennt,
Dem Manne, über Leidenschaft erhaben.
Dem holden Mädchen und dem Weibe, treu.
Constanzen gleich, in Tod und Sklaverei. —

Es tönt sein Lied, die Gläub'gen zu erheben,
Den eines schönern Tages Morgenroth. —
Posaunenhall! — Den Wüstling seht erbeben,
Der frech verhöhnte Sitte und Gebot!
Hier Lust, — Verzweiflung dort! — Hier blühend Leben
Hinweggerafft vom bleichen, kalten Tod! —
Es führt sein Lied Euch — „mit bedächt'ger Schnelle"
Dem Himmel, durch die Welt, zum Grund der Hölle.

Doch — wie es ernst und mahnend zu Euch tönet
Und wie es klagt und schmeichelnd Euch umkost,
Im Jubel braust — dort freveind Alles höhnet,
Im wilden Kampfe donnernd Euch umtost: —
Den Widerstreit der Genius versöhnet,
Selbst Granzerriss'nen Herzen beut er Trost!
Denn nimmer hat der Meister sich vermessen
Den Adel und die Anmuth zu vergessen.

Dies hat Ihn, — **Mozart,** auf den Thron erhoben,
Den er behaupten wird für alle Zeit!
Und seine Werke sind es, die ihn loben,
Wär' auch kein Lorbeer sonst für ihn bereit.
Mag ihn ein falsch Prophetenbeer umtoben,
Bald ausgetobt hat solch ein toller Streit!
Mit Sternschrift steht dort **Mozart's** Nam' geschrieben
Und hier — wird jedes reine Herz ihn lieben.

I. Don Ranuzio Bisceroma, oder: Die blaue Flasche.

Wenn man die enge, winklige innere Stadt Wien verläßt und durch das Franzensthor immer gradaus über das Glacis geht, so gelangt man nach einiger Zeit — denn allzukurz ist der Weg eben nicht! — in jene Vorstadt, welche den Namen »die Josephstadt« führt. In der Hauptstraße dieser Vorstadt, etwa in der Mitte derselben, befindet sich das Josephstädter Theater, das kleinste der fünf Theater Wiens, welches aber das ausgedehnteste Privilegium hat, denn es darf geben, was die Censur irgend einer andern Wiener Bühne gestattet, während alle übrigen Theater streng auf ein Repertoire angewiesen sind, das zu überschreiten selbst den beiden k. k. Hofbühnen nächst der Burg und am Kärnthner-Thore nicht gestattet ist. — Gehst du, günstiger Leser, am Josephstädter Komödienhause vorüber, immer unverdrossen gradaus und nebenher bergan, denn die Straße hebt sich fort und fort! so erreichst du nach einer mäßigen Viertelstunde — »Alterchenfeld.«

Alterchenfeld ist ein Inselchen der Josephstadt und dicht an Alterchenfeld grenzt das städtische Dorf »Neuerchenfeld«, das Eldorado der genußsüchtigen Wiener aus der gewerbtreibenden und durch Handarbeit für Tagelohn sich nährenden Klasse.

Neuerchenfeld ist berühmt und — berüchtigt, wegen seiner Bierbänke und wegen seiner Buben und Madln! — Ueberdies findest du dort noch Alles in floribus, was seit dem Jahre 1848 selbst aus dem Prater schon spurlos verschwunden ist: die Volkssänger und Harfenisten ꝛc. ꝛc. ꝛc. — Ich komme vielleicht gelegentlich einmal nach Neuerchenfeld zurück; in jener Zeit, von der ich jetzt erzählen will, hatte es sich noch nicht zu seiner heutigen Bedeutung erhoben, seinen »Rang« nahm damals Alterchenfeld ein, — d. h. in des Wortes besserer Bedeutung. Hier nemlich gab es auch eine Menge Bierbänke: kleine Häuser mit kleinen Höfen hinten dran, in welchen einige Bäume und eine Kegelbahn befindlich, in dem Erzeugnisse des Hauses das unvermeidliche Billard, die übrige Einrichtung so bescheiden wie möglich! Bier und Kremswürstl ausgezeichnet, der feurige österreichische Gebirgswein durchaus nicht zu verachten und der Kaffee jedenfalls besser, wie man ihn in den renommirtesten norddeutschen Kaffeehäusern für schweres Geld bekommt. Grade der großen Netter-Kaserne gegenüber erblickt du noch Heute ein solches Bierhaus, von dem das Schild dir verkündet: daß es das Gasthaus »Zur blauen Flasche« sei.

Kommst du, lieber Leser! je nach Wien und führt dich dein Weg in's alte Lerchenfeld, so versäume ja nicht, in »die blaue Flasche« einzukehren, ein Seitl Weidlinger oder eine Halbe von dem sehr guten Biere zu trinken und in den kleinen Baumgarten hinter dem einstöckigen Häuschen zu pilgern. Du wirst dort zwar, außer einer Reihe bald verstümmerter Akazien, nichts erblicken, als eine alte, morsche, bedeckte Kegelbahn, allein diese alte Kegelbahn ist sehr merkwürdig, denn daselbst wurde zum größesten Theil eins der bewundertsten Meisterwerke geschaffen: „**Die Zauberflöte**“ von Mozart.

Es war im Jahre 1845, als ich zum dritten Male in die schöne Kaiserstadt einfuhr, um sie erst nach einem achtjährigen ununterbrochenen Aufenthalt wieder zu verlassen. — Meinen lieben Freund, Wolfgang Amadeus Mozart, — den jüngsten Sohn des großen Meisters, — traf ich leider nicht mehr am Leben; er war im Herbst des Jahres zuvor gestorben und ruht auf dem Friedhofe zu Carlsbad. Seine Grabstätte, von mir gezeichnet und lithographirt, findest du als Beilage zur Wiener musikal. Zeitung, Jahrgang 1845. — Dagegen gewann ich mir einen neuen Freund in den k. k. Kirchensänger Aloys Fuchs, der auch Wolfgangs verstorbener langjähriger Freund gewesen war und in der Kunstwelt als Besitzer der gewiß größten und merkwürdigsten Privatsammlung musikalischer Originalwerke, Autographen und Portraits berühmter Tonkünstler und Virtuosen bekannt ist.

Von Fuchs erfuhr ich nun so Manches, auf Mozart, seine Familie, so wie auf sein Leben in Wien Bezügliches, was sich noch in keiner bis jetzt erschienenen Biographie des großen Meisters erwähnt findet, auch nicht in jener des Russen Oulibicheff, weil es Mozart's Nachgebliebenen, welche viele Rücksichten zu nehmen hatten, um mancher noch lebenden, dabei betheiligten Person Willen, nicht zur Veröffentlichung geeignet schien. — Dieselben Rücksichten verhindern denn auch Herrn Aloys Fuchs in seiner Stellung als k. k. Kapellsänger und Beamter, den Schatz von Notizen zu veröffentlichen, welchen er durch dreißigjähriges unermüdliches Forschen, Sammeln und Sichten sich erwarb und der ihn, wie seinen Andern, zu einem Biographen Mozart's comme il faut befähigt. In unserer Begeisterung für Mozart und seine Werke sprachen Fuchs und ich oft über diese Angelegenheit und kamen darin überein: wenigstens Alles, was wir noch über Mozart, namentlich über sein Leben in Wien und sein Verhältniß zu seinen dort lebenden Zeitgenossen erfahren sollten, aus sorgfältig zu notiren und aufzubewahren.

Daß dieses Bestreben kein unverdienstliches war, wird uns Jeder zugeben, der Mozart's bisher erschienene Biographien, inclusive der von Oulibicheff, mit Aufmerksamkeit las, denn eben über sein Leben in Wien, über

Don Ranuzio Bizzroma

Haydn's Besuch in Mozart.
(Die Entführung aus dem Serail.)

sein Verhältniß zu seinen dort lebenden Zeitgenossen, findet sich in allen seinen Lebensbeschreibungen nur höchst Dürftiges — Unvollständiges und was das Schlimmste ist — graben Falsches, wie z. B. in seinem Verhältniß zu Antonio Salieri, welchen die boshafteste Verläumdung sich sogar als Mozart's Mörder zu bezeichnen nicht scheute, anderer großer Irrthümer, wie die Verwechselung des liederlichen Glasvirtuosen Stadeler, des seinen Wohlthäter Mozart bestahl, mit Mozart's würdigstem Freunde, dem Abbé Stadler, nicht zu gedenken.

Man muß Wien kennen, um es begreiflich zu finden: wie das so kommen konnte, obgleich noch bis zu dieser Stunde genug Menschen in Wien leben, welche Mozart persönlich kannten, intimen Umgang mit ihm hatten und sich aller auf ihn bezüglichen Umstände noch sehr wohl erinnern. Allein — leider! was Mozart's Nachgelassene — sein ältester Sohn Karl lebt auch noch als k. k. Beamtetert was Herrn Aloys Fuchs zum Schweigen verdammte — läßt auch alle Andern, die noch reden könnten, lieber schweigen, »da es ja doch — wie sie meinen! — dem guten Mozart jetzt nichts mehr helfen und Andere nur ärgern würde.« —

Daß diese Andern, einem Genius wie Mozart gegenüber, eigentlich gar nicht in Betracht kommen können, daß Mozart der Welt angehört, indeß jene Andern, wenn es hoch kommt, nur diesem oder jenem Wiener Viertel! das zu denken fällt keinem gemüthlichen Wiener ein, der seine Kaiserstadt für den Inbegriff aller Vollkommenheiten hält, und — geht man ihn bei dieser Gelegenheit gar zu scharf zu Leibe — zuletzt wohl gar achselzuckend und entschuldigend meint: »Nu — wahr bleibt's bei alledem: Etwas war der Mozart halt selber Schuld.«

»Wie so?« fragt Du. —

»Ei, weil er sich bei den hohen Herrschaften nöt zu nehmen wußte, lieber mit Greti und Pleti umging' immer kein Kreuzer Geld g'habt hat und — mitunter a bissl' lumpte.« —

Dieses Urtheil über den großen Mozart habe ich mir in Wien Hunderte und Aberhundertmal müssen wiederholen lassen und Gott weiß, wie mir dabei zu Muthe war, wenn ich mir's recht lebhaft vorstellte: »Alle diesem göttlichen Genie, diesem edlen, liebenswürdigen Menschen, in dessen Briefen sich neben der reinsten, herzigsten, kindlichsten Empfindung nicht selten der erhabenste Ernst und eine überraschend tiefsinnige Anschauung des Sensu ausspricht, ihm ging es hier in der schönen Kaiserstadt um nichts besser als Dir, armer, moderlanender Schelm!« — —

Ich wiederhole es: man muß Wien und zwar genau kennen gelernt haben, um dieses begreiflich zu finden und — Wien und die Wiener nicht ungerecht zu beurtheilen — Wien ist nicht nur eine große, es ist auch eine vornehme Stadt! Am Hofe herrscht noch heute eine ächt spanische Etikette, und wurde diese auch während der Regierungszeit Joseph's II. am Hofe selbst nicht so strenge beobachtet, so doch ganz gewiß um so strenger in den Palästen der hohen Aristokratie, welche bekanntlich nichts weniger als mit den Ansichten des großen kaiserlichen Reformator's übereinstimmte.

In der innern Stadt Wien aber giebt einzig die Hohe Aristokratie den Ton an, vor Allem so es sich um die Kunst und die ausübenden Künstler handelt, und ihr schließt sich natürlich die bürgerliche Geldaristokratie der Stadt und Vorstädte um so gewisser an, als jene in der Regel reichbegütert ist und der Wiener Geldaristokrat, hat er sich ein ihm ausreichend dünkendes Vermögen erworben, die Ausgabe für einen Adelsbrief gewiß nicht scheut, so daß er nicht nur ein Herr von — sondern jeder anständige Mann in Wien angeredet wird — sondern ein Edler von So und So ist.

Der Hohen und Geldaristokratie nun erkuet sich der eigentliche Wiener Bürger in seltene freiwillig unter: daß ihm alle Ansprüche derselben, über Alles, was sich über die gewöhnlichsten materiellen Interessen erhebt, als unbedeutend erscheinen. Ueberdieß aber steckt in dem eigentlichen Wiener Bürger eine tüchtige Portion Philisterthum und in sämmtlichen Vorstädten dominirt ein Geist der Kleinstädterei und eine Wuth zum »Anrichten« des lieben Nächsten, wie er sich in dem kleinsten Städchen nicht großartiger manifestirt.

Wir wissen aus Mozart's Biographie, daß er bald nach dem Tode seiner Mutter, (welche in Paris, wohin sie ihre Kinder auf ihrer Kunstreise begleitet hatte, starb,) Salzburg verließ und zwar in Folge der empörenden Behandlung, welche er von seinem Herrn, dem Fürst-Bischof, hatte erdulden müssen. Mozart wandte sich nach Wien, um dort sein Fortkommen zu suchen, ohne andere Empfehlungen als sein Genie.

Gewiß, wem das Glück günstig, der kann auch unter solchen Umständen in Wien seine Carriere machen, denn an ächten und großmüthigen Kunstfreunden hat es in Wien noch zu keiner Zeit gefehlt. In der Regel hält es aber doch verzweifelt schwer, ohne besondere kräftige Empfehlungen, in jenen Kreisen, welche in Allem was Kunst betrifft, den Ton angeben, Zutritt zu finden. Gelingt dies, trotzdem, dennoch, wie es unserm Mozart bei der unverleugbaren Größe seines Talents allerdings gelang, so ist doch damit für den Künstler in Wien bei weitem noch nicht Alles geschehen.

Ich habe gesagt: »daß es in Wien zu keiner Zeit an ächten und großmüthigen Kunstfreunden fehlte,« aber ich muß hinzufügen, was sich eigentlich freilich von selbst versteht: »daß ihre Zahl auch in dieser ungeheuren Stadt leidenswegs Legion ist und daß gerade die in jeder andern Hinsicht Bedeutendsten, weder zur hohen Adels- noch Geldaristokratie, mithin nicht zu den eigentlichen sogenannten Kunst-Mäcenen, die den Ton für das große Publikum angeben, gehören.« —

Diese Tonangeber sind der Mehrzahl nach bei weitem mehr Kunstliebhaber als Kunstkenner. — Das kann ihnen nun so wenig zum Vorwurf gemacht werden, als daß sie in dem Künstler oder Virtuosen, welchen sie protegiren, nicht nur den Künstler und Virtuosen, sondern auch ein unterhaltendes Subjekt für sich selbst in ihren müssigen Stunden, für ihre Gäste in ihren glänzenden Soireen gewinnen möchten. — Und warum dies nicht? Ich kannte in Wien ausgezeichnete Künstler, Virtuosen und Schriftsteller, welche sich ganz vortrefflich dabei befanden und noch befinden, freilich auch Andere, welche sich — Gott weiß warum? — nicht dazu verstehen konnten und somit allerdings selbst Schuld

daran waren, wenn sie bei allem anerkannten, oft großen Talent nicht Mode wurden und daher auf keinen grünen Zweig gelangen konnten.

Dies war bei Mozart der Fall! — So gänzlich frei er von jeder Anmaßung, jeder kleinlichen Eitelkeit und allen sogenannten Virtuosenlaunen war, so unmöglich war es ihm hingegen auch: den hohen Herrschaften, so wie der Geldaristokratie in der Art zu genügen, wie selbe es von andern, und darunter, wie gesagt, von bedeutenden Künstlern, seit langem gewohnt waren. Mozart bewegte sich zwar in den vornehmsten Cirkeln ohne Verlegenheit, mit Anstand und Leichtigkeit und konnte, wie Alle die ihn kannten, versichern, ein höchst angenehmer Gesellschafter sein, jedoch: ein eigentlicher Salonmensch war er nicht. Sein ganzes Sinnen und Empfinden war zu sehr auf seine Kunst fixirt, als daß das gewöhnliche Treiben in den Salons ihm mehr als momentanes Interesse abgewinnen konnte! Daß ich die Wahrheit sage: Es langweilte ihn bald tödlich, wenn für seine Kunst dabei nichts herausschaute, und da konnte er dann nicht tändeln, wie es eben der Modegeschmack bedingte, und wie es einem Talent, Elemente, Martini, ja selbst gelegentlich dem ehrwürdigen Vater Haydn, unbeschadet ihrer wirklichen Größe, nicht schwer wurde, — weshalb sie denn auch sämmtlich die erkorenen Lieblinge der damaligen vornehmen und schönen Welt waren.

Das stellte sich nur zu bald nach Mozarts Ankunft in Wien heraus! Daß er ein Genie sei, darüber waren Alle einig! Man widersprach sogar dem Vater Haydn nicht, der in einer Gesellschaft, in welcher sich Mozart nicht befand und wo einige Herren Lust bezeigten, ihn ein Bischen auszurichten, sich äußerte: „Soll ich vor Gott und der Welt als ein ehrlicher Mann meine Meinung über Mozart abgeben, so erkläre ich: Daß ich ihn für das größeste musikalische Genie, das bis jetzt existirte, halte.“ Allein das half dem guten Mozart in Wien wenig oder gar nichts, denn: „er wußte sich bei den hohen Herrschaften nöt zu nehmen,“ verstand die Winke, welche man ihm deshalb gab, nicht oder wollte sie wohl gar nicht verstehen! — — —

Letztere Bemerkung auszusprechen, waren einige gute Leute und schlechte Musikanten alsbald bei der Hand und sie fanden in den Salons um so mehr Glauben, als es erwiesen wurde: Daß derselbe Mozart, der in einer glänzenden Soiree, wo man ihn zum Spielen aufgefordert, plötzlich mitten im Spiele abgebrochen hatte und davon gegangen war, weil seine hohen Zuhörer und Zuhörerinnen ein Bischen zu laut conversirt hatten — daß sage ich — dieser selbe Mozart in einem ganz ordinären Bierhause einem „gemeinen Kerl“ eine ganze Nacht auf die bewunderungswürdigste Weise was vorfantasirt habe. Dieses ganz ordinäre Bierhaus war eben „die blaue Flasche“ zu Alserbachgrund, Haus No. 4, der großen Reiterkaserne vis à vis, und der genannte „gemeine Kerl“ war der alte Don Ranuzio Bibercoma, welchen ich im selbigen Bierhause noch Anno 1846 als achtundachtzigjährigen Greis kennen lernte, wo er mir das nachfolgende artige Geschichtchen erzählte. —

Wenn der große Mozart, der in Wien ohne feste Anstellung — und bis ein Jahr vor seinem Tode ohne festen Gehalt sich und seine Familie kümmerlich durch Stundengeben ernähren mußte — sich den lieben langen Tag nüchtig abgequält hatte, so kam er gewöhnlich gegen Abend nach Alserbachgrund hinaus in die blaue Flasche, um seine halbe Bier oder ein Seitl Heurigen zu trinken und ein Stündchen mit den ehrsamen Stammgästen der blauen Flasche, denen er ein lieber, stets willkommener Gast war, zu kegeln, denn Kegel- und Billardspielen war Mozart's Hauptpassion, Erstens der Leibesbewegung halber und dann: weil ihm, während er spielte, die schönsten musikalischen Ideen zuströmten, die er sich sofort in ein kleines Notizenbuch bemerkte und Nachts zu Hause, wenn Weib und Kinder längst im süßen Schlummer lagen, ausarbeitete.

Don Ranuzio Bibercoma war ein Italiener und zwar ein ächter Römer. Ranuzio war sein wirklicher Vorname, ob er auch wirklich Bibercoma hieß, habe ich nie mit Gewißheit erfahren können, meine aber, er habe selbigen Namen nur in Folge des Ereignisses, in welchem er eine so interessante Rolle spielte, erhalten und sich gefallen lassen. Er war als ganz junges Bürschchen nach Wien gekommen und da er einen sehr hübschen Bariton besaß, so hätte er wohl auf der Bühne sein Glück machen können; jedoch da hätte er zuvor tüchtig lernen und studiren müssen und das war nicht seine Sache.

Kurz und gut: er zog es vor bei einem alten Harfenisten nach dem Gehör die Harfe spielen zu lernen, das heißt, nur so viel, als er nothdürftig zu brauchen glaubte, um seinen Gesang zu begleiten; sodann ließ er sich auf der Polizei als Harfenist einschreiben und versuchte sein Glück auf den Bierbänken. — Sein guter Stern führte ihn in „die blaue Flasche“ und er spielte und sang in dem Baumgarten zunächst der Kegelbahn, wo der Mozart eben mit den Stammgästen lustig kegelte.

Mozart spitzte die Ohren, warf einen scharfen Blick aus seinen großen dunklen Augen nach dem Sänger hinüber und nickte beifällig.

Als die Dunkelheit hereinzubrechen begann, hörte Mozart zu kegeln auf und schickte sich zur Heimkehr in die Stadt an. Als er bei dem Harfenisten vorüberging, drückte er ihm, ohne daß es Jemand bemerken konnte, ein Stück Geld in die Hand. Es war ein blanker Münzgulden.

Sehr erstaunt über ein so ansehnliches Geschenk, fragte Ranuzio den Wirth: wer der feine freundliche Signor gewesen sei, der eben fortgegangen, und erzählte zugleich, wie reichlich ihn derselbe beschenkt habe.

„Na — versetzte der Wirth — das ist ja unser lieber Herr von Mozart! Aber hör' Ranuzi! wann er Dir an blanken Münzgulden schenkt hat, muß ihm Dein Gesinge halt gefall'n haben und wann's ihm gefall'n hat, kannst Du Dir was einbild'n, denn der versteht's und alle Musikanten hab'n einen gewaltig'n Respekt vor ihm!“

„O! — rief Ranuzio — von dem Signor Mozart habe ich schon viel gehört!“ und er konnte kaum den andern Tag und als dieser gekommen, kaum den Nachmittag und die Stunde erwarten, wo Mozart in das Extrazimmer der blauen Flasche trat, um erst seinen Schwarzen zu trinken, ehe er sich auf die Kegelbahn begab.

Kanuzio begrüßte ihn und dankte ihm für das gestern gespendete reichliche Geschenk: „Aber Geld werd' ich nicht wieder von Euch nehmen, Signor, seit ich weiß wer Ihr seid, ich bin schon froh wenn's Euch gefällt, was ich singe und wenn Ihr gar die Gnade haben wolltet, mir Eins von Euren schönen Liedern zu lehren — —"

— „Ei! ich will wegen meiner eigends ein Paar für Dich und Dein Instrument setzen! Du liesest doch vom Blatte?"

„Gewöhnliche Schrift zur Noth, aber keine Noten" —

„Pfui Teufel! schäm' Dich! eine solche Stimme, so viel Talent und nichts lernen wollen!"

„Es wird gar schwer halten, jetzt noch was zu lernen!"

„Possen! Kinderleicht für Einen der Lust hat! Hast Du Lust? he?

„Wenn Signor mein Lehrmeister sein wollte —"

„Hahaha! den schlechtesten Lehrmeister hast Du eben nicht ausgesucht! Aber topp! Komm' Morgen in der Frühe zu mir, Landstraße in der goldnen Birn zweiter Stock"

Kanuzio kam. Mozart begann ihn zu unterrichten und nach zwei Monaten war der eifrige, gelehrige Schüler im Stande, alles ohne Anstoß vom Blatte weg zu singen und zu spielen, was Mozart für ihn und sein Instrument geschrieben hatte.

Muß ich's erst sagen, daß der Unterricht eines Mozart auch auf die Vortragsweise des talentvollen Italieners dergestalt eingewirkt hatte, daß er jetzt als ein ganz Anderer erschien und daß er unter seinen Wiener Gelegen nicht seines Gleichen fand?

Er hatte denn auch sehr bald die Aufmerksamkeit des gebildeteren Publikums so wie mehrerer Musiker von Fach erregt und alles Ernstes drangen jetzt mehrere der Letztern in ihn, sich der Bühne zu widmen. Aber dazu hatte Kanuzio auch jetzt keine Lust und Mozart, welchen man anging ihn dazu zu bestimmen, erwiderte lachend: „Ich wüßte nicht, warum das Volk auf den Bierbänken nicht auch einmal etwas wirklich ausgezeichnet Gutes zu hören bekommen sollte! — Glaubt Ihr seinen, vornehmen Leute, das sei nur immer allein für Euch da?" —

Diese Aeußerung nahmen die vornehmen Leute gewaltig übel und sie trug nicht wenig dazu bei, seinen Neidern ihr falsches Spiel wider ihn zu erleichtern. Kanuzio Bisceema stand sich übrigens vortrefflich dabei. Er war bald der beliebteste Harfenist in ganz Wien, mußte sich sogar oft in angesehenen Privatzirkeln hören lassen und war auf dem besten Wege, ein wohlhabender Mann zu werden. Doch spielte und sang er nirgends lieber als in der „blauen Flasche" und sein einziger Kummer war der: daß sein lieber Signor Amadeo nicht zu bewegen war, die Hälfte seines Verdienstes, die, wie Kanuzio meinte, ihm von Gottes und Rechtswegen gehört hätte, anzunehmen. — Nur Einigemale, wie Kanuzio andeutete, hatte Mozart, da er sich eben in allzugroßer Noth befand, es geschehen lassen, daß der Harfenist ihm einige neue, eigends für ihn componirte Pieçen honorirte, so wie er denn auch dann und wann eine Flasche edlen Kloster-Neuburnner nicht verschmähte, die der Wirth ihm spendirte, der ebenfalls vortrefflich seine Rechnung dabei fand, daß Mozart ein Stammgast seines Hauses geworden und Kanuzio die neuesten Lieder des herrlichen Meisters in der „blauen Flasche" vortrug, was denn nach und nach, außer den gewöhnlichen Stammgästen, auch solche aus den höheren Ständen herbeilockte —

Es war an einem Sommernachmittage des Jahres 1786, als in das Bierhaus zur „blauen Flasche" in Alserchenfeld zwei feine Herren traten, welche der Wirth schon früher in seinem Lokale gesehen zu haben sich nicht entsann. Der Eine dieser Herren war eine hohe, kräftige Gestalt, deren ebenmäßiger Bau durch eine Jagdmeister-Uniform noch mehr gehoben wurde; in den kräftigen, aber zugleich feinen Zügen des Gesichts war ein Zug heiterer Laune vorherrschend, wie denn das ganze Auftreten des Herrn der Annahme: daß eine große Lebenslust ihm innehmen müsse, durchaus nicht widersprach. — Der andere Herr war eine kleine, aber äußerst edelgebaute Figur, von besonderer Eleganz in Benehmen und Kleidung, obgleich Letztere durchaus nichts auffeies, was irgendwie als Putz hätte bezeichnet werden können. — Sein Gesicht ließ auf dem ersten Anblick den italienischen Typus erkennen und in der That war der Mann, wie sich bald herausstellte, kein Geringerer, als der Cavaliere Antonio Salieri, erster Kapellmeister der Hofoper Sr. k. k. Majestät. Sein Begleiter war der Forst- und Jagdmeister Carl Ditters, Edler von Dittersdorf, als Componist mehrerer trefflichen komischen Opern, so wie als einer der ausgezeichnetsten Violinvirtuosen in ganz Wien bekannt und gefeiert. —

Dittersdorf bestellte Kaffee und feines Backwerk von welchem Letzteren Salieri ein besonders großer Freund war, dergestalt, daß wenn er ausging, er immer davon in der Tasche trug. Als der Wirth Befehl gegeben, das Bestellte „anzuschaffen", fragte Salieri nach dem Harfenisten Kanuzio. —

„Der muß halt bald kommen Ew. Gnaden, — versetzte der Wirth — er will heut' wieder a neues Lied von dem Herrn von Mozart zum Besten geben."

„Es scheint, dieser Kanuzio singt immer nur Compositionen von dem Signor Mozart!" bemerkte Salieri.

„Ah, na! — lautete die Antwort — Er kann Ihnen genug Lieder von andern Musikanten und singt sie auch, aber wir in der blauen Flaschen hören halt am liebsten was von unserm Mozart."

Salieri erröthete und biß die Lippen zusammen. Dittersdorf lachte und rief: „Vox populi, vox dei!"

„Ihr habt Recht, Signor Carlo! — sprach Salieri bewegt — Es ist wie Ihr sagt und perdio! Dieser Mozart ist zu beneiden."

„Auch von dem berühmten, gefeierten Maestro Antonio Salieri?" fragte Dittersdorf nicht ohne leisen Vorwurf.

„O, eben von diesem wohl am meisten" — rief Salieri heftig — doch dann sich gewaltsam bezwingend, fuhr er mit gedämpfter Stimme fort: „Verkennt mich nicht, Signor! glaubt nicht, daß kleinlicher, sämmerlicher Neid und gemeine Eifersucht gegen den Signor Amadeo in dieser Brust Raum gefunden hätten! Ich weiß es. Viele glauben es und zuverlässig auch er selbst, denn an Zwischenträgern und Ohrenbläsern fehlt es ja, leider! uns Beiden nicht! — Allein wenn

Ihr das glauben könntet, was die Andern glauben — das würde mir weh thun.«

»Was die Andern und wohl Mozart selbst von Euch glauben, Cavaliere, das glaub' ich nicht. Ich weiß es: daß Mozart von nicht vielen seiner Zeitgenossen in dem Grade verstanden und nach Verdienst gewürdigt wird, wie von Euch. Aber wie Ihr und eben Ihr Ursache haben solltet, ihn zu beneiden — kann ich mir nicht wohl denken. Ihr seid der Liebling des Publikums wie des Hofes und verdient es in jeder Hinsicht; die, die Euch kennen wie ich, achten Euch als einen Ehrenmann in der vollsten Bedeutung des Wortes! Ihr seid ein glücklicher Gatte und Vater und das Amt, welches Ihr bekleidet, schützt Euch vor all' den kleinen alltäglichen Sorgen und Plackereien, womit so mancher Andere und unter diesen auch der Mozart zu kämpfen hat.«

»Das ist Alles buchstäblich wahr, Signor Carlo, was Ihr da sagt!« — sprach nach einer Weile Salieri — und Ihr habt nur einen einzigen Umstand vergessen.«

— »Ei, der wäre?« —

»Daß in meiner Seele eine nicht minder glühende Liebe zu unserer Kunst lebt, als in der Seele Mozart's, daß mein Ringen und Streben, in ihr das Höchste zu erreichen, wohl noch gewaltiger ist, als selbst bei Mozart, der überreich von der Muse begabt, wie spielend das erschafft, was ich — ich verdrieße es nicht — mit tausend Mühen, bei allem Wissen und aller Begeisterung, in dieser Vollendung mir abzuringen nicht vermag! — Wohl bin ich der Liebling des Hofes wie des Publikums, welches hier den Ton angiebt und ich darf es ohne Anmaßung mir sagen: ich bin nicht unwerth es zu sein. Aber — gebt der Wahrheit die Ehre! — brang je irgend Etwas, was ich erschuf, so in's Volk, wie die Gesänge Mozart's? bezeugte es so die Herzen desselben und riß sie widerstandslos hin?« —

»Hm!« — meinte Dittersdorf ziemlich verlegen — das Volk findet auch Wohlgefallen am Trivialsten —«

Da aber verfinsterte sich das Antlitz Salieri's und mit scharfem Accent entgegnete er: »Wann hätte Mozart dem Volke Triviales geboten? — Das ist es ja eben, daß es seinem göttlichen Genie gelang, selbst in den Ungebildetsten den Sinn für das Höhere, Edlere zu erwecken, so daß sie keinen Gefallen mehr finden an dem Alltäglichen, Gemeinen, sondern jenen Weisen lauschen, die den Kunstgenossen mit Bewunderung erfüllen und die — o! daß ich es sagen muß! — in den glänzenden, tonangebenden Kreisen der vornehmen Welt in ihrer Herrlichkeit nicht erfaßt zu werden vermögen, und welche man dort aus diesem Grunde nur zu oft für: »zu gelehrt, zu schwierig, zu wenig gefällig und unterhaltend« erklärt. Muß mir da nicht der rauschende Beifall, der meinen Arbeiten in jenen Kreisen wird, fast wie der bitterste Hohn auf mein Können erscheinen?«

»Aber theuerster Cavaliere — versetzte Dittersdorf — wie mögt Ihr Euch nur um's Himmelswillen mit solchen Gedanken martern, die ganz und gar jedes Halts entbehren! Gilt Euch denn das Urtheil der Kunstgenossen selber gar nichts und ist etwa dieses nicht so ehrenvoll für Euch wie Ihr's nur immer wünschen könnt.«

Salieri schüttelte das Haupt und sprach nach einer Weile mehr zu sich selbst wie zu Dittersdorf: »Ich habe schon längst die Bemerkung gemacht, daß das Urtheil der unparteiischsten Kunstgenossen nicht selten durch ganz Anderes bedingt wird, als was allein den Ausschlag von Rechtswegen geben sollte. Daß ich wider keine Regel unserer Kunst, die sich irgend erlernen läßt, je verstoße, daß ich meinen Stoff mit richtigem Sinne erfaße und mit Geschick und Geschmack bearbeite, wie es nicht Jeder in diesem Grade vermöchte: Das Alles brauche ich mir — wie stolz es klingen mag — nicht erst von meinen Kunstgenossen sagen zu lassen, ich selber weiß es recht gut, weiß auch daß dessen nicht wenig ist — weiß aber auch daß es noch nicht ausreicht, dem, was ich schaffe jene Dauer zu sichern, die allein bei mir selbst meinen Werken erst den eigentlichen Werth verleihen könnte.«

»Ich meine, — warf Dittersdorf ein — daß wir vollkommen mit uns zufrieden sein könnten, wenn wir unserer Zeit und unsern Zeitgenossen mit dem, was wir ihnen bieten, Genüge leisten. Daß wir in diesem Falle mit Grund darauf rechnen können, daß auch das kommende Geschlecht uns nicht so bald vergessen dürfte.«

»Ein leidiger Trost!« — seufzte Salieri — ein leidiger Trost, dessen Er nicht bedarf, weil ihm die Unsterblichkeit gewiß ist.«

Der Eintritt des Harfenisten unterbrach hier das Gespräch der beiden Tonsetzer zur großen Freude Dittersdorf's, der allerdings, was Salieri vorbrachte, nicht durch Gründe zu entkräften vermochte und eben so wenig Lust hatte, dem klugen und geistvollen Italiener gegenüber den Versuch zu machen, mit Gemeinplätzen sich aus der Verlegenheit zu helfen.

»Ranuzl!« rief der Wirth dem Harfenisten zu, »die gnädigen Herren da haben's nach Dir erkundigt.«

Ranuzio schaute hinüber, wo die beiden Meister saßen und neigte sich dann ehrfurchtsvoll, indem er den Blick fest auf Salieri gerichtet sprach: »Womit kann der arme Ranuzio seinem berühmten Landsmanne dienen?«

»Du kennst mich?« fragte Salieri.

»Ich besuche jetzt öfter die Oper Maëstro Antonio.«

»Das freut mich, ich habe viel zu Deinem Lobe gehört und wünschte, daß Du hier auch einmal ein Lied von mir vorträgest.«

»Mit tausend Freuden, Maëstro Antonio! wenn es nicht zu schwer für mich ist.«

»Das befürchte ich nicht! Da!« — Salieri zog ein beschriebenes Notenblatt aus der Tasche, reichte es dem Harfenisten hin und fuhr fort: »Uebe es ganz insgeheim für Dich ein, hörst Du, Niemand darf Etwas davon wissen, Niemand! bis Du damit so Stande gekommen bist! Heute über acht Tage werd' ich mich hier mit einigen Freunden wieder hier einfinden und erwarte daß Du Deine Sache dann gut machen wirst, dies auf Abschlag.« Er warf ein funkelndes Goldstück auf den Tisch, erhob sich und verließ mit Dittersdorf das Lokal.

»Sapperment Ranuzl!« rief der Wirth zur blauen Flasche, sich vergnügt die Hände reibend: »Bei Deinem Landsmann, da gieb' Acht! schaut was Tüchtiges für uns heraus! Er und seine Freunde werden sich nicht lumpen,

sondern was d'rauf gehen lassen, ich darf nur ein feines Gebackenes nicht vergessen.«

»Es ist mir nur nicht Recht, daß ich meinen lieben Signor Wolfgang nichts vorher davon sagen darf«, meinte Nannzie.

»Du bist ein Narr! meinst etwa der wär' neidisch oder eifersüchtig auf Dich? Gieb Acht, was der für eine Freud' haben wird, wenn das Lied etwas taugt und Du Deine Sach' gut machst; Du weißt, wie gern er etwas Gut's von andern Musikanten hört.«

Das wußte nun der Harfenist nicht minder gut wie der Wirth zur blauen Flasche, und beruhigte sich dabei um so mehr, als eine flüchtige Durchsicht des von Salieri erhaltenen Notenblattes ihn überzeugte, daß das Tonstück von ausgezeichneter Schönheit und ganz wie für ihn geschrieben sei.

Mozart war an diesem Abend verhindert nach der blauen Flasche zu kommen, sein neues Lied aber fand außerordentlichen Beifall und Nannzie mußte es die Woche hindurch, Abend für Abend, mehrere Male wiederholen.

Die acht Tage, welche Salieri dem Harfenisten bewilligt, um seine Composition einzuüben, waren verflossen und schon früh am Nachmittage des zur ersten Produktion bestimmten Tages, oder vielmehr Abends, erschien Salieri in Begleitung Dittersdorf's und einiger anderer Herren in der blauen Flasche.

»Kannst Du's?« fragte er, indem er an Nannzio vorüber nach dem für ihn und seine Begleiter reservirten Tische im Extrazimmer ging.

»Si, Signor!« versetzte der Harfenist.

»Wohl! — Und noch Eins: Du trägst mein Lied ohne vorhergegangene Ankündigung vor und verschweigst auch, wenn Du gefragt wirst, den Componisten Namen.«

»Ihr habt zu befehlen, Signor!« sprach Nannzio sich neigend. Salieri und seine Begleiter nahmen an ihrem Tische Platz und ließen es sich wohl sein bei Caffee, feinem Backwerk und später bei ächtem Tokayer-Ausbruch, welchen der vorher gehörig instruirte blaue Flaschenwirth aus dem Esterhazykeller herbeizuschaffen nicht verfehlt hatte.

Die blaue Flasche füllte sich immer mehr und mehr mit Stamm- und außerordentlichen Gästen. Kaum wollte der Raum des Zimmers noch ausreichen, denn, wie das in Wien häufig vorkommt, hatte sich das bis dahin schöne Wetter plötzlich in ein sehr unfreundliches umgewandelt, so daß im Baumgarten nicht gut auszudauern war.

Eben hatte die Uhr der alten Altlerchenfelder Pfarrkirche in recht jämmerlich heiseren Tönen die sechste Abendstunde verkündet, als Mozart, von noch einem Herrn begleitet, in die Gaststube trat. Dieser Herr schien um acht bis zehn Jahre älter, war übrigens ein sehr schöner Mann, von edlem Anstande, dem eine eigenthümliche Mischung von Kühnheit und Anmuth, die Jedem sich sogleich bemerkbar machte, einen besonderen Reiz verlieh. Seltsam kontrastirte damit die Tracht des Mannes, die ganz derjenigen glich, wie die Wiener Weltgeistlichen sie zu tragen pflegen.

»Beim Himmel, Mozart!« rief er, nachdem er kaum einen Blick nach dem Extrazimmer geworfen: »Schauen und staunen Sie! Da sitzt, wie er leibt und lebt, unser vortrefflicher Maëstro, der Cavaliere Salieri, und um ihn herum Dittersdorf, Clementi und der junge Herr von Swieten.« —

»Wahrhaftig! Sie haben Recht, Da Ponte!« entgegnete Mozart. »Der Welt Untergang muß nahe sein, da solch' elegante Herren par Excellenza es nicht verschmähen, in der blauen Flasche zuzusprechen.«

»Hierher, Signor Mozart! hierher zu uns, Abbate!« ließ Salieri seine helle Stimme ertönen, »Ihr Platz ist bei uns und wir haben schon lange genug auf Sie hier gewartet.«

Mozart ging ohne Verlegenheit an den Tisch, bot Salieri die Hand und sprach lächelnd: »Ich hätt' mir's freilich in der vergangenen Nacht nicht träumen lassen, gerade hier mit Ihnen zusamm' zu treffen. — Guten Tag Herr von Dittersdorf, bona giorno Signor Clementi, grüß' Euch Gott Swieten!«

»Sie dürfen sich nicht wundern, Mozart«, sprach Salieri lächelnd, »Sie dürfen sich nicht wundern, uns hier zu finden, wir wollten doch auch einmal Ihren Schützling, den Harfenisten Nannzio hören und man hat uns versichert: daß er seine Sache nirgends so gut mache als hier in der blauen Flasche.«

Mozart lachte und entgegnete: »Es ist wahr! es läßt sich hier schon etwas Gutes machen, wenn man nur sonst des Zeugs dazu hat.« Er setzte sich auf den Stuhl neben Salieri und leerte fröhlich das volle Glas, welches Salieri ihm dargereicht, nachdem er herzhaft mit Allen angestoßen hatte.

»Abbé«, rief Salieri zu Da Ponte hinüberwinkend, »wie steht es mit Ihrer Bearbeitung des Tarare? Sie lassen mich unverantwortlich lange auf den letzten Akt warten.«

»Das lange währt wird gut! Maëstro. Uebrigens soll der Tarare, oder wie ich ihn umgetauft habe, der Axur, Re d'Ormo, noch vor Ende dieses Monats vollendet auf Ihrem Arbeitstisch liegen.«

»O! Sie sind ein fauler Poet, Abbate.«

»Im Gegentheile! ich bin zu fleißig. Fragen Sie Mozart.«

»Ist das wahr, Mozart?«

Mozart nickte lächelnd, indem er zur Antwort gab: »Meines Wissens arbeitet da Ponte gleichzeitig an drei verschiedenen Opernlegien: für Sie an dem Axur, für Martini an la cosa rara und für mich an dem Don Giovanni! Was er auf diese Weise zu Stande bringt, muß sich freilich erst zeigen.« —

»Und es wird sich zeigen, Mozart!« — bekräftigte da Ponte — verlassen Sie sich darauf.«

»Zitto, Zitto jetzt!« — rief Salieri — der Harfenist beginnt.« — Und wirklich begann Nannzio den Vortrag seiner beliebtesten und bestausgeführten Gesangstücke. Salieri erkannte bald, daß der Wirth wahr gesprochen, als er gesagt: »der Nannzio singe keinesweges nur Lieder von Mozart«; denn der Reihe nach gab er seinen Zuhörern die neuesten und besten Lieder und Opernarien der damals beliebtesten Componisten zum Besten, oft unterbrochen von den lauten Beifallsbezeugungen des Auditoriums. Es war aber freilich auch wahr, daß bei keinem Musikstücke der Beifall eine solche Höhe erreichte, wie nach dem Vortrage der großen Arie des Figaro, womit der erste Akt der „la nozze di Figaro" schließt, und Salieri konnte sich nicht enthalten, indem er Mozart's

Hand heftig drückte, ihm zuzuflüstern: „Bei Gott! Mozart, hätten unsere Hofoperisten in der Aufführung des Figaro so ihre Schuldigkeit gethan, wie dieser Bursche da, das Wiener Publikum würde das herrliche Werk besser verstanden und gewürdigt haben, als es, zur Schande des guten Geschmacks, der Fall war.

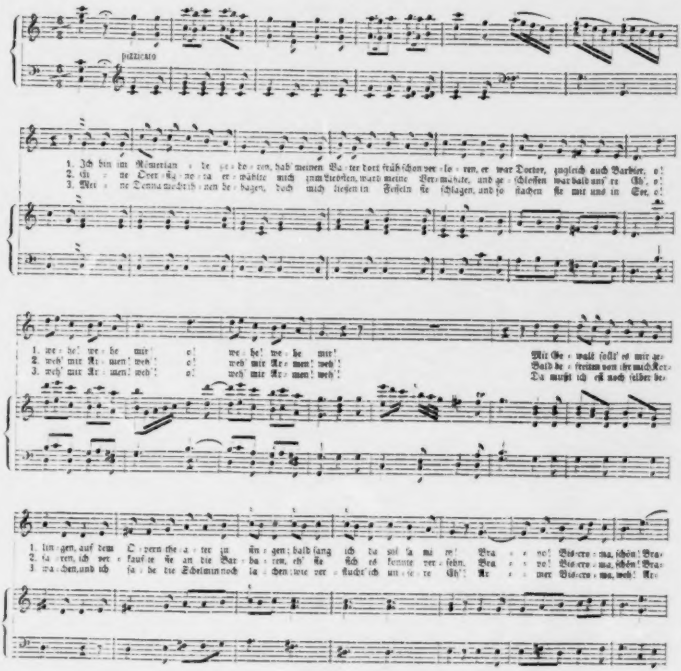
Mozart blickte den also Redenden betroffen an und versetzte endlich: „Mag sein! Uebrigens, da die Oper in Prag einen bessern Erfolg hatte und da Sie mir sagen, daß sie Ihnen gefällt, so mach' ich mir nicht so viel d'raus, daß sie in Wien durchfiel und es bleibt dabei, was ich mir am Abend nach der ersten Vorstellung gelobt: für Wien schreib' ich keine Oper mehr!“

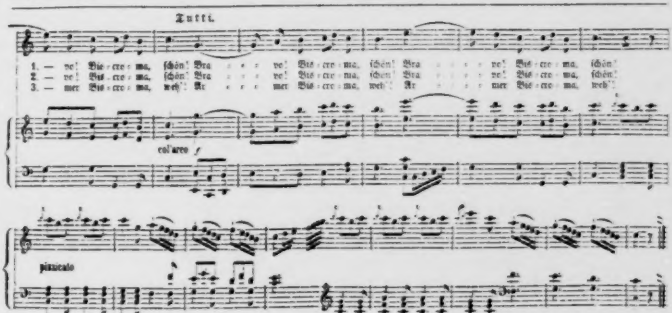
„Nein! dieses Versprechen dürfen, sollen Sie nicht halten! es wäre abscheulich!“ rief Salieri heftig erregt.

„St! — unterbrach ihn Mozart — St! was ist das?!“ Er begann in höchster Spannung zu lauschen und es schien, als wage er kaum zu athmen. Salieri aber hatte das flammende Auge fest auf Mozart's Antlitz geheftet, damit nicht das leiseste Zucken in den Zügen desselben ihm entgehen möge.

Der Harfenist hatte nemlich so eben den Vortrag der Salieri'schen Composition begonnen: es war jene so originelle charakteristische Romanze bei dem nächtlichen Haremsfeste, in der Biscroma seine Irrfahrten und Ehestandsleiden erzählt, bis zu dem Augenblick, wo der tapfere Tarar erschienen ihn aus der Gewalt der Barbaren zu befreien.

Allegretto.





Die ganze Versammlung war nicht weniger denn Mozart durch das neue Tonstück überrascht, sie schien, gleich ihm, ganz Ohr; Niemand, außer den in das Geheimniß Eingeweihten und dem Dichter des Textes, da Ponte, hatten eine Ahnung davon, wer der Componist sei; aber als nun Kanzize endete — da brach ein so ungemessener Jubel los, wie man ihn nur in Wien von ächten enthusiasmirten Wienern bei ähnlichen Gelegenheiten hören kann. — Drei, vier Mal mußte Bisceroma's Romanze wiederholt werden, bei jeder Wiederholung steigerte sich der Jubel, und wer weiß wie oft der Da-capo-Ruf noch erschollen wäre, hätte nicht der völlig erschöpfte Kanzize erklärt: es sei ihm für diesen Abend unmöglich, noch einen Ton mehr zu singen. —

Da erscholl denn nun, wie aus einem Munde, die Frage: von wem das köstliche Lied nur sein möge? Mozart aber rief aufspringend: »von keinem Andern als den Meister Antonio Salieri hier, darauf will ich leben und sterben«, und sich an Salieri's Brust werfend, rief er: »O, welche Freude Ihr mir damit gemacht habt! Dank Euch dafür, mein trefflicher Meister!«

Salieri erwiderte innig bewegt Mozart's Umarmung und während Kanzize Bisceroma von den übrigen Gästen reichlich mit Lobsprüchen und Geldspenden bedacht wurde, flüsterte Ditterdorf dem Maëstro zu: »Nun, Cavaliere! Seid Ihr jetzt zufrieden?«

»Ja, — sprach Salieri — ja! Denn es ist mir gelungen, das Herz des Volks zu treffen, und er, der keiner Lüge fähig, hat mich versichert, daß ich ihm damit eine Freude gemacht hätte! — Ja, ich bin zufrieden, ich beneide ihn nicht mehr, aber bewundern, lieben werde ich ihn, so lange ich denken und empfinden werde!«

Und das hat Antonio Salieri noch als hochbejahrter Greis treulich gehalten, wie einer der innigsten Verehrer Mozart's, Friedrich Rochlitz, in seinen Mittheilungen aus Wien aus dem Jahre 1822, bezeugt. Allein in den oft zur Unzeit schwatzsamen und dann wieder gedankenlos in den Tag hineinschwatzenden Wien wollte, nach Mozarts allzufrühem Tode, Niemand davon etwas wissen, so wenig wie davon, daß Mozart oft halbe Tage lang auf dem Zimmer Salieri's gesessen und dort dessen reiche musikalische Bibliothek, als wär' es die seine, zu seinen Studien benutzt. — Früherer, durch schlechte Menschen herbeigeführte, Mißverständnisse zwischen den beiden Meistern, so wie Mozart's, durch Kränklichkeit erzeugte besprechende Visionen, die seiner Auflösung vorangingen, mußten der allzeit geschäftigen Verläumdung den Grund bieten, auf welchem sie die abscheulichste Anklage gegen Salieri aufzuführen sich bestrebte.

Aber auch der längst im Grabe ruhende Mozart wurde nicht verschont und das erbärmlichste Manöver kleiner gemeiner Seelen, wird noch heute wie damals gegen ihn in Anwendung gebracht! Weil sie ihm von seinem Genie mit allem Aufwande von Witz und Beobacht kein Jota wegdisputiren können, so soll er ein kleiner, nüchterner, kindischer Mensch gewesen sein, der in keiner anständigen Gesellschaft getanzt — mit Greil und Pleti auf den Bierbänken sich ergötzt und »gelumpt« habe, unter welch letzterem Ausdruck man in Wien so viel versteht, als sich in dringender Verlegenheit einmal an Jemanden wenden, dem man es dummer Weise auf's Wort glaubte, und der es und in besseren Tagen unzählige Male wiederholte, nemlich: daß er unser wahrer Freund sei, jederzeit bereit, uns mit Allem, was er habe, zu dienen, und daß wir uns daher, — bedürften wir je der Hülfe eines treuen Freundes, — nur ungescheut an ihn, und nur an ihn, wenden möchten. Ja — wer dergleichen schöne Reden in Wien für baare Münze nimmt und in der Zeit der Noth darauf hin den Versuch macht, ob ihm geholfen werden könne, der »lumpt«, und auf solche Weise hat denn der arme ohne Anstellung und festen Gehalt in Wien lebende, von Verlegern, Theaterdirektoren und falschen Freunden unaufhörlich übervortheilte, oft geradezu um Alles betrogene Mozart — mehr denn einmal »lumpen« müssen.

Der alte Kanzize Bisceroma aber, der, wie alle Italiener, in seiner Jugend das Sparen verstanden, und deshalb als Greis nicht zu darben brauchte, versicherte, wenn er von Mozart erzählte: »Er war Alles edel und lieb an ihm, hätt' er Vermögen gehabt, er hätt' es an die, denen er wohl wollte, verschenkt und keinen Dank dafür begehrt, so wenig wie von mir und dem alten blauen Flaschenwirth, deren Wohlth. er begründete.«

Das ist die Geschichte von Don Kanzize Bisceroma und dem Bierhause zur blauen Flasche in Wien

II. Die Entführung aus dem Auge Gottes.

Als Mozart im Jahre 1777 mit seiner Mutter nach Paris reiste, lernte er in Mannheim Aloysia von Weber kennen, dieselbe Aloysia, welche später unter dem Namen der Madame Lange als eine der größesten deutschen Sängerinnen bekannt wurde. Der 21jährige Meister componirte schon damals viel für die 15jährige Anfängerin, und bei dieser Gelegenheit entspann sich zwischen beiden jungen Leuten ein zärtliches Verhältniß, das — als Mozart abreisete, so ziemlich bis zu einer förmlichen Verlobung — freilich vorerst ohne Vorwissen der Eltern gedieh.

Bei der Trennung war besonders Aloysia ganz trostlos, und diese Trostlosigkeit der Geliebten war damals der einzige Trost für den feurigen Liebhaber, der fest im Sinne hatte, in Paris sein Glück zu machen und dann sein Bräutchen als junge Frau heimzuführen.

In Paris blieben für unsern Freund Ehre und Anerkennung denn auch nicht aus, und die größesten und edelsten unter den dortigen Tonkünstlern, vor allen der herrliche Eberhard, wurden seine Freunde und Bewunderer. Aber mit dem eigentlichen Glück wollte es in Paris so wenig vorwärts wie daheim in Salzburg, und am dritten Juli des nächsten Jahres betrat ihn sogar das große Unglück, seine gute Mutter, nach einer vierzehntägigen Krankheit, durch den Tod zu verlieren. —

Dies verleidete dem jungen Mozart den ferneren Aufenthalt in Paris vollends und da der launische und harte Erzbischof von Salzburg (dessen Kapelle durch Mozart's Abgang einen unersetzlichen Verlust erlitten) sich endlich nothgedrungen entschlossen hatte, ihm eine Anstellung als Concertmeister mit 500 Gulden Gehalt jährlich zu bewilligen, so reisete Mozart gegen Ende Septembers von Paris ab, um nach Salzburg zurückzukehren, wo sein Vater und seine Schwester ihn mit Sehnsucht erwarteten.

Auf dieser Rückreise nahm er seinen Weg über München, wohin unterdessen die von Weberische Familie auf Befehl des Churfürsten gezogen war und es läßt sich denken, daß Mozart nichts Eiligeres zu thun hatte, als dort, gleich nach seiner Ankunft seine Aloysia aufzusuchen. — Allein das junge Mädchen, welches vor Jahr und Tag hatte verzweifeln wollen, als Mozart abreisete — schien ihn, als er jetzt eintrat, gar nicht mehr zu kennen. Mozart war einen Augenblick bedeutend verdutzt — wer wäre es auch an seiner Stelle nicht gewesen? — dann aber setzte er sich flugs an's Clavier und sang laut zu einer improvisirten Melodie:

»Ich laß das Mädel gern, das mich nicht haben will!«

Damit war diese Liebschaft zu Ende, ohne daß übrigens Mozart's freundschaftliches Verhältniß zu dem Vater Weber die mindeste Störung erlitt, auch Aloysen grollte der betrogene Liebhaber nicht.

Im März des Jahres 1781 siedelte Mozart, damals noch immer im Dienste des Erzbischofs, nach Wien über; die schlechte Behandlung jedoch, welche er von dem geistlichen Fürsten erdulden mußte, veranlaßte ihn, noch in demselben Jahre seinen Abschied zu nehmen und durch seine Compositionen, sowie durch Unterrichtgeben und Spielen in Concerten, seinen Unterhalt sich zu gewinnen.

Frau von Weber mit ihren Töchtern war nach dem Tode ihres Gatten ebenfalls von München nach Wien gekommen. — Mozart besuchte sie und ertheilte der jüngeren Schwester Aloysia's Unterricht auf dem Clavier. Constanze war bei weitem keine so große Sängerin wie Aloysia, auch nicht so schön, aber ein liebenswürdiges, sanftes und äußerst gutmüthiges Mädchen, — das für den Künstler Mozart schwärmte und seine lerngierigste Schülerin ward. Bald fand es sich, daß Constanze mehr Eindruck auf sein Herz gemacht hatte als vordem Aloysia, und bald erhielt er auch die Gewißheit, wie sehr er von Constanzen geliebt sei. —

Wenn aber früher der Papa Weber sein Verhältniß zu Aloysia mit günstigen Augen angesehen hatte, weil er meinte, einem Componisten wie Mozart und einer Sängerin wie seine Tochter, könne das Glück gar nicht fehlen, wenn sie ein Paar würden, so dachte Frau von Weber über eine Verbindung Mozart's mit ihrer Tochter Constanze ganz anders, nicht nur weil Constanze keine so große Künstlerin war wie ihre Schwester, sondern auch aus dem Grunde, weil Mozart, seit er seinen Dienst bei dem Erzbischof von Salzburg aufgegeben, weder eine Anstellung noch eine so gesicherte Existenz hatte, wie sie meinte, die doch Jeder haben müsse, der im Stande sein soll, Frau und Kinder zu ernähren.

Da halfen denn alle Betheurungen der Liebenden: »daß sie in einer Hütte bei trockenem Brote und klarem Quellwasser, wären sie nur vereinigt — kein Königspaar beneiden würden.« — Nichts! die Mutter bestand darauf, so lange Mozart keine sichere Anstellung habe, könne von einer Verbindung keine Rede sein, und endlich durften die Liebenden sich sogar nicht mehr sehen und sprechen.

Man sagt, ein angesehener Bürger habe sich damals bei der Mutter um Constanzens Hand beworben, und wenn Frau von Weber auch wohl nicht beabsichtigte, ihre Tochter zu einer Verbindung mit einem ungeliebten Manne zu zwingen, so ist doch soviel gewiß, daß sie Constanze mit Argusaugen bewachte und endlich sogar — als sie von einer beim-

lichen Zusammenkunft mit Mozart erfuhr, die Arme auf ihr Zimmer förmlich einkerkerte. — Mozart wollte rasend werden, als er von der jüngsten Schwester seines Liebchens alles erfuhr — indeß bald gewann er wieder Fassung und dachte auf Mittel: der barbarischen Mutter zum Trotz, alle Hindernisse, die ihn von der Geliebten trennten, zu besiegen.

Am Peter zu Wien und zwar rechter Hand, wenn man durch die Gasse, welche vom Graben dahin führt, kommt, befindet sich das Gasthaus »zur Schnecke« schon damals eines der mit Recht beliebtesten der innern Stadt. In der Mitte des Platzes erhebt sich die nicht große aber hübsch gebaute, mit einer Kuppel gezierte Kirche zum heiligen Peter und fast die ganze Front der linken Seite nimmt das »zum Auge Gottes« genannte große Haus ein, welches in neuerer Zeit profanischer Weise zum Polizeihaus umgeschaffen wurde. — Zu jener Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, war es noch Privathaus, und in dem dritten Stock auf jener Seite, deren Fenster nach dem Peter gehen, bewohnte Frau v. Weber mit ihren Töchtern ein bescheidenes aus Stube, Küche und Kammer bestehendes Logis.

Es war an einem warmen sonnigen Junimorgen, als ein hagerer, sehr sorgfältig gekleideter und überhaupt sehr würdig aussehender Herr von gesetztem Alter und gesetztem wiewohl sehr freundlichem Wesen, langsam vom Graben der auf das Gasthaus zur Schnecke zuschritt; dicht davor angelangt, blieb er zögernd stehen, schaute hinauf nach den Fenstern des vierten Stockwerks und schüttelte, wie besorglich, das mit einer schöngepuderten Beutel-Perrücke gezierte Haupt. Doch nicht lange währte seine sichtliche Bedenklichkeit und rasch entschlossen schritt er die drei Stufen hinan, welche zur Hausthür und durch diese auf die winzige Vorflur des großen Hauses führen, denn die Gast- und Extrazimmer, die »Kuchi« (Küche), das Stiegenhaus, durch das man in alle fünf Stockwerke bis auf den Hausboden gelangt, nehmen gar zu viel Raum ein.

Ein dienstfertiger Kellner, der in offner Thür des Extrazimmers stand, fragte, kaum daß er den eintretenden Herrn gewahrte: »Woas schaffn's Ew. Gnoad'n? a Goullasch? a Bäuschl mit Limoni? a beiß abgelottnes Lämmernes? Kalbsleberl mit Kreen? Würstl mit Kreen? gerößte Nierndl oder gerößte Leber mit oder ohne Erdäpfl?«

»Darnach — versetzte der Herr — darnach werd' ich frühstücken, derweile gieb mir a Seitl Oiner.« Der Kellner fuhr wie der Blitz davon und brachte gleich darauf nicht nur den verlangten Wein in einer weißen geschliffenen Seitlflasche nebst Glas, sondern auch einen Teller mit frischgebackenen, noch warmen Kipfeln, Salzstengeln und feinen Semmeln zur beliebigen Auswahl, weil es in Wien unerhört ist: Wein und vollends gar feurigen Ungarwein zu trinken, ohne wenigstens etwas Brod oder Backwerk dazu zu genießen.

Der Gast langte denn auch sofort nach einer feinen Mundsemmel, schenkte sich sein Glas halb voll und nachdem er daran genippt und ein Stückchen Brod gegessen, fragte er den Kellner: »Der Herr von Mozart wohnt jetzt hier im Hause?«

»Ganz Recht, Ew. Gnoad'n! seit 14 Tag' im vierten Stock, gleich neb'n der Stieg'n links.«

— »Ist er eben zu Hause?«

»Allerweil den ganzen Tag schreibt er Musik und kommt erst Abends runter. I muß ihm sein Mittagsessen und die Jause raufbring'n.«

»Da werd' ich ihn wohl stören, wenn ich raufgeh'.«

»A na! Da laufn genug zu ihm rauf von den deutschen Comödianten und Musikanten, der läßt sich so leicht net stör'n.«

»Nun dann — sprach der Gast, indem er gemächlich das Glas leerte — nun dann, wenn ich ihn nicht störe, so will ich zu ihm hinaufsteigen, obgleich es verzweifelt hoch ist.« Er berichtigte seine Zeche und trat dann bedächtig seine Wanderung nach dem vierten Stock an.

Endlich war er oben und stand, tief Athem schöpfend, vor der Thür des Zimmers, links der Stiege. Er klopfte an und öffnete, als auf wiederholtes Klopfen kein »Herein« ertönte, leise die Zimmerthür.

Die Wahrheit zu sagen: so war es nur ein Kämmerchen, mit einem einzigen Fenster, am Fenster stand Mozart's Arbeitstisch und am Arbeitstisch saß Mozart selbst, eifrig schreibend; außer für den Schreibtisch nebst dazu gehörigen Stuhl, hatte das Kämmerchen nur noch Raum genug für ein Bett und ein kleines Clavichord. Der Herr blieb unter der Thüre stehen und blickte mit dem Ausdruck höchsten Wohlwollens auf den immerfort eifrig Fortschreibenden und wer weiß, wie lange er noch so schweigend und regungslos unter der Thüre gestanden wäre, wenn nicht Mozart plötzlich mit dem Ausruf: »Er wird's bald geben!« sich vom Stuhl erhoben und nach der Thüre gewandt hätte.

Als er den Herrn erblickte, war es einen Moment, als traue er seinen Augen nicht, dann aber eilte er auf ihn zu und begrüßte ihn freudig mit den Worten: »Papa Haydn! ist's möglich? ist das eine Freud', Sie bei mir zu sehen! Was schaffens?«

»Ei, mein lieber Sohn! — versetzte Haydn — ich wollte eben sehen, was Du schaffest, weil ich Dich so lange nicht bei mir sah.«

»Na, Papachen! Sie werden mir zutrauen, daß mir Nachlässigkeit an meiner Versäumniß Schuld ist. Sie haben wohl gehört, daß ich auf ausdrücklichen Wunsch unseres großen guten Kaisers, für die deutsche Sängertruppe ein Singspiel schreiben muß.«

»Ja! und ich habe mich von ganzem Herzen darüber gefreut, daß man hier endlich anfängt, meinem Wolfgang Arbeiten, die seiner würdig sind, zu übertragen.«

»Mit dieser Ersten bin ich denn eben bis auf die letzte Nummer zu Ende' gekommen. Es ist ein Duett für den Adamberger und der Cavalieri, das einzige, was das Liebespaar in dem ganzen Singspiel hat, aber ich glaub' es giebt was aus.« —

»Darf ich es sehen, lieber Wolfgang?« fragte Haydn.

»Na, eh! — versetzte Mozart fröhlich — ich denk' das wär' doch wohl eine Ehre für mich. Setzens sich der Papa, da liegt die ganze Geschicht', lesen Sie's durch. Ich komme gleich wieder!«

Er sprang zur Thüre hinaus und die Stiegen hinab. Joseph Haydn aber setzte sich an den Arbeitstisch und las die Composition, welche sein junger Freund so eben vollendet hatte. Welchem Musikliebhaber und Verehrer Mozart's wäre jenes himmlische Duett Belmontes und Constanzens unbekannt, in welchem die zum Tode verurtheilten Liebenden zuerst jedes sich anklagen, daß um seinetwillen der geliebte Gegenstand sterben müsse und zuletzt Beide selig aufjubeln, daß es ihnen vergönnt zusammen zu sterben. Vier und siebenzig Jahre sind verflossen, seit dieses Duo componirt wurde. — Mozart selber hat in späteren Jahren Gewaltigeres geschaffen und die modernen Propheten der „Zukunfts-Oper" haben es für veraltet und ungenügend wie den ganzen Mozart erklärt, und dennoch: welcher gefühlvolle Mensch, wenn er es heute hört, fühlt sich nicht hingerissen, erschüttert und entzückt, indeß die Zukunfts-Oper nur noch in der Journalistik herumspukt, von der Bühne herab aber längst nicht mehr effektuirt. Bedenke man, daß jene Musik damals noch den vollen Reiz der Neuheit für sich hatte, daß früher Gleichvollendetes noch nicht dagewesen — denn Figaro, Don Giovanni, Così fan tutte und die Zauberflöte existirten noch nicht, so wird man es begreifen, was der Vater Haydn empfand, indem er die Composition mit dem Blick des Kenners, des Künstlers — dem auch die kleinste Schönheit nicht entging — durchsah. Und wahrhaftig, als Mozart zurückkehrte, gefolgt von dem Kellner, der ein Gabelfrühstück und eine Flasche Tokayer brachte, da fand er den Vater Haydn, das Haupt auf beide Arme gestützt, über die Partitur gebeugt, wie in seliger Versenkung auf die letzten Noten starrend.

„Nun, Papachen! gefall's Ihnen?" fragte Mozart, nachdem der Kellner Wein und Essen, in Ermangelung andern Platzes, auf dem Deckel des Clavichords servirt hatte.

Joseph Haydn aber, als er Mozart's Stimme vernahm, blickte auf mit Augen voll Thränen und sprach: „Sei nicht böse, mein Wolfgang, aber mir sind da einige Wassertropfen auf Deine Partitur gefallen, es ist gar zu schön!" —

Mozart griff nach Haydn's Hand, um sie an seine Lippen zu drücken; doch Haydn zog ihn an seine Brust, hielt ihn lange und innig umarmt und sprach dann: „Der gute Gott hat Dir unendlich viel gegeben, gieb ihm die Ehre, indem Du es immer, nie bisher, zur Freude Deiner Mitmenschen, zur Verherrlichung unserer Kunst verwendest und — verzage nimmer, wenn Neid, Unverstand und jämmerliche Alltäglichkeit Dir und Deinem Streben feindlich entgegen treten. Das sind Prüfungen, denen das Genie nimmer entgeht, nimmer entgehen darf, soll es sich als ächt für alle Zeiten bewähren — ich weiß, Wolfgang, Du wirst es."

„Ei!" — versetzte Mozart — „wenn Sie, mein guter Vater und andere Leute, die Ihnen gleichen, nur mit mir zufrieden sind, so werd' ich die Courage nicht verlieren, obgleich ich jetzt eigentlich Ursache genug hätte, melancholisch zu sein." —

„Ich weiß, — lächelte Haydn — Du liebst ein braves, hübsches Mädchen und die Mutter will sie Dir nicht geben."

„Hat Ihnen mein Alter davon geschrieben?" — fragte Mozart etwas verwundert.

„Nein! — entgegnete Haydn — ich erfuhr es von Dir ner und Constanzens Gönnerin, der Frau Baronin Waldstätten, ich sprach sie gestern, sie erzählte mir Alles, auch daß Du Deiner Constanze zu Liebe Dein schönes Logis bei Herrn von Mesmer mit dieser erbärmlichen Kammer vertauscht habest."

— „Ah! — rief Mozart eifrig — erbärmliche Kammer? Da schauen's! Diesem Fenster grad' vis a vis befindet sich das Fenster meiner Stanzl, alle Morgen ganz früh, wenn die Mama noch schläft, den Tag über, so oft die Mama nicht zu Haus ist und spät Abends erscheint sie an demselben! — Wir haben eine Zeichensprache erfunden und können uns mittelst derselben alles erzählen, was mir auf dem Herzen haben — ich wäre ja sonst nimmer mit der Oper zu Stande gekommen vor Sehnsucht, Unruh' und Angst." —

„Das glaube ich Dir aufs Wort, mein armer Wolfgang! und deßhalb und im Auftrage Eurer Beichtigerin kam ich der. Frau von Waldstätten nämlich läßt Dir sagen, Du möchtest, sobald Du abkommen könntest, sie besuchen, sie habe Dir sehr Wichtiges mitzutheilen."

„Werd' nicht unterlassen dem Befehle der Gnädigen nachzukommen! — rief Mozart — aber nun, Papachen! lassen uns frühstücken und dabei die Gesundheit unseres lieben Kaisers in ächtem Tokayer trinken."

„Das schlage ich nicht aus! — versetzte Haydn — doch Du hast ja nur einen Stuhl." —

„Weil kein zweiter mehr Platz hat! Aber wenn Besuch kommt, weiß ich mir schon zu helfen! Damit ergriff Mozart einige voluminöse Partituren, legte sie neben dem Sessel, auf welchen Haydn Platz nehmen mußte, über einander und kniete darauf vor dem Clavichord hin, auf diese Weise wurde das Frühstück lustig verzehrt und es versteht sich, daß außer des Kaiser's auch Constanzen's Gesundheit ausgebracht wurde. Nachdem darnach Mozart seinem väterlichen Freunde noch die vorzüglichsten Nummern aus seiner Oper vorgespielt hatte, verabschiedete sich Haydn! Mozart aber besuchte noch am selben Abend die Frau Baronin von Waldstätten.

Am 12. Julius desselben Jahres wurde die „Entführung aus dem Serail" zum ersten Male in Wien gegeben und in kurzer Zeit vierzehn Mal wiederholt; der Beifall, welchen die Oper erhielt, war ungeheuer und keine andere Oper Mozart's, außer der „Zauberflöte", machte in Wien, so lange der Meister lebte, gleiches Glück.

Die Besetzung bei der ersten Aufführung in Wien war folgende: Constanze — Mademoiselle Cavalieri, Blondchen — Mademoiselle Tayber, Belmonte — Herr Adamberger, Pedrillo — Hr. Dauer, Osmin — Hr. Fischer, Bassa Selim — Hr. Walter.

Mozart hatte bald nach der ersten Aufführung der Oper seinem Vater geschrieben und ihn dringend um seine Einwilligung zu der Verbindung mit Constanze v. Weber gebeten. Der alte Mozart willigte ein, denn er glaubte nicht anders, als auch Frau v. Weber habe schon ihre Einwilligung ertheilt. Allein dem war nicht so. Frau v. Weber, obgleich sie, wie das ganze Publikum, von Mozart's Oper entzückt war, blieb doch dabei: dem jungen Meister ihre Tochter nicht früher zu

geben, bis er eine sichere Anstellung habe; sie meinte, eine solche zu erlangen, müsse ihm ja, nach dem glücklichen Erfolge seiner Oper, ein Leichtes sein. — Die gute Frau kannte Wien und die Wiener Kunstzustände nicht und übersah es ganz, daß eben der glückliche Erfolg seines Werkes die Zahl der Neider und Gegner Mozart's verdreifacht hatte.

Ganz außer sich, daß all' sein Bitten und Flehen bei der Mutter Constanzens kein Gehör gefunden hatte, klagte Mozart der Frau von Waldstätten sein Leid, und schloß mit der treuherzigen Aeußerung: »Ich muß ja zu Grund' gehen vor Unruh' und Sehnsucht, wenn ich meine Stanzi nicht bekomme.«

»Zu Grunde dürfen Sie nicht gehen, Herr v. Mozart — entgegnete Frau von Waldstätten — es muß Rath geschaffe werden, daß Constanze die Ihrige wird.«

»Was meinen Sie, Gnaden, wenn ich's machte, wie der Belmonte in meiner Oper und mein Mädl entführte?«

»Die Idee ist gut und ich wundere mich nur, daß Sie nicht schon längst darauf verfallen sind.«

»O! ich hab mich schon lang mit dem Gedanken getragen, aber schauens, wie soll ich's anstellen, daß es nicht mißglückt? Die Mutter paßt jetzt strenger auf, wie je vorher, betrunken, wie der Osmin kann ich sie doch nicht machen und dann ist noch ein Umstand, die Constanze hält auf Ehr' und Sitte und wenn sie auch einwilligt, daß ich sie aus dem Hause der Mutter entführe, so wird sie mir doch um Alles in der Welt nicht früher in meine Wohnung folgen, bis wir getraut sind. Wo sollt ich sie hindringen?«

»Bringen Sie sie zu mir«, sprach Frau von Waldstätten nach kurzem Bedenken, »und — fügte sie hinzu — daß es Ihnen möglich wird, Constanze aus dem Hause ihrer Mutter zu entführen, dafür werde ich ebenfalls Sorge tragen, ich erkläre mich hiermit feierlichst zu Ihrer Verbündeten.«

Ob Mozart der schönen Dame für ihre Güte dankte und gerne gelobte, allen ihren Anordnungen getreulich Folge zu leisten? Die Frage, wenn sie überhaupt noch gethan werden kann, mag sich jeder Liebhaber, der sich in ähnlicher Lage befindet, selbst beantworten, im Uebrigen konnte Mozart jetzt mit Blondchen singen:

»Welche Freude, welche Lust —
Herrschet nun in meiner Brust!«

Eine Einladung zu einem Thee von der Frau Baronin von Waldstätten konnte Frau von Weber unmöglich ablehnen. Constanzens jüngere Schwester war mit derselben wie mit Mozart einverstanden und als Frau von Weber Abends zur Baronesse gefahren war, ließ sie den harrenden Liebhaber gerne zur harrenden Geliebten, so wie nach einer Weile Beide ungehindert aus dem Hause schlüpfen.

Darauf zerschnitt Sophie Constanzens Bettuch in lange Streifen, knüpfte diese zusammen, schlang das eine Ende um das Kreuz des geöffneten Fensters, warf den übrigen Theil hinaus, so daß es schien, als habe Constanze ihre Flucht durch das Fenster genommen, schloß sodann das Zimmer ab und versteckte den Schlüssel.

Constanze und Mozart langten in der Wohnung der Frau von Waldstätten an, als sich Frau von Weber noch dort befand. Constanze wurde von der Gameriera der Baronesse in ein für sie bereit gehaltenes Zimmer geführt, Mozart aber begab sich, der Verabredung gemäß, in den Salon, in welchen die Theegesellschaft versammelt war, so daß es der Frau von Weber nie eingefallen wäre zu glauben, daß der junge Mann so eben ihre Tochter entführt habe.

Um so größer war dann freilich ihre Bestürzung als bei ihrer Nachhausekunft Sophie ihr verwirrt entgegen kam und erzählte, sie habe Constanzens Zimmer verschlossen gefunden und die Schwester habe allem Anklopfen's ohngeachtet, nicht geöffnet. Frau von Weber eilte selbst an die Thüre, klopfte an und ließ endlich durch einen herbeigeholten Schlosser das Zimmer öffnen, hier fand sie nun das offne Fenster, das an dem Fenster befestigte in Streifen geschnittene und zusammengeknüpfte Bettuch, welches bis auf die Gasse hinabreichte, und überlas in ihrer Bestürzung völlig, daß die Streifen viel zu schwach gerathen und zu schlecht an einander geknüpft waren, als daß es Constanzen möglich gewesen sein sollte, sich daran vom dritten Stock glücklich herab zu lassen.

Mehrere Tage schwebte Frau von Weber in völliger Ungewißheit über das Loos ihrer Tochter Constanze, bis endlich ein Besuch der Frau Baronin von Waldstätten ihrem Kummer ein Ende machte. Zwar wollte sie Anfangs auf Mozart und Constanzen zürnen, allein der Schreck, welchen sie gehabt, der Kummer und jetzt die Freude, sie wie das gütliche Zureden der Baronesse hatten ihren starren Sinn gebrochen und noch am selben Abende gab sie unsern Mozart und seiner Constanze ihren mütterlichen Segen.

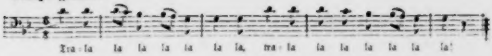
Die Hochzeit des jungen Paares wurde im Hause seiner Beschützerin am 4. August in aller Stille gefeiert, außer Constanzens Mutter und ihrer Schwester Sophie waren nur noch der Vormund beider Mädchen, Herr von Thorwart, der Landrath von Zetto, Beistand der Braut, so wie ein Herr von Gilowsky als Beistand des Bräutigam's, und die Baronesse zugegen. In dem Brief an seinen Vater, welchen Mozart drei Tage später nach Salzburg schrieb, sagt er unter Anderen: »Als wir zusammen verbunden wurden, fing sowohl meine Frau als ich zu weinen an, davon wurden Alle, sogar der Priester gerührt und Alle weinten. Unser ganzes Hochzeitsfest bestand in einem Souper, welches uns die Frau Baronin von Waldstätten gab, das in der That mehr fürstlich als baronisch war, während des Soupers wurde ich von einer sechszehnstimmigen Harmonie von meiner Composition überrascht.« —

Den Tag vorher war auf Gluck's ausdrückliches Begehren Belmonte und Constanze wieder gegeben worden, das Loos, welches dieser große Meister der Oper spendete, machte Mozart glücklich.

Die allerelt wipfertigen Wiener aber, welche Mozart's Heirathsgeschichte erfahren hatten, nannten fortan Belmonte und Constanze oder die Entführung aus dem Serail nur: »die Entführung aus dem Auge Gottes.« —

III.

Tempo giusto.



Wer auf der lieben Gotteswelt mag wohl dem Geiste des herrlichen Meisters Mozart vorgeschwebt haben, als er obenstehenden Anfang einer Melodie niederschrieb, welche wirklich und wahrhaft ein Liebeslied vorstellen soll, und zwar ein sehr ernstlich gemeintes, denn es ist darin von Treue und Redlichkeit, von Tausend Küssen, das Leben versüßen und von Tröstung und Freundschaft die Rede, lauter sehr ernste Dinge, mit denen sich ungestraft nicht spaßen läßt. Indessen versuche man's einmal, nach dieser Melodie und in diesem Tempo seinem Liebchen Tausend Küsse zu appliciren und ich will darauf schwören, die Allerkußlustigste findet die Geschichte bald langweilig und bedankt sich für solche Lebensversüßungs-Methode. Kann man es nun dem hübschen, raschen Blondchen schon gleich beim Beginn des Stückes verdenken, wenn sie von ihrem so lamentabel girrenden Herrn Cömin nichts wissen will?

Dies dem Hörer in den ersten Takten schon klar zu machen, war allerdings Mozart's Absicht, aber nun sehe man einmal, welcher Mittel sich Mozart dazu bediente und man wird auch augenblicklich den großen Meister in ihm erkennen.

Er giebt uns eine einfache schleppende Melodie in **Gmimore**, eine Melodie, wie sie uns wohl an drückend heißen Sommertagen, wenn wir im Waldesschatten an einem langsam dahin fließenden Bach gelagert vor den Ohren summen möchte, wo wir eben vor göttlicher Faulheit gar nichts mehr denken, und uns die Augenzumpern eben zufallen wollen. Wir werden sonder Zweifel diese Melodie uns noch vor den Ohren summen hören, wenn uns schon die Augen den Dienst versagten und erwachen wir endlich wieder aus unserm Schläfchen, so läßt sich eine Wette darauf eingehen, daß das Erste, was wir vernehmen, wieder jene Melodie ist, über welche wir sanft und selig einschliefen! Es geschieht dann nicht selten, daß wir laut auflachen müssen, denn besagte Melodie erscheint uns beim Erwachen mitunter höchst komisch-zärtlich oder pathetisch, was zu der ungeheuren Schlärfigkeit, die ihren Grund-Charakter ausmacht, den drolligsten Contrast bildet. Unstreitig hatte Mozart dies an sich selbst erfahren und dem feinen Beobachter entging die komische Kraft nicht, welche hier eine getreue Copie der Natur zu rechter Zeit und am rechten Orte entwickeln müsse.

Es wird denn dieser **Liebesgesang Cömin's** auch nie seine drastische Wirkung verfehlen, um aber dem Spaß die **Krone** aufzusetzen und den liebegirrenden Alten uns mit einem Meisterzuge zu charakterisiren, läßt uns Mozart in den ersten Takten, das **Ende** anstatt des **Anfangs** hören! Nun weiß aber Jeder was — besonders in der Liebe — daher herauskommt, wenn man das Ding am verkehrten Ende angreift und der arme Cömin entgeht denn auch am Schlusse der Oper seinem Geschicke nicht.

Daß Mozart in seiner seiner späteren Opern diesen glücklichen Gedanken je wieder anbrachte oder auch nur an ihn erinnerte, ist ein neuer Beweis von der Unerschöpflichkeit seines Genie's, wie müde manch' anderer berühmte Componist einen solch' glücklichen Wurf ausgebeutet, wo nicht zu Tode gehetzt haben; dagegen — in der ganzen übrigen Parthie des Cömin selbst erinnert nichts mehr an sein **Liebeslied**, er hatte eben ausgeschlafen als er es zu Ende sang, mit dem Takte, bei welchem Belmonte ihn im letzten Verse unterbricht, hervor er sein »Tralerala« wieder anheben kann, endet das Lied, ist für diese Vorstellung abgethan und vergessen, denn Cömin ist jetzt munter, denkt nur noch an Bastonaden, Köpfen, Hängen, Spießen und dergleichen

ästhetische Ergötzlichkeiten. — Wenn er später mit seiner Erwählten zusammenkommt, findet er auch weniger Grund zur Zärtlichkeit als zum Aerger und zur Eifersucht. Mozart hat uns zu Anfang des Stücks ein Pröbchen Osmin'scher Zärtlichkeit gegeben und weiß, daß besonders die Damen vollkommen genug daran gehabt haben werden, also Basta! — Halte man dagegen nur aber Belmonte's Arie: „O wie ängstlich, o wie feurig ꝛc.“, das herrliche Duett, kurz vor dem Schlusse der Oper, halte man dagegen die Liebesgesänge im Figaro, Don Giovanni, Idomeneo, Così fan tutte und Zauberflöte und man wird erstaunen, auf wie verschiedene und stets dem handelnden Charakter und der Situation angemessene Weise Mozart ein und dasselbe Gefühl zu schildern verstand. Sage man mir nicht: Das ist nichts Neues! Das wissen wir längst, daß Mozart dies verstand! Es ist schon genug darüber geredet und geschrieben. — Letzteres gebe ich zu, allein ich weiß auch gewiß, daß die Anerkennung Mozart's noch lange nicht an dem hinanreicht, was er wirklich leistete; weiß, daß man, wie oft man seine Partituren auch durchgeht, immer auf etwas Neues stößt, und daß man bei näherer Prüfung überrascht und beschämt ist, wie einem so Herrliches so lange entgehen konnte. Der Grund ist der allereinfachste: Mozart nämlich, handelt es sich nicht eben um ein erstes oder zweites Finale à la Don Juan, um ein Recitativ, wie jenes berühmte der Donna Anna, oder um eine Bravourarie der Königin der Nacht, giebt alles, was er giebt, ohne alle Prätension, als verstände dieses sich nur so von selbst. In den meisten seiner Arien, Duetten, Ensemblestücken, finden wir — „keine Note zu viel!“ am allerwenigsten aber ein Instrument zuviel, obgleich er alle noch jetzt gangbaren Orchester-Instrumente *) kannte und gebörigen Orts benutzte. — Auch sind seine Uebergänge so einfach und ungezwungen herbeigeführt und sie durch die Situation bedingt, daß sie auf den ersten Blick durchaus nicht frappiren: „das muß aber so sein“, sagt uns unser Gefühl, indem wir es sehen oder hören und aus Wohlgefallen daran, daß wir alles so finden, wie es sein muß, vergessen wir auch den Meister und sein Genie, das immer nur das Rechte traf. —

Daß Mozart aber darum von einer einseitigen, oberflächlichen, modernen Kritik oft gar nicht oder gradezu falsch verstanden wird, ist nicht zu verwundern und tritt nicht selten auf höchst spaßhafte Weise zu Tage.

So z. B. las ich vor Kurzem ein Büchlein von einem — ich weiß nicht mehr welchem Zukunftsopernmann — der an unsern armen Mozart sein gutes Haar ließ; unter Anderm äußerte er sich auch: Mozart habe gar keinen Begriff vom Styl gehabt, er sei ein Stylverderber, der alle Style bunt durcheinander gerührt habe. In der „Zauberflöte“, in deren Ideenkreis Spuren eines Mythus ahnen ließen, habe er — Gassenhauer angebracht, („dies Bildniß ist bezaubernd schön“ wird als ein solcher bezeichnet), im „Don Giovanni“ habe er das „tragische Element“ durch Lazzi und Tanzmusik profanirt, und in der komischen Oper „Così fan tutte“ lasse er ein gewöhnliches junges Mädchen eine Bravourarie im „großen Styl“ singen.

Diese letzte Anklage ist nun vollkommen richtig, nur ist dabei meinem Zukunfts-Opernmanne das lustige Unglück passirt, nicht zu merken, daß Mozart sich in jener Arie auf die unbarmherzigste Weise über die erste Liebhaberin lustig macht. Es ist nämlich jene Arie: „Fest wie Felsen, unerschüttert und im Sturme ohne Wanken, will die Treue ich bewahren, die ich dem Geliebten schwur“, gemeint. Man sieht schon aus den Textesworten, daß die Dame, welche besagte Arie singt, ihre felsenfeste Treue und Tugend gewaltig herausstreicht, und Freund Mozart mit vollem Orchester und Pauken und Trompeten sie der Welt von ihrer felsenfesten Treue und Tugend erzählen läßt, so lange nur immer der Athem dazu ausreichen will. Natürlich, daß nun eben in der nächst folgenden Scene die vielgerühmte Tugend und Treue der guten Dame ganz erbärmlich Schiffbruch leidet, um den Titel und die Grundidee des Stücks „Così fan tutte“ zu rechtfertigen. Ob es nun von Mozart ein so ungeheures Verbrechen war, sein Mädchen von Flandern eine Arie im großen Styl singen zu lassen, darüber mögen die urtheilen, die Sinn für Witz, Humor und feine Charakteristik haben. —

Der geistreiche und vorurtheilslose Beurtheiler Mozarts, der sich öffentlich über ihn aussprach, war unstreitig der verstorbene Oulibichieff und die Deutschen mögen sich schämen, hier von einem Russen übertroffen worden zu sein; aber ich kenne Jemanden, welcher noch Geistreicheres und Erschöpfenderes über Mozart schreiben könnte, wenn er zum Unglück nicht so ein entsetzlicher Faulpelz wäre, es ist dies — Rossini, der verstummte Schwan von Pesaro, der, während er das Meiste was er selber schrieb, wie er lachend selbst eingesteht, rein vergessen hat, sich rühmt, Mozart's Hauptwerke Note für Note aus dem Gedächtnisse niederschreiben zu können und wenn ich auch nicht glaube, daß ihm dieses möglich sein würde — daß er aber nicht daran geht, ist gewiß — so zeigt es doch, wie stolz dieser Italiener darauf ist, den großen deutschen Meister so genau zu kennen und zu verstehen. —

Merkwürdig ist es übrigens, daß auch ein Berlioz, nachdem er die „Zauberflöte“ in London zum ersten Male gehört hatte, zum glühenden Verehrer Mozart's wurde und noch merkwürdiger, daß es gerade die einfach erhabenen Priesterchöre, der Priestermarsch und die Gesänge der drei Genien waren, welche ihn so mächtig erschütterten und ihn zu begeisterten Lobeserhebungen in der Revue musicale veranlaßten! Am allermerkwürdigsten aber ist es, daß eben dort, wo Mozart, so lange er noch lebte, am wenigsten erkannt und gewürdigt wurde und wo das Publikum jetzt für ihn schwärmt, ich meine in Wien, die Herren Hof-Operndirektoren, Regisseure und Capellmeister bis auf den heutigen Tag zu seinen entschiedenen Gegnern gehören, seine Opern nur ungern und dann möglichst mangelhaft aufführen und sich entsetzlich ärgern, wenn trotzdem das Haus nicht leer bleibt, sie oft eine Mozart'sche Oper angekündigt ist.

*) Das Violoncelle oder die Baßviola angenommen, dafür ist aber jetzt auch selbst in den größten Orchestern die Besetzung der eigentlichen Posaunen eine mangelhaftere als zu Mozarts Zeiten. Contra-Fagotto, so wie das reine einfache Horn, worauf Mozart so große Stücke hielt: das Glockenspiel und die Kandeline fehlen ganz.

IV. Liebes Mandel! wo ist's Bandel?

Wenn sich einmal der Frühling in Wien recht besonders gut anschickt, was leider aber nur ausnahmsweise der Fall ist, denn das nahe Kohlengebirge sendet oft noch bis tief in die Maitage seine rauhen Winde und »Schauer körnigen Eises« in's Donauthal hinab. — Aber, sage ich, schickt sich der Wiener Frühling zur Abrechelung einmal besonders gut an, dann giebt es auch nichts Reizenderes als einen lichten Maimorgen und Vormittag in Wien und zwar in der innern Stadt und in der innern Stadt wieder auf dem Graben, dem Tummelplatz alles dessen, was vornehm, reich, schön, elegant, lebenslustig, mit einem Worte: »gut Wienerisch« ist. —

Anschaulich beschreiben läßt sich der Wiener Graben für Niemanden, der ihn nicht in der Wirklichkeit selber sah, und selbst die gelungensten Abbildungen geben keine richtige Idee von ihm. Die Wiener selber sind darüber uneinig, ob sie ihn einen Platz oder eine Straße nennen sollen; für einen Platz kommt er wegen der nahen Nachbarschaft des »Hofes« und der »Freiung« ihnen doch nicht groß genug vor, für eine Straße in Betracht, daß er sich in der innern Stadt befindet — wenn auch nicht zu lang, doch zu breit. In dem neuen Hamburg würde man den Wiener Graben weder lang noch breit finden, aber keine der schönen langen und breiten Straßen Hamburg's läßt an einen Vergleich mit dem Wiener Graben nur im Entferntesten denken.

Das macht das Leben daselbst! Das Leben, das wieder himmelweit verschieden ist von dem geschäftigen Drängen und Treiben in den Straßen Hamburg's und anderer großen Städte. Der Graben an einem schönen Maimorgen ist mit einer Ueberfülle wirklicher Blumen versehen, daß es durchaus nicht nöthig ist, wie am ersten Ostertage in Goethe's »Faustgezupfte Menschen dafür zu nehmen. Allein die gezupften Menschen fehlen eben so wenig und die wahrhaft kaiserlich ausgestatteten Put-, Gold-, Silber- und Juwelen-Gewölbe, Galanterie- und Kunstläden, welche in jedem Parterregeschosse der fünf-, sechs- und siebeneckigen Häuser ohne Ausnahme sich finden, blenden das Auge und verwirren es, daß der Inhaber derselben sich endlich gar keine Rechenschaft mehr darüber geben kann, was er denn eigentlich getieben, wenn es nicht etwa das reizende Gesicht einer jungen Wienerin gewesen ist, in das er sich sofort vergaffte und sans façon sterblich verliebte.

An einem wunderholden Wiener Maimorgen des Jahres 1788 war es, als ein großer stattlicher Herr in einem reichgallonirten Kleide, das ihn als einen Hoffähigen bezeichnete, auf jener Seite des Grabens, deren eine Frontenhälfte beinahe ganz von dem größesten Zinshause der innern Stadt, dem »Trattnerhofe« eingenommen wird, — daher schritt.

Er war vom Kohlmarkt herabgekommen und schien seinen Weg nach dem Stockimeisenplatz nehmen zu wollen, als er plötzlich seinen Schritt anhielt und durch die offne Thür eines Gewölbes schmunzelnd in dasselbe hinein schaute.

In jenem Gewölbe befand sich nämlich eine Bandwaarenhandlung, aus der die elegantesten Damen ihren Bänderbedarf vorzugsweise sich anzuwählen pflegten. — Außer dem Ladenfräulein (damals noch Laden-Demoiselle genannt) war freilich, da es noch sehr früh am Tage war, jetzt kein lebendes weibliches Wesen im Laden zu erblicken, doch darüber schien sich der junge Mann, der vor dem Ladentische stand, durchaus nicht zu grämen, sondern vollkommen zufrieden mit der Gesellschaft der allerdings sehr hübschen jungen Laden-Demoiselle zu sein, wenigstens vernahm der Lauscher an der Thüre deutlich, daß der junge Herr der jungen Schönen eine förmliche Liebeserklärung und zum Ueberfluß noch in Knittelreimen machte.

Die Laden-Demoiselle hörte ihm lachend zu, indem sie aus einem Karten, in welchem sich mehrere kostbare Bänder befanden, Eines auswählte.

»Schauen's!« rief sie, als sie ihrer Meinung nach das Rechte getroffen. »Schauen's, das ist halt das schönste Bandl im ganzen Karton, wo nit im ganzen Gewölb'! Ich mein', es müßt Ihrer Dame gefallen.«

»Ich verlaß' mich auf Ihren Geschmack«, entgegnete der junge Herr. »Was ist der Preis?«

»Ihnen will ich's für einen Kaiserdukaten ablassen.«

»Nu, das ist ein Glück, daß ich grad' noch einen bei mir hab'.« Er griff in die Tasche, doch die Laden-Demoiselle rief abwehrend: »Was denkens Ihnen? Meinens, ich werd' Ihnen auf das Neujahr Credit geben?« —

»Bis Neujahr sein ja noch acht Monat!«

»Schon Recht! unterdessen brauchens wohl noch mehr und da kommt alles auf eine Rechnung.«

»Na meinetwegen, schöne Leni, packens mir das Bandl hübsch zsamm.«

»Ich werd' Ihnen einen eigenen Karten dazu geben, damit 's nit zerdrückt wird.«

»Und extra könnten's mir auch an Busserl spendiren«, bat der junge Herr schmeichelnd.

»Na, Sie sein heut Einmal wieder schlimm«, versetzte Mamsell Leni, indem sie das ausgewählte Band in einen Karton packte, ließ es übrigens, ohne sich allzusehr zu sträuben, geschehen, daß der junge Herr einen feurigen Kuß auf ihre frischen Rosenlippen drückte, worauf er den Karton mit dem Bande unter den Arm schob und lustig aus dem Gewölbe buchte, vor dessen Thüre er derb an den dort lauschenden Herrn, welchen er gar nicht bemerkt hatte, anprallte. —

»Holla! Wildfang verzweifelter!« rief der große Herr, »hat Er keine Augen im Kopfe, daß er solide gesetzte Leute um- und beinahe umrennt?«

»Ach! Herr Geheimerath!« versetzte der junge Herr überrascht, »den schönsten guten Morgen. Bitte Tausendmal um Excuse, wenn man aus so einem Gewölk in's helle Sonnenlicht hinaustritt, ist man wirklich ganz nie gedienet.«

»Abscheulich, wenn man der hübschen Laden-Demoiselle zu tief in die Augen gekuckt hat, nicht? — Wir kennen das!

»Nu, daß Sie das kennen, hab' ich mir ja immer gedacht.«

»Spitzbube! was hatte Er so früh in dem Gewölbe zu schaffen?«

»An Bandl hab' ich gekauft!«

»So, an Bandl? und wen will Er damit anbandeln?«

»Wie meinen der Herr Geheimerath?«

»Ich meine, für wen das Band bestimmt ist? —

»Ei — für — für —

»Was steckt Er? heraus mit der Sprache, für wen ist das Band bestimmt?« —

»Nu alle Wetter! für wen Anders als für — die Stanzi.«

»Für seine Frau?«

»Natürlich! für wen denn sonst?«

Der inquirirende Geheimerath betrachtete den jungen Herrn mit einem so sarkastischen Lächeln, daß dieser feuerroth wurde und die Augen verwirrt zu Boden schlug.

Endlich nahm der Erstere wieder das Wort: »In der That, Wolfgang, Du bist das Muster eines aufmerksamen Ehemannes und ich muß Dich traurhöflig um Verzeihung bitten, daß ich Dich im Verdacht hatte, Du wolltest der Saporiti, welche sich, wie ich weiß, eben in Wien befindet, mit dem theuren Bande ein Präsent machen. Verzeihe mir den ungegründeten Verdacht und erlaube mir ein Zeuge der Freude zu sein, welche Dein gutes Weibchen über das schöne Geschenk haben wird, wenn Du es ihr überreichst; Du weißt wie gut ich der Constanze bin.«

Der junge Herr lächelte verlegen und nickte bejahend. Ein Wort hervorzubringen, schien ihm in diesem Augenblick rein unmöglich.

Der Geheimerath aber gab sich das Ansehen als bemerke er die Verlegenheit seines jungen Freundes ganz und gar nicht; unbefangen nahm er ihn unterm Arm und wanderte mit ihm über den Stock im Eisenplatz durch die Weihburggasse der Rauhensteingasse zu.

In dem hübschen zweistöckigen Eckhause, dicht neben dem sogenannten goldnen A B C, befand sich in der ersten Etage die Wohnung Mozart's. Das Schild an der Thüre, welche zu dem kleinen Vorsaal der Wohnung führte, nannte auch seinen Zunamen und Charakter, nemlich: Mozart, k. k. Titular-Kapellmeister. Sein ansehnlicher Begleiter war der k. k. wirkliche Präses der Hofbibliothek, Geheimerath Freiherr von Swieten, ein großer Kunstfreund und besonderer Gönner Mozarts.

Als die beiden Männer in Mozarts Wohnzimmer traten, kam ihnen Mozarts Gattin, Constanze, freundlich entgegen, indem sie ihrem Mann zurief: »Ei, das ist schön von Dir, daß Du sobald zurück bist, und noch schöner ist's, daß Du den Herrn von Swieten mitgebracht hast.«

»O, Madame Mozart! — sei hier Swieten der hübschen kleinen Frau in die Rede, — das Beste kömmt noch; der Wolfgang, als ein Muster von einem galanten Ehemann, hat Ihnen ein hübsches Geschenk vom Graben mitgebracht — Nun, Wolfgang, rücke heraus damit!« —

Van Swieten lispelte insgeheim schon mit dem Gedanken, mit welcher bittersüßen Empfindung Mozart das ursprünglich nicht für seine Gattin bestimmte koldbare Band überreichen werde; — aber da hatte er sich verrechnet, denn Mozart, der schon längst sein insgeheim an Constanze begangenes Unrecht als solches erkannt hatte, war jetzt im Herzen froh, es wieder gut machen zu können, ehe es noch eigentlich wirklich begangen worden. Er überreichte mit einigen freundlichen Worten, denen man's anmerkte, daß sie ehrlich und aufrichtig gemeint, Constanzen den Garten mit dem Bande und hatte sichtlich seine innigste Freude über die Freude, welche das schöne Präsentstück der kleinen Frau bereitete.

Als van Swieten dies bemerkte, so wie die Zärtlichkeit, mit der Mozart Constanzen, ihn für das Geschenk lohnende, Umarmung erwiderte, war plötzlich seine sarkastische Laune verschwunden und er war wieder ganz der milde väterliche Freund, als welchen Mozart ihn seit Jahren kannte und verehrte. —

»Wie wär's, — meinte Swieten plötzlich, — »wenn wir diesen herrlichen Maitag benutzten und nach Tische nach Dornbach hinausführen, das Du, Mozart, so sehr liebst? — Hast Du keine dringende Abhaltung, so schlag' ein und ich halte diesen Nachmittag, Punkt zwei Uhr, mit meinem Wagen vor Eurer Wohnung.«

Mozart schlug ein und van Swieten, nachdem er noch Einiges wegen Mozarts für ihn begonnene Bearbeitung der Werke Händel's mit ihm besprochen hatte, ging, um seine Morgengeschäfte abzuthun. — Mozart saß bald an seinem Arbeitstisch auf seinem Lieblingsplatze in der Vertiefung eines Eckfensters und Constanze setzte sich neben ihn, ihm, wie er es während er arbeitete liebte, allerlei lustige Mährchen und Schnurren erzählend. Sie selbst war, während sie so plauderte, keineswegs müssig, sondern richtete sich das schöne Band, welches ihr Mozart geschenkt, zu einen Leibgürtel zu, womit sie sich heute bei der Spazierfahrt nach Dornbach zu schmücken gedachte.

Ein eben so unerwarteter als für beide Eheleute gleichgültiger Besuch, der aber freundlich empfangen werden mußte, zwang Constanzen ihr Arbeitsnähzeichen in aller Eile abzuräumen und, was sich eben darauf befand, in's Nebenzimmer zu verweisen, nämlich in jenes Nebenzimmer, das der Familie zugleich als Schlafgemach diente.

Wer jemals vor dem Jahre 1846 Wien und das leider nun abgebrochene alte Mozarthaus *) in der Rauhensteingasse besuchte und sich von dem letzten, für Mozart enthusiastisch eingenommenen Bewohner der ersten Etage die Localität zeigen ließ, der weiß, daß jenes Familien-Schlafgemach

*) Das sehr freundliche Haus war so wohl erhalten, daß es noch Jahrhunderte hätte stehen können; ein reicher Spekulant aber, ein Herr von Galmegni, kaufte es nebst drei daran stoßenden Häusern an, ließ alle niederreißen und dafür ein großes Zinshaus — das sogenannte „Mozarthaus" aufführen.

ein zwar großes, aber ziemlich dunkles Zimmer war, das nur durch ein in der engen Gasse gelegenes Fenster am Tage nothdürftig erleuchtet wurde, so daß dort sich leicht etwas verwerfen ließ, was dann nicht so leicht wieder zu finden war. Der Besuch währte übermäßig lange, endlich erfolgte denn doch der Aufbruch, als die Mittagsstunde schon längst geschlagen hatte.

Mozart und seine Gattin beeilten sich dieses Mal mehr als gewöhnlich ihr frugales Mittagsmahl einzunehmen und begannen dann ihre Toilette zu machen, was, beiläufig gesagt, bei Constanzen noch einmal so rasch von Statten ging wie bei Mozart, nicht seiner Eitelkeit halber — obgleich er immer sehr viel Sorgfalt auf seine Kleidung wandte, so daß ihn nicht wenige einen Stutzer nannten — sondern weil er den Kopf voll Musik, jeden Augenblick das Geschäft des Ankleidens unterbrach, — bald um auf seinem kleinen Clavichord einige Accorde anzuschlagen, bald um ein Thema, was ihm gerade eingefallen, auf ein Notenblättchen zu verzeichnen. — Constanze an diese seine Art und Weise längst gewöhnt, half ihm dann — oft ohne daß er es beachtete — beim Ankleiden und so waren denn Beide auch dieses Mal glücklich damit zu Stande gekommen, als Herrn van Swietens Wagen vor dem Hause hielt und er selbst wenige Secunden später in's Zimmer trat. —

„Schön! — rief er — Schön, daß Ihr fertig seid! — Allons, hinab! es wird halt gleich Drei schlagen!"

„Wir lassen mit auf uns warten!" versetzte Mozart. — Constanze aber, die nach Frauenart noch einen Blick in den Spiegel geworfen hatte, ihren Putz zu mustern, klagte jetzt: „Ach ja! da hab' ich das Beste vergessen!"

„Was?" fragte Mozart.

„Das schöne Band, was Du mir geschenkt hast."

„Nu, so thu's um."

„Ja, wenn ich's finden könnt! — Hilf mir's mitsuchen, Herzens-Wandel."

Und beide Eheleute fingen an zu suchen, was sie konnten, aber das Band wollte sich nicht finden lassen und da Constanze ihr Köpfchen darauf gesetzt hatte, ohne das schöne Band nicht zu gehen, so fing auch der Geheimerath mit an zu suchen. Anfangs mit nicht besserm Erfolge als der Meister Wolfgang und Frau Constanze, denn alle drei suchten in der Wohnstube, in dem Billardzimmer, in dem kleinen daran stoßenden Arbeitszimmer, wohin Mozart sich zurückzog, wenn er eine Arbeit vorhatte, die seine Störung und Unterbrechung zuließ. An das Schlafgemach dachte lange Niemand, bis endlich Herr van Swieten hineingerieth und alsbald den Schatz entdeckte. „Hier ist's!" rief er mit triumphirendem Ton.

„Das Band?!" fragten Mozart und Constanze.

„Gebens her!" — hat Constanze und langte darnach, aber der lange Herr van Swieten hielt das Band neckend in die Höhe, so daß weder Constanze noch Mozart es erreichen konnten, darüber entspann sich denn ein komischer Streit, bis zuletzt Mozart mit einem kühnen Sprunge sich doch genug erhob, um das Band erwischen zu können, welches er dann seiner Gattin überreichte. — Wenige Minuten später rollte schon Herrn van Swietens Wagen mit seinen drei lustigen Insassen durch die Alservorstadt zur Hernalser Linie hinaus, rechts abbiegend auf dem Wege nach Dornbach dahin.

Der Dornbacher Park und die Dornbacher Mühle sind noch heutzutage allen Wienern wohlbekannte Ausflugspunkte, wo man an schönen Sommernachmittagen eine zahlreich, elegante Gesellschaft antreffen kann, obgleich hier nur selten Concerte stattfinden, ohne welche sonst so leicht kein Vergnügungsort so nahe bei Wien seine Rechnung findet. — Aber Dornbach's Lage ist auch so überaus reizend und traulich, daß es gewissermaßen dadurch das Privilegium sich errungen hat: seinen ländlichen Charakter bewahren zu dürfen. Und dies eben war es, weshalb Mozart es vor Allem liebte. —

Für heute fanden unsere Freunde übrigens weder im Park noch in der Mühle eine sonderlich zahlreiche Gesellschaft, denn im Mai ist es der Prater, welcher die Wiener Menschheit anlockt; doch auch dies war unserm Mozart recht, der in der schönen Natur am liebsten ungestört sich seinen Träumen überließ, weshalb denn auch van Swieten grade das jetzt stille Dornbach für den heutigen Ausflug gewählt hatte, ohne Besorgniß, an seinem Freund einen weniger unterhaltenden Gesellschafter zu haben. Ihm gewährte es endlich das größeste Vergnügen, Mozart, ohne daß es den Anschein hatte, zu beobachten, wenn es recht in ihm arbeitete und wollte er reden und reden hören, so brauchte er sich ja nur an Frau Constanze zu wenden, welche ihm gewiß weder Frage noch Antwort schuldig blieb.

Allein auch Mozart war heute keineswegs so schweigsam, wie es sonst seine Art war, wenn er sich im Anschauen der schönen Natur versenkte, und wie sehr ihn immerhin auch heute der Anblick seiner Lieblingsplätze erfreute und bewegte, es arbeitete — und das merkte der Herr van Swieten gar wohl — noch etwas Anderes in ihm, daß eine allzu ernst bewegte Stimmung nicht in ihm aufkommen, zum wenigstens nicht die Oberhand bei ihm gewinnen ließ.

Das trat sogar beim Caffee, welchen Herr v. Swieten bestellt hatte, recht hörbar hervor, denn nachdem Mozart — ohne daß er es selbst zu wissen schien — eine Weile hindurch leise vor sich hingebrummt hatte, brach er plötzlich in ein kurzes helles Gelächter aus und rief überlaut: „Wetter, das ginge schon!" *)

„Was? Freund Wolfgang!" fragte Herr van Swieten.

„Wie meinen der Herr Geheimerath?" —

„O Du ewiger Confusionsrath! — ich meine: Das schon ginge, wie Du eben laut herausplatztest."

„Ach so! ich meinte ein Spaß!"

*) Ich muß den günstigen Leser darauf aufmerksam machen, daß ich hier durchaus keine Dichtung gebe, namentlich daß Mozart's Gebahren ganz so von mir geschildert wird, wie es oft meiner guten Mutter, einer vertrauten Freundin der Familie Mozarts, und lange Jahre nachher von Letzterer mir selber geschildert wurde, als ich zum Manne herangereift, die Frau Stadtrathin Nissen in Salzburg aufsuchte. Beethoven hatte ganz dieselbe Manier und alle die ihn kannten, erinnern sich noch daran, wie er selbst in seinen letzten Lebensjahren, wenn er kurz vorher noch tiefer und melancholisch hingebrütet, plötzlich in ein donnerndes Gelächter ausbrach, das die, welche nicht daran gewöhnt waren, nicht selten erschreckte.

„Am Spaß aus Dornbach wie im vorigen Jahre in loco, Gelt?“ und im tiefen Baßton sang er:

„Eure Finten, Eure Ränke,
„Eure Listen, — Eure Schwänke
„Sind mir längst bekannt,
„Sind mir längst bekannt.“

Mozart rieb sich schmunzelnd die Hände und v. Swieten fuhr fort: „Was gilt's, ich habe schon errathen, was Dir durch den Kopf fuhr.“

„Lassen Sie hören!“

„Du dachtest daran, daß aus dem verlornen und wiedergefundenen „Bandl“ sich ein hübscher musikalischer Spaß machen ließe.“

„Bei meiner Treu! Sie haben's getroffen!“

„Wie gesagt, weil ich Dich kenne! und Du wirst mir versprechen den Einfall nicht unausgeführt zu lassen, sondern schon in den nächsten Tagen mir den Spaß schwarz auf weiß zu bringen; ich bestelle ihn ausdrücklich bei Dir. Constanze! Sie haben es gehört!“

Constanze nickte lächelnd. Mozart aber rief: „Topp! Sie sollen nicht vergebens warten und selber was Tüchtiges dabei zu thun bekommen!“

„Nur bitte ich mir aus — bemerkte Herr v. Swieten — daß Du für meinen tiefen Baß nicht so schreibst, wie es Dir gelegentlich Dein gestrenger Herr Fürstbischof von Salzburg befahl.“

Mozart brach bei diesen Worten in ein so lautes anhaltendes Lachen aus, daß Constanze nicht umhin konnte, in ihrem ächt wienerischen Jargon zu fragen:

„Nu, wös is denn dös g'wes'n mit d'm hochwürdigsten Fürstbischof von Salzburg?“

Worauf Herr v. Swieten das Wort nahm und erzählte: „Als Mozart sich noch im Dienst seines hochwürdigsten und durchlauchtigsten Fürst Erzbischofs von Salzburg befand (wie Mozart meinte als Kapellmeister, wie aber sein hoher Herr meinte als Kammerdiener), da äußerten Sr. Hochfürstlichen Gnaden sich eines Tages über den ersten Bassisten ihrer Hofkapelle, welchen Höchst Sie so wenig leider kannten wie unsern Wolfgang, wörtlich: „Dieser Kerl singt mir für einen ersten Bassisten — viel zu tief.“

„Unser Wolfgang, so ein loses Maul er sonst auch hatte, war über diese unsinnige Aeußerung seines hohen Gebieters doch dergestalt verdutzt, daß es einiger Zeit bedurfte, bevor er seinem hochwürdigsten und gestrengsten Gebieter bescheidentlich zu erwidern vermochte:

„Hochfürstliche Durchlaucht zu Befehl! Dieser Bassist wird alsbald höher singen lernen!“ Womit sich dann der Fürst Erzbischof vorerst zu beruhigen gnädigst geruhte.

Constanze, als fromme Katholikin, lachte hier zwar nicht laut, aber eines Lächelns, das ihrem freundlichen Gesichtchen allerliebst stand, konnte sie sich doch nicht erwehren.

Mozart lachte nicht, lächelte nicht einmal, sondern sprach resignirt: „Es ist wahr, der Fürstbischof hat mich schlechter als einen Hund behandelt und ich wär' ganz und gar zu Grunde gegangen, hätt' ich länger bei ihm und seinen Laien ausdauern müssen. Allein Verkennung — oder aber die Unmöglichkeit erkannt zu werden, ist noch immer nicht so schlimm, als die Gewißheit von Einem, den man hoch hält, anerkannt und doch angefeindet zu werden.“

„Das ist der Triumph des Genies, Wolfgang!“ sprach mit Entschiedenheit van Swieten.

„Ich kann mir aber halt das Genie einmal nicht ohne Herz denken“, versetzte Mozart.

„Um so mehr wohl Dir!“ rief van Swieten mit an ihm selten wahrnehmbarer Rührung. Um so mehr wohl Dir, wie oft auch Dein reines, liebevolles Herz dabei bluten mag, denn die Welt — ich meine die Menschheit, die darin lebt — achtet es nimmer, einem reinen, liebevollen Herzen tödliche Wunden zu schlagen. Aber sei es drum, Wolfgang! Außer Deinem reinen, liebevollen, liebedürftigen Herzen gewährte Dir die allgütige Vorsicht Eins, was uns erhebt über die Alltäglichkeit und Kleinlichkeit dieses irdischen Lebens und Treibens, das allen Deinen Werken das Siegel der Vollendung aufdrückt; Keinem aber entschiedener als jenem, von dem Du selber sagtest: „Für Wien ist es nicht, eher für Prag, aber recht eigentlich für meine Freunde und mich selbst“, *) und — laß mich hinzufügen: für Deine Gegner; denn Salieri selbst fühlt es tief und hat kein Hehl, wie hoch Dein letztes Werk über seines steht.“

„Ach! — rief Mozart lebhaft — der „Axur“ bleibt bei alle dem eine Schöpfung, derer sich der Größeste nicht zu schämen brauchte, von der Jeder wünschen möchte, ich wollt', ich hätte sie geschaffen.“

„Und Dein „Don Giovanni“ Wolfgang?“ —

„Nu! der hat in Prag gefallen und ist in Wien durchgefall'n!“ lachte Mozart.

„Beim Himmel! — rief van Swieten, — ich möchte an jenem Abend um alle Schätze der Welt willen nicht an Salieri's Stelle gewesen sein.“

„O hören's auf von diesen Geschichten!“ bat Mozart, „schauens, wie herrlich die Sonne untergeht!“

Zwei Tage später trat Mozart lachend und singend in die Wohnung des Geheimraths van Swieten.

„Nun, Wolferl! was bringst Du?“ fragte ihn lächelnd der stattliche Herr.

„Was ich versprochen und der Herr Geheimrath bestellt haben,“ entgegnete Mozart, ein sauber geschriebenes Notenheft aus der Rocktasche hervorziehend und es dem Herrn van Swieten überreichend.

Es war das köstliche, allbekannte Terzett in G, mit Klavierbegleitung für Baß, Tenor und Sopran, das mit den Worten anfängt:

„Liebes Mandel! —
„Wo ist's Mandel!“

*) Don Giovanni.

V. Don Giovanni.

I.

In dem jedem Wiener bekannten Corridorgange der kaiserlichen Hofburg hatte sich zur festgesetzten Stunde unter der Menge, welche dem Kommen des Kaisers harrte, auch der italienische Librettoschreiber Abbate da Ponte eingefunden.

Kaiser Joseph II. hielt auf strenge Pünktlichkeit, wo es sich um Geschäfte handelte und ging darin allen seinen Unterthanen mit dem besten Beispiel voran. Mit dem Glockenschlage öffnete sich auch heute die Thür seines Arbeitszimmers, und er trat in den Corridorgang, um den Leuten, welche ein Anliegen an ihn hatten oder von ihm bestellt waren, der Reihe nach ihre Bittschriften abzunehmen oder mündlich sich, was sie wünschten, vortragen zu lassen.

An diesem Morgen war ausnahmsweise die Zahl der Bittsteller nicht allzu groß und da es Gesetz war, daß Jeder, der mündlich seinen Vortrag machen wollte, dies ohne Umschweife und Complimente mit möglichster Kürze thun mußte, so war diesmal Alles bald abgethan und die Reihe kam an den Dichter.

„Ah, da Ponte!“ rief der Monarch ihm freundlich zu, als er ihn erblickte, „folgen Sie mir in mein Cabinet, ich habe ausführlicher mit Ihnen zu reden.“

Da Ponte gehorchte.

„Ich habe mit Vergnügen gehört,“ begann der Kaiser, sich, in seinem Cabinette angelangt, nachlässig an sein Stehschreibepult lehnend, „ich habe mit Vergnügen gehört, daß der „Figaro“ von dem Prager Publikum mehr nach Verdienst gewürdigt wurde, als in meiner guten Stadt Wien.“

„So ist es, Ew. Majestät!“ versetzte da Ponte. „Mozart kam gestern Abend von Prag zurück, ich besuchte ihn noch spät und er war entzückt über die Aufnahme, welche seiner Oper in der Hauptstadt Böhmen's zu Theil wurde.“

„Die beste Aufnahme kann nicht zu gut für dieses herrliche Werk sein! Ich ziehe es allen übrigen Werken Mozart's vor und glaube kaum, daß er noch etwas produciren wird, was dem Figaro gleichkommt.“

„Das möchte ich denn doch nicht zu behaupten wagen, — entgegnete da Ponte mit Freimuth — Mozarts Genie scheint unerschöpflich und sein Figaro ist mir hauptsächlich um deßentwillen so werth, als ich erst durch ihn die Ahnung dessen erhalten habe, was Mozart würde leisten können, würde ihm ein, seinem Genie ganz zusagendes Libretto geboten.“

„Ei! wäre Ihr Figaro-Libretto kein solches?“

„Bei weitem nur theilweise, Ew. Majestät! es fehlt ihm das Leidenschaftliche, Romantische, Erhabene.“ —

„Nun, dafür ist der Figaro aber eine Opera buffa!“

„Meinem Libretto nach allerdings nur! Aber Ew. Majestät kann es nicht entgangen sein, daß in Mozarts Musik unendlich mehr und Seelenvolleres sich ausspricht, als in irgend einer bisher bekannt gewordenen Opera buffa.“

„Da haben Sie freilich Recht! Die Arien der Gräfin und die Romanze des Pagen — so manche leidenschaftliche und pathetische Stelle in der Partitur des Grafen — Sie haben ganz Recht! Dergleichen findet sich in keiner andern seiner bekannten Opera buffa! — Sie glauben also, Mozart, wenn er ein ihm durchaus zusagendes Libretto bekäme, wird noch Vorzüglicheres leisten als im Figaro?“

„Es ist meine feste Ueberzeugung, Ew. Majestät.“

„Wohl! Versuchen Sie es, ihm ein solches Libretto zu liefern. Vermag es Einer, so sind Sie dieser Eine, weil Sie ihn so gut verstehen und für ihn schwärmen. Ist die Oper vollendet, so will ich sie hier möglichst gut aufführen lassen.“ —

„Ew. Majestät —

„Nun? was ist Ihnen?“ —

„Nach der kalten, um nicht zu sagen mißfälligen Aufnahme, welche der Figaro bei der ersten Vorstellung von den Wienern erfuhr, hat der Mozart es verschworen, je wieder eine Oper für Wien zu componiren.“

Joseph schwieg eine Weile und sprach dann: „Ich kann's ihm im Grunde nicht verdenken.“

„Ich auch nicht, — platzte da Ponte heraus — denn die Wiener begreifen den Mozart so wenig wie — —

„Nun, warum stocken Sie?“

„Ew. Majestät verzeihen!“ —

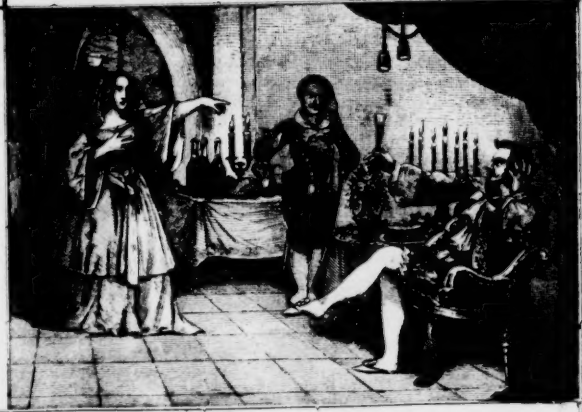
„Was wollten Sie sagen? Heraus damit!“ —

„Entschuldigen Ew. Majestät meine Unbesonnenheit, ich wollte sagen: der Mozart sei als Künstler der Zeit so weit voraus, daß er von den Wienern so wenig begriffen werden könne — wie Ew. Majestät.“ —

Joseph schwieg abermals eine Weile, den Dichter scharf fixirend. Endlich begann er: „Mozart wird nun einmal keinen bessern Librettodichter finden, als Sie es ihm sein können, wenn Sie wollen. Ich hoffe, Sie werden ihm treu bleiben. Das war's, was ich Ihnen sagen wollte. Adieu! und laßt mich bald ein neues Werk von Euch hören.“

Vedrai carino se sei buonino.
(Don Giovanni.)

IV



Virant le femine! viva 'l buon vino!
(Don Giovanni.)

II.

Im September desselben Jahres (1787) hielt an einem frühen Morgen auf dem Kohlmarkt zu Prag vor dem Gasthofe „Zu den drei Löwen“ ein Reisewagen, aus welchem ein junger Mann schlüpfte, in's Vorhaus des Gasthofes sprang und mit lauter Stimme rief: „Heda! Wirthshaus heraus!“

Auf diesen Ruf öffnete sich die Thür des Gastzimmers und die Gestalt des dicken Gasthofbesitzers wurde sichtbar. Als dieser den jungen Mann erblickte, eilte er ihm so schnell es nur immer seine Schwerfälligkeit erlaubte, freudig entgegen, ihn mit den Worten begrüßend: „Endlich sein's da, lieber Herr von Mozart! wir haben's Ihnen schon über eine Woch' Tag für Tag erwartet und der Herr Bondini und der Herr Guardasoni haben wohl schon fünfzig Mal nach Ihnen gefragt, auch die Madame Duschek und die Signora Saporiti, und von der Signora Micelli soll ich Ihnen sagen, so wie Sie ankämen, Sie sollten sie doch ja gleich besuchen.“ —

„Halt d' Goschen, du Schreihals!“ erwiderte Mozart, ihn leicht mit der Hand auf den Mund schlagend: „Red mir von den fremden Weibern! Ich hab' meine Frau mitgebracht, die euch Prager auch kennen lernen will; ruf' Deine Kellner, damit sie sie und ihre Schachteln aus dem verwünschten Kippenbrecher heben!“ —

Als Constanze Mozart glücklich aus dem Wagen auf festen Boden befördert war, hieß der Wirth sie gleichfalls „unbekannter Weise“ wie er sagte, willkommen. „Leider — fuhr er fort — werd' ich nicht lange die Freud haben können, Sie bei mir zu bewirthen, denn der Herr Duschek und seine Frau Gemahlin wollen mit Gewalt, daß der Herr Kapellmeister bei ihnen, auf ihrem Weinberg zu Koschirz, logiren soll.“ —

„Nu! einige Tage werden wir doch bei Dir bleiben,“ tröstete ihn Mozart.

„Ist denn der Herr Abbate nicht mitgekommen?“ fragte Herr Mokurka, der Wirth.

„Leider nicht!“ — versetzte Mozart — der Salieri ließ ihn nicht weg, weil er auch für den noch eine Arbeit zu bedenken hat.“

„Oder auch, damit er nur nicht wieder Zeuge sein soll, wie sehr Ihre neue Oper hier gefallt!“ meinte Mokurka.

„Ach! redets nicht so!“ — rief Mozart unmuthig — übrigens ist es noch die Frage, ob euch Pragern meine neue Oper so gut gefallen wird, wie der Figaro und endlich hab ich sie gar noch nicht ganz fertig, sondern gedenke damit erst draußen bei Duschek zu Stande zu kommen.“

„Ja, hier in der Stadt würde man Ihnen freilich keine Ruhe dazu lassen und so gerett' ich mich auch, daß Sie nicht länger bei mir logiren können, so leid es mir im Uebrigen ist. Aber natürlich — die Oper ist die Hauptsach'.“

„Was sagst Du, Stanzl — rief Mozart lachend zu seiner Frau gewandt — was sagst Du zu diesem uneigennützigen Gastwirth, dem meine neue Oper wichtiger ist, als meine Person selber und als die schöne Zeche, die wir Beide gewiß bei ihm machen würden.“

Constanze lächelte. Herr Mokurka aber sprach: „Spottens nur, aber ein Gastwirth hat auch ein Gefühl für die Kunst und darauf will ich mich todtschlagen lassen, daß Ihre neue Oper den Pragern gefällt, denn Sie kennen uns und haben die Oper eigends für uns geschrieben und darauf werden unsere Kindeskinder noch Holz sein.“

„Er, wenn ich gerath wäre, — meinte Mozart — so könnt' ich schon selber Holz werden.“

„Werden Sie's immerhin!“ rief eifrig Herr Mokurka. „Denn meine Prophezeihung trifft zu — aber das Stolzwerden liegt nur einmal nicht in Ihrer Natur!“

„Dafür dank ich Gott!“

„Aber schauens! — rief der Wirth, — schauens auf, Herr von Mozart, wer da die Straße herauf kommt!“

Mozart blickte auf die Gasse und gewahrte einen noch sehr jungen schlanken Mann mit einem schönen ausdrucksvollen Gesichte und einer Haltung eines Fürsten würdig. Gleichzeitig hatte auch der junge Mann unsern Mozart erkannt und rasch sich nähernd, begrüßte er ihn auf italienisch mit den Worten: „Willkommen in Prag! mein herrlicher Meister Amadeo.“

Mozart aber erwiderte seinen Gruß auf das Herzlichste, indem er sprach: „Gleichfalls, mein herrlicher Gemte!“ dann aber sich zu Constanze wendend, scherzte er: „Schau' Dir ihn genau an, Stanzl! denn so jung er noch ist, weiß er den Pragern schon viel zu erzählen und wird ihnen bald noch mehr erzählen können. Es ist bald kein Anderer als Derjenige, von welchem ich Dir in Wien schon so viel erzählte, der Held meiner neuen Oper, wovon mir mein lustiger Abbate den Text geschrieben, mit einem Worte: mein Don Giovanni!“

III.

Luigi Bassi, der erste Darsteller des Mozart'schen „Don Giovanni“, und, wie Alle versichern, die ihn noch in dieser Parthie sahen und hörten, von keinem späteren Darsteller im Gesang und Spiel erreicht, geschweige denn übertroffen, zählte damals erst zweiundzwanzig Jahre. Er hatte schon im „Figaro“ den Grafen Almaviva zu Mozart's vollster Zufriedenheit gesungen und gespielt und Mozart hatte den Part des Don Giovanni eigends für ihn gesetzt.

Bassi hatte auf Mozart's Einladung ihn in die für ihn bereit gehaltene Wohnung begleitet und während in einem Nebenzimmer Constanze ihre Reisekleider mit anderen vertauschte, unterhielten sich beide Männer im Hauptzimmer von dem, was ihnen jetzt das Wichtigste war, nämlich von der neuen Oper.

„Wann denken Sie sie vollender zu haben, Meister Amadeo?“ fragte Bassi.

„Vollendet ist sie längst!“ versetzte Mozart, „auch zum größesten Theil schon niedergeschrieben, was noch fehlt ist in ein paar Tagen abgethan.“

„Wie sind Sie denn mit dem Libretto zufrieden?“

„O! — rief Mozart nach und nach immer mehr in Feuer gerathend — O! dieses Libretto ist für mich unschätzbar! Als mir der da Ponte es zuerst vorschlug, wollte mir's gar nicht recht gefallen, denn ich dachte nur an das alte Puppen- und Pantomimenspiel und weil selbst die Musik des großen Gluck die Geschichte nicht sonderlich gehoben, so hatte ich wirklich Furcht, daß es mir nicht besser damit ergehen

würde, so nahm ich das Libretto zur Hand und ging es für mich durch. Wahrhaftig mehr denn einmal während ich las, bin' ich aufgesprungen, über die Straße nach da Ponte's Wohnung rennen und ihn um den Hals fallen mögen. Ging mir doch ein ganz anderes neues Leben auf! Alles, was ich in dem Libretto des »Figaro« vermißt, fand ich in dem des »Don Giovanni«; es war, wie wenn nach langer, starrer Winterzeit der Frühling wieder naht. Er hat lang und vergeblich auf sich warten lassen. Frost und Schnee sind freilich länger verschwunden, aber noch ist Alles kahl und die lichte warme Frühlingssonne vermag nicht durchzudringen durch all den Dunst und Nebel, der sich über die Erde gelagert hat. — — Da zieht über Nacht ein Unwetter herauf und bricht in aller Frühe los! Die Blitze zischen und schlängeln, der Regen strömt hernieder und die Winde jagen die Wolkenheere nach allen Seiten auseinander! Der Donner aber ruft: »Blüthen! heraus!« — und als nun das Unwetter vorüber, da strahlt die neuverjüngte Erde in unerhörter Blüthenpracht und über sie wölbt sich der reine sonnenlichte Frühlingshimmel! — So — schloß Mozart — so war mir's ungefähr zu Muthe, als ich da Ponte's Libretto zu Ende gelesen hatte, wenn ich mir auch zugleich sagte: daß wohl sehr viele ernste, grundgescheidte Leute ganz anders darüber urtheilen werden und Anathema über mich schreien, daß ich ein so tolles, abenteuerliches, ja ungeheuerliches Libretto »ohne gesunden Menschenverstand« zur Composition gewählt. O! dieser ledige gesunde Menschenverstand, ich meine das, was so viele ernste, grundgelehrte und im gewöhnlichen Leben grundgescheidte Leute darunter verstehen! — Dieser »gesunde Menschenverstand« hat schon mehr als einen talentvollen Kunstjünger zum grämlichen Philister, anstatt zum Meister seiner Kunst werden lassen!«

»Beim Himmel!« rief Basti, »ich bin begierig auf Ihre Oper und auf meinen Part! Ist eine große Arie für mich darin?«

Mozart lächelte auf eigene Weise, wie man sie sonst ganz und gar nie an ihm wahrnahm und entgegnete langsam und gedehnt im fast singenden Tone: »Nein, mein theurer Signor Basti, eine sogenannte große Arie ist in meiner Oper nicht vorhanden, weil eine solche, vielbeliebte große Arie dem Charakter des Helden durchaus widerspräche! Aber Sie haben Solostücke, die Ihnen — mein Wort darauf — genug zu schaffen machen werden, denn sie wollen nicht nur gesungen, sondern auch gespielt sein und zwar Jedes auf ganz andere Weise als das Andere.«

»Wenn Sie mir den Part selber einstudiren«, versetzte Basti, »so glaub' ich, daß Sie mit mir zufrieden sein werden.«

»Das glaube ich auch!« — lachte Mozart, wieder in seinen natürlich gemüthlichen Ton fallend, — »und ich werde mir mit dem Einstudiren so viele Mühe geben, wie Signor Luigi, um seine Sache gut zu machen.«

Das Gespräch wurde hier durch das Eintreten des Duschek'schen Ehepaares unterbrochen, welches heute wieder in die Stadt gekommen war, um im Gasthofe nachzufragen, ob Mozart noch nicht angelangt sei. Gleichzeitig trat Constanze aus dem Nebenzimmer und somit war es nicht an der Zeit die Unterhaltung über Kunstinteressen wieder anzuknüpfen.

IV.

Mozart lebte mit seiner Frau schon mehrere Tage auf dem reizend belegenen Weinberge seines Freundes Duschek, dessen Gattin, eine vorzügliche Concertsängerin, von Mozart ganz besonders geschätzt wurde, worans die böse Welt folgern wollte, er habe auch dieser Dame sehr stark die Cour gemacht. Möglich ist es schon, denn Mozart dachte in diesen Punkt allerdings ein wenig liberal, was seine gute verständige Constanze ihm gerne um so mehr nachsah, als er vor ihr so wenig ein Geheimniß haben konnte, daß er ihr gelegentlich selbst, unaufgefordert, seine kleinen Sünden bekannte.

So viel ist gewiß, daß Madame Duschek und Constanze bald auf das Innigste befreundet wurden und keine Eifersucht jemals unter ihnen stattfand.

Mozart, wenn er einmal dazu gelangt war, seine Compositionen niederzuschreiben (ihn dazu zu bringen, hielt immer sehr schwer!), arbeitete ungemein rasch und lag denn bald die Partitur des „Don Giovanni", bis auf die Ouverture, vollendet auf Mozart's Arbeitstisch.

Bald begannen die Proben des herrlichen Werkes und waren die Sängerinnen und Sänger schon von der Musik des „Figaro" begeistert gewesen, so wurden sie es noch bei weitem mehr von der Musik des „Don Giovanni", denn die Guardasoni-Bondini'sche Truppe war der Personenzahl nach nur klein, aber sie bestand durchgehends aus Künstlern, die diesen Ehrennamen in der vollsten Bedeutung des Wortes verdienten.

Die Besetzung des „Don Giovanni" bei der ersten Aufführung in Prag am 28. October war folgende:

Don Giovanni	Signor Luigi Bassi.
Donna Anna	Signora Teresia Saporiti.
Donna Elvira	Signora Catarina Micelli.
Leporello, il Comandatore, Massetto,	Sign. Felice Ponziani. Signor Giuseppo Lolli.
Don Ottavio	Signor Antonio Baglioni.
Zerlina	Signora Teresia Bondini.

Bei der Hauptprobe, welche am Morgen des Tage vor der ersten Aufführung stattfand, ereigneten sich zwei ergötzliche Geschichten.

Im ersten Finale nämlich, bei der Stelle, wo die von Don Giovanni in's Seitengemach entführte Zerlina um Hülfe schreit, wollte das Aufschreien der Madame Bondini durchaus nicht in der Art gelingen, wie Mozart es sich gedacht. Er ließ sie die Stelle drei bis vier Mal wiederholen. Alles vergebens! — Mozart lachte und rief: „Dacapo!" Während aber nun aufs's neue begonnen wurde, schlich er sich aus dem Orchester auf die Bühne leise hinter die Bondini, welche hinter der Coulisse stehend ihres Stichwortes harrte; in dem Moment, wo dieses fiel, ergriff Mozart mit beiden Händen die Sängerin derb bei den Schultern, erschrocken kreischte diese laut auf. „Bravo Donnella!" rief Mozart, „so ist's recht! so muß man aufschreien!" Die Bondini wollte zwar böse thun, allein es gelang ihr nicht und Mozart hatte seine Absicht erreicht, denn auch bei der Aufführung schrie sie zu seiner vollen Zufriedenheit.

Die Begleitung der beiden Recitative, welche die Statue auf dem Kirchhofe zu singen hat, war ursprünglich von Mozart ganz so gesetzt worden, wie jene zu dem Orakelspruch des Neptun im letzten Akt des »Idomeneo«, das heißt, sie bestand nur in drei Posaunen.

Der erste Posaunist, Herr Nepomuck Polack, ein großer Verehrer Mozarts, dabei aber was man einen alten groben Kerl nennt, fehlte gleich zu Anfang bedeutend. — Mozart ließ repetiren, zweimal, dreimal und immer fehlte Meister Nepomuck bei derselben Stelle. Da ging Mozart, ohne die Geduld zu verlieren, zu ihm an's Pult, erklärte ihm, wie er die Stelle geblasen haben wollte und ersuchte ihn, noch einmal zu repetiren. Allein der Posaunist, dem schon längst die Galle übergelaufen war, schrie erbost: »Was Sie da geschrieben haben, mag der Teufel auf der Posaune herausbringen! Ich kann's nicht blasen und Sie werden's mich auch nicht lehren.«

»Da sei Gott für,« — lächelte der große Meister — daß es mir einfiele, Ihnen etwas lehren zu wollen! Gedulden Sie sich nur einen Augenblick!« — Er änderte die schwierige Stelle in der Stimme des ersten Posaunisten dergestalt ab, daß dieser sie nun ohne Schwierigkeit herausbringen konnte und fügte der Begleitung, um den Effekt zu verstärken, noch zwei Oboen, zwei Clarinetten und zwei Fagotts bei.

Als die Probe glücklich zu Ende war, lud Duschek die ganze Truppe für den Abend auf seinen Weinberg zu einem frugalen Abendessen und einem Glase Punsch ein, welche Einladung denn auch ohne Ausnahme von Allen angenommen wurde. — Mozart sollte sogleich mit nach Kerschitz zurückfahren, als ein Bedienter seines Gönners, des Grafen Joseph Thun, erschien und ihm eine Einladung zur gräflichen Tafel überbrachte. Sein Freund mußte daher allein nach Hause fahren, nahm aber Mozart das Versprechen ab, bis gegen Abend unfehlbar auf dem Weinberg zu sein.

Eben als Mozart sich mit dem Bedienten entfernt hatte, erschien Guardasoni, und als er erfuhr, wohin Mozart gegangen, rief er voll Schrecken aus: »Aber, mein Gott! — er hat ja die Ouverture noch nicht geschrieben!« —

V.

»Denk' Du, liebe Constanze!« — sprach mit betrübten Mienen, indem sie in das Zimmer der Freundin trat, Madame Duschek — denk' Dir, was ich so eben erfahren hab': Dein Mann ist mit unsrem gewerden und hat ein Techtelmechtel mit der Micelli anbandelt und um meinen Aerger ja die Krön' aufzusetzen, hat mein Mann auf diesen Abend die ganze Truppe eingeladen und die Micelli wird mit dabei sein. —

»Na, trösk Dich nur!« — entgegnete lächelnd Constanze — die Männer sein halt einmal Alle schlimm! Uebrigens denk' ich wird's so arg mit der Micelli nicht sein, denn mein Wolferl hält doch gar große Stücke auf Dich.« —

»Du red'st wie eine Ehefrau, die dergleichen gewohnt ist,« — klagte Madame Duschek. — »Freilich, auf meinen Mann bin ich auch nicht eifersüchtig, aber von einem Andeter giftete einen doch, wenn er einen so betrügt! Aber mich soll keiner mehr betrügen! Ich will für die Zukunft alle Anbeter verschwören und Deinem Mann sag ich's noch heut', daß ich nichts mehr von ihm wissen will.«

»Das bringt Du nicht über's Herz!« — meinte Constanze lächelnd und kopfschüttelnd — und ich kenne ihn, er wird sich schon bei Dir entreden, daß Du ihn bald wieder gut wirst, denn im Grund ist er doch ein gar zu lieber Narr.«

Wem dieses Gespräch der beiden verheiratheten Frauen etwas gar zu abscheulich vorkommen sollte, weil er mit den Sitten und Gebräuchen des Südens nicht bekannt ist, dem muß ich vor allen Dingen sagen: daß er bei Leibe nicht übel von der Moralität der Madame Duschek und der Constanze Mozart denken möge, denn es ist nicht der geringste Grund vorhanden.

Die treuste und streng sittlichste Frau in Wien und Prag, auf deren Ruf auch vor der Welt nicht der kleinste Makel haftet, hat neben ihrem Gatten ihren erklärten Anbeter, wohl zu unterscheiden von »Amanten«, mit welchem letzteren Ausdruck ein eigentlicher Liebhaber bezeichnet wird und dessen sich natürlich keine anständige Dame öffentlich rühmt. Schon der Umstand, daß der Anbeter in der Regel ein durch Geist und Talent ausgezeichneter Mann ist, dürfte die Sache als das auffklären, was sie wirklich ist. Der Anbeter macht der Dame, die ihm erlaubte sich so nennen zu dürfen, die Cour, er leistet ihr Gesellschaft, unterhält sie, wenn der Gatte seinen Berufsgeschäften nachgeht, aber wohl verstanden, in allen Ehren, mit Vorwissen des Gatten — kurz ein »Anbeter« ist in Wien und Prag im verbesserten Sinne das, was man in Italien einen »Cicisbeo« nennt, und je reiner sich ein solches Verhältniß gestaltet, um so eifersüchtiger wachen die Frauen (nur diesen ist der »Anbeter« gestattet) darüber, daß er nur ihnen seine Anderung widmet. Ausnahmen von dieser Regel giebt es allerdings, aber sie werden eben so unerbittlich streng als gerecht von der öffentlichen Meinung gerichtet.

Nach dieser gegebenen Erklärung dürfte mithin das naive Zwiegespräch der Frauen Duschek und Mozart die Leser und Leserinnen im Norden in eben dem Grade ergötzen, als es ohne sie, und mit Recht, entrüsten müßte. Ich schaltete es hier als Intermezzo ein, um darauf hinzuweisen, wie oft man aus Unkenntniß dem guten Mozart mag Unrecht gethan haben, von dessen wilden, wüsten Leben so viele Anekdoten cursiren, da es doch bekannt ist, daß Mozart der zärtlichste Sohn, Bruder, Gatte und Vater, gleich wie der treuste und uneigennützigste Freund war.

An seiner jetzigen Untreue der Madame Duschek gegenüber war allerdings etwas Wahres, wenn auch nicht so viel, als die eifernde Dame meinte. Die Micelli stand unstreitig als Sängerin höher als jene und Mozart war ihr doch verpflichtet, daß sie so viel Eifer und Studium auf die im Vergleich zur Donna Anna undankbar scheinende Partie der Donna Elvira verwandt hatte, um selbe, ihrem wahren großen Gehalt und ihrer Wichtigkeit für die ganze Oper nach, zur vollen Geltung bringen zu können. Aus Dankbarkeit componirte er denn auch später noch die wunderschöne Arie mit vorhergehendem Recitativ: „Mi trasi quell alma ingrata“ für sie, welche sich im Anhange der bei Breitkopf und Härtel

gedruckten Partitur befindet. Daß er ihr dann auch bei Gelegenheit des Einstudirens ein wenig die Cour machte, geschah wohl ebenfalls aus purer Dankbarkeit, und daß er darüber für einige Zeit Madame Duscheck vernachlässigte, beweiset nur, daß er selbst kein Don Giovanni war, welcher bekanntlich, ohne in Verlegenheit zu gerathen, zu gleicher Zeit einem ganzen Corps schöner Frauen und Mädchen die Cour zu machen verstand.

VI.

Als Mozart nach aufgehobener Tafel von dem Grafen Thun sich beurlaubt hatte (er hatte ihm ehrlich gestanden, daß er noch seine Ouverture zum »Don Giovanni« niederschreiben müsse) schritt er über die ehrwürdige Prager Brücke jener Linie zu, durch die man auf den Weg nach Koschirz gelangt. Die Sonne neigte sich schon zum Untergange und er hatte Eile, wollte er noch vor hereinbrechender Dunkelheit den Weinberg Duschecks erreichen. — Mitten auf der Brücke aber hemmte er seinen raschen Schritt und lauschte den Tönen, welche ein Trupp aus der Fremde eben heimgekehrter Prager Musikanten vor der Bildsäule des heiligen Nepomuck erklingen ließen. Es war eine lustige gemüthliche Weise, zu der jene, welche die Streichinstrumente spielten, zugleich ein Lied anstimmten, das folgendergestalt lautete:

Die Prager Musikanten,
Die sein in allen Landen
Bekannt und gern gesehn,
Und schaun sie auch nöt zierlich
Und reden's nöt manierlich:
Auf's Fiedeln — auf's Blasen
Sich alle wohl verstehn! —
Die Prager Musikanten.

Wie Bursch und Madl springen,
Wenn Horn und Fiedel klingen,
Zum raschen lust'gen Tanz!
Die alten Zecher sehen
Die Krügel vor sich stehen,
Beim Fiedeln — beim Blasen,
In doppelt schönem Glanz.
Die Prager Musikanten! —

Und ist genug gesungen,
Und ist genug gesprungen,
Von Allen allzumal:
Dann tönt, Ihn fromm zu loben,
Dem Freudengeber d'rohen,
Wohl leise — und innig,
Ein herziger Choral.
Der Prager Musikanten. —

Dann zieh'n wir wieder weiter!
Stets wacker und stets heiter!
Mit uns Sanct Nepomuck.
Bis wir mit vollen Taschen,
Bis wir mit leeren Flaschen,
Mit Singen und Blasen,
Steh'n auf der Prager Bruck.
Die Prager Musikanten!

Als die lustigen Burschen ihr Stück geendet hatten, das ohne Zweifel dem heiligen Nepomuck zu Ehren und zum Dank für ihre glückliche Heimkehr angestimmt worden war, nahmen sie ihren Weg nach der Altstadt. Mozart setzte den seinigen fort. Auf der Landstraße sah er einen Mann vor sich hergehen, in welchem er sofort den Posaunisten Herrn Nepomuck Polack erkannte. Bald hatte er ihn eingeholt und befand sich an seiner Seite. »Guten Abend, Herr von Nepomuck!« rief er.

»Ach! — versetzte der Posaunist, — sehr obligirt, Herr von Mozart! Sie sein mir doch nöt mehr bös von diesem Morgen?«

»Warum sollt ich Ihnen denn bös sein, Herr v. Nepomuck?«

»Na, weil i halt wieder ein alter grober Esl war. Weiß der Teuxl wie's zugeht! i geb' mir alle Müh' a höflicher Mensch zu werden, aber's es will nöt damit vorwärts auf meine alten Tag! i glaub' dös Sprüchwort muß Recht haben: Jung gewöhnt, Alt gethan!«

»Lassen wir das, lieber Herr von Nepomuck. Ich bin Ihnen ja übrigens zum Dank verpflichtet, daß sie mich auf einen Fehler in meiner Instrumentirung aufmerksam gemacht haben, die Stelle, wie sie jetzt ist, gefällt mir so selber viel besser, als wie ich sie zuerst gesetzt hatte.«

»'s ist wahr! sie macht sich anjetzt famos!«

»Und gefällt Ihnen meine Oper im Uebrigen?«

»Na! was dös wieder für eine blitzdumme Frage ist! Verzeihen's, bester Herr von Mozart! — Die verfluchte Grobheit! aber wahr is, wem der »Don Giovanni« nöt gefallet, dös muß doch a rechter Ochs sein.«

»Nun es freut mich, wenn die Oper Ihren Beifall hat und Sie glauben, daß sie auch dem Publikum gefallen dürfte? Halten Sie sich nur Morgen so brav, wie zuletzt bei der Probe.«

»Da sorgens Ihne nöt, Herr von Mozart, ich hab' mich zu Haus den ganzen Tag an der Geisterscene geübt und geh' eben außa in den Biergarten, weil mir die Kehle ganz ausgetrocknet is. Wollens mit?«

»Leider muß ich's für heute ablehnen, Herr von Nepomuck, weil mich der Herr von Duscheck zur Gesellschaft erwartet. Ein ander Mal bin ich mit von der Parthie.«

»Ein Wort, Herr von Mozart!«

»Ein Mann, Herr von Nepomuck.«

»Nu da wünsch' ich Ihnen weg'n meiner viel Plaisir, Herr von Mozart!«

»Gleichfalls, Herr von Nepomuck!«

»Obligirt!«

»Gute Nacht!«

»Empfehl' mich!«

»Das letzte Wort muß er haben!« lachte Mozart und so trennten sich Beide, da der Weg sich schied.

VII.

»Aber theurer Maestro! wie soll es denn mit der Ouverture werden? Sie haben sie noch nicht geschrieben!« Mit dieser Klage empfing Guardasoni unsern Mozart schon unter der Hausthür, als er auf dem Weinberge anlangte.

»Ich werde sie diesen Abend componiren!« versetzte Mozart, einen Blick mit Duschek wechselnd; dieser lächelte.

»Aber mein Himmel! die Stimmen sollen ja auch noch ausgeschrieben werden.«

»Pah! das ist schnell geschehen, sorgen Sie nur für tüchtige Copisten zu Morgen früh!«

»Die werden bis vor Abend nicht fertig und dann muß ja die Ouverture auch noch probirt werden.«

»Ist nicht nöthig! auf das Prager Orchester kann ich mich verlassen, wie auf mich selbst.«

»Aber ich verlasse mich nicht so blind und halte es für besser, die Ouverture zum »Don« spielen zu lassen.«

Mozart lachte unmäßig. »Die Don-Ouverture zum »Don Giovanni«? Nichts da! — Lieber laß' ich die ganze Oper nicht aufführen. Aber ängstigen Sie sich nicht, meine Don Giovanni-Ouverture soll fertig sein, bevor Sie ausgeschlafen haben.«

»Ich werde die ganze Nacht nicht schlafen können!«

»Auch gut! dann trinken wir ein Punscherl zusammen!«

Guardasoni wollte über Mozart's Leichtsinn verzweifeln und alle übrigen von der Gesellschaft, ausgenommen Duschek, verbehlten ihre Besorgniß nicht. Mozart weidete sich an ihrer Angst und je mehr diese sich im Verlauf des Abends steigerte, um so ausgelassener erschien er. Er ließ sich nicht nur das Abendessen vortrefflich schmecken, während der arme Impresario keinen Bissen zu genießen vermochte, sondern sprach auch dem Punsche wacker zu und schien ganz und gar die Ouverture vergessen zu haben. Da schlug es 12 Uhr und mit dem letzten Glockenschlage trat Duschek vor ihn hin und sprach: »Jetzt ist es Zeit, Mozart! in jenem Zimmer findest Du Notenpapier, Feder, Tinte, Punsch und ein Soppa zum Ausruhen.«

»Komm' Stanzl!« sprach Mozart, seiner Frau den Arm reichend, »Du mußt mir was erzählen, daß ich über der Arbeit nicht einschlafe. Gute Nacht, alle mit einander, Hahaha! was für lange Gesichter sie machen. Seid ruhig und schlaft wohl! Es soll alles gut gehen, Morgen Abend.«

Damit führte er seine Frau in's Nebenzimmer.

»Verlassen Sie sich Drauf!« sprach Duschek zu Guardasoni. »Es wird alles gut gehen.«

»Das gebe der Himmel!« seufzte der Impresario, »aber ich glaube es nicht.«

VIII.

Man hat sehr viel über die Entstehung der Ouverture zum »Don Giovanni« gefabelt. Daß er sie in der Nacht vor der ersten Aufführung erst niedergeschrieben und dann im Ganzen nur vier bis fünf Stunden Zeit dekürrte, ist wahr und es verhält sich damit ganz so, wie Mozart's Wittwe es später erzählte und wie es in allen bisher erschienenen Biographien zu lesen ist. Hoffmann bestritt zwar schon das Gerücht, haben dieses wunderbaren Tonstücks in seinen Fantasiestücken in Callot's-Manier und Quidlibet berichtigt nachträglich das früher auf Treu und Glauben nach erzählte Märchen, indem er angiebt, die Ouverture sei schon mehrere Tage vor der ersten Aufführung fertig geschrieben gewesen, aber auch diese Angabe ist unrichtig. Der wahre Sachverhalt, wie Duschek und Bassi ihn erzählten, ist folgender. Die Oper war bis auf die Ouverture fertig, da trat eines Tages, als eben Bassi anwesend war, Mozart in Duschek's Zimmer, indem er sprach: »Kinder! Ihr müßt judiciren, mir gehen zum »Don Giovanni« drei Ouverturen im Kopfe herum, aber ich bin nicht mit mir einig, welche ich wählen soll. Ich will sie Euch der Reihe nach vorspielen.«

Und jetzt spielte Mozart drei Ouverturen, die Erste ging aus Es-dur, die Zweite aus C-moll, die Dritte begann mit einem Andante in B-moll und ging dann in ein Allegro in B-dur über. Jene Ouverture in C-moll soll eine freie Zuge, wie später jene zur »Zauberflöte«, allein im Charakter durchaus von der Letzteren verschieden gewesen sein. Alle drei Ouverturen werden ihrem inneren Werth nach als gleich köstlich von Duschek und Bassi bezeichnet, doch für den »Don Giovanni« erklärten Beide jene aus B-dur mit dem einleitenden B-moll-Andante für die passendste, und diese war es denn, welche Mozart in vier Stunden niederschrieb. Die beiden andern Ouverturen ebenfalls niederzuschreiben, war er nie zu bewegen, ganz im Gegentheil zu Beethoven, der zu seinem »Fidelio« bekanntlich vier verschiedene Ouverturen uns hinterließ. Es ist ein großer Verlust für die Verehrer Mozart's, daß er es nicht eben so machte wie Beethoven, ob aber auch ein Verlust für die Kunst? — ich möchte es bezweifeln. Mozart wollte zum »Don Giovanni« eine Ouverture geben, die zu dem ganzen Werke durchaus paßte, dies war nach dem Urtheile berufener Richter — und auch gewiß nach seinem eigenen — mit jener, die wir kennen, der Fall. Er wollte es nicht der Willkür der Impresario's oder der Kapellmeister überlassen, aus drei ganz verschiedenen Ouverturen vielleicht gerade die unpassendste auszuwählen oder dann zu wechseln oder gar alle drei an einem Abend der Oper beizugeben, wie ich dieses in einer großen Musikstadt bei Aufführung des »Fidelio« erlebte. Endlich, Mozart war so reich an Ideen, daß man wohl ohne Uebertreibung behaupten darf, er habe nicht die Hälfte dessen, was er componirt — niedergeschrieben! — Alle, die ihn gehört, bezeugten es, wie groß und unübertrefflich er in seinen freien Fantasien am Clavier war! Von all' dem ist Nichts uns aufbewahrt worden, als die Sage. Und wahrlich, die Don Giovanni-Ouverture, welche wir so glücklich sind zu besitzen, läßt uns den Verlust der nicht niedergeschriebenen beiden Andern auf keine Weise beklagen.

IX.

Wie Mozart es gesagt hatte, geschah es, das brave damalige Prager Orchester führte die Ouverture ohne Probe vortrefflich aus und eben so ging die ganze Vorstellung in einer Vollendung vorüber, von der wir heut zu Tage leider keinen Begriff mehr haben. Da mußte denn freilich auch die Prophezeihung des Herrn Nepomuk Polack eintreffen. »Don Giovanni« machte Furore in des Wortes höchster Bedeutung. Luigi Bassi erzählte als hochbetagter Greis in Dresden dem damals noch sehr jugendlichen Verfasser dieser Skizzen oft und mit Begeisterung von jener ersten Aufführung

der Oper über Opern und schloß seine Mittheilungen gewöhnlich mit den Worten: «Der «Figaro» hatte das Prager Publikum und uns Sänger elektrisirt, entzückt, aber der «Don Giovanni» riß hin, — entzückte, begeisterte; ganz Prag jubelte: «Evviva, Mozart! Evviva, da Ponte! Evviva il Don Giovanni!» — In kurzen Zwischenräumen wurde die Oper gegen zwanzig Mal wiederholt, bis die Sänger es nicht mehr anhören und bei jeder Vorstellung steigerte sich der Jubel des Publikums.

Mozart voller Freuden, schrieb über diesen glücklichen Erfolg an da Ponte, dieser theilte den Brief dem Kaiser mit und Joseph II., begierig das neueste Meisterwerk seines Lieblings zu hören, gab Befehl, die Oper auch in Wien baldmöglichst zur Aufführung zu bringen.

Es geschah mit den besten Kräften der damaligen Wiener italienischen Oper und — «wird man es glauben», ruft da Ponte in seinen Memoiren aus — «in Wien gefiel der «Don Giovanni» durchaus nicht; ja, um ehrlich zu sein: er fiel durch, indeß man Salieri's «Axur» bis in den siebenten Himmel erhob.»

Daß der «Axur» in seiner Art ein Meisterwerk ist, wird Niemand bestreiten, wie weit er aber von Mozart's «Don Giovanni» übertroffen wird, darüber hat die unbestechlichste Richterin, die Nachwelt, bereits ihr Urtheil gefällt.

Was aber sagte der Kaiser über Mozart's Oper? — Auch dieses theilt uns da Ponte in seinen Memoiren mit. Joseph II. ließ da Ponte zu sich rufen und als da Ponte erschien, waren des Kaiser's Worte: «Sie hatten Recht, da Ponte! Mozart hat seinen «Figaro» noch übertroffen, die Musik zum «Don Giovanni» ist groß, erhaben, wahrhaft göttlich! aber nicht für meine Wiener, die haben einmal keine Zähne, um solche Nüsse aufzubeißen und den Kern zu gewinnen.»

Als da Ponte seinem Freunde diese Unterredung wieder erzählte, versetzte Mozart lachend: «Nun, wir müssen warten, bis den Wienern gute Zähne wachsen, übrigens schrieb ich die Oper nicht für sie, sondern für die Prager, am eigentlichsten aber für meine Freunde und mich selbst.»

Salieri aber äußerte noch in späteren Jahren: «Der Beifall, welchen mein «Axur» bei seinem ersten Erscheinen in Wien erhielt, hätte mich wahnsinnig machen können, wenn ich daran dächte, daß bei demselben Publikum «Don Giovanni» hatte ohne Erfolg vorübergehen können.»

Jetzt freilich sind den Wienern die Zähne gewachsen und sie vergöttern den «Don Giovanni», obgleich er vielleicht auf keiner andern Bühne — die treffliche Leistung des Orchesters abgerechnet — so mangelhaft zur Aufführung kommt, als im k. k. Hofoperntheater, indem er nach der alten deutschen Großmann'schen Verballhornung des Textes, ohne die Parlande, Recitative und mit Weglassung des grandiosen Schlusses, der erst dem ganzen Werke die Krone aufsetzt, gegeben wird.

Unzählige Male ist die Klage laut geworden, daß Mozart so jung habe von der Erde scheiden müssen. Allerdings war sein frühes Scheiden für die Seinen, für seine Freunde, für Alle die den liebenswürdigen edlen Menschen und großen Künstler persönlich kannten, ein entsetzliches Ereigniß. Aber auch für ihn selbst? Ich behaupte nein! —

Mozart hatte mit seinem «Don Giovanni» das Höchste erreicht, was sich überhaupt in der Musik erreichen läßt! — Größeres, seine späteren Werke zeugen dafür, hätte er selbst nicht mehr bieten können! — Man denke sich den 31jährigen jungen Mann am Abend der ersten Vorstellung seines Meisterwerks am Dirigenten-Pulte, wo er selbst sein Werk, für die Ewigkeit geschaffen, zum ersten Male in höchster Vollendung hört und zugleich den gewaltigen Eindruck beobachtet, welchen seine Oper zu allen Zeiten auf jeden mit Geist und Gemüth begabten Menschen machen wird, denke man sich's, wie er, der junge Meister am Schlusse der Vorstellung, von dem ungemessenen Jubel der hingerissenen Menge, welche des Großen und Schönen schon so viel hörte, umbrauset in seine Wohnung zurückkehrt, — wie, wo er sich blicken läßt, einer dem Andern zuflüstert: «Das ist der Mozart, der Componist des Don Giovanni»; denke man sich's endlich, wie sein großer Nebenbuhler Salieri an seinem eigenen Genie verzweifelt, weil, wo sein bestes Werk gefiel und bejubelt wurde, ein «Don Giovanni» ungewürdigt blieb; — denk man sich dieses Alles und frage man sich, ob Mozart mehr hätte verlangen können, um sich selbst für beneidenswerth vor Millionen zu erklären? — und doch erreichte er noch mehr, der große Vater-Haydn erklärte ihn für den größten Componisten, welchen bisher die Welt gesehen, er dichtete noch seine «Zauberflöte», «Così fan tutte», «Il Clemenza di Tito» und sein «Requiem» vollenden, bevor er, beweint und bewundert von einer Welt in sein frühes Grab sank.

O Mozart's Loos ist beneidenswerth, aber es wird keinem Zweiten in diesem Grade zu Theil werden, denn eben in ihrer vollkommensten Schöpfung wiederholt sich die Natur nicht und Geister werden nur einmal geboren, weil sie nie begraben werden können.

VI. Cosi fan tutte.

„Und abermals verfehlt! — Es ist zu arg! — Aber ich muß ihn auffinden, es koste was es wolle!“ —

Diese Worte sprach Lorenz da Ponte, nachdem er schon drei Mal vergeblich seinen Freund Mozart in dessen Behausung aufgesucht hatte. Er verwünschte jetzt seinen Landsmann Salieri, der ihn an jenem Morgen, wo er eben von dem Kaiser gekommen war und zu Mozart gewollt, angerufen und aufgehalten hatte, denn eben an jenem Morgen war Mozart zu Hause gewesen; seitdem hatte es fort und fort ein tückischer Zufall gefügt, daß Mozart immer außer dem Hause war, wenn da Ponte, der Vielbeschäftigte und in Anspruch Genommene, eben Zeit genug erübrigen konnte ihn aufzusuchen.

An Mozart lag die Schuld nicht, gerne hätte er ihn in seiner Wohnung erwartet; allein von früh Morgens bis Nachmittags mußte er, die Sonn- und Festtage ausgenommen, sich mit Stundengeben in den Häusern der Großen abmühen, um nur immer so viel zu verdienen, daß seine und der Seinen tägliche Bedürfnisse gedeckt waren, und war dieser tägliche Leidenskelch geleert, so bedurfte er durchaus einiger Aufheiterung, um wieder neue Kräfte und die gehörige Stimmung zum Componiren zu erlangen. Die gutmüthige Constanze selbst erinnerte ihn daran und litt es nicht, daß er sich sofort an den Schreibtisch setzte, bevor er sich eine Erholung, wie er sie liebte, gegönnt hatte, und Mozart war dann freilich nicht der Mann, der sich in dieser Hinsicht vergeblich hätte mahnen lassen, um so weniger als Freund Schikaneder schon immer auf der Lauer stand ihn zu empfangen und aufs Beste für eine lustige Unterhaltung zu sorgen wußte.

Schikaneder befand sich zu dieser Zeit noch nicht in so bedrängter Lage wie zwei Jahre später, wo nur Mozart ihn durch seine „Zauberflöte“ vom gänzlichen Untergang retten konnte und ihn dann auch rettete. Aber der Wahrheit die Ehre, Schikaneder legte es schon jetzt aus allen Kräften darauf an, sich zu Grunde zu richten, indem er es in allerlei noblen Passionen, die ein erschreckliches Geld kosteten, den vornehmsten und reichsten Wiener Cavalieren gleichthat, wo nicht noch zuvor, insofern dieses möglich gewesen wäre.

Eben jetzt schwamm er in Seligkeit. Mit dem Eigenthümer eines großen beliebten öffentlichen Gartens in der Vorstadt Mariahilf, hatte er sich für die Frühlings- und Sommermonate associrt. — Der neue Compagnon ließ nach Schikaneders Angabe ein „lebendiges Theater“ in seinem Garten einrichten und Schikaneder siedelte aus dem Theater im Stahremberg'schen Freihause mit der Elite seiner Truppe bis zum Herbst nach Mariahilf hinüber. — Als ein erfahrner Mann wußte er aber wohl und hatte es auch vorher bedacht, daß die ewig Neues verlangenden Wiener durch seine wohlbekannte Truppe und ihre Leistungen allein sich nicht den ganzen Frühling und Sommer hindurch an sein neues Unternehmen fesseln lassen würden, wenn er ihnen nicht wirklich Neues, dem allgemeinen Geschmack zusagendes, bieten könne. — Natürlich durfte dabei auch der Geschmack der lebenslustigen jungen Herrn vom hohen Adel nicht leer ausgehen und Schikaneders Genie hatte sogleich das Rechte getroffen: ein Ballet, bestehend aus lauter jungen schönen Mädchen, von 14 bis höchstens 18 Jahren, in fleischfarbenen Tricots und Florgewändern, rosenbekränzt, glutäugig, reizende Rundung der Formen, kurz, hinreißend, unwiderstehlich und dabei doch selber nichts weniger als auf Widerstand capricirt; — so dachte sich Emanuel Schikaneder sein neues Ballet — (das zu jener Zeit auch für Wien noch ganz neu war! —) und wer aus eigener Anschauung die Vorstädte Roßau, Gumpendorf, Altlerchenfeld und St. Ullrich kennt, wird mir's auf's Wort glauben, wenn ich versichere, daß Schikaneder, ehe drei Tage vergingen, ein halbes Hundert Novizen für sein Ballet zusammen gelesen hatte, bei denen das „Rohmaterial“ und der gute Wille nichts zu wünschen übrig ließen. — Ein tüchtiger Tanzmeister übernahm die Ausbildung dieser allerliebsten Creaturen für die Kunst und hatte bei der natürlichen Grazie dieser Mädchen, die den meisten eigen ist, keinen schweren Stand. Schikaneder selbst brachte ihnen die für ein Balletkorps unerläßliche Moralphilosophie bei und schon nach zwei Monaten durfte er sich rühmen, wie Columbus, eine neue Welt für das wiener Publikum entdeckt — ja, geschaffen zu haben.

Das wiener Publikum, ganz besonders aber die jungen Herren vom hohen Adel, erkannten denn auch Schikaneders großes Verdienst ehrend an und lohnten ihn durch ungeheuren Zulauf. — Er hätte ein Millionair werden können, hätte er nicht, wie gesagt, an allerlei noblen Passionen es den jungen Herren vom hohen Adel noch zuvor gethan und hätte er nicht auch für die Passionen seiner guten Freunde und Freundinnen mit Hab und Gut eingestanden, so lange nur noch ein Silberzwanziger in seiner Börse blinkte.

Die jungen wiener Herren vom hohen Adel, die Söhne reicher Banquiers und Grossisten wissen es, oder erfahren es doch, wie sie meinen, immer noch allzufrüh, wie kostspielig es ist auch nur eine Priesterin Terpsichorens zu unterhalten,

oder wie der wiener Kunstausdruck es benennt: auszuhalten. Es ist nichts seltnes, daß so ein junges appetitliches Geschöpf von 16 bis 17 Jahren innerhalb einer Saison einige reiche Grafen, einen christlichen Grossisten und einen jüdischen Banquier zugleich ruinirt, ohne selbst reich dabei zu werden; denn, was es seinen reichen Anbetern abnimmt, verschwendet es gewöhnlich an einen nicht reichen Liebhaber; hat es mehrere von der letzten Sorte, so kann es sich begeben, daß es am Ende selber freie Wohnung im Sterngassel, in jenem Hause der Trauer und der Seufzer, erhält, wo die guten Wiener ihre nicht bezahlten Wechsel absitzen müssen. Und Schikaneder hatte ein halbes Hundert Tänzerinnen auszuhalten!

Zwar zahlte er nur geringe feste Gagen, aber die gelegentlichen Geschenke, als da sind türkische Shawls, ächte Perlen, brillante Ohrgehänge und dann was er regelmäßig während und nach jeder Vorstellung spendirte an Confect, Chocolade, Backenem, Brat'nem, Selt'nem, Rötetem, Eingemachtem, dazu Obst, Tokayer, Burgunder, Champagner.

„I sag' Dir Mozart es is halt a Götterleben, was sich auf Erde führen läßt, wenn man ein Geld hat."

„Ja aber wenn Dir das Geld ausgeht?"

„Da berg' ich, Brüderl! I hab' an jetzt einen colossalen Credit."

„Schön! aber wie lang wird der ausreichen?"

„Pfui Mozart! wer wird an so was denken, dös macht halt nur melancholisch, verbittert den Genuß, verdirbt jede Freud'! I sag' Dir red' mir nit mehr von solcher traurigen Zukunft, anjetzt können wir fidel sein wie die Götter, wie Dein Don Giovanni:

„Und ein Thor, wer sich nicht freute
„Wenn uns Freude lädt zu Gast!"

Dieses Gespräch fand in einer Laube statt, welche sich dicht hinter der lebendigen Bühne befand und in der Mozart und Schikaneder an einer überreich mit köstlichen Speisen und den edelsten Weinen belegten Tafel saßen.

Wer unvorbereitet in jene Laube getreten wäre, hätte sich eines lauten Lachens nicht erwehren können über den seltsamen Anblick, der sich ihm dargeboten. Auf der einen Seite des Tisches saß Mozart in seiner gewöhnlichen sehr eleganten Kleidung nach der neuesten Mode des Jahres 1789. Ihm gegenüber Schikaneder eben so derb und dick als Mozart fein und schmächtig gebaut, doch das bildete nicht den größten Contrast, sondern das Costüm, es war das eines Knappen aus dem dreizehnten Jahrhundert, als welcher Schikaneder heute auf der Bühne erscheinen sollte, auch war er schon vollständig geschminkt, trug falsches weißes Haar und einen weißen Bart, der ihm gewiß ein sehr ehrwürdiges Ansehen verliehen haben würde, hätte nicht das glühende Roth seines Gesichts, das selbst durch die Schminke hervorbrannte, so wie die feuchtglänzenden feurigen Augen es allzu merklich gemacht, daß der silberlockige, weißbärtige, treue Knappe dem edlen Rebensafte bereits allzu fleißig zugesprochen habe. Nebenbei hatte Emanuel, um seinen neuen papenen, mit Silberpapier bekleideten Brustharnisch nicht zu verderben, eine Serviette vorgebunden und gesticulirte im Eifer des Gespräches gewaltig mit einer Gabel, welche er in der Rechten hielt und worauf er, ohne es zu bemerken, ein ganzes Backhuhn gespießt hatte.

Gewiß Jeder, der unvorbereitet auf den seiner harrenden Anblick in die Laube trat, konnte nicht anders, er mußte lachen; und auch da Ponte, welcher eben sich dem Eingange nahte, lachte tüchtig.

„Nu, was lacht's?" fragte Schikaneder, den Strom seiner philosophisch-moralischen Suade unterbrechend und sichtlich nicht wenig darüber indignirt, daß irgend Jemand, wenn er von ernsten, erhabenen Dingen gesprochen, sich vermessen könne, zu lachen.

Als er jedoch da Ponte erkannte, wurde er auf einmal sehr freundlich und rief: „Schauen's das is schön, Herr Abbate, daß Sie eben heut 'rauskommen, gewiß wollen's mein neues Stück mit anhören. Nu, I sag' Ihnen, es is der Mühe werth! es ist a saubres Stück, etwas überspannt zwar, aber classisch! und die Moral! — na, i sag' nix weiter als Sie werden überrascht werden, aber nun setzens Ihnen daher und trinkens eine Flasche Champagner mit uns, oder wollens Tokayer, Burgunder, Rheinwein? Da stehn auch Backhähndl, a bratens Gansel, a halber Fasan oder wollens a Indianderl oder Servelatiwurst, Schinken-Zickerl mit Maccaroni? Heda Kellner angeschafft!"

„Aber Herr Director! wo bleibens denn?" rief ein außer Athem herbeistürzender Theaterdiener. „Alles ist schon vollgepfropft voll Menschheit, 6 Uhr hat's schon vor an Viertelstund geschlagen und wir können das Stück nöt anfangen, weil Sie halt die erste Scen' haben."

„Na! da haben wir's", schrie Schikaneder erbost, „keinen Augenblick Ruh' hat so ein geplagter armer Theater-Director, der zugleich ein ausgezeichneter Künstler ist! Aber wart, I will Euch eine Gemödie vorspielen, daß Ihr daran gedenken sollt!" Er leerte hastig noch ein volles Glas und stürzte, gefolgt von dem Theaterdiener, davon.

Da Ponte und Mozart lachten und Letzterer schien Anstalt machen zu wollen dem Director zu folgen, um dessen neuestes dramatisches Meisterwerk zu bewundern, als er aber bemerkte, daß da Ponte sitzen blieb, setzte er sich ebenfalls wieder und fragte: „Haben Sie etwa keine Lust die Vorstellung mit anzusehen?"

„Nein, wahrhaftig nicht", entgegnete da Ponte, „mir geht jetzt unsere Oper im Kopfe herum."

„Welche Oper?"

„Nun, welche andere, als die wir zusammen für's Kärnthnerthortheater schreiben werden", versetzte da Ponte — und — fügte er hinzu, als er Mozart's Verwunderung bemerkte, „und zwar auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers."

„Ach, was reden Sie da wieder", versetzte Mozart fast unmuthig. „Der Kaiser wird jetzt Zeit haben an mich und an eine neue Oper von mir zu denken!"

„Hätt' ich Dem nimmer geglaubt", lächelte der Dichter, „daß Freund Mozart seinen guten Kaiser ungerecht beurtheilen könnte."

„Davon ist keine Rede", fiel Mozart rasch ein. „Ich hab' nur gesagt, er habe keine Zeit jetzt an mich zu denken und das ist wahr."

„Und ich werde Sie sogleich überzeugen, daß es nicht wahr ist", erwiderte da Ponte und erzählte ihm dann seine letzte Unterredung mit dem Kaiser.

Mozart hörte aufmerksam zu, seine Wangen rötheten sich höher und höher, sein gewöhnlich unstäter, zerstreuter Blick sammelte sich und wurde feurig, begeistert und als da Ponte endlich seine Mittheilung schloß, fragte Mozart ihn kurz und rasch: „Nun, und was haben Sie für ein Libretto für mich?"

„Also wir arbeiten einmal wieder zusammen?"

„Welche Frage! wünscht es mein guter Kaiser nicht?"

„Ja, aber wenn Sie selbst eben keine Lust zum Componiren hätten?"

„O! da Ponte ich und keine Lust mehr zum Componiren!"

„Aber sie haben erklärt keine Oper mehr für die Wiener schreiben zu wollen."

„Das will ich auch nicht, ich denke gar nicht an die Wiener! Ich schreibe die Oper für meinen guten Kaiser, für da Ponte, für mich, für meine lieben Prager, nur schnell Ihr Libretto!"

„Ja, darüber wollte ich mich eben mit Ihnen berathen. Hören Sie also — —"

Aber mit dem Hören war es dieses Mal nichts, denn mehrere junge Damen vom Ballet-Corps hüpften unter lautem Gelächter herbei und grade auf die Laube zu.

„Hahaha! den Spaß hättens mit erleben sollen, Herr von Wolfer!" rief die Hübscheste, indem sie auf Mozart losstürmte und sich ganz kapon neben ihn niederließ. „O i bitt', i bitt' um ein Glas Champagner, mir is der Hals ganz trocken vom Lachen worden!"

„Uns auch!" riefen die andern, „ehrwürdiger Herr Abbate, schenkens uns ein!"

„O, Ihr wilden Hummeln!" lachte Mozart, „was habt's denn schon wieder?"

Da Ponte aber hatte die Gläser gefüllt und sprach sehr ernsthaft: „Trinkt holde Schönen, trinkt den süßen Trank und kräftigt Euch, denn steil und mühsam ist und dornenvoll der Pfad, den Tugend wandelt."

„Na, hörens auf mit Ihren Anzüglichkeiten!" rief Mozart's Nachbarin, indem sie wie die Andern ihr Glas auf einem Zuge leerte und während die Andern auch den Speisen tapfer zusprachen, fuhr sie zu Mozart gewendet fort:

„Denkens Ihnen, der Herr von Schikaneder kam ganz rabiat in die Garderobe gerannt, weil man ihm von Essen fortgeholt hätt' und macht den Regisseur runter, daß er nöt eine recht lange Symphonie hätt' spielen lassen, damit er erst hätt' abspeisen können. Unterdeß is das Stück richtig angegangen und das Stichwort fällt, wo der Knapp, welchen der Schikaneder spielt, auftreten soll! Er kommt nöt, der Ritter wiederholt das Stichwort, der Knapp kommt noch immer nicht, da schreit ein Schauspieler zur Thür hinein: „Aber Herr Director so kommens doch! Ihr Stichwort ist ja schon zwei Mal gefallen!" und Schikaneder springt, wie er ist, mit der Serviette vorgebunden, die Gabel, woraus noch das halbe Backhändl steckt, schwingend, raus auf die Scen' und schreit seinen Ritter an: „Na da bin i, können denn Euer Gestrengen nöt warten, bis a armer Knapp sein Mittagsbrod verzehrt hat?" Das Publikum hätt' vielleicht nix gemerkt, weil es dachte, das stünd' so in der Roll' vom Schikaneder, aber der Ritter, dem das ganz unerwartet kam, konnt' nöt an sich halten, sondern mußte lachen und das ganze Publikum lachte mit, Schikaneder aber ließ sich nöt irren, that die Serviett ab, legte die Gabel mit dem halben Backhändl bei Seit' und fängt seine Roll' ganz ernsthaft an: „Edler Ritter! schon lange bemerke ich mit Kummer die tiefe Schwermuth, welche Euch erfaßt! Vertraut Eurem treuen Knappen Euren Kummer."

Die Mädchen brachen hier in ein neues schallendes Gelächter aus und Mozart und da Ponte stimmten mit ein.

„Hört Ihr schönen Ungethüme", begann darnach da Ponte, „Ihr könntet uns einen großen Dienst erweisen, wenn ihr uns einmal aufrichtig von Euren Liebesabenteuern erzähltet wolltet, das heißt, wie ihr Eure Liebhaber bei der Nase herumführt und sie betrügt, ich hätte Lust für meinen Freund da ein komisches Libretto zu einer Oper zu schreiben, in welchem dergleichen vorkäme."

Die Mädchen sahen sich einander an, winkten sich zu, machten allesammt sehr ernste Gesichter und Mozart's Nachbarin sprach mit anscheinender Empfindlichkeit: „Wenn's denken, daß wir solche leichtsinnige Madln wären, so sind's in einem großen Irthum; wir sein aus der Vorstadt und die Madln aus der Vorstadt, wenn's einen Gegenstand haben, sind ihm treu, führen ihn nöt an der Nasen herum und betrügen ihn nöt."

„Ja!" bekräftigten alle Andern — so ist's halt, wir Madln aus der Vorstadt sind treu."

„Nun, — meinte da Ponte — so erzählt mir einige Beispiele, wo Ihr eure Treue auf recht auffallende Weise bewährt habt, wenn Ihr in Versuchung geführt wurdet."

Abermals sahen sich die Mädchen unter einander an — winkten sich zu und wollten wieder ernsthafte Mienen annehmen. Dieses Mal aber gelang es ihnen nicht und plötzlich sprangen alle auf und liefen unter lautem Lachen davon.

„Wetterhexen! — rief Mozart — aber hübsch, verdammt hübsch und dabei von einer Gutmüthigkeit, daß man ihnen nicht bös werden kann."

„Così fan tutte! — lachte da Ponte — sie sollen leben!" —

Ungefähr acht Tage später besuchte da Ponte seinen Mozart und brachte ihm den Entwurf seines Opernbuches: Così fan tutte (So sind sie Alle!) — Mozart las das Manuscript und meinte: Es ist ein Operabuffo-Libretto, wie ich es mir nicht besser wünsche, aber ich fürchte, Freund da Ponte, wir werden in Deutschland wenig Glück damit machen, denn die Deutschen verstehen Alles, nur keinen Scherz, der sich über den alltäglichen hausbackenen Spaß erhebt. Es geht ihnen damit wie jenem Knaben in dem Goetheschen Liede, der nicht eher ruhte, bis er die farbige Libelle, deren Farbenspiel ihn, als sie frei im Sonnenstrahle dahinflatterte, so sehr ergötzte, gefangen hatte, wo dann, als er sie ganz in der Nähe betrachtete, das schöne Farbenspiel sich in ein einfaches Grau

verwandelte. — Unser deutsches Publikum wird bei einigen Scenen unserer Oper vielleicht herzlich lachen und sich nachträglich darüber ärgern, daß es über Etwas gelacht hat, was doch im wirklichen Leben gar nicht vorkommen kann, nämlich: daß zwei Damen ihre Liebhaber, welche verkleidet vor ihnen erscheinen, um sie unter dieser Maske noch einmal zu erobern, so wenig wie ihr schelmisches Kammermädchen, Despina, das als Arzt und Notar erscheint, durch zwei Akte hindurch erkennen! — Bei andern Scenen wird sich das Publikum langweilen, weil es keinen Sinn für den feinen Spott, von welchem sie erfüllt sind, hat.

„Ei, lieber Mozart, — rief da Ponte, ohne die mindeste Empfindlichkeit zu zeigen, — ei, wenn Sie meinen, daß mein Libretto für das deutsche Publikum nicht paßt, so werfen Sie in Gottes Namen das ganze Geschreibe in's Feuer und ich versuche es mit einem andern Stoff."

„Gemach! — entgegnete Mozart lächelnd — Gemach, lieber da Ponte. Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich für meine Personen mir gar kein besseres Libretto zu einer Opera buffa wünsche? — Mich spricht eben dieses Thema ganz besonders an, in gleichem Grade die Charaktere, welche Sie darin verkörpert haben, ja, ich möchte selbst die allerdings auffallenden Unwahrscheinlichkeiten nicht missen, denn sie geben in meinen Augen dem Ganzen etwas Märchenhaftes, Phantastisches, was mir durchaus nöthig scheint, soll die keck ausgesprochene leichtfertige Grundidee nicht verletzen. Kurz und gut, ich componire die Oper." —

„Aber, Freund Mozart — wenn die Oper, um des Textes wegen, kein Glück macht?" —

„Ei — für Prag fürcht' ich das nicht!" —

„Aber für Wien? für andere Städte?" —

„Pah! Dann mag sich Così fan tutte mit dem Idomeneus, dem Don Giovanni und theilweise selbst mit dem Figaro trösten. Ein Libretto, das mir so gefällt, uncomponirt zu lassen, hieße doch dem Publikum oder dem Geschmack der Mode (ich sage nicht der Zeit!) zu viel zugestehen! Denken Sie an meine drei Ouverturen zum Don Giovanni, welche ich Ihnen, Duschek und Stephanie vorspielte, und von denen ich nur die Eine niederschrieb."

„Die aber auch die einzig mögliche für den Don Giovanni bleiben wird!" rief da Ponte ergriffen.

Mozart lachte. „Nun also! und darum und eben deswegen componir' ich Così fan tutte. — Im Vertrauen, da Ponte, es fällt mir eben ein: daß ich in dieser Opera buffa nachträglich gehen kann, was ich in unserm Drama giocoso *) wie es ist, nicht geben durfte. Ich hoffe, der Don Giovanni hat nicht allzulange auf seine Gegenwart zu warten und auch Così fan tutte wird nicht vergeblich componirt werden."

„Aufrichtig, Mozart — gestand da Ponte — wir wäre ein tüchtiger Erfolg in der Gegenwart lieber, als eine etwaige Vergötterung in der Zukunft, wo wir nichts mehr davon haben werden." —

„Ei, meiner Treu! — rief Mozart lachend — was das betrifft, so denke ich ganz wie Ihr, aber, wenn wir ehrlich sein wollen, haben wir denn etwa Ursache, über schlechten Erfolg unserer Bemühungen, was die Gegenwart betrifft, zu klagen? Freilich in Wien, von der Bühne herab, wo sie schlecht dargestellt und gesungen wurden, machten der Figaro und der Don Giovanni wenig Glück — aber geht einmal durch die Stadt, in die öffentlichen Gärten, geht in die Privathäuser und hört wie oft dort Cherubin's und Figaro's Arien, Don Giovanni's Fin chan dal vino, Zerlina's Batti, batti, oh bell Masetto, ihr Vedrai carino, und Leporello's Signorina, il catalogo è questo, ertönen und Ihr werdet zufrieden sein. — Daß ich von der Zukunft mehr erwarte wie von der Gegenwart, werdet Ihr ganz in der Ordnung finden, wenn ich ehrlich und ohne Ziererei es bekenne, ich hoffe darauf, daß meine Opern — d. h. jene, die ich selbst dafür anerkenne — noch nach hundert Jahren ihr Publikum finden werden, von Don Giovanni und Figaro weiß ich's gewiß! Nun, da mußte ich denn freilich ein Bischen weiter gehen, wie der gegenwärtig herrschende Modegeschmack es verlangt und theilweise selbst erlaubt, und darin liegt der Grund, weshalb keine meiner Opern ein großes Glück bei dem Modepublikum der Gegenwart machen wird, selbst, wenn sie besser gegeben würden, wie es, mit einziger Ausnahme Prags, der Fall ist. — Aber ich habe für die Gegenwart einen unbestechlichen und viel wenn am Ende nicht alles geltenden Richter: das Volk, das meine Melodien liebt und singt. — Sie, da Ponte, als Italiener wissen es besser wie unsere gelehrten Deutschen, daß nichts in's Volk dringt, was nicht das Gemüth trifft; wird dies nur erregt und ergriffen, so thut es nichts, wenn auch nicht Alles sogleich verstanden und so klar erfaßt wird, daß sich Jeder Rechenschaft darüber geben kann, warum es eben das Rechte ist, — worin seine größte Schönheit besteht. — Dies nach und nach zu erkennen, muß allerdings der Zeit, der zukünftigen Generation vorbehalten bleiben; es liegt in der Natur der Sache, da ich nicht allein für den Modegeschmack componire, aber der Teufel hole jedes für die Zukunft bestimmte Werk, in welchem nicht eben dem musikalischen Sinn, dem Gefühle und dem Herzen der Zeitgenossen die gebührende Rechnung getragen ist! — Ein musikalisches Werk, das unsere Mitlebenden durchaus kalt läßt, so daß keiner in einsamen Stunden, fast unwillkürlich, diese oder jene Stelle für sich daraus singt, summt oder brummt — ein solches Werk, das ist mein steter Glaube! ist auch für alle Ewigkeit für die Zukunft verloren, — unsere gelehrten Theoretiker mögen sagen und deuteln was sie wollen. Und somit Basta! ich componire Così fan tutte und wie gesagt — die Arbeit soll keine verlorne sein."

Durch Mozart's Zuversicht ermuntert, griff da Ponte die Ausarbeitung des Textes zu den Arien, Duetten, Terzetten und Ensembles mit Lust und Liebe an und da — Niemand besser für Mozart und unter seiner Aufsicht — da konnte wirklich so schöne singbare Verse zu schreiben vermehrte, wie selbst Metastasio nicht, der sich in seinen Formen und Phrasen allzusehr gleich blieb, so gelang Alles trefflich. — Mit gleicher Schnelle wie da Ponte seine gelungenste niederschrieb, componirte sie Mozart und er hielt ehrlich Wort, alles was er in

*) Don Giovanni. — Ich muß hier meine Leser auf den Unterschied zwischen Drama giocoso und Opera buffa aufmerksam machen. Ersteres schließt das Wunderbare, Tragische, neben dem Komischen nicht aus; Letzteres ist rein komisch, bis zum Burlesken gesteigert.

seinem Drama giocoso nicht hatte anbringen können, in dieser Opera buffa anzuknüpfen, so daß die Musik zu Così fan tutte so viele und große Schönheiten enthält, daß man über die Unerschöpflichkeit des Genies, welches einen Don Giovanni und Figaro noch zu schaffen vermochte, mit Bewunderung und Entzücken erfüllt wird. —

Die Composition der Scuola degli amanti war vollendet.

Die Oper wurde auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers einstudirt und kam im Januar 1790 im Kärnthnerthor-Theater zuerst zur Aufführung. — Die Musik gefiel in einigen Nummern ungemein, in andern (und gerade den schönsten) weniger, da das Wiener Publikum jene ironisch-pathetischen Stellen, worauf Mozart einen so großen Accent gelegt, für baaren Ernst nahm und sich darüber beklagte, daß der Componist in eine Opera buffa solche ernste, wenn auch an sich schöne Musik, angebracht habe. Nur Wenige verstanden sogleich das neue Meisterwerk in seiner ganzen Trefflichkeit zu würdigen, und unter diesen standen, wie gewöhnlich, Mozart's Feinde in der ersten Reihe, wie denn der treffliche Dalibicheff wohl Recht hat, wenn er sagt, daß unter allen Zeitgenossen Mozart's es eben seine Feinde gewesen wären, welche ihn zuerst in seiner ganzen Größe erkannt und gewürdigt hätten. Was den Text betraf, so ging es damit, wie Mozart vorhergesagt hatte, für ein deutsches Publikum war dieser Scherz zu keck, zu unwahrscheinlich; es schämte sich nach der Vorstellung, über einige Lazzi gelacht zu haben, und hatte sich bei den ironisch gegebenen Stellen, weil es die Ironie nicht verstand, gelangweilt. Dennoch wäre Così fan tutte bei seiner Ueberfülle an reizenden, einschmeichelnden Melodien, endlich selbst in Wien wohl durchgedrungen, hätte man während des Faschings das Werk öfter aufführen können. Allein zu Anfang des folgenden Monats Februar starb Kaiser Joseph II. Alle Theater wurden geschlossen und alle sonstigen Lustbarkeiten eingestellt, und als die Trauerzeit zu Ende war, hatte Mozart keine Zeit mehr, sich um die Aufführung seiner Opera buffa weiter zu bemühen, denn die Compositionen des Titus, der Zauberflöte und des Requiems nahmen ihn ganz und gar in Anspruch, und als er das letztere Werk vollendet hatte, wissen wir, war seine Mission hier erfüllt.

In Prag gefiel Così fan tutte, so lange sie von der trefflichen Bondini-Guardasonischen Gesellschaft gegeben wurde, gleich wie jede andere Mozartsche Oper, allein Così fan tutte hat das eigene, daß es mehr wie irgend ein anderes Werk Mozart's, durchaus im Geiste der Dichtung und Tondichtung gespielt und gesungen werden will — wenn es gehörig verstanden werden und gefallen soll: dafür reichen aber weder unsere heutigen deutschen noch die heutigen italienischen, der Opera buffa gänzlich entfremdeten Sänger mehr aus.

Es ist dieses ein wahrhaft beklagenswerther Verlust für die Kunst; denn um Mozart in seiner vollen Universalität würdigen zu können, darf Così fan tutte in der Reihe seiner dramatischen Meisterwerke nicht fehlen. Wie Don Giovanni den ganzen Figaro erst recht erklärt, so commentirt hinwieder Così fan tutte den Don Giovanni; sie bildet den Schlußstein einer Operntrilogie, in der sich Alles zusammenfindet, was überhaupt der Opernmusik zu leisten möglich erscheint.

VII. Le nozze di Figaro.

Selbst ein Lustspiel, voll Geist, voll Anmuth, Wahrheit und Feile.
Stellst du dich, heiter und froh, neben Don Juan, und strahlst.

I

Die schönen Tage des Jahres 1785, nicht zu Aranjuez, sondern zu Schönbrunn waren vorüber und der Hof war nach Wien zurückgekehrt. — In der Stadt aber giebt es auch im October noch manchen schönen Tag und der Prater und der Augarten werden von den Bewohnern der Residenz an solchen schönen Tagen fleißig besucht. — Joseph II. pflegte bis die rauhere Jahreszeit hereinbrach, immer noch einige Wochen nach seiner Rückkehr in dem kleinen Schlößchen, welches sich im Augarten erhebt, zu residiren, bevor er in die kaiserliche Hofburg übersiedelte.

An einem noch ziemlich warmen Vormittage wandelte der Kaiser sinnend durch die hohen Baumgänge des Gartens, welche meistab von der Hauptallee — dem Tummelplatz des großen Publikums — liegen, und welche bei weitem seltner von einem eingebornen Wiener als von den nach Wien kommenden Fremden besucht werden. Auch heute waren diese Baumgänge leer von Menschen, Alles umwandelte in der Hauptallee. — Der Kaiser lenkte seine Schritte nach einem Bosket; hier bot sich, wenn man die Mitte desselben erreicht hatte, durch eine wohlangebrachte Lichtung, eine entzückende Aussicht dem Besucher völlig unerwartet dar, denn er überblickte von diesem Punkte aus die ganze von dem prächtigen Kahlengebirge begränzte Brigittenau, mit ihren reizenden Häuschen und Gärtchen, die reizendste wirkliche Landschaft, deren Anblick von irgend einer so großen Stadt aus mir vorgekommen ist. Der Kaiser liebte dieses Plätzchen ungemein, und unter einem hohen alten Ulmenbaum rubte er manche Stunde auf einer einfachen Bank, sich am Anblick der herrlichen Natur erlabend, wenn ihm die Menschen das Leben und das Regieren fast verleidet hatten. Noch nie zuvor hatte Joseph auf diesem Plätzchen irgend einen andern Menschen getroffen, obwohl es Keinem untersagt war, alle Punkte dieses »Allen Menschen, von ihrem Schöpfer geschenkten Gartens« zu besuchen. Aber Joseph hielt dieses Plätzchen für durchaus unbekannt und so stutzte er, als er jetzt einen Mann auf der Bank antraf, der beide Hände auf

den Knopf eines langen spanischen Rohrs und auf diese das Kinn gestützt, sich die Umgebung aufmerksam zu betrachten schien. — Der Mann, in einen langen braunen Ueberrock gekleidet, trug einen ältern Galanteriedegen, ein Zeichen, daß er den höheren Ständen angehören mußte. Joseph näherte sich ihm langsam von der Seite. Jetzt erkannte er das ausdrucksvolle kräftige Profil, die großen begeisterten Augen — im Knopfloche das blutrothe Band des Ordens vom goldnen Sporn; rascher kam er heran und rief: „Ah! Gluck! wieder wohlauf? Bravo! so ist's recht!“

Gluck schaute in die Höhe. Als er den Kaiser erkannte, wollte er sich erheben, doch dieser hielt ihn nieder, indem er sprach: „Bleiben Sie sitzen, Ritter! Sie sind Reconvalescent und ein solcher darf sich in seiner Bequemlichkeit nicht stören lassen, ich werde auch die Meinige ohne Umstände gebrauchen.“ Damit setzte er sich neben Gluck, und dieser war nicht nur Weltmann, sondern auch seines Werthes sich genug bewußt, um durch die Vertraulichkeit eines wahrhaft großen Monarchen sich nicht gedrückt oder auch nur verletzt zu fühlen.

Der Kaiser erkundigte sich auf das liebevollste nach seinem Befinden. Gluck meinte: „Die Aerzte bemühen sich, mir die schönsten Hoffnungen zu machen; es wird sich zeigen, inwiefern sie selber daran glauben.“

„O — auch ich habe die beste Hoffnung für Ihre gänzliche Wiederherstellung!“

Gluck schüttelte lächelnd das Haupt, indem er sprach: „Mein Tagewerk ist gethan! Nun heißt es, Platz gemacht für Andere.“

„Ihren Platz wird sobald keiner wieder einnehmen, Ritter!“ —

„Doch wohl, wenn es auch eben kein Christoph Gluck ist.“

„Das ist es aber eben, was ich meine! — Wissen Sie wohl, daß ich in neuester Zeit sehr unzufrieden mit meiner Oper bin! Es ist eine verzweifelte Oede an guten neuen Opern. Allen Respekt vor Ihrem Schüler Salieri! aber er ist kein Atlas, der eine ganze Welt allein auf seinen Schultern zu tragen vermag; die andern neuern Italiener sagen mir wenig zu. — Martin's Opern kommen mir sammt und sonders vor wie fade Suppen, obgleich die Wiener ganz vernarrt in ihnen sind.“ —

„Und die deutsche Oper, Sire?“

„Schweigen Sie mir um Gotteswillen von den Deutschen! — Habe ich nicht Alles gethan, jetzt vier Jahren, um die deutsche Oper in Wien zu heben? Habe ich nicht Mozart's „Entführung“ für sie schreiben lassen und ihnen das Werk zum Geschenk gemacht? Bezüglich ich nicht den Ditterodorf, Kauer, den jungen Gyrowetz und Andere, welche Talent für die Oper zeigen? — Aber diese Deutschen! — Als Mozart's „Entführung“ so unerhörtes Glück machte, glaubte ich: nun würden sich die Direktoren um ihn reißen, ihm Aufträge über Aufträge geben und ihm nach Verdienst bezahlen. — Was thun sie? — sie lassen sich italienische und französische Opern übersetzen, führen sie auf eine Weise auf, daß sie weder mit den Italienern noch mit den Franzosen einen Vergleich aushalten können, und ihre deutschen Componisten, mit denen sie den Italienern und Franzosen die Spitze bieten könnten, mögen in Gottes Namen mit ihrem Genie feiern und am Hungertuche nagen! — Nein! für diese deutschen Operndirektoren thue ich Nichts mehr, an ihnen ist Hopfen und Malz verloren!“ —

„Dann sollten Ew. Majestät wenigstens es dem guten Mozart nicht entgelten lassen.“

„Was kann ich unter solchen Umständen für ihn thun?“

„Ew. Majestät könnten ihn beauftragen: eine italienische Oper zu componiren.“

„Seine Musik zum „Idomeneo“ ist wunderschön, allein Sie wissen, außerhalb München kam die Oper nirgends zur Aufführung; in München selbst ist sie, glaube ich, kaum ein halbes Dutzend Mal gegeben worden. Die Italiener wollen seine Musik nicht singen, er verlange zu viel von ihnen, sagen sie, und berücksichtige ihre Anforderungen zu wenig.“

„Freilich, in einer hervorragenden Oper dürften Wenige unserer heutigen Sänger im Stande sein, den Anforderungen Mozarts genug zu thun; aber wie wäre es, wenn Ew. Majestät ihn beauftragten, eine komische Oper für die Italiener zu schreiben?“

„Hm! — glauben Sie, daß Mozart zu einer Opera buffa Talent besitzt?“

„Ich erlaube mir, Ew. Majestät an den Osmin in der „Entführung“ zu erinnern.“

„Sie haben Recht, Gluck! Ich danke Ihnen für Ihren guten Rath, ich werde ihn befolgen und noch heute dazu sehen. Leben Sie wohl und machen Sie daß Sie bald wieder ganz hergestellt sind.“ Damit entfernte sich Joseph.

Noch am Spätnachmittage desselben Tages mußten Mozart und da Ponte vor dem Kaiser erscheinen.

II.

(Gemach des Kaisers Joseph im Augarten-Schlößchen.)

Kaiser (schellt).

Kammerdiener (tritt ein).

Kaiser. Sind Mozart und der Abate da Ponte schon gekommen?

Kammerdiener. Sie warten im Vorzimmer.

Kaiser. Sie sollen eintreten.

(Der Kammerdiener geht hinaus, Mozart und da Ponte treten ein, verbeugen sich und bleiben an der Thüre stehen.)

Kaiser (sie fixirend). Wißt Ihr, weshalb ich Euch habe rufen lassen?

Mozart und da Ponte (blicken einander verlegen an).

Kaiser (für sich). Ich will darauf wetten, die beiden Wildfänge haben wieder irgend einen Streich angestiftet. (Laut zu Mozart): Was macht Deine Frau, Mozart?

Mozart. Gottlob! Die Stanzerl ist wohl auf, Majestät.

Kaiser. Ich werde mich nächstens bei ihr erkundigen, ob Du ihr auch treu bist. (Zu da Ponte streng): Man hat mir hinterbracht, Abate, Sie hätten, trotz meines Verbotes, wieder neue Schulden gemacht.

da Ponte. Sire, da muß ein Irrthum walten, neue Schulden in Wien zu machen, wäre eine Unmöglichkeit für mich.

Kaiser. Eine Unmöglichkeit?

Mozart. Gewiß, Majestät! Wenigstens so lang, bis daß er seine alten Schulden bezahlt hat.

Kaiser (lacht). Das ist freilich eine Bürgschaft, womit ich zufrieden und sicher sein kann, daß er so bald keine neuen Schulden macht. Ihr seid Beide ein paar große Windbeutel, doch da ich Euch trotzdem in meine Affection genommen habe, so will ich Euch dazu verhelfen, eure leeren Börsen einmal wieder zu füllen. schreibt mir eine Opera buffa zusammen.

Mozart. Mit tausend Freuden.

da Ponte. Ganz zu Ew. Majestät Befehl.

Kaiser. Versteht mich wohl, eine ächte Opera buffa, und zwar für meine Italiener und für die Wiener; ich erwarte etwas Vorzügliches von Euch! — Sinne sofort über ein Libretto nach, da Ponte!

da Ponte. Ein Libretto wäre schon da und mein Freund Mozart mit dem ich heute früh davon sprach, war entzückt über den Stoff —

Kaiser. Wie heißt der Stoff?

da Ponte. Die Hochzeit des Figaro

Kaiser. Von Beaumarchais? — Ei, weißt Du denn nicht, daß die Censur die Aufführung des Stückes strenge verboten hat? —

da Ponte. Das Lustspiel? Wir machen ja eine Oper d'raus —

Kaiser. Die Behörden, der ganze Adel würde über Unsittlichkeit schreien.

da Ponte. Wir legen ein Ballet ein, das wird die strengsten Moralisten versöhnen *)

Kaiser (lacht). Du bist ein Scheim in Folie! — aber das Stück hat wirklich zu starke Stellen und endlich finde ich es zu wenig musikalisch.

Mozart. Hm! was das betrifft — dafür wollt' ich schon sorgen, daß Keiner das Musikalische vermissen sollt.

Kaiser. Ei, wirklich? — nun, es gilt! Schreibe Dein Libretto, da Ponte, lege mir es vor, und daß Du es nicht gar zu arg getrieben, so soll Mozart es componiren.

Mozart. Schon Recht, Majestät, aber wenn die Oper nun fertig ist und Ew. Majestät gefällt und die Italiener wollen sie doch nicht singen?

Kaiser. Dann jage ich diese ganze Truppe zum Henker und lasse eine neue kommen, um Deine Oper zu hören! Mein Wort darauf. Adieu!

II

„Hören Sie, Mozart, — sagte da Ponte, als Beide über die Ferdinandsbrücke, die damals aber die Leopoldstädter hieß, der innern Stadt zuschritten — hören Sie, lieber Mozart, ich werde kein Asino sein, dem Kaiser mein Libretto vorzulegen, bevor Sie nicht Ihre Musik dazu gemacht haben. Per bacco! weiß ich's denn nicht, daß Joseph meine schlechten Verse sogleich dem Obercensor vorlegen würde, und dieser — grun Dio! — würde er nicht sogleich in der Giela-Arie des Basilio eine Anspielung auf seine eigne üble

*) da Ponte's eigne Worte, man sehe seine Memoiren.

alles geliebte Personen finden? Nein, theurer Maestro, keinen Buchstaben darf d'Imperatore von meinem Figaro erblicken, bis nicht Musik und Text unserer Oper vollständig hergestellt sind — dann — lieber Mozart, weiß ich ja, müssen wir siegen! wenn auch nicht bei den Wienern, so doch gewiß bei Joseph, bei dem illustren Ritter Gluck, welchen Sie so hoch verehren, bei unserm liebenswürdigen Vater Haydn, der zehnmal mehr Nachsicht mit unsern Thorheiten hat, als mit dem Schönsten, was er je schrieb; endlich — bei Salieri, meinem sehr lieben Landsmann, der Sie — Mozart! eben so sehr liebt, als er Sie beneidet und — per Dio! das will Etwas sagen.“

„Gut, da Ponte! — sagte Mozart — wir wollen arbeiten.“

Wenn zwei tüchtige Menschen zusammen arbeiten, so muß zuletzt was Tüchtiges herausschauen. Mozart und da Ponte arbeiteten! Der Dichter verstand den Componisten, der Componist verstand und — corrigirte mitunter seinen Dichter

So sollte von Rechtswegen jede Oper geschaffen werden, — d. h. wenn nemlich der Componist der Mann dazu ist, seinen Dichter zu corrigiren, wie Mozart seinen da Ponte.

Figaro, wie er uns — außer der einzigen Arie in F: „All desio di chi t'adore,“ — vorliegt, wurde in unglaublich kurzer Zeit von da Ponte und Mozart vollendet.

Joseph II. mit Regierungs-Angelegenheiten sehr beschäftigt, hatte noch nicht nachfragen lassen, als da Ponte eines Morgens sich im Contrellgange der k. k. Hofburg einfand. Als der Kaiser ihn vor sich ließ, überreichte da Ponte ihm demüthig sein Libretto:

„Le nozze di Figaro.“

„Ich werde es lesen!“ sagte der Kaiser freundlich.

„Wenn Ew. Majestät es hören wollten, — versetzte da Ponte — würde es mir noch lieber sein! Mozart hat bereits die Hauptnummern componirt und ist bereit, sie Ew. Majestät vorzuspielen und zu singen.“

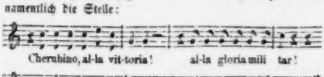
„Da ich eben Zeit habe — sprach der Kaiser — so mag er kommen.“ —

„Nun, laß hören, Mozart, — fuhr er fort, als dieser von den dienstthuenden Kammerherrn eingeführt worden war — Nun laß hören, was Du und da Ponte ausgeheckt habt!“

Mozart setzte sich an das kleine, zwar sehr bescheidene aber treffliche Spinett Silbermann's, welches sich in Joseph's Arbeitszimmer befand, und begann seine Vorträge mit Figaro's erster Arie: „Se vuol ballare Signor!“ — Joseph nickte beifällig. Nach Bartolo's Arie: „La vendetta — o la vendetta!“ brach er in ein herzliches Gelächter aus. — Die Arie des Pagen: „Non so più cosa son“ mochte ihn Erinnerungen aus seiner frühern Jugendzeit heraufbeschwören, welche ihn um so tiefer erschüttern mußten, als ihm jene Ahnungen — welche mehr oder minder jeder Jünglinge sich verwirklichen — nie in Erfüllung gehen sollten. — Die Krone dieses ersten Aktes, Figaro's Arie: „Non più andrai farfallone amoroso!“ electrisirte den Kaiser nicht minder, als es noch heutzutage bei jedem wackern Soldaten geschieht, wenn er dieses unvergleichliche Tonstück hört.

Kaiser Joseph war entzückt von der Musik, da Ponte bekam einen scherzhaften Beweis, daß er so Vieles aus Beaumarchais Lustspiel in sein Libretto aufgenommen; aber da Ponte lächelte und meinte: »Was ich hier zuviel gethan, wird sich an einem andern Ort rentiren Mozart! gedenken Sie bei unserer nächsten Oper des Pagen Cherubino!« *)

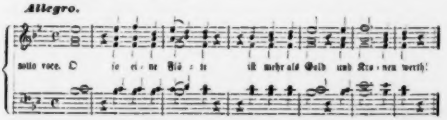
Die oberste Hof- und Censur-Behörde wüthete, als es hieß: »Le nozze di Figaro« solle aufgeführt werden. — Die italienischen Sänger und Sängerinnen wütheten gleichfalls und wirklich — sie thaten bei der ersten Aufführung alles Mögliche, um die Oper zum Falle zu bringen, so daß Mozart inmitten des ersten Aktes vom Dirigentenpulte aus dem Orchester in die Loge des Kaisers eilte, um diesen zu beschwören: »der Truppe bedeuten zu lassen, ihre Schuldigkeit zu thun.« Das half! Die Sänger thaten ihre Schuldigkeit und als der Sänger des Figaro in seiner Arie: „Non più andrai" namentlich die Stelle:



mit voller Stimme sang, brach das ganze überfüllte Haus im donnernden Jubel los. Mozart — in seinem rothen Pelz — mußte auf offner Scene erscheinen; die Trompeten und Pauken machten einen Tusch, die Violinisten schlugen fast ihre Violinbogen auf den Pulten entzwei. — Figaro hatte in Wien gesiegt — — — allein er wurde sofort bei Seite gelegt und erst ein Jahr später, als er die alte Hauptstadt Böhmens, das unvergleichliche Prag, entzückt hatte, wurde er in Wien wieder hervorgesucht. — Kaiser Joseph schwärmte für diese Musik; da Ponte verkündete es laut: Mozart ist's, für welchen ich am liebsten schreibe, und Mozart schwur: Der Teufel soll mich holen, wenn ich für ein Wiener Theater wieder eine Oper schreibe. —

*) Auf geistreiche Weise führt Oulibichef in seiner Biographie Mozarts den Satz durch: daß der Page Cherubin in Figaro kein Anderer sei, als der Knabe Don Giovanni.

VIII. Die Zauberflöte.



1.

Das wundervolle Werk Mozarts: „**Die Zauberflöte**" — welches noch heute von nicht Wenigen allen seinen andern Opern vorgezogen wird, ist schon um deßhalb für Alle sich für des Meisters Lebensschicksale Interessirende merkwürdig, als es das Einzige ist, welches außer der „Entführung aus dem Serail" (mit welcher Oper Mozart in Wien debütirte) sogleich den allgemeinsten Beifall der Wiener sich erwarb, so daß der Schöpfer desselben nunmehr nicht nur der Lieblingscomponist des Beifalls, sondern auch der eleganten Welt wurde. Vielleicht hatte Mozart diesen Erfolg weniger erwartet als den Enthusiasmus, welchen die Zauberflöte bei den Musikern vom Fach hervorrief und zu jeder Zeit hervorrufen wird; — denn hier wie nirgends sonst wo hatte Mozart Gelegenheit, die Vielseitigkeit seines Talents auf eine seinem Genie würdige Weise zu documentiren und wahrlich, wir dürfen uns nicht beklagen, er habe die Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen. Unser Interesse an dem Werke wird aber noch dadurch gesteigert, daß es uns hier — ausnahmsweise — vergönnt ist, den Meister bei seinem Schaffen zu belauschen.

Wir wissen bereits, daß er die Musik zur Zauberflöte für seinen in großen Nöthen sich befindenden Freund Emanuel Schikaneder componirte; allein der Text, welchen ihn Schikaneder lieferte, war ursprünglich ein ganz anderer, als wie er uns jetzt vorliegt und treu dem Wieland'schen Feenmährchen »Lulu, oder die Zauberflöte« nachgebildet. Unserm Mozart soll dieser erste Text keineswegs besonders zugesagt und er nur aus Freundschaft für Schikaneder die Composition desselben begonnen haben.

Etwa drei bis vier Nummern dieses Textes waren bereits componirt — nur die erste Arie der Königin der Nacht ist und davon erhalten worden — als eines Morgens Emanuel Schikaneder, den Hut verkehrt auf seinen dicken Kopf gestülpt, sehr erhitzt in Mozart's kleines Arbeitskabinet stürmte.

»Was schreibt Du?« fuhr er auf Mozart los.

»Deine Oper.« —

»Werf' die ganze Geschicht' in's Feuer! — 's ist alles Pasch!«

»Bist Du närrisch?«

»Entrisch bin ich! fuchswild! — o ich hab' mich giftet, daß ich die ganze Welt zerschmeißen möcht'« — denn ich sag'

Dir, es ist a Lumpenwelt und ein armer Schauspieldirektor muß mit sammt seiner Direktrun heut zu Tag auf den Hund gerathen. " —

"Was ist Dir denn so Schreckliches passirt?"

"Denk' Dir! eben erfahr' ich, daß der Wenzl Müller für die Josephsstadt eine neue Oper componirt hat, auf denselben Text, welchen ich Dir geben hab'." —

"Wie? die Zauberflöte?

"Na — a Flausen ist's halt nöt, sondern a Zitter und an Fagott — aber alles andere ist grad' wie bei uns: a böser Zauberer, a verliebter Prinz mit seinem Bedienten, a gute Fee mit ihren Töchter, einen dicken Zwergel u. s. w. Der ganze Lulu, grad' wie bei uns."

"Das ist freilich schlimm!" — sprach Mozart — obgleich ehrlich gesagt, Dein Text, wie er da liegt, mir nicht besonders gefällt, den Titel etwa ausgenommen. Wie heißt Wenzel Müller's Oper?"

"Ich hab's ja gesagt: Die Zauberzitter und der Fagottist."

"Nun, wenn unsere Oper die Zauberflöte heißt, so thut das weiter nichts."

"Aber alles And're ist grad' wie bei uns!"

"— Umgekehrt wird ein Stiefel d'raus!" —

Schikaneder stutzte und sagte dann: "Recht hast Du! gieb mir einen gescheidten Gedanken, Bruderle! Was meinst Du, wie ich's machen könnt?" —

Mozart sann eine Weile nach, dann entgegnete er: — "Mach' aus dem bösen Zauberer einen weisen, edlen Priester, aus der langweiligen Thränenliese von einer Fee, eine böse, rachgierige Hexe, deren gute Tochter der weise Priester entführt, damit sie von der Mutter nicht verdorben werde und er mit ihrer Hand einen edlen jungen Prinzen — etwa seinen Schüler — beglücken kann. — Die Tochter der bösen Zauberin muß wenigen sittig und keusch gehalten werden, — mach' ein ganz unschuldiges, edles Mädchen daraus; anstatt des plumpen, widerlichen Zwergels, gieb mir einen lustigen, gewandten Mohren; anstatt des einen Dutzen von Schnapsgeist, drei Genien, im Dienste des Priesterfürsten; — anstatt des Harems, drei verschleierte Damen, ganz schwarz gekleidet, als Dienerinnen der bösen Zauberin; endlich, anstatt der feilen Sclaven — einen Priesterchor." —

"Ich hab's!" — schrie hier Schikaneder aufspringend — Ich hab's, Mozart!" — einen Priesterchor, einen egyptischen Priesterchor, Freimäurer, Pyramiden, fünf ganze Logen auf dem Theater, die Aufnahme, Feuer und Wasserprobe, endlich das volle Licht. Mozart, Du bist ein göttlicher Kerl! geh' her, umarme mich und dann geh' mit mir in den Matschackerhof! Heut' spendir ich Tokayerausbruch und sollt' ich in Hemdärmeln nach Haus gehen."

II.

Im Matschackerhof hatte Mozart dem es jetzt erst recht eigentlich Ernst mit einer neuen größeren Composition für Wien geworden war, sich mit Schikaneder wegen des Textes ausführlicher besprochen, ihm den Gang der Handlung, so wie die Ausführung in den Hauptheilen vorgezeichnet, und daran mußte sich Schikaneder genau halten.

"Ich will Dir für Deine Bühne alles componiren, was Deinem Publikum gefallen und Dir das Haus füllen kann; dafür muß ich aber auch für mich und meine Freunde componiren dürfen, was uns gefallen kann; daß es auch Deinem Publikum nicht mißfällt, dafür verbürge ich mich. Du hast für nichts zu sorgen, als daß Alles möglichst gut ausgeführt wird und daß mir Deine Sänger und Sängerinnen keine Streiche machen, wie die Herren und Damen der kaiserlichen Hofoper." —

Dieser Erklärung Mozart's stimmte Schikaneder vollkommen bei, was ihn jedoch nicht verhinderte, den Freund später mitunter tüchtig zu ärgern, wenn er die und da etwas geändert haben wollte, was ihm zu hoch für sein Publikum vorkam. — "Ich sag' Dir, Mozart, — rief er bei solchen Gelegenheiten: — ich sag' Dir, ich kenne das Publikum!" — "Das ist nicht wahr! — entgegnete Mozart — kennst Du das Publikum, so würdest Du es nicht so unterschätzen — Du verwechselst, wie fast alle Schauspiel-Direktoren — Gott sei es geklagt! — den hohen und niedern Pöbel, für dessen verdorbenen Geschmack das Lächerliche eben recht ist, mit dem wirklichen Publikum, das für das Gute und Schöne Sinn und Gefühl hat, und für welches mithin das Beste nicht zu gut ist." — Freund Schikaneder begnügte sich dann damit beide Schultern bis über die Ohren hinaufzuziehen und zu brummen: „Wegen meiner! Bei mir heißt's anjetzt: Fest, Vogerl, oder stirb! — Ich muß es allerweile schon mit ihm riskiren!"

Aber Mozart hatte, wie sein Werk fortschritt, immer mehr und mehr sowohl das Sänger- als das Orchesterpersonal auf seiner Seite. — Tamino's Arie, die Arie der Königin der Nacht im ersten Akt, das herrliche erste Quintett, das Duett zwischen Pamina und Papagena, endlich das grandiose erste Finale, hatten den unbedingtesten Beifall gefunden und sogar Schikaneder erklärte sich mit seinem Vogelfänger-Liede durchaus zufrieden.

"Jetzt schreib nur schnell den zweiten Akt! — trieb er — und die Ouverture, damit wir das Ding sobald wie möglich aufführen können." — Mozart lächelte: denn über den zweiten Akt, wie er ihn componiren wollte, hatte er schon längst seine eigenen Gedanken gehabt, von denen aber freilich Freund Schikaneder, so lange noch nicht sein: „Ein Mädchen oder Weibchen" und sein Duett mit Papagena componirt waren, nichts ahnen durfte.

Der zweite Akt war begonnen und bis zu dem wundervollen zweiten Priester-Chor in D-dur: „O Isis und Osiris" bereits vorgerückt, als zu Schikaneders größester Verzweiflung Mozart veranlaßt wurde, die Composition der Zauberflöte für längere Zeit ruhen zu lassen.

Die erste Veranlassung war die allbekannte, damals so geheimnißvoll erscheinende Bestellung des „Requiems"; die zweite, der Auftrag von Seiten der Stände des Königreichs Böhmen, für die bevorstehende Krönung des Königs Leopold II.) die Festoper: „La Clemenza di Tito" zu componiren. Mozart mußte zu diesem letzteren Zwecke sofort in Begleitung seiner Frau und seines Schülers Süßmayer die Reise nach Prag antreten.

Wie wir durch Mozart's Frau und Süßmayer wissen, componirte der Meister den „Titus" zum größten Theil in

seinem Reisewagen, während der Dauer der Reise von Wien nach Prag. Von Constanze Mozart wissen wir auch, daß diese Reise volle vierzehn Tage währte, was bei der Beschaffenheit der damaligen mährischen und böhmischen Landstraßen Niemanden verwundern wird; habe ich doch selbst noch 1832 drei volle Tage mich in der »gelben Kutsche« mühen rädern lassen, um von Leipzig bis nach Dresden zu gelangen! —

In Prag angelangt, wurde Mozart von seinen Pragern empfangen — wie er es durch seinen »Don Giovanni« verdient hatte. Wie Verkennung wahren Verdienstes schmerzt, haben Viele erfahren; von der Freude, mit welcher Erkanntwerden von seinen Zeitgenossen den Künstler erfüllt, wissen nur Wenige zu erzählen: Mozart war auch insofern der Glückliche, daß er bei dieser seiner letzten Anwesenheit in Prag sich es selbst sagen durfte: »Meine Prager haben mich verstanden!« —

Und wem es je vergönnt war, in dem herrlichen Böhmerlande zu weilen und seine Bewohner kennen zu lernen — wozu freilich eine Eisenbahntour von Dresden oder Wien nach Prag nicht ausreicht — nun, der wird eben zugeben müssen, daß ein Mozart in der Hauptstadt Böhmens all' jene kleinen Sorgen und Widerwärtigkeiten, welche ihm in Wien so oft sein schönes, großes Künstlerleben verbitterten, bald vergessen mußte.

Und Mozart vergaß in dem herrlichen Prag unter „seinen braven Czechen“ früher als selbst seine Constanze es erwartet hatte, Alles was ihn in Wien oft so schmerzlich berührt! — Nur an seinen guten Kaiser Joseph durft' er nicht denken, dann überkam ihn tiefe Melancholie; denn Joseph, das wußte er jetzt, hatte ihn sehr geliebt, und eine seiner letzten Handlungen war es gewesen: seinem Mozart die Anwartschaft auf die Capellmeisterstelle zu St. Stephan zu sichern. —

Diesen gedachte Mozart! gedachte daran: wie viel des Guten, Großen, Schönen Joseph II. zum Heile der Menschheit gewollt, aber nicht vollbracht hatte, nicht hatte vollbringen können, weil er seiner Zeit zu weit vorausgeeilt war — wie jedes Genie. *) Nur das Genie des Künstlers erfreut sich mitunter des hohen Glückes sich sagen zu dürfen: es ist mir gelungen, zu erreichen — nicht was ich erstrebte — wohl aber was sich für Einen hier erreichen läßt.

»Es wird die Spur von meinen Erdentagen
Selbst in Aeonen nicht vergehen!«

Ja, im Vergeßlichen eines solchen hohen Glücks erlebt wohl ein solcher Berufener und Auserwählter den schönsten Augenblick seiner Sendung.

Ob Mozart einen solchen Augenblick erlebt? — O! er war ein Glücklicher, schon vier Jahre früher, als in diesen selben Räumen, wo jetzt Titus des Gütigen ergreifendes Wort:

»O Freund, — o glaube mir:
Für kummervolle Tage,
Für Nächte ohne Ruh',
Ist Undank unser Lohn«

ertönen sollte — ohne damals von dem unsern Meister sonst sogleich erfassenden, jetzt aber durch den Glanz und die Pracht der Krönungsfeierlichkeiten zerstreuten prager Publikums verstanden zu werden, **) — in diesen selben Räumen, sage ich, hatte Mozart schon vor vier Jahren einen solchen glücklichen Moment erlebt, an jenem Abend, mein' ich, wo die wundervolle Zuge:

„Tal è il fin di chi fa mal
E de perfidi la morte —
Alla vita è sempre ugual —“

zum ersten Male erklang, das größte musikalisch-dramatische Meisterwerk, das je geschaffen wurde, krönend. ***)

Mozart's Aufnahme in Prag konnte ihm nichts zu wünschen übrig lassen; daß man die einfache Herrlichkeit seines »Titus« in dem Fest- und Krönungsjubel nicht sofort würdigen können, begriff er, ja, er hatte es vorhergesehen!

*) Auch Goethe, so objectiv er war! In ganz Deutschland hat bis jetzt nur ein Publikum seine größte Tragödie den zweiten Faust-Theil gerecht gewürdigt und verstanden. Es ist das Hamburger Publikum, welches ihre Zeit schon Lessing und Schröder für das verständigste (und verdienendste?) erklären.

**) Es ist mir aufgefallen, wie es selbst dem besten Biographen und gediegensten Erklärer der Werke Mozart's, Oulibitcheff, entgehen konnte: daß die angebliche Josefiner »Titus«-von Mozart durchaus als Apotheose seines erhabenen kaiserlichen Freundes, ja, ich möchte sagen: als ein dramatisches Requiem für den edlen, unglücklichen Joseph II. aufgefaßt und wiedergegeben wurde. —

***) Goethe, wenn ihn Besuchende — welche freilich noch keine Ahnung von einem wirklich existirenden zweiten Theil des Faust hatten — sich dahin äußerten, daß der ganzen Anlage des ersten Theils nach, Faust selig werden müsse, hatte darauf nie eine andere Erwiderung als ein spöttisches Lächeln, da erschien zu Anfang der 30er Jahre von einem Dr. Schöne ein zweiter Theil der Faust-Tragödie, in deren Schlusse Faust wirklich auf höchst pietistische Art selig wurde. Der Verfasser sandte Goethe diese Tragödie zu und Goethe dankte ihm auf freundlich-ironische Weise dafür, äußerte sich aber gegen Sammler: die Kerls sind alle Narren! Trotz dem ersten Theil konnte Faust gar Höhe fahren und der Herr müßte seine Wette gegen den Teufel von Rechtswegen verlieren, wenn ich der Volkssage treu bliebe; denn Faust hat die freie Wahl bis zu Ende, zwischen Gott und Teufel! — aber ich — vollendete ich den Faust, wäre wohl ein Narr, wenn ich ihn vom Teufel holen ließe; denn welcher Dichter will es unternehmen, nach Mozart, eine Höllenfahrt zu schildern? — —

Diese Anekdote habe ich aus Hummel's eigenem Munde, als ich ihn im Jahre 1836, kurz nach der Ostermesse, zum letzten Male besuchte. — Uebrigens schien es mir, bei meinem letzten Besuche bei dem alten Herrn, als habe ihn Mozart's »Don Giovanni« in der That einen argen Querstrich durch sein Faustconcept gemacht. Er war Heide genug, um den Allmächtigen gnade die einst verlorenen Seele, denn nicht allmächtigen Teufel gegenüber, gewinnen zu lassen, und auffallend bleibt es, daß Faust, trotzdem, wie wir ihn im zweiten Theil erblicken, immer nur durch das Dazwischentreten des ewig-weiblichen selig wird.

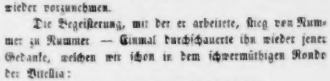
Dies veranlaßte Mengel, bei Erscheinen des zweiten Theils des Faust, zu fragen: ist denn kein Mann mehr im Himmel? — Aber Goethe war auch hier, wie immer, im Rechte, denn »dem großen Helden« — wie Jakobaeus Werner ihn immer nennt — war Gott weder Mann noch Weib, sondern — das All — von welchem selbst der Teufel ein Theil ist und bleibt. (Dieses Letztere zur Notiz für alle Mephistopheles-Darsteller.)

Wie leicht hätte er dem abhelfen können! — aber er mußte was er in dem Titus geschaffen, und da dies abgethan war, gedachte er wieder seines armen hülfsbedürftigen Freundes Schikaneder und des zweiten Aktes der Zauberflöte. Mitten unter tausend und aber tausend Zerstreuungen begann er ihn wieder vorzunehmen.

Die Begeisterung, mit der er arbeitete, stieg von Nummer zu Nummer — Einmal durchschauerte ihn wieder jener Gedanke, welchen wir schon in dem schwermüthigen Rondo der Bitellia:

„Nie wird mir wieder ein Frühling erblühen"

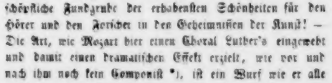
begegnen, wir finden das Seitenstück dazu in Pamina's Arie:



Doch auch in dem himmlischen Terzett aus B-dur, Andante moderato, C-Takt, (No 19 der Partitur) spricht sich schon wieder, wenn auch noch wehmüthig, am Schlusse die feste Zuversicht aus: es giebt kein Scheiden für immer — Und welch kindlich harmlose Laune athmet das gleich darauf folgende Papagena-Liedchen in F-dur. —

In dem zweiten Finale hat Mozart ebenstreitig das vollendetste gegeben, was sich irgend in einem Opern-Finale geben läßt. — Von dem wahrhaft göttlichen Trio der drei Knaben an bis zum Schlusse der Feuerprobe, welche unerschöpfliche Fundgrube der erhabensten Schönheiten für den Hörer und den Forscher in den Geheimnissen der Kunst! — Die Art, wie Mozart hier einen Choral Luther's eingewebt und damit einen dramatischen Effekt erzielt, wie vor und nach ihm noch kein Componist *), ist ein Wurf wie er alle hundert Jahre höchstens Einmal — einem gleich großen Genie glücken mag.

Welch einen Gegensatz zu diesem Erhabensten, was die gesammte Opernmusik aufzuweisen hat, bildet nun wieder Papagena's Scene! und dennoch wie verstand es Mozart diese Scene dergestalt dem Vorhergehenden und Nachfolgenden einzureihen, daß es durchaus ein harmonisches Ganzes bildet! — Und dieses Wunder bewirkte Mozart mit nicht vollen sechs Takten, in denen sich aber eine so unendliche Sehnsucht ausspricht, daß Niemand sie hören wird ohne eine Empfindung zu verspüren, welche ganz dem eines schmerzlichsüßen Heimwehes gleichkommt! Hier ist die Stelle:



Mit dem allerliebsten, allbeliebten Duo in C-dur verabschieden sich Papagena sammt seinem jungen Weibchen von uns — uns mit Ihnen der Scherz des herrlichen Meisters für diese Welt. — Was jetzt noch folgt ist Alles großartig erhaben; wer fühlte sich nicht von unheimlichem Grausen ergriffen bei der Stelle:

„Dir, große Königin der Nacht!"

Wer athmete nicht frei auf, wenn die Verderben bringenden Gewalten, ihrer Macht beraubt, hinabgeschleudert werden in den Orkus? — In wessen Brust klang das „Dank, Dank, Dank sei dir Osiris!" der Geweihten nicht wieder? Wessen Herz flog nicht mit empor in dem Jubel, der die Schwergeprüften, Sieggekrönten umrauscht? —

III.

Die Oper war vollendet. — Mozart kehrte nach Wien zurück, seine körperliche Kraft war gebrochen, doch loderten seine geistigen Elemente noch Einmal, beim Schaffen der Ouverture, womit der große Meister sein Werk krönte, in ihrer vollsten Herrlichkeit und Pracht auf.

„Herr Gott!" rief Schikaneder außer sich, als ihn Mozart den zweiten Akt der Oper vorspielte. — „Herr Gott, Mozart, Du bist damisch, eine solche Musik für mein Theater zu schreiben! Ich sag' Dir: ich kenn' mein Publikum!" — das ist Musik! vor die Kuh — Perlen vor die Pegasuren geworfen, aber wegen meiner! Schön ist Deine Musik, und gut aufführen laß ich die Oper, darauf verlaß Dich!"

Es haben unzählige Componisten mit mehr und minderem Glücke versucht, Mozart nachzuahmen. Der Kapellmeister Peter von Winter componirte sogar einen — längst vergessenen — zweiten Theil (das Labyrinth) der Zauberflöte. *) — Doch eine Ouverture im Style der Zauberflöten-Ouverture componiren zu wollen, ist noch keinem Componisten nach Mozart bis jetzt eingefallen, und es ist mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß es auch keinem — so lange Mozarts Ouverture nicht vergessen ist — in den Sinn kommen wird. Man darf aber annehmen, daß die Ouverture zur Zauberflöte noch von den Kennern als ein Wunderwerk angestaunt und von den Laien mit Entzücken gehört werden wird, wenn die Oper selbst vielleicht schon vergessen in den Bibliotheken modert; denn diese Ouverture ist ein rein musikalisches Meisterwerk und bedarf nicht der Oper, um immer auf's Neue zu entzücken. Die Ouverture zum Don Giovanni ist ungertrennlich von der Oper und erreicht ohne Letztere nie jenen Effekt, dessen sie bei jeder Aufführung der ganzen Oper gewiß ist. **)

*) Man vergleiche nur den Gesang der geharnischten Männer in der „Zauberflöte" mit der bei den Haaren herbeigezogenen Verwendung des Chorals: Ein feste Burg ist unser Gott" in Meyerbeer's „Hugenotten", abgesehen davon, daß das „Ein feste Burg" nie ein Hugenotten-Gesang war. —

*) Goethe schrieb sich einen zweiten Theil der Zauberflöte für einen bewährten Componisten zu dichten. Ein Fragment dieses Textes findet sich in Goethe's Werken.

**) Mein lieber alter Freund, Friedrich Schneider zu Dessau, der mir somit nie eine Bitte abschlug, verweigerte mir doch hartnäckig die Aufführung der Don Juan-Ouverture in einem der Winter-Concerte zu Dessau. Ich hätte das Tonstück so gerne unter seiner Leitung und von der damals unvergleichlichen Kapelle gehört, aber Schneider blieb dabei. Die Ouverture zum Don Juan darf nur vor der Oper selbst aufgeführt werden. — Die Zauberflöten-Ouverture hörte ich nie gelungener executiren, als unter Mendelssohn-Bartholdy's Leitung in den Leipziger Gewandhaus-Concerten.

Der ungeheure Enthusiasmus welchen „die Zauberflöte“ gleich bei ihrem ersten Erscheinen in Wien, und schon nach wenigen Wochen in ganz Deutschland erregte, bereitete Mozart einen Triumph, der alle seine bisherigen Tadler mit einem Male verstummen ließ. Selbst seine Neider stimmten in das allgemeine Lob mit ein, Manche freilich vielleicht nur aus dem Grunde, um es noch sobald nicht zu erleben, daß der Don Giovanni durchdränge — allein was thut das? — Mozarts Anerkennung war jetzt für alle Zeiten gewiß.

Mozart überlebte die erste Aufführung seiner letztvollendeten Oper um nicht volle zwei Monate. — Der Ruf der Geweihten, womit die Ouverture beginnt, welchen wir in der Mitte derselben und in der Oper selbst noch einige Male hören, hatte dem Meister des Werkes gegolten.

„Heil! Heil! Heil dem Geweihten!“

Wir glauben unsern Lesern gefällig zu sein, wenn wir hier aus Oulibicheff's „Leben Mozart's“ dessen geistreiche Abhandlung über die Ouverture der Zauberflöte folgen lassen.

Die Ouverture zur Zauberflöte.

Die Zauberflöte trägt in dem authographischen Kataloge das Datum vom 17 Juni 1791. Die Ouverture wurde aber erst gegen Ende Septembers, d. h. nach der Clemenza di Tito componirt; aber der chronologische Grund ist es nicht hauptsächlich, welcher uns veranlaßt hat, sie in unseren Analysen zu trennen. Weit wichtigere Rücksichten verlangten einen besonderen Artikel für das Werk, das wir zu prüfen im Begriffe stehen.

Vor Allem ist es gar nicht nöthig, daß man die Ouverture zur Zauberflöte als integrirenden Theil des Drama's betrachtet, das sie eröffnet. Sie kann nicht einmal als solcher betrachtet werden, aus Gründen, die ich anführen werde. Ein Musiker, welchem es mit seiner Arbeit Ernst ist, sucht immer leicht erkennbare Rapporte zwischen den Hauptgedanken des Libretto und der introducirenden Symphonie aufzustellen. Er bemüht sich, die Zuhörer auf den Inhalt des Stückes vorzubereiten, sie zum Voraus durch eine Reihenfolge von rein musikalischen Eindrücken mit der Sphäre des Gefühls oder der Gefühle, die vorherrschen, vertraut zu machen; das ist der Zweck der dramatischen Ouverture. Er ist derselbe für Alle. Obgleich die Mittel der Ausführung natürlicherweise einer unendlichen Mannigfaltigkeit, sowohl in der Idee als in der Form fähig sind, so können sie doch auf einen einzigen Unterschied zurückgeführt werden. Entweder faßt man das Opern-Sujet im Ganzen, oder in seinen Einzelnheiten auf. Im ersteren Falle beschränkt sich die Instrumentalmusik darauf, den Hauptcharakter des Drama's wiederzugeben, oder sie ahmt das Drama in dieser Weise, ideal, mit voller Freiheit, ohne Rücksicht auf den Gang der Handlung, ohne Etwas von dem Körper des Werkes zu entlehnen, nach. Ein Instrumentist von Wissen und Genie wird selbst zu deutlich ausgesprochene Aehnlichkeiten mit den Formen des Vocalgesanges vermeiden, er wird kein analoges Gebäude auf unabhängige Gedanken aufführen, auf Thema's, deren Entwickelungen und Modificationen, Verbindungen oder Kämpfe des Drama veranlaßgemeinen und die charakteristischen Typen der Personen und Situation ohne Vermischung der Zufälligkeiten und Individualitäten zeigen werden. — Nach unserer Ansicht ist diese Form der Ouverture, welche man die dramatisch-thematische nennen könnte, die ausgezeichnetste, aber auch die schwierigste von allen. Es giebt Wenige außer Mozart, die sich darin ausgezeichnet haben. Uebrigens besitzen wir andere Werke, von einer weniger strengen Einheit und einer weniger gelehrten Arbeit, als die Mozart'schen Ouverturen, welche aber ebenso der abstracten Allgemeinheit des Drama's entsprechen, und welche gleichfalls Meisterwerke sind. Wir brauchen nur an die Ouverturen Cherubini's zu erinnern, die schönsten vielleicht, welche unser Jahrhundert hervorgebracht hat, an die von Beethoven, an einige von Mehul, von Winter, von Spontini, von Spohr, an die einiger anderen weniger berühmten oder jüngeren Meister. Was die dramatischen Symphonieen der zweiten Kategorie betrifft, die nämlich, welche das Libretto in seinen scenischen Einzelnheiten umfassen und verfolgen, so ist dieser Gebrauch ziemlich modern. Man macht sie aus Auszügen aus der Partitur, aus Motiven der Oper, welche man gewöhnlich aus den hervorragendsten Stellen des Stücks auswählt, und sodann das Ganze mit einigen Nebengedanken zusammenflicht. Diesen gebührt, wie ich meine, ohne Zweifel der Beiname Programm-Ouverture. Das Andante der Ouverture zu Don Juan, das übrigens Nichts als die Introduction der Symphonie ist, gehört in diese Classe, ebenso das Andante der Ouverture zu Così fan tutte. Das schönste, vollständigste und auf die gewandteste Weise ausgeführte dramatische Programm ist die Ouverture zum Freischütz.

Es gibt Opern, die keine eigentliche Ouverture, sondern nur eine kurze instrumentale Introduction haben, die mit der ersten Scene verbunden ist. „Robert der Teufel“ gibt hier einen Beleg. Ouverturen dieser Art im Kleinen lassen sich auch zuweilen mit vielem Erfolge in den Zwischenakten anbringen, wie z. B. in „Joseph“ und im „Wasserträger.“

Wenn man recht nachsucht, so findet man noch eine vierte Art, eine Oper zu eröffnen. Man macht nämlich gar keine Ouverture. In „Moses“ hat Rossini diese Form gewählt, die unbestreitbar die expeditivste, wenn auch nicht die schwierigste und beste ist.

Alle dramatischen Symphonieen, ich verstehe darunter die guten, haben folglich das unter sich gemein, daß sie, aus den Inspirationen des Sujets hervorgegangen, als integrirende Theile der Oper betrachtet werden müssen, für welche die Verfasser sie geschrieben haben. Es fragt sich nun, in welcher der vier oben aufgezählten Classen man die Ouverture zur Zauberflöte einzureihen habe; welcher Art ihre allgemeinen oder speciellen Beziehungen zu dem Libretto seien. Sie hat deren keine, und zwar zuerst aus dem Grunde, weil Nichts sich nie auf Nichts beziehen kann. Wenn man aber auch annähme, daß Schikaneder's Stück irgend Etwas bedeutet hätte, so würde die Ouverture, so wie sie ist, in keinem Falle weder den Gedanken noch die Einzelnheiten reproducirt haben. Sie ist eine Zuge, und eine Zuge ist immer zu unbestimmt in ihrem analogen Ausdrucke, als daß sie sich auf eine klare und positive Weise unter den Sinn irgend eines

Drama's bringen ließe. O unberechenbare Macht des Zufalls! Werfen wir uns vor Dir zu Füßen, und beten wir Dich an. Als Mozart von Prag nach Wien kam, und sich gedrängt sah, eine Oper zu beendigen, welche nur noch auf die Ouverture wartete, um aufgeführt zu werden, überlegte er, wie der für Werke dieser Art bestehenden und gebräuchlichen musikalischen Formen für ein Stück paßt, das keine musikalische Form besitzt. In der Verzweiflung wählt er eine veraltete und seit langer Zeit bestialt verlassene Form, weil dieselbe ein unübersteigliches Hinderniß den Anforderungen der Theatermusik entgegensetzt. Er wendet sein ganzes unermeßliches Genie und seine contrapunktische Geschicklichkeit an, um diese veraltete und widerstrebende Form zu verjüngen, und siehe da, aus diesem Kothhaufen entsteht das außerordentlichste und glänzendste aller Meisterwerke, und das geschieht gerade aus dem Grunde, weil das Gedicht der Zauberflöte weder Kopf noch Fuß hat. Der Leser wird nicht daran zweifeln, wenn er folgende Stelle liest, welche ich dem musikalischen Lexikon von Koch, dem Artikel »Ouverture« entnehme.

»Im Allgemeinen bedeutet dieses Wort jedes instrumentale Stück von einiger Ausdehnung, welches zur Ouverture oder Introduction einer Oper, einer Cantate, eines Ballets u s w. dient. Im engern Sinne bedeutet es eine besondere Gattung von Symphonie, die französischen Ursprunges ist, und die namentlich Lulli die charakteristische Form verdankt, welche sie auszeichnet. Diese Art von Ouverturen fangen mit einem nicht zu langen Grave C an, von majestätischem, feierlichem und belebtem Charakter, worauf eine Fuge folgt, deren Tempo rasch, und deren Rhythmus den Gewessen des Componisten anheimgestellt ist. Gewöhnlich ist es eine freie Fuge, welche in ihren Unterbrechungen von mehreren Nebengedanken durchzogen wird, welche alle nicht unmittelbar aus dem Thema und dem Gegen-Subjecte entspringen *), und welche die Orchesterstimmen häufig in der Weise von Solo's vorführen.«

Diese Beschreibung enthält Wort für Wort den technischen Plan unserer Ouverture. Koch setzt noch hinzu:

»Während der letzten 25 Jahre des siebzehnten Jahrhunderts wurde diese Gattung von Compositionen in Deutschland eingeführt, wo sie Telemann mit vielem Fleiße und Sorgfalt ausbildete. Hasse, Graun und andere Componisten, welche um die Mitte des letzten Jahrhunderts berühmt waren **), wandten ebenfalls diese Form in ihren Opern an. Gegen das Jahr 1760 fing man an sie mehr und mehr zu verlassen, so daß heute (1802) man die nach diesem Muster ausgeführten Werke unter die veralteten Compositionen rechnen kann. Um so bewundernswürdiger ist Mozart in seiner Ouverture zur Zauberflöte diese Form aus der ungerechten Verachtung vollständig errettet, in welche sie gefallen zu sein schien.«

Diese scheinbare Verachtung war aber nicht so ungerecht, weil aus dieser unzählbaren Menge von Introductionen nicht ein Muster vorhanden ist, welches würdig gewesen wäre, der Nachwelt die Erinnerung an diese Gattung zu bewahren. — Kannte das musikalische Publikum Deutschland's im Jahre 1791 viele Ouverturen von Lulli? — Kannte es die von Telemann besitzt, eines viel neuern Musikers, und der nach Gerber's Behauptung deren mehr als 600 gemacht hat? Sprach man selbst von den Ouverturen Händel's? — Ich glaube es nicht. Warum sollte also Mozart, der kühnste und fruchtbarste unter den Neuern, er, der die wahre Gattung der dramatischen Symphonie auf den höchsten Grad von Vollkommenheit gebracht hat, warum sollte er, sage ich, um ein Jahrhundert rückwärts schreitend, auf eine Erfindung Lulli's, eine gothische Form zurückgekommen sein, welche das Drama abzöge, wenn er nicht erkannt hätte, daß das bewegte Schiffanden's, d. h. das Nichts, seiner Seite die Mittel eines allgemeinen Ausdrucks zurückstieße, durch welche allein das Orchester die Natur des Schauspiels zum Voraus anzeigen kann und darf. Mozart hätte allerdings eine Programm-Ouverture machen können; aber dieses Mittel hätte er sicher verachtet, wenn er es gefunden oder gekannt hätte. Die Unverträglichkeit dieser Weise mit dem Geiste seiner instrumentalen Werke erscheint zu klar.

Ein Mitarbeiter der musikalischen Zeitung in Leipzig hat nichtsdestoweniger zwischen der Ouverture und der Oper der Zauberflöte jenen directen Rapport entdecken wollen, der mir immer entgangen ist. Er sagte: »daß Mozart, als er eine Fuge componirte, all Das, was vom Tempel sei, gedacht habe, und daß hernach das Thema auf das Geplauder des Vogelfängers anspiele.« Trotz aller Achtung, welche ich diesem Schriftsteller schulde, muß ich doch bemerken, daß hierin ein augenscheinlicher Widerspruch liegt. Wenn die Fuge an den Tempel erinnern soll, wie konnte dann das Sujet, das diesen eben dieser Fuge, zugleich an das Geplauder eines schlechten Lustes, wie Papageno einer ist, erinnern? — Die Wahrheit ist, daß Nichts weniger der Kirchenmusik gleicht, als unsere Ouverture, so sehr sie auch Fuge ist. Sie beginnt sich ebenfalls auf den Vogelfänger, dessen dramatische Bücher und ungeübte Dienste ist, wie die der musikliebenden Löwen und Affen in der Oper. Welche unbegreifliche Zerstreuung hätte den Componisten Tamino und Pamina, die Helden des Drama's vergessen lassen, sie, deren Abenteuer und Liebe das Sujet ausmachen, wenn überhaupt von einem Sujet die Rede sein kann. Springt nicht in der Ouverture der lustige Papageno vor dem Zuhörer herum und höhnt denselben? Findet man nicht den Verführer so vieler Schönen, den Mörder des Commandeurs, der uns durch seine galanten Heldenthaten belustigt und durch sein häßliches Ende vor Schrecken starr macht, in der Ouverture zu Don Juan? Sehen wir nicht die flatterhaften Liebenden in der Ouverture zu Cosi fan tutte herumflattern? Und endlich in der zu Titus, was hören wir anders in unsere Opern donnern, als die großen Waffenthaten des römischen Feldherrn? Das Princip, welches verlangt, den Sinn der Ouverture auf den Helden des Stückes oder auf die Hauptandlung des Drama's zu beziehen, ist so natürlich, so vernünftig, daß man nicht erräth, warum Mozart, welcher es bis dahin immer beobachtet hatte, in der Zauberflöte sich davon entfernt haben sollte. Er entfernte

*) Hasse waren viele Nebengedanken Tom Auge.

**) Der Verfasser dieser Artikels hatte Händel vor allen Andern nennen sollen.

sich aber nicht davon, weil er schon zum Voraus auf jede positive Analogie Verzicht geleistet hatte. Ich sage positiv, denn wenn man eine suchen wollte, die nicht aus einer willkürlichen Auslegung hervorginge, welche der musikalische Sinn eines jeden Hörers augenscheinlich Lügen straft, so würde man wohl eine finden, die aber so unbestimmt und von einer so ausgedehnten Allgemeinheit wäre, daß das Eigenthumsrecht des Stückes an die Ouverture nicht besser hergestellt wäre. Das Wunder macht die Basis der Oper aus; sie bildet aber auch den Charakter der Symphonie, und das ist die einzige Beziehung, die zwischen ihnen besteht. Sie ist sehr weit, wir wiederholen es, so weit, daß die Ouverture zur Zauberflöte jeder andern Oper ebenfalls dienen könnte, die sich auf ein rosenfarbenes Wunder gründet.

Ich glaubte nicht genug Aufmerksamkeit und Raum dem Beweise dieser auffallenden Thatsache zugestehen zu können, daß, wenn nur ein Schatten von gesundem Menschenverstande in Schikaneder's Stücke läge, das erstaunenswürdigste Meisterwerk Mozart's gar nicht existirte und einer der authentischen Titel seiner irdischen Mission verloren wäre.

Groß in allen Dingen, im Contrapuncte, wie in der Melodie, mußte Mozart natürlich der strikten Fuge die vorziehen, welche man die freie nennt, und welche, die Verwirklichung der beiden entgegengesetzten Style zuschließend, ein andergeartetes Feld der Universalität seines Genius eröffnete. Seine schönste Arbeit in dieser Gattung war das Finale der Symphonie aus C gewesen. Viele Liebhaber finden, daß alle Fugen sich gleichen. Das wird aber sicher Niemand von dem Finale der Symphonie noch von unserer Ouverture behaupten; denn diese beiden Werke haben nicht mehr Aehnlichkeit unter sich, als mit den Tausenden von Fugen, die ihnen vorangegangen oder gefolgt sind, und man könnte sie nur in Bezug mit einander vergleichen, um deren absoluten Contrast um so mehr hervorzuheben. Das Finale beruht auf vier reali-sirenden Thema's, deren Combination unwiderstehlich und vor Allem das Bild eines riesenhaften Kampfes hervorrufen. Der strenge Geschmack, die originelle Herbe des Contrapunctes läßt sich darin in vielen Stücken finden, und die harmonische Gährung, welche aus dem Zusammenstoße dieser feindlichen Elemente entsteht, und welche dem Ohre des Kenners so sehr zusagt, ist für die Mehrzahl der Dilettanten nur ein Mißklang ohne Sinn, wie ich mich persönlich zu überzeugen genugsam Gelegenheit fand. Es liegt kein leichter Ohrenkitzel darin. Das Werk scheint sich eben so sehr an die kritische Intelligenz als an die Phantasie Dessen, der es hört, zu wenden; und wenn es wenige Compositionen gibt, welche einen durch ihre Größe und ihre Kraft bis auf diesen Grad ergreifen, so gibt es vielleicht keine, welche zu ihrem richtigen Verständnisse eine ausgebildetere musikalische Einsicht verlangt.

Wenn man das Gegentheil von dem annimmt, was so eben gesagt worden ist, so wird man eine ganz genaue Idee von der Ouverture haben. Diese hat nur ein Thema, und eben in der Entwickelung dieses einzigen Thema's erscheint das Wissen des Componisten noch viel bewunderungswürdiger, wenn es möglich ist, als es in den angebeutetsten Bewegungen des Finale's gewesen war. Zwischen dem Thema und dem Gegen-Subject besteht nicht ein Schein von Kampf, ja nicht einmal ein Schatten von Opposition. Alles ist rein und klar, Alles ist himmlisch in der Harmonie dieser Fuge. Alles strahlt im melodischen Glanze, Alles darin ist Genuß, Wohllaut, Entzücken, unaussprechlicher Zauber, sowohl für den gelehrten Musiker, als für die gewöhnlichen Liebhaber, mit einem Worte, für sämmtliche musikalische Ohren. Mozart wollte, daß die Einleitung in das Stück die Aufmerksamkeit mit einer zugleich feierlichen und mystischen Autorität und mit dem eclatantesten Wohllaute anbefehlen solle, wie wenn das langsame Tempo einem sagte: Bereitet Euch vor, Etwas zu vernehmen, was Ihr noch nie gehört habt, und was Euch Niemand wieder zu hören geben wird.

Es wäre ein Irrthum, wenn Einer glauben wollte, daß der in seiner Art einzige Wohllaut und der magische Zauber, welche aus dem Allegro eine für Jedermann entzückende Musik machen, bloß daher rühren, weil die Bedingungen des fugirten Styls darin gemildert worden sind; mit anderen Worten, weil das Werk keine strikte und regelmäßige Fuge ist. Das Werk ist so gelehrt als irgend eines aus einem Kopfe hervorging, der von Nichts als von dem doppelten Contrapunkt und dem Kanon wissen wollte. Mozart hat dem Hauptgeiger der Gattung noch die Einheit des Gedankens hinzugefügt. Obgleich diese Fuge frei ist, so ist sie doch beinahe ohne Unterbrechung; sie wurde allein mit dem Subject gemacht; das Subject verläßt einen nicht einen Augenblick. In der Fuge hört man es als Dux und Comes; in dem melodischen Theile der Ouverture begleitet es die Gesangsätze, welche nach Art der Solo's erscheinen, und ihr Bild ist es wieder, welches mehr oder weniger in Bruchstücken die Tutti des Orchesters reproduciren. Ohne das Subject wäre keine der geringsten Einzelnheiten des Werkes denkbar! — Dieses Thema ist ein wahrer Zauberer, es besitzt die Gabe, sich bis in das Unendliche zu verwandeln. Es nimmt alle Formen an; es sprüht in Funken, es löst sich in rosenfarbschimmernde Tropfen auf, rundet sich ab, zerstreut sich in Verlangen, strahlt in Diamanten und fließt über die grüne Fläche der Felder in emaillirten Blumenteppichen hin; oder steigt es als leichter Dunst in die oberen Regionen. Wie verschiedenartig auch der Glanz dieser phantastischen Schöpfungen ist, welche sich durch dasselbe hindurchziehen, so ist es ihm doch nicht gegeben, sich ganz seiner originellen Form zu entkleiden. Mag es als Irrlicht oder als donnerndes Meteor erscheinen, so erkennen wir, die beseelenden Zuschauer, es immer wieder. Wenn sein Bild nur wenig oder gar nicht verkleidet ist (das heißt, so lange die Composition Fuge bleibt), so regenerirt es sich immer von selbst wieder, wirft sich zurück, und verbindet sich in's Unendliche; es schleicht sich überall in Begleitung einer andern untergeordneten Form (das Gegensubject) ein, welche wie der Gevatter oder um ehrerbietiger zu sprechen, wie der Famulus des Magiers, ebenso gewandt sich verwandelt, wie er. Auf einmal jagt es aber in einer Menge kleiner Parcellen auseinander. Eine bezaubernde, glänzende Erscheinung tritt an seine Stelle. Wahrhaftig, das ist es nicht mehr! Es ist es noch immer; man betrachte es nur genau und man wird die Trümmer seiner ursprünglichen Form, nach allen Richtungen gewendet, im Raume erzittern und gleichsam einen Lichtkreis um die Erscheinung ziehen sehen,

in welche es einen Theil seiner Substanz verwandelt hat. (Die Solo's accompagnirt durch die Bruchstücke der Fuge.)

Mit einem Male ist Alles verschwunden. Eine ernste und feierliche Aufforderung dreimal in denselben Ausdrücken wiederholt, ein geheimnißvoller Wille, vor welchem die Macht des Nekromanten sich beugen muß, hat den Zauber zerstreut. Das magische Schauspiel ist zu Ende? Nein, sondern nur der erste Akt. Unser Kobold von Thema muß das Princip der Progressionen des Interesses kennen; wie soll es aber bereits dargestellte Wunder noch steigern? Wir werden sehen. Das Allegro beginnt wieder und das Subject kommt zurück, diesmal aber unter einer ganz andern Physiognomie, in B-Moll verkleidet. Das Gegen-Subject nimmt ebenfalls eine neue Form und einen neuen Gang an; hier beginnt der Mittelsatz und wir dringen in das Heiligthum des Zauberers ein, welchen man mit dem matten und sanften Feuer eines Mondregenbogens beleuchtet glauben möchte. Woher kommen alle diese Sorgenstimmen, die auf unbekannte Worte singen? An welchem Firmamente glänzen jene Sterne, die sich in melodischen und harmonischen Constellationen in der Flöte und im Fagott gruppiren, welche in den Saiteninstrumenten munkeln und in den Oboen wie ein langer lichtschweif hervortreten. Die Wonne eines unaussprechlichen übernatürlichen Genusses dringt in die Seele und liebkost sie von allen Seiten. Bald beleuchtet der hellste Tag die Sonne. Das Thema sammelt sich in einem Brennpunkte, und das Gegen-Subject, das seine Strahlen nach allen Weltgegenden aussendet, läßt ein Feuerwerk losbrechen, dessen Petarden, Raketen, Granaten, römische Lichter nach und nach losgehen, in die Höhe steigen, krachen, prasseln, blenden, erlöschen und im Herabfallen einen mit einem Funkenregen übergießen, so daß man nicht mehr weiß, wohin man sich wenden soll. Die Variantes des Thema's fliegen überall hin, vermischt mit den Pirgen dieses magischen Feuerwerks, oder wenn man lieber will, dieses glänzenden Nordlichtes. Einige Fragmente der ersten Hälfte der Ouverture erscheinen hierauf wieder, jedoch mit Veränderungen, wohlverstanden, denn so wenig es in der Natur des Subjectes liegt, sich je ganz verbergen zu können, so daß man es nicht mehr aufzufinden vermag, eben so wenig vermag es einen Augenblick sich ganz gleich zu bleiben. Der Schlußsatz in melodischem Style und mit einem crescendo anfangend, ist von einem grandiosen und originellen Effekt, voll Widerhall und Majestät. Es kommt etwas herbei, Etwas, was Anfangs klein ist, was aber mehr und mehr anschwillt, und bald zu einem enormen Volumen gelangt, und über die Zuhörer seine riesigen Flügel schwingt, welche gleich dem Orkane brausen. Mitten in dem heftigsten Sturme erscheint die Erinnerung an das Thema gegen den Schluß durch das lärmende Unisono des ganzen Orchesters.

Auf diese Weise wurde die Ouverture zur Zauberflöte die Krone der ganzen Instrumentalmusik, nunc et in seculo.

Sprechen wir nun von der psychologischen Bedeutung des Werks; sie läßt sich aber kaum auf positive Weise in dieser Beziehung commentiren. Der Gedanke der anderen Ouverturen Mozart's erklärt sich immer auf untrügliche Weise durch den Inhalt des Gedichtes. Hier haben wir aber wesentlich reine Musik, eine Musik, die sich in ihrer Entwickelung und ihren Effekten durch keine vorher bestimmte Bedingung begränzt sieht. — Der Commentar eines solchen Werkes muß immer richtig sein, wenn jeder beim Hören sich das anomalie, was er Begabendes dabei gefühlt und Köstliches geträumt hat. Vielleicht werden die individuellen Gefühle in dieser Beziehung bei den Menschen nicht so sehr von einander abweichen, bei welchen der poetische Instinkt am sichtbarsten durch eine lebhafte harmonische Tendenz sich kund gibt. Vielleicht fände man, daß unsere Ouverture eine analoge Wurzel in den Träumen der Kindheit habe, welche sich dem Alter der Reife nähert, wenn die Vernunft noch nicht ganz die Schale durchbrochen hat, die Leidenschaft noch schläft, bereits aber am Erwachen ist, und die Phantasie mit ihrer Berliebe für das Wunderbare beinahe ohne Controlle vorherrscht. Jedes Alter hat, wie man weiß, seine charakteristischen Träume, welche sich in den anderen Lebensaltern nicht zeigen. Wer von uns wäre so unglücklich, ganz die Erinnerung an die Träume verloren zu haben, welche er im Alter von 9 und 12 Jahren hatte; wer sollte alle diese lieblichen Bilder, die ihn damals umschwebten, ganz aus der Erinnerung verloren haben? Aber Niemand wird auch die bitteren Täuschungen vergessen haben, welche auf das Erwachen folgten, und die Thränen, welche das Kissen des Kindes benetzt haben, das aus seinen entzückenden Träumen gerissen wurde!

Hier wirft sich eine Frage vom höchsten Interesse auf. Wir kennen eine Zuge, und zwar die gelehrteste eine, sich mit dem Charakter discretester Bewunderung verschmelzen, die man darin findet? Darauf wissen wir keine Antwort. Wir können zwar wohl sagen, daß der Zund des Subjects einer jener Glücksfälle des Genius war, die aber so selten sind, daß sie vielleicht selbst dem Genie nicht zweimal aufstoßen. Im Grunde hätte ein Dorforganist ebensowohl wie Mozart die vier Takte des Thema's auffinden können. Was hätte er aber damit gemacht? Eines jener centrapunktischen Skelette mit zwei oder drei Beinen, wie Beethoven sie im Scherze in den Bemerkungen nannte, die er auf den Falz seiner Studien schrieb. Die Perle würde sich für den Hahn in ein Hirsenkorn verwandelt haben. Ich gehe noch weiter und frage, ob unter allen alten und modernen Contrapunktisten sich einer fände, der hinsichtlich dieser Perle nicht ein Hahn gewesen wäre? Bach hätte eine Bach'sche Fuge, Händel eine Händel'sche Fuge daraus gemacht, woraus sehr schöne und sehr gelehrte Werke entstanden wären, welche die Kenner höchlich bewundert, an denen aber die Profanen wenig Geschmack gefunden hätten, die aber stets Zugen in den Ohren der ganzen Welt geblieben wären. Der einzige Steinschneider, der fähig war, die Perle auf eine Weise herzurichten, daß Jedermann, d. h. alle Ohren, ihren unschätzbaren Werth erkennen konnten, nannte sich Mozart. Er war es auch, der sie fand.

Es darf nicht übersehen werden, daß der materielle Effekt viel zur Popularität dieses Wunderwerkes beitrug. Wenn auch die Instrumentation unserer Tage einige Fortschritte hinsichtlich der Symphonieen und Ouverturen von Mozart gemacht hat, so wurden diese Fortschritte in jeder Beziehung von der Ouverture der »Zauberflöte« überholt. Zuerst hat Mozart sämmtliche Instrumente darin vereinigt, welche zu

Ende des letzten Jahrhunderts in dem Orchester verwendet werden konnten; er hat die Zahl der Stimmen auf mehr als zwanzig gebracht; etwas, was er nie zuvor in irgend einer seiner Instrumental-Compositionen gethan hat. Eine noch wichtigere Ausnahme ist die, daß die Blasinstrumente ebenso beschäftigt sind, wie das Quartett, wenn sie nicht gar noch mehr zu arbeiten haben. Endlich hat Mozart in keinem seiner anderen Werke weder die tonischen Farben mit so vieler Anschaulichkeit und Verführung verbunden, noch die Rollen der Symphonie auf eine den speciellen Talenten der Handelnden mehr anpassende Weise vertheilt. Von den Violinen und Flöten an, bis zu den Pauken sind alle beständig auf die vortheilhafteste Art verwendet. Und darin liegt, wie wir sagten, der ganze Fortschritt des jetzigen instrumentalen Systems: ein blendender Wohlklang, eine tiefberechnete Kenntniß des materiellen Effekts und das Verleihen einer Wichtigkeit für die jüngeren Orchester-Instrumente, die Blasinstrumente nämlich, welche mehr als ein Jahrhundert lang den Saiteninstrumenten untergeordnet gewesen waren. Man studire die Gänge und Combinationen unserer Ouverture und man wird finden, daß sie als Muster gelten haben für die reichst instrumentirten Compositionen Beethoven's und anderer weit neuerer Meister.

Dieser Art war die letzte weltliche Arbeit Mozart's *), die letzte und wunderbarst vollkommene hinsichtlich des Styls. Seit Jahren schon erbleichte die Lebensflamme auf der Stirne des jungen Mannes und erlosch in seinem Busen. Die productive Kraft des Künstlers war ebenfalls in der Abnahme, obgleich viel langsamer und beinahe unmerklich. Aber diese erlöschende Flamme scheint auf einmal einen neuen Glanz um sich zu werfen; diese geschwächte Kraft überströmt auf einmal mit einer Entwickelung von Pracht und Phantasie, an welche selbst Mozart seine Bewunderer noch nicht gewöhnt hatte; der Schwan hat den Abschiedsgesang angestimmt; der Sterbende spricht seine novissima verba aus, wie sich die Alten ausdrückten, erhabene Worte, in welche der Geist Mozart's, zur Hälfte aus seiner Hülle befreit, uns erscheint, als wenn er bereits sich zu verklären anfinge, und welche Jeder in dem Requiem und in der Ouverture zur Zauberflöte hört, die dessen glänzendes und unsterbliches Vorspiel war. Das Bild des Paradieses verbindet sich mit den Bildern auf dem Todtenbette! —

Außer dieser biographischen Bedeutung des Schwanengesanges hat die Kömtain der Fugen noch eine andere, welche ihr eine ewig denkwürdige Stelle in den Annalen der Kunst anweist.

So wie Mozart das poetische Leben unter allen seinen Phasen in der größten seiner Opern zusammengefaßt hatte, so hatte er auch die Gesammtheit seiner Natur hinsichtlich der Mittel des musikalischen Ausdrucks, der gleichsam die äußere Manifestation der Natur war, darin gesammelt. Don Giovanni bezeugte im Großen die irdische Mission unseres Heros in den Augen der ganzen Welt; eine summarischere und speciellere Rechnungsablage vor den Leuten der Kunst mußte auch die Allgemeinheit des Mozart'schen Styls in technischen und historischen Beziehungen zusammenfassen. Wie lauten die Verhaltungsvorschriften des präsidirenden Musikers? **„Die Ernte der Jahrhunderte zu sammeln, und sie in der Gegenwart, der Vergangenheit und Zukunft der Musik zu vereinigen."** Getreu diesem Befehle und am Ende seiner Laufbahn angekommen, scheint Mozart für die Musiker in Noten einen Bericht von etlichen und zwanzig Seiten abgefaßt zu haben: über die Weise, in welcher er die Instructionen der Vorsehung erfüllt hatte. Wir finden darin die klarste Melodie, den idealsten Sinn, die einstimmenderen Resultate des materiellen Wohlklanges, die glänzendste Instrumentation, neue und ewig moderne Effekte, im Verein mit der strengen antimelodischen und antiausdrucksvollen Form der alten Fuge. Noch mehr, Alles dieß wurde streng aus dieser Form hergeleitet; ohne diese wäre Alles Nichts gewesen. Auf diesen etlichen und zwanzig Seiten wurde das Grundgesetz jedes Kunstwerkes: Einheit und Mannigfaltigkeit, mit einer so absoluten Macht von Zusammendrängung und Ausströmung in Strahlen beobachtet, daß sich keine zwei Combinationen darin finden, deren Aehnlichkeit bis zur Identität ginge, und nicht eine, in welcher man nicht denselben schöpferischen Gedanken zurückstrahlen sähe.

Ich schließe meinen Artikel mit der Angabe einer ohne Zweifel ziemlich seltsamen Thatsache. Jedermann weiß, daß die Nachahmung sich an Meisterwerke macht, gerade wie die Würmer an die Früchte, um sie, soweit es ihnen möglich ist, zu verderben. Wenn ein Schriftsteller oder Künstler großen Succeß in der Welt erlangt, so sieht man sogleich eine Legion von Plünderern auf dieselben Gedanken und Formen dieses Künstlers und Schriftstellers sich werfen, an denen sie das Jägerrecht üben, um sie zum Ekel zu verkauen und wieder zu kauen. Das dauert so etwa fünf, zehn und mehrere Jahre. Kein Geist ist originell, kein Talent schön genug, welchen diese Gedankendiebe nicht am Ende reellen Eintrag in der Borsiche des Publikums thun. Man hat uns auf diese Weise Byron und Walter Scott, Beethoven und Rossini, den Letzteren namentlich verdorben. Mozart mußte mehr wie irgend ein Anderer den Unternehmungen dieser Gladiatoren ausgesetzt sein; aber seine Waffenrüstung, welche, bis einschließlich der Ferse, in die Wasser des Styx getaucht war, erlaubten ihm, sich besser zu vertheidigen. Es gibt keine Werke, seien sie alt oder neu, der Kirchen-, Kammer- und Theater-Musik angehörig, welche Mozart so gleichen, wie alle unsere italienischen Opern Rossini und eine so große Anzahl unserer Symphonieen, Terzett's, Quartett's, Quintett's für Violine und Piano Beethoven gleichen. Wenn es also den Nachahmern bis jetzt nicht gelungen ist, Mozart zu nahe zu treten, so ist es sicher nicht ihr Fehler. Alle seine klassischen Produktionen waren und sind noch heut' zu Tage eine unerschöpfliche Quelle des Plagiat's. Nun komme ich aber an die sonderbare Bemerkung, zu welcher ich gelangen wollte. Ein einziges Meisterwerk Mozart's, ein einziges, das gewiß nicht das Geringste in der Meinung der Kenner, noch dasjenige ist, welches dem musikalischen Publikum Eu-

*) Wir zählen zwei Pieces nicht, wovon die eine aus Gefälligkeit, die andere gelegentlich gemacht wurde: ein Clarinett-Concert für Stadler und eine kleine maurerische Cantate, welche unter den Nummern 143 und 145. die letzten in dem Köchel-Verzeichniß, verzeichnet stehen.

ropa's am Wenigsten zusagte, blieb von allen Versuchungen der Nachahmung verschont; es flößte selbst dem Geiste der Nachahmung Furcht ein, dem vermessensten und unverschämtesten aller Geister. Die Ouverture zur Zauberflöte, denn von dieser spreche ich, erhält sich seit einem halben Jahrhunderte in gleicher und wachsender Gunst, überall da, wo es ein halb Dutzend Liebhaber und ein vollständiges Orchester gibt; mit ihr werden sehr häufig die ausgewähltesten Concerte, die großen musikalischen Feierlichkeiten eröffnet, sie wurde auf alle mögliche Weisen arrangirt; sogar für die menschlichen Stimmen mit unterlegtem komischem Texte, was freilich ein Spaß schlechter Art ist; sogar für Spieluhren hat man sich derselben als eines Lieblingsstückes bemächtigt. Wenn das nicht ein Erfolg genannt werden kann, so müßte ich mich sehr täuschen. Trotz dem, daß dieser Erfolg nun schon über fünfzig Jahre dauert, so hat doch noch Niemand versucht, dieses Werk nachzuahmen: Niemand wagte es noch, Mozart's alte Form der theatralischen Ouverture zu reproduciren. Ich erinnere mich noch einer Zeit, in welcher meine musikalischen Kenntnisse noch nicht weit über die Behandlung der Violine hinausgingen, daß dieser Umstand mir bereits auffiel. Ich fragte einen Mann von gediegenem musikalischen Wissen, warum man keine Ouverture in dieser Art mehr schreibe, die mir so unendlich gefiel. Er schien meine Frage zu überdenken und erwiderte sodann: **weil man Mozart sein mußte, um dieß zu unternehmen.** — Die Antwort erschien mir damals kurz und sehr wenig zufriedenstellend. Seitdem bin ich soweit vorgeschritten, um anzuerkennen, daß es unmöglich war, eine bessere zu geben.

IX. Die Bauern-Symphonie.

Mozart zählte bereits zu den Unsterblichen, denn sein gewaltiger Don Giovanni entzückte seit Jahren das Prager Publikum; die Wiener fanden freilich noch keinen sonderlichen Geschmack daran und gaben bei weitem der neuesten Oper des Meisters, Così fan tutte, den Vorzug, obgleich sie auch dieses köstliche Werk grade in seinen schönsten Partien nicht zu erfassen vermochten. — Jedes der Melodienreich einzelner Nummern war zu durchsichtend und um so mehr als sich allerdings die meisten Piecen leichter von Jedermann nachsingen ließen als irgend eine Nummer aus dem Don Giovanni.

Wenn in Wien eine Opernpiece gefällt, so bemächtigen sich ihrer alsbald die ambulanten Orchester, nicht nur in der Stadt, sondern auch jene auf dem platten Lande, mindestens einige Meilen im Umkreise der Residenz. — Das war denn auch mit den sangbarsten Nummern aus Così fan tutte der Fall. Die Liedchen des Kammerkätzchens, das koquette Duo der beiden Damen, das köstliche Trio der beiden enttäuschten Liebhaber mit dem schadenfrohen Educationsrath (il Filosofo) erklangen, für Harmonie-Musik eingerichtet, in allen öffentlichen Gärten, auf allen Bierbänken, sogar des Abends auf den Gassen.

Aus der Klosterkirche bei den Br. Br. Capuzinern am Mehlmarkt strömte die elegante Wiener Welt, höchstens «centenni» von der Musik des Hochamtes (es war nemlich Sonntag), welche sie daselbst vor dem Frühstück genossen.

Die Musik war von unserm Mozart gewesen. Er selbst kam ebenfalls aus der Kirche, doch keineswegs so erbaut wie die elegante Welt, denn wie er meinte, und wie es sich auch wohl wirklich so verhielt, hatten die Sänger und Instrumentalisten (er selber hatte die Orgel gespielt) keineswegs ihre «verfluchte Schuldigkeit» gethan, und allzuviel Noten waren, wie er gegen seinen Begleiter sich ausdrückte, «unter die Pulte gefallen.»

«Dafür sind es eben Capuziner — entgegnete sein Begleiter, Joseph Haydn — welche Deine schöne Messe ausführten.»

«Ei, — rief Mozart lebhaft — thun Sie mir den Capuzinern im Allgemeinen nicht Unrecht! Diese hier sind freilich erbärmliche Musikanten, aber kommen Sie nach Dux in Böhmen, da werden Sie Ihre Freude an den frommen Vätern haben, wie sie zu musiciren verstehen.»

«Von Deinen lieben Böhmen, die Dich so wacker verstehen, möchte ich schon selber eines Deiner Werke, oder noch lieber Alle zusammen aufführen hören, lächelte Haydn. — Leider — fuhr er seufzend fort — wird dieses für mich wohl, so lange ich lebe, nur ein frommer Wunsch bleiben, da ich nicht so lange Zeit, als dazu erforderlich wäre, in dem schönen Lande verweilen könnte.»

«Ja, — bemerkte Mozart — Ihnen ist England lieber.»

«Könnest Du, mein lieber Wolfgang, Dich doch nur entschließen, ebenfalls jetzt, wo Du auf dem Gipfelpunkte Deiner Kunst stehst, eine Fahrt dahin zu unternehmen.»

«Es thut's nicht! — entgegnete Mozart, nicht einen Anflug von Wehmuth — wenigstens jetzt nicht, wo mein liebes Weibchen grade von einer langen Krankheit genesen ist, kann ich sie und die Kinder nicht auf so lange Zeit verlassen; Sie wissen's nicht, wie schwer mir selbst bei der kürzesten Trennung von meinen Lieben das Herz wird.»

«Aber bedenkst Du nicht — warf Haydn ein — bedenkst Du nicht, welchen großen Nutzen die Deinen eben von einer solchen Reise haben würden? Wie wird Du in Wien beliebt? Ich erglühe vor Scham und Unmuth, wenn ich nur daran denke! Und selbst in Deinem von Dir so geliebten Prag, obgleich es in dieser Hinsicht unendlich edler als Wien sich gegen Dich erweiset, wie wenig wurde Dir, im Verhältniß zu jenen Werken, welche die Bewunderung der Nachwelt sich erringen werden, so lange überhaupt unsere Kunst existiren wird. — Eine Reise nach London, Wolfgang, könnte

eben jetzt die Zukunft Deiner Lieben zu einer glücklichen gestalten, sie vor bitterer Sorge sicher stellen.«

»Schelten Sie mich schwach, Bäterchen! — entgegnete Mozart — ich bin's, das erkenne ich wohl, aber Gott weiß es — eine längere Trennung von den Meinigen erscheint mir jetzt so furchtbar, als handle sich's dabei um eine Trennung auf ewig! und wer weiß denn, — schloß er düster — wie nahe schon grad' eine solche uns ist.«

Haydn war über diese Aeußerung Mozart's so betroffen, daß er es vergeblich zu verbergen suchte.

Mozart fuhr fort: »Gott weiß es, ich fürchte den Tod an sich nicht! Wenn es Gottes Wille ist, bin ich in jeder Stunde bereit, vor seinem Richterstuhl zu erscheinen; nur die Trennung von meinen Lieben, nur der Schmerz, welchen ihnen mein frühes Scheiden verursachen würde — sehen Sie Vater, das ist's, was ich fürchte! Und seit dem Tode meines guten Alten, der mir so unerwartet kam, ist mir's immer, als würde mein eigenes Scheiden ein frühes, ein sehr frühes sein.«

»Das wolle der gütige Himmel verhüten, mein Wolfgang! — entgegnete Haydn, seine Hand fassend — und ich bitte Dich herzlich, verbanne solche trübe Gedanken. Du arbeitest zu anstrengend, zu viel, zu Großes! Gönne Dir mehr Ruhe, Erheiterung, suche Dich aufzuheitern!«

Mozart lächelte und sprach: »An Aufheiterung fehlt mir's nun eben nicht, und wenn Sie in Wien deshalb herumfragen, so werden Sie's aus mehr als einem Munde hören, daß ich ein lustiger Bruder sei, im Grunde bin ich's auch. Aber mit der Ruhe ist's eine eigene Sache; denn schauen's: ich mag treiben, was ich will, immer klingt's und summt's mir vor den Ohren, ein Thema drängt das Andere, da kann ich nicht anders, da muß ich's im Kopfe drehen und wenden, umkehren und ausarbeiten — ich mag nun gehen, sitzen oder liegen, Kegel schieben, Billard spielen oder unter lustigen Gesellen beim Glase Wein sitzen. Ja, indem ich hier mit Ihnen rede — und Sie wissen's, mit welchem Interesse ich zu Ihnen rede und Ihnen zugehöre — ist mir ein Motiv eingefallen, das ich ausarbeiten muß und auch wirklich ausarbeite, ohne daß mich unsere Unterhaltung im mindesten darin hetert, ohne daß dieses innerliche Arbeiten unserer Unterhaltung Eintrag thäte.« —

»Begreif's, wer kann! — murmelte Haydn bald vor sich hin, indem er voll Bewunderung und Theilnahme auf Mozart blickte — man müßte ihm gleich sein, um es begreifen zu können, wie es möglich ist!«

Mozart's seinem Gebet wurden diese Worte, wie leise sie Haydn auch gesprochen, nicht entgangen, und plötzlich wieder in die heiterste Stimmung geratbend, rief er mit lautem herzlichem Lachen: »Wie es zugeht, weiß ich meiner Treu auch nicht; ich weiß nur, daß es eben so ist und daß ich nur dann, wenn ich gerade wirklich Musik höre, das eigene Schaffen aufzugeben vermag.«

»Da fällt mir ein — versetzte Haydn, wie von einem glücklichen Gedanken erregt — da fällt mir ein, daß heute Nachmittag der wackere Tunnermeister*) aus Mödling in Grinzing**) mit seinem Orchester ein Concert giebt; da steht schon der Stellwagen***) — was meinst Du, wenn wir uns hineinsetzten?«

»Aber die Stangl wird mich zu Tisch erwarten. —«

»Da geht der Schenk****), ruf' ihn an und gieb ihm den Auftrag Deiner Frau zu sagen, daß Du mit mir hinausgefahren und ich Dich diesen Abend wohlbehalten ihr wiederbringen würde.«

Unserm Mozart war es ganz unmöglich, dem Vater Haydn irgend eine Bitte abzuschlagen; er rief daher den jungen Schenk, übertrug ihm die Botschaft an Constanze und stieg mit Haydn in den Stellwagen, in welchem schon mehre gemüthliche Wiener und Wienerinnen Platz genommen hatten. Bald darauf ging es durch die Alservorstadt zur Kußdorfer Linie hinaus über Döbling dem Fuße des Kahlenberges zu. Ehe sie sich's versahen, hielt der Stellwagen vor dem stattlichen Gasthause des beliebten Vergnügungsortes der Wiener, von welchem aus in der schönen Jahreszeit die berühmten Eselritte auf den Kahlenberg von den eleganten Herren und Damen der Kaiserstadt unternommen werden. In dem Garten dieses Gasthauses sollte das Concert statt finden und ein großes Auditorium war versammelt, um dem Concerte des sehr beliebten Mödlinger Tunnermeisters zuzuhören.

Dieser Monsieur Libertatus Starker *****), wie er sich nannte, war damals ein noch blutjunges Männchen mit dunkelrothen Pausbacken, rabenschwarzen in hohen Bogen gezogenen Augenbraunen und einem kurzen dicken Zopf im Nacken, auf welchem er sich gewaltig viel zu Gute that. Er liebte die Musik leidenschaftlich, betrieb seine Kunst mit Geschick, und hatte ein zwar nur kleines aber ganz tüchtiges Orchester sich gebildet, mit welchem er immer das Neueste, dessen er habhaft werden konnte, oft sehr brav aufführte.

Außer seiner Kunst liebte Libertatus aber auch das edle Rebenblut und zwar in einem solchen Grade, daß er oft nicht mehr im Stande war zu unterscheiden, was er mehr liebe: die Musik oder den Wein, und in solchen Stunden hatte er oft ungemein geniale Einfälle, die aber mitunter etwas curios ausfielen.

Als der Stellwagen, in welchem Haydn und Mozart mit herausgekommen waren, vor dem Gasthause hielt, befand sich Libertatus schon mit seiner »Kapelle« im Garten. Alles zum Beginn des Concerts vorbereitend. Plötzlich stürzte sein Pauker auf ihn zu und rief mit freudestrahlendem Gesichte: »Herr von Starker! denkens Ihnen, was für eine Ehr' wir heut' erleben.«

Libertatus zog seine Augenbraunen noch höher in die Höhe, als Mutter Natur bei ihrer Bildung dies bereits gethan hatte und fragte, den Pauker mit großen Augen anblickend: »Nu, was ist denn?«

*) Ungefähr so viel als bei uns Amtmeister.

*) Ein ländliches Bauerndorf am Fuße des Kahlenberges.

**) Gesellschaftswagen, unsern Omnibussen ähnlich.

***) Der Componist der klassischen Operette: „Der Dorfbarbier." Mozart hielt den damals noch sehr jungen Mann ungemein hoch.

****) Er starb im Jahre 1846, und liegt auf dem Friedhofe zu Mödling begraben, wo der leider nun auch schon verstorbene Dichter, Baron Bauer (Anastasius) ihm ein Denkmal errichten ließ.

Darauf der Paukenschläger: „Der Herr von Haydn und der Herr von Mozart sind 'rauskommen und wollen unser Concert mit anhören.“

„Der Mozart?! — rief Libertatus und machte einen Luftsprung — der große Mozart? mein Liebling? mein Abgott? ist wahr?“

„Nu, werd' ich meinen Herrn Turnermeister belügen? Ich hab's Ihnen gesagt, wenn's ihm vielleicht eine besondere Ehre anthun wollten.“

„Na! und ob! — entgegnete Libertatus Starker — Gehts einer und bringts mir eine Maas Waldtinger, daß ich mir die Sach' geschwind überleg' und einen gescheidten Einfall bekomme!“

Ein Junge, der das zweite Horn blies, eilte in den Gasthof und kehrte bald darauf mit dem Wein zurück.

Libertatus stürzte rasch ein volles Seidliglas hinunter und ging dann, sich die Stirne reibend und heftig gestikulirend, unter den Bäumen umher.

„Nu bin ich kurios — meinte der Paukenschläger — was der Herr für einen gescheidten Einfall bekommen wird! Wie viel Seidl hat er denn schon zu sich genommen?“

„Ja schau, wer will das wissen! — versetzte der Flötist — aber seit wir hier sind, ist das halt die zweite Maaß, welche er allein auf sich geladen hat! Wann's nur nöt zuviel wird, ehe das Concert angeht.“

„Nu — tröstete der Contrabassist die Besorglichen — wann ihm darnach nix Gescheidtes einfällt, so fällt ihm doch gewiß eine Dummheit ein und dann giebt es wieder einen Spaß, der den Wiener Herrschaften am End' eben so lieb ist, wie die schönste Musik! Im Uebrigen, unser Herr ist ein Genie so gut wie der Mozart — in seiner Art, versteht sich — und ein Genie muß halt trinken, der Mozart ist auch kein Weinverächter; wie hätt' er sonst den „Don Giovanni“ componiren gekonnt?“

„Das ist wahr! — stimmte der erste Trompeter ein — den „Don Giovanni“ hätt' in seinem Leben kein Wassertrinker zu Stand' gebracht.“

Unterdessen hatte Libertatus richtig die ganze Maas des edlen Gebirgsweines mit rapider Schnelligkeit vertilgt und kehrte jetzt mit glühendem Gesichte und funkelnden Augen zu seinen Getreuen zurück, indem er ausrief: „Kinder, ich hab' einen fameten Gedanken!“

„Na, lassen's hören!“ bat der Paukenschläger.

„Hat der Wenzl — fragte Libertatus — hat der Wenzl, wie ich befohlen habe, vom Artaria die Orchesterstimmen der Ouverture zu „Così fan tutte“ mitgebracht?“

„Freilich! Da liegens bei den andern Noten, es ist ein großer Pack'n.“

„Nun hört's — fuhr Libertatus fort — diese neue Ouverture wollen wir heut aufführen, wollen damit anfangen.“

„Wie, — fragte der Kontrabassist stutzend — ohne Probe?“

„Was seid's mir denn für Musikanten! — rief zürnend Libertatus — könnt's nicht prima vista vom Blatte wegspielen? Wollt's etwa schlechter sein wie die Prager, welche auch die Ouverture zum Don Giovanni ohne Probe g'spielt haben.“

„Wenn wir unserer nur genug sein, — warf Wenzl, der zweite Geiger, ein — schauens doch nur das Notenpack'l an, es sein g'wiß mehr Instrumente dazu nöthig als wir haben.“

„Mach das Pack'l auf! — befahl Libertatus — und schau nach.“

Wenzl gehorchte.

„Nu? — fragte Libertatus und Wenzl, eine Stimme nach der andern auswechselnd, las:

„Violine Prime!“

„Bin ich!“ rief Libertatus.

„Violine Seconde! — das bin ich! — Viola Prime!“

„Ist der Neromuck.“

„Viola Sekunde!“

„A zweite Viola haben wir nöt, ist aber auch nöt nöthig!“

„Violoncelle!“

„Ist nöt nöthig.“

„Contrabasse!“

„Hier!“ rief der Contrabassist im tiefen F.

„Flauti Prime und Seconde!“

„Hier!“ schrieen beide Flautisten mit heller Kehle.

Wenzl las kopfschüttelnd: „Oboe Prime und Seconde, Clarinetti Prime und Seconde, Fagotti Prime und Seconde — Hm! Hm! —“

„Ah bah! — rief Libertatus — Oboen, Clarinetten und Fagotts hat der Mozart blos zur Füllung geschrieben, die können wegbleiben! Nu weiter!“

„Corni Prime und Seconde.“

„Sind da!“

„Clarini Prime und Seconde!“

„Sind auch da!“

„Timpani!“

„Hier!“ rief mit gewaltiger Stimme der Pauker.

„Schaut's! — schloß vergnügt Libertatus — es ist halt Alles beisammen. Nu liegt's nur an Euch, daß wir Ehre einlegen. Legt's in Gottes Namen die Noten auf, ich spendire Jedem von Euch ein Seitl Henrigen, daß Ihr Courage bekommt und dann frisch angefangen! — A Hundsfott, wer stecken bleibt!“ —

Nachdem Alle das ihnen spendirte Seitl auf Mozart's Gesundheit geleert, nahm Jeder seinen Platz an das für ihn bestimmte Pult ein.

Unterdessen waren auch Mozart und Haydn in den Garten getreten und hatten an einem Tische, nahe beim Orchester Platz genommen —

Als Libertatus sie erblickte, ging er an ihren Tisch, begrüßte sie mit vielen Complimenten und sprach dann schmunzelnd zu Mozart: „Ich hab' eine große Freud' daß der Herr von Mozart heut' herausgekommen sind, wir führen grad' zum Erstenmal Ihre neueste Ouverture auf und zwar ohne Probe, weil mir die Stimmen erst eben aus der Stadt bekommen haben.“

„Ei, — fragte Mozart — wird das gehen?“

„Was denkens! — versetzte Libertatus — Was die Prager können, werden wir in Mödling ja auch können! In Wien freilich giebt's keine solche Notenfresser, aber auf meine Leute kann ich mich verlassen.“

„Nun, das soll mich freuen, — erwiederte Mozart, schalkhaft lächelnd.

Ganz entzückt von Mozart's Freundlichkeit ging Libertatus an sein Pult und rief mit lauter Stimme dem Publikum annoncirend: „No. 1. Große Ouverture aus der neuen Oper: Cosi fan tutte, von Herrn von Mozart.“ — Eine tiefe Stille der versammelten eben noch so lauten Menge, folgte dieser Ankündigung. — „Seid's Alle in Ordnung?“ fragte Libertatus, und als ihm dieses bejaht wurde, gab er mit dem Violinbogen das Zeichen zum Anfang.

Und mit Pauken und Trompeten begann feierlich, wie auf etwas Großes vorbereitend, die Ouverture und das ganze Publikum lauschte mit verhaltenem Athem, um sich ja keinen Ton entgehen zu lassen.

Aber siehe da, nach den ersten einleitenden Takten ist Alles auf Einmal still wie abgeschnitten und kein Instrument will wieder anfangen. Verblüfft schaut sich der Dirigent um und bricht endlich in die Worte aus: „Nu! was ist denn das? Warum spielt's denn nöt fort? —“

„Wir haben ja Pausen!“ tönt von allen Spielern die Antwort.

„Das ist nöt möglich!“ ruft entsetzt Libertatus.

Da bricht der Wenzl in ein lautes Gelächter aus und schreit: „Mich soll der Teuzel holen, wenn, während wir Alle 8—12 Takte Pausen machen, Oboen, Clarinetten und Fagott's nicht Solo haben!“ —

Libertatus stürzte zu den Stimmen der genannten Instrumente, sah nach und fand — daß Wenzl's Bemerkung allerdings buchstäblich wahr sei — ganz zerknirscht lies er die Noten unter dem lauten Gelächter des versammelten Publikums wieder einpacken.

Mozart war zu Libertatus an das Pult getreten und sprach gutmüthig: „Nu, nehmen Sie sich die Geschichte nicht so zu Herzen! Ich hab' diese Ouverture für das große Orchester des Kärnthnerthor-Theaters geschrieben; Sie können nichts dafür, daß ich mir einen Spaß in der Instrumentirung gemacht habe, um das Publikum zu überraschen. Spielen Sie jetzt, was Sie schon probirt haben, und ich verspreche Ihnen, eine Symphonie eigends für Ihr Orchester zu schreiben, die müssen's aber vorher gut durchprobiren, dann können Sie heut' über vier Wochen hier Ehre damit einlegen und brauchen nicht einmal so viel Instrumentisten dazu, wie sie jetzt haben.“

„Topp! — rief Libertatus ermuthigt — Ich war wieder einmal ein Esel! Aber ich will die Scharte schon auswetzen, nur müssen Sie mir versprechen, in vier Wochen auch wieder herauszukommen, um Ihre neue Symphonie zu hören.“

„Ei, das versteht sich! — entgegnete Mozart — mein Wort darauf!“

„Und ich werde mich ebenfalls wieder mit einfinden!“ sprach der hinzugetretene Haydn.

Libertatus ließ sich's nicht nehmen, sofort das Publikum mit Mozart's Zusage bekannt zu machen, ließ sodann andere Sachen auflegen und hielt sich mit seinem Orchester so wacker, daß ihm auch heute der reichlichste Beifall nicht ausblieb.

Was gab es aber erst vier Wochen später an demselben Orte für einen Jubel und Beifallgeklatsch als der Turnermeister Libertatus Starker aus Mödling die eigends für ihn von Mozart componirte „**Bauern-Symphonie**“ aufführte. Es ist dieses ein musikalischer Spaß, aber so kunstvoll gearbeitet, daß die größten Contrapunktisten zur Bewunderung dadurch hingerissen werden, und andere hochberühmte Meister an dem Versuch, Aehnliches in diesem Genre zu liefern, total scheiterten.

Libertatus und sein Orchester, das er diesmal verdoppeln konnte, da die Instrumentirung der Bauern-Symphonie nur aus Violinen, 2 Hörnern und Baß besteht, bedeckten sich mit Ruhm und Mozart und Haydn gaben ihnen öffentlich dieses Zeugniß.

X. Das Requiem.

„Wünsch' ein **Requiem** von dir,
Setz', **in Domino**! es mir.“

I. Geschichtliches.

Der Poesie ihr Recht aber auch der Wahrheit! Vor allem da, wo es sich um einen Künstler wie Mozart handelt, der für alle Zeiten als Vorbild für seine Kunstgenossen dastehen wird, und welchen der Dichter mit allem Aufwande von Poesie nicht herrlicher und bewunderungswürdiger hinzustellen vermag, als er in Wirklichkeit war.

Wer kennt nicht die poetische Sage von der Entstehung des Mozart'schen Requiem's, wonach ein Unbekannter für einen Unbekannten das bewunderte und bewunderungswürdige Werk bestellt, und Mozart, in dem Glauben: es sei ein Bote aus der andern Welt gewesen, sich an die Arbeit gemacht habe, aber, ehe er noch dieselbe ganz vollendet, darüber gestorben sein soll? — Ich gestehe, die Geschichte lieset sich recht hübsch, besonders in der poetischen Bearbeitung meines verstorbenen Freundes Maltitz: „Der graue Gast“, und was würde vollends erst Hoffmann Kreisler daraus gemacht haben, hätte er die Sage bearbeiten wollen. Allein ich weiß, daß dem seeligen Hoffmann diese Sage von jeher zuwider war, wie jene von der Entstehung der Ouverture zum Don Giovanni, welche Mozart in vier Stunden und zwar — halb im Schlaf und stark angetrunken componirt haben soll!!! Hoffmann war selbst zu sehr Musiker, hatte das Requiem wiederholt und mit der größten Hingebung studirt und schrieb darnach selbst ein Requiem, das bei aller Originalität uns

doch zugleich errathen läßt, wie genau er in den Geist des Mozart'schen Werkes eingedrungen. Es war nicht anders möglich: einem Hoffmann mußte die Sage von der Entstehung des Requiems, die Art, wie Mozart »in dumpfer Betäubung und fortwährender Todesangst« daran gearbeitet haben sollte, geradezu absichtlich vorkommen.

Die bei genannter Kritik höchst abgeschmackt erscheinende Geschichte gab denn bekanntlich auch die Veranlassung zu dem wüthenden Streit über die Aechtheit des Mozart'schen Requiems, welcher im Jahre 1825 von dem in Darmstadt lebenden Gottfried Weber angeregt und von ihm bis zu seinem Tode fortgeführt wurde. — Gottfried Weber hatte zugleich mit Carl Maria v. Weber und Meyerbeer unter dem Abt Vogler seine Musikstudien gemacht. Er hatte gelernt, was sich lernen läßt, so daß er später selbst als Lehrer der Tonkunst auftreten, ein Werk über die Theorie der Tonkunst schreiben und mehrere Jahre hindurch mit Glück eine musikalische Zeitschrift, die Cäcilia, redigiren konnte, welche Schott in Mainz herausgab. Allein, statt wie Carl Maria v. Weber und Meyerbeer, sich ausschließlich der Kunst zu nähren, wurde er Jurist, brachte es bis zum Criminalrath, und eben in dem Streite über die Aechtheit des Mozart'schen Requiems bewies er es, daß er allerdings ein besserer Advokat denn Musiker war. Wir sind aber dem Criminalrath Weber großen Dank dafür schuldig, daß er den Streit begann und ihn, als ächter Rabulist durchführte, denn sonst besäßen wir jetzt nicht die Mozart'sche Original-Partitur vollständig, wie Mozart sie hinterlassen hatte, und die falschen Angaben über die Entstehung des Werkes, welche mit der Zeit sich immer lügenhafter und verwirrter gestalteten, wären nie berichtigt worden.

Die Sache verhält sich in aller Kürze so: Der Besteller des Requiems hieß Leutgeb und war Verwalter beim Grafen von Waldsee; die Stammburg dieser Familie existirt noch, sie liegt nahe an der Donau und man kommt mit dem Dampfschiff hart an derselben vorüber, wenn man von Wien nach Linz hinauffährt. Graf Waldsee besaß eine Wohnung dicht bei Wien. Mozart war sehr gut mit ihm bekannt und auch mit Leutgeb, wie wir aus seinem Catalege ersehen. Der Graf war ein großer Musikliebhaber, dabei reich und hatte es gern, wenn er auch für einen Kenner gehalten wurde. — Der Graf war vermählt. Im Spätsommer des Jahres 1791 verstarb aber die Gräfin in Stuppach, einem ihrem Gatten gehörigen Landgute in Unterösterreich, vier und eine halbe Post von Wien. Dieser Todesfall war die Veranlassung, daß die „Missa solemnis pro defunctis“ oder das „Requiem“ bei Mozart bestellt wurde, und zwar ausdrücklich für die Exequien der Verstorbenen, so daß das Werk Eigenthum des Grafen bleiben und an keinen Andern verkauft werden sollte. Den Namen des Bestellers zu verschweigen, wurde weder von Mozart noch von seiner Familie verlangt, sowie auch nicht verlangt wurde, daß Mozart ein Geheimniß daraus mache, daß er das Requiem componire, — wodurch denn die lügenhafte Angabe widerlegt ist, als habe Graf Waldsee das Requiem für seine eigene Composition ausgeben wollen. — Mozart kränkelte allerdings schon, als er die Composition des Werkes begann; — er äußerte auch später zu wiederholten Malen: dieses Requiem schreibe ich für mich selber. — Allein von sogenannter Todesangst, von dumpfer Betäubung, war bei Mozart keine Rede, und er ging an die Composition, wie er an jede andere größere Composition ging, d. h.: er fing nicht früher mit dem Schreiben an, bis er das Ganze, von Anfang bis zu Ende in seinem Kopfe vollständig ausgearbeitet hatte.

Das Requiem war, wie sich Jeder auf der k. k. Bibliothek in Wien mit eigenen Augen überzeugen kann, von Mozart's eigener Hand, bis auf vier Nummern, in der Partitur vollendet, und zwar mit einer Sorgfalt und Genauigkeit in allen Theilen, die noch nach 34 Jahren einen Beethoven, Weigl, Salieri und Stadler aufs Neue mit tiefer Bewegung erfüllte. — Als das Werk in der Partitur bis soweit vollendet war, wurde Mozart bettlägerig; seine Krankheit war aber der Art, daß ihm bis zu seinen letzten Minuten seine volle Geisteskraft seinen Augenblick verließ. So lange er (seine letzte Krankheit dauerte volle vierzehn Tage und er starb erst in der Nacht von dem 14ten auf dem 15ten Tage) so lange er, sage ich, seine Hände noch gebrauchen konnte, schrieb er selber seine Gedanken nieder, später diktirte er seinem Schüler Süßmayer seine Gedanken in die Feder, gab ihm die genauesten Anweisungen, wie er die Instrumentirung machen solle und ließ unter seinen Augen gleich Alles in's Reine schreiben. So gedieh das Werk bis zur Schlußnummer und da diese nichts Anderes ist als die Wiederholung des Anfanges, so ist es begreiflich, daß schon drei Tage nach Mozart's Tode eine Reinschrift der Partitur, von Süßmayers Hand, an Leutgeb übergeben werden konnte, so wie: daß schon in den letzten Tagen des Spätherbstes 1791 (d. i. vor dem 22. December) die erste Aufführung des Requiem in Wiener-Neustadt, im Hause des Arztes Obermeyer (Arzt des Grafen Waldsee) probirt werden konnte; die eigentliche Aufführung fand in der Kirche der Cisterzienser-Abtei, gewöhnlich Neukloster genannt, mit großen Feierlichkeiten bald darauf statt. Die Mitglieder der Familie Obermeyer, die alle sehr musikalisch waren, nahmen an der Aufführung Theil; ferner ein Herr Tray, Regens des Musikchors, mit dem Personale dem er vorstand. Den Sopran sang Fräulein Therese Obermeyer.

Da nun Mozart erst am 5ten desselben Monats gestorben war, so ist kein Zweifel darüber mehr möglich, daß das Werk bereits vor seinem Tode, in der Gestalt wie wir es jetzt besitzen, vollendet war, wenigstens ist es nicht wohl anzunehmen, daß der tiefbetrübte Süßmayer innerhalb dreier Tage die vier letzten Nummern sollte neu hinzu componirt haben. — Süßmayer selber behauptet allerdings diese vier letzten Nummern ganz neu hinzugefügt zu haben, allein er spricht diese Behauptung erst in einem Briefe vom 18. Sept. 1800, d. h. neun Jahre nach Mozart's Tode, an Breitkopf und Härtel aus, und schon was ich über die erste Aufführung des Werkes mittheilte, beweiset, daß Süßmayers Angabe eine unwahre war, noch mehr aber beweiset es die Arbeit selbst, denn nie, vorher noch nachher, hat Süßmayer etwas geliefert, was sich mit dem Sanctus, Benedictus und Agnus Dei im Requiem nur im Entferntesten messen könnte, und eben diese Compositionen hätte er als fünfundzwanzig-

jähriger junger Mensch aus sich selbst geschaffen? Er müßte dann, als er 37 Jahre alt starb, seinem Meister um eben so viel übertroffen haben, wie Mozart sich, hätte er in seinem 25sten Jahre diese genannten Nummern componiren können. —

Davon abgesehen, so wissen wir, daß Mozart auf seinem Todbette von seinem Freunde Benedict Schack, seinem Schwager Hofer und dem Bassisten Gerl (für den er den Sarastro geschrieben) sich das Requiem vorsingen ließ, weder er noch selbst die Altstimme sang; man war bis zum Anfang des Lacrymosa gekommen, als Mozart überwältigt von seinen Gefühlen und seiner eigenen Composition an zu weinen fing und man abbrechen mußte — und eben dieses Lacrymosa will Süßmeyer componirt haben. Aber nach dem Lacrymosa finden wir noch das Domine, die Zuge Quam olim und das Hostias in Mozart's Original-Manuscript, was Süßmeyer selbst zugiebt.

Die Wahrheit ist: Mozarts Wittwe fand auf dem Arbeitstische ihres Mannes, nach seinem Tode, mehrere beschriebene Notenblätter (Partitur-Entwürfe), welche sie nicht lesen konnte; sie übergab selbige Süßmeyer und dieser hatte nichts zu thun, als sie in Partitur zu setzen, wo denn das Sanctus, Benedictus und Agnus Dei so fertig wurde. — Sicher würde sich Süßmeyer nie angemaßt haben zu sagen: diese drei Nummern sind von mir, wäre nicht, nachdem Süßmeyer noch eine Abschrift von der Original-Partitur genommen, diese von der Wittwe Mozarts auf unverantwortliche Weise zerstückelt und an Autographen-Speculanten verkauft worden.

Aber freilich: Mozart hatte den Seinigen nichts nachlassen können als seinen Ruhm, seine noch nicht veröffentlichten Manuscripte und leider an 3000 Conventions-Gulden Schulden, die er nothgedrungen in dem theuren Wien hatte machen müssen. Auf das Requiem, als Mozarts letztes Meisterwerk, durfte zwar strenge genommen Frau Mozart keine weitere Hoffnung gründen, denn es war bezahltes Eigenthum eines Andern. Allein dieser Andere schien große Lust zu haben der Welt, mindestens so lange er lebe, das Werk vorenthalten zu wollen. Dies war offenbar eine Ungerechtigkeit gegen Mozarts Nachgelassene sowohl, als gegen die Welt und am meisten gegen das Werk selbst. Das sagten alle Freunde Mozarts der Wittwe. Das fühlte Constanze selber und sie entschloß sich endlich das Requiem in Wien zu ihrem Besten aufführen zu lassen und — eine von Süßmeyer angefertigte und von dem Abt Stadler durchgesehene Copie des Werkes — an die Musikalien-Handlung von Breitkopf und Härtel in Leipzig zu verkaufen. (1792.) Dieses erfuhr der Graf Walsee, der sich eben wieder auf seinem Landgute Stuppach befand, er sandte den berühmten Wiener Advokaten Sortsch an Frau Mozart ab, beschwerte sich höchlich, drohte und gab sich endlich damit zufrieden, als Entschädigung mehrere andere noch nicht veröffentlichte Compositionen Mozarts anzunehmen.

Der Verkauf der Partitur an Breitkopf und Härtel wurde durch Freunde der Wittwe Mozarts — ich vermuthe vorzugsweise durch Herrn von Nissen — eingeleitet, da von Mozarts Hand keine durchaus vollendete Partitur bestand, ein Kenner wie Härtel sich aber nicht durch die Handschrift Süßmeyers — so erklärlich ähnlich diese der Mozart'schen ist — hätte täuschen lassen, so durfte auch allerdings Süßmeyer bei dem Handel nicht unbetheiligt bleiben, sondern er mußte angeben, was von Mozart und was von ihm sei.

Nun wissen wir aber, daß Süßmeyer sich noch nach neun Jahren bei weitem mehr zuschrieb, als er erwiesenermaßen sich zuzuschreiben ein Recht hatte, nemlich ein volles Fünftel des ganzen Werkes, und stets dieses letzte Fünftheil auch in der Ausarbeitung den vier ersten Fünftein bedeutend nach, so könnte es doch ganz gewiß noch hundert andere Componisten reich machen, und Härtel sah ein, es werde das Publikum stutzig machen, wenn man es so ganz trocken herausgesagen wollte: dies ist nicht von Mozart, sondern von Süßmeyer. — Es war aber erwiesen und in Wien allgemein bekannt: »daß Süßmeyer das Requiem vollendet habe, weil Mozart darüber gestorben. Diesem Umstande, so wie dem, daß Härtel nicht wissen durfte, das Requiem sei bereits Eigenthum eines Privatmannes, dankt das romantische Märchen von der Entstehung des Requiems, wie wir es in allen Biographien Mozarts bisher lasen, sein Dasein. —

Mozart's Wittwe, welche vom Kaiser Leopold II. nur eine Pension von 250 fl. C. M. erhielt, gab einen Clavier-Auszug des »Idomeneo« heraus, womit sie ein gutes Geschäft zu machen gedachte, — allein sie verdiente nicht nur nichts damit, sondern mußte auch noch einiges auf die Kosten zulegen; das war gewiß traurig für die arme Frau, welche zwei noch unerzogene Knaben ernähren und eine alte Mutter nebst Schwester unterstützen sollte.

So standen die Sachen, als der Musikalienhändler André aus Offenbach bei Frankfurt am Main im Jahre 1799 nach Wien kam und von Mozarts Wittwe beinahe alle Manuscripte kaufte. Gleich nach Mozarts Tode hatte die Wittwe ihm schon das Original-Manuscript des Requiem zum Kauf angeboten, er erstand es aber damals nicht und wie wir wissen, wurde es zerstückelt und gerieth in verschiedene Hände, aus denen es erst 1827 mit vieler Mühe wieder zusammengebracht wurde, so daß es sich jetzt, als eine der kostbarsten Perlen, auf der k. k. Bibliothek zu Wien befindet.

Jetzt ließ die Wittwe Mozarts Hrn. André merken: die Ausgabe des Requiems von Breitkopf und Härtel, welche unterdessen erschienen war, wimmele von den gröbsten Fehlern, das Original-Manuscript Mozarts könne sie ihm zwar nicht mehr anbieten, aber sie habe eine danach ganz correkte von kunstgeübter Hand durchgesehene Copie; in dieser Copie seien die Mittelstimmen anders geschrieben, was sie zu dem Glauben veranlasse, daß der Forsteyer (Süßmeyer) sie zweimal componirt habe.« —

Hatte Frau Mozart vergessen, daß der würdige Abt Stadeler Süßmeyers Copie, welche nach Leipzig geschickt wurde, mit Mozarts Original genau verglichen hatte, so scheint Herr André davon gar nichts gewußt zu haben, denn in seinem Clavier-Auszuge des Requiem finden sich im Basse Bezifferungen an Stellen, wo sie in Mozarts Original-Partitur nicht vorhanden sind, dagegen fehlen sie wieder an anderen Stellen des Clavier-Auszuges oder sind unrichtig —

kurz alles zeugt dafür, daß Herr André eine Partitur mit Verbesserungen erhielt, die keine waren. Süßmayer nahm hieraus Veranlassung, seine berüchtigte Erklärung an die Herren Breitkopf und Härtel nach Leipzig zu schicken, die sie im Laufe des darauffolgenden Jahres veröffentlichten.

Sechsundzwanzig Jahre später, als auch Süßmayer schon längst im Grabe ruhte, knüpfte der zweite Gatte der Witwe Mozarts, Herr Staatsrath v. Nissen, neue Unterhandlungen mit Herrn André an; diese sollten sich auf eine »vereinigte Ur-Partitur« beziehen, welche noch mehr Original als das zerstückelte Original, bisher durch in die Augen springende Verstümmlung nicht sichtbar oder gar nicht zu entdecken war. — Was es mit dieser verstümmelten, bisher nicht sichtbaren oder gar nicht zu entdeckenden »vereinigten Original-Partitur« für eine Bewandniß gehabt haben mag, wird wohl Herrn Nissen zu ergründen selber unmöglich gewesen sein; Herr André läßt sich durchaus nicht weiter darüber vernehmen und unter den Nachlaß der Witwe Mozarts sowohl als ihres Sohnes fand sich nichts von solch' einer »vereinigten Ur-Partitur« des Requiems vor.

Meine Leser erfahren hieraus, daß die ganze früher cursirende Erzählung, von der Entstehung und Vollendung des Requiems, auf eine nichts weniger als fromme Täuschung berechnet war. — Die ungeheuren Widersprüche, die handgreiflichen Unwahrheiten darin waren zu auffallend, um nicht das gerechteste Mißtrauen bei allen Vernünftigen sogleich zu erregen. Allein es half nichts diese Widersprüche und Unwahrheiten nachzuweisen; denn Jene, welche die beste Auskunft am ersten hätten geben können und sollen, fanden es in ihrem Interesse, die Sache noch mehr zu verwirren, und andere Kundige schwiegen aus Schonung mit den Ersteren. So wäre denn vielleicht das Dunkel, welches man absichtlich über die ganze Begebenheit zu verbreiten gewußt hatte, nie aufgeklärt worden, wäre es nicht dem Criminalrath Weber eingefallen, seine Angriffe gegen das unsterbliche Werk selber zu richten und, auf das Lügengewebe seiner Entstehungsgeschichte fußend, es theils für untergeschoben, theils für eine Schülerarbeit Mozarts zu erklären, womit man seit seinem Tode das Publikum mystificirt habe. —

Zu einem solchen Angriff konnten denn freilich die damals noch lebenden Freunde und Verehrer Mozarts, unter deren Augen gleichsam der Schwanengesang des Meisters entstanden war, nicht schweigen; sie mußten reden, und um so entschiedener, als sie wußten: daß mit ihrem eigenen nahe bevorstehenden Scheiden die letzten Zeugen dahin schwänden, welche es vermöchten: der Wahrheit endlich ihr Recht zu verschaffen.

II. Ein Traum.

Ich hatte ein reiches buntes Leben durchlebt! ein Leben voll Genuß! voll Liebe und Haß! voll Wonne und Wehe! und nichts war mir fremd geblieben als nur Entbehrung — Aber die Zeit entfloh und mit ihr meine Jugend, und wenn die Jugend floh und der Jugend Wahn, was ist dann für den Menschen der Genuß, für den Menschen, der nicht tiefer steht als das Thier. Mir mangelte nicht die Kraft zu genießen, sondern die Lust am Genuß, weil es für mich keine Täuschung mehr gab! — ich sah alles wie es ist, empfand alles wie es ist, der Augenblick war gekommen, wo ich zum Erstenmale erfuhr was es heißt: — Entbehren! mitten im Ueberflusse entbehren. Da ergriff mich trostloser Gram, düstere Melancholie, welche sich bis zur Verzweiflung steigerten, als es mir immer klarer wurde, wie nichtig, schaal und eitel sich hier alles erweiset, wenn uns die Jugend schwindet, die Jugend die allein alles verklärt, was uns umgiebt, die uns genug haben läßt, wenn wir auch Nichts besitzen als eben nur sie.

»Wenn Du keine Jugend begrubst, warum noch leben?« fragte ich mit Byron.

Ich lebte mich nicht nach dem Tode, aber das Leben bot mir keine Freude mehr, ich endete freiwillig und gleichgültig; denn wußt ich es dann in jenem Augenblicke, da ich schied, was es sagen will: »vom Leben scheiden und — freiwillig.« — Der Moment des Scheidens war vorüber und ich erwachte wie aus einem Traum, aber dies Erwachen war entsetzlich. —

Da lag sie vor mir, meine starre, leblose, blutbefleckte Hülle, der Vernichtung verfallen, mit selber ein Abscheu. — Weit, weit von ihr entfloh ich! Weit von dieser kleinen Erde in's Zeit- und Raumlose und — fand mich allein.

Allein im Zeit- und Raumlosen. — Wer, der noch lebt in der Zeit und im Raume, vermöchte dies zu fassen! Ich selbst ahnete es nur noch, aber schon diese Ahnung war furchtbarer als alle Schrecken des Todes, der Hölle, wie die noch Sterblichen sie malen, und der Vernichtung sein können. Und ein Etwas, das ich nie, so lange ich auf der Erde gewandelt, empfunden, ergriff mich, die unendliche Sehnsucht nach Etwas, was ich nie zuvor gekannt, nie zuvor vermißt. Benennen konnte ich es nicht, aber ich war gewiß, es müsse irgendwo da sein, ich könne es erringen, wenn ich es nur suche — aber, wo es suchen im Zeit- und Raumlosen? —

Horch! — Da klang ein Ton aus unendlicher Ferne und der Ton hallte wieder in mir und zog mich dahin, von wannen er kam — und sieh, es war die Erde, die ich verlassen. — Ich staunte, ich begriff es nicht; was war es, das mich zurückziehen konnte und zu welchem Zwecke? — Da erklang jener Ton aufs neue! aber gewaltiger, ergreifender und tieftlagend erscholl es im Chor:

Requiem aeternam!

Ruhe — den Entschlafenen! — — Ja, wer schlafen könnte — warum kann ich es nicht? Weil ich das Leben ließ ohne die Sehnsucht nach der stillen Grabesruhe, ohne den frommen Glauben, daß sie mir werde? — Wohl wußte ich es, daß es geschrieben steht: »Wie Ihr glaubet, so wird Euch geschehen!« — Doch woher hätte mir der Glaube kommen sollen, ohne die Sehnsucht darnach! —

Kyrie eleison! (Heiliger erbarme dich!) — Welch inniges Flehen und zugleich weich himmelanwerbender Zuruf in der Gemüthheit, daß innige Flehen werde erhört werden.

Dies irae, dies illa! (Erden wanken, Welten beben!) Warum erheben sich wieder dunkle drohende Schatten vor

mir? — Wie, sollte dennoch das zuversichtliche Flehen der Gläubigen keine Erhörung finden? —

Tuba mirum spargens sonum! (Einst geh'n beim Posaunenschalle!) — Welche Schauer erfassen mich beim Rufe der Posaunen, welche die Todten und die Lebendigen vor Gericht fordern, und auch mich! — auch mich!! — —

Rex tremendae majestatis! (Herr du strafest freche Sünder!) — Ja, ich erzittere vor der Majestät des Königs der Könige. Wie soll ich vor seinem Gerichte bestehen? ich, dessen ganzes Leben nichts war als ein eitler Wahn? —

Lacrymosa! — ja weinet, weinet, eitle Thoren, die ihr zu spät erkennet, wie ihr nie in der Zeit daran gedacht, was Noth sei!

Domine Jesu Christe! — Ja, er ist es, den wir suchen sollen, hier und dort, denn er allein mag uns der rechte Führer werden, der uns zum ersehnten Ziele leitet.

Quam olim Abrahae et semine ejus promisisti! O daß auch ich eingehen könnte zu dem Vater, wo die Schrecken des Zeit- und Raumlosen sich umwandeln in unvergängliche Wonne! —

Sanctus! — Wer zweifelt noch, daß Er der Geheiligte ist? daß wir die Begnadigten — da das Lamm Gottes der Welt Sünde auf sich nahm? —

Kyrie! — Ja, Herr! Du erhörst, Du erbarmst Dich des Sünders, des Thoren, Du nimmst von ihm seine Sünde, seine Thorheit, Du giebst ihm die Ruhe - den sanften Schlaf im Leichentuch - bis zum Tage des Gerichtes. Furchtbar ist Dein Gericht, aber gerecht und barmherzig, und wer an Dich glaubt und was er verschuldet bereute — den stößest Du nicht von Dir, den giebst Du den ewigen Frieden und das Heil einer bessern Welt! — Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? In ungetrübter Klarheit und Herrlichkeit strahlt seine Majestät, alle die Seinen verklärend. — Es giebt keine Hölle mehr! keine Erde, nur einen Himmel, und der Himmel ist Er selbst. —

* * *

Ich erwachte. — Ich bin noch nicht gestorben. — Doch wer weiß wie bald meine Freunde von mir sagen werden: er war! — Wie konnte es mir nur träumen, daß ich selbst vermessen die dunkle Pforte aufgerissen hätte, die das Jenseits von dem Diesseits scheidet? — Schwand mir auch die Jugend und der frische Jugendmuth: nie aber wird Uebersättigung am Leben, am Guten und Schönen Macht über mich gewinnen. Wohl mir! — Entbehrung blieb mir nicht fremd, doch um so freudiger genieße ich, was mir zu genießen erlaubt. —

Wer aber will einen Stein auf Jene werfen, deren Leben dem Leben meines Traumes glich? — Sie irren, aber der treue Hirte ist ihnen nahe und sie werden, weil Er ihnen nahe ist, so gewiß seines Vaters Haus sehen, als Jene, die nie irrten. — **Friede uns Allen.**

III. Die Sage.

Der graue Gast. — Ballade im Volkston, von G. A. v. Maltitz.

Hoch auf Salzburgs Bergesweite,
Gab's einmal, ihr lieben Leute,
Einen Spielmann, wohlbekannt;
Mozart von dem Volk genannt

Dieser sang nun brav und bieder,
Seine Weisen, seine Lieder,
Recht aus Seele, Herz und Sinn,
Durch die Länder her und hin.

Sang im ganzen deutschen Lande,
Sang am Rhein'- und Oderstrande,
Sang bei Tage, sang bei Nacht:
Große Weisen, groß gedacht.

Und so mußt' es denn geschehen:
Fürsten wollten Mozart sehen;
Wollten hören seinen Sang,
Seiner Töne Himmelsklang.

Ward beschieden hin vor Thronen,
Sang bewegt vor Millionen,
Sang mit Hundert um den Preis,
Und erhielt den Lorbeerreis.

Sang mit Welschen, Britten, Franken:
Aber alle, alle sanken
Hin vor dem, was er erschafft:
Denn er sang mit deutscher Kraft. —

Und so ward er denn im Munde
Jedes Volkes, in der Runde
Aller Länder, hoch berühmt,
Wie es Künstler Fürsten ziemt.

Aber Er, der freie Meister,
Haßte Weihrauch kleiner Geister,
Haßte eitlen Glanz und Ruhm,
Liebte reines Künstlerthum.

Sang am liebsten in der Mitte
Froher Freunde, in der Hütte
Jedes Biedern, den er fand,
Wenn er ihn nur recht verstand. —

Ach! und fand er eine Seele,
Mit dem Geist der Philomele,
Stimmend ein in sein Gefühl,
Ward zum Seraphsklang sein Spiel.

Und so sang er manche Jahre,
Doch da naht ihm früh die Bahre
Hört, wie wunderbar dies kam,
Als der Tod ihn zu sich nahm:

Tief versenkt in seinen Tönen,
In dem Zauberreich des Schönen,
Sitzet einst der edle Mann,
Horch! da klopft es plötzlich an.

Klopft in drei gemess'nen Schlägen,
Und es tritt auf luft'gen Wegen,
Bei der Abendlampe Schein,
Still ein grauer Mann herein

Und aus kalten, starren Mienen,
Spricht's zu Mozart: „Sollst mir dienen,
Wünsch' ein Requiem von Dir,
Setz', in domino! es mir."

Und indeß der Künstler wählet,
Sieh'! der graue Gast, schon zählet
Er an hundert Goldstück' auf,
Und entgleitet still darauf.

Und es faßt ein eisig Grauen,
Als er nun des Gold's erschauen,
Ihn, den edlen Meister an,
Daß er's gar nicht sagen kann.

Still in sich gekehrt und sinnend,
Düstere Gedanken spinnend,
Geht er einsam, ernst und stumm,
Tag und Nacht mit sich herum.

Schwermuth senkt sich auf ihn nieder,
Wehmuth hallen seine Lieder,
Grabgesang wird jeder Ton,
Krank der edle Musensohn.

Krank in schwerem, tiefem Sehnen,
Zieht es ihn mit stillen Thränen,
Zieht's ihn, ach! mit Herz und Sinn,
Nach der Heimath jenseits hin. —

Kann nicht sagen, was er fühlet,
Was er denkt, und sinnt, und spielet
Will nur fort und immer fort:
Nach dem unbekannten Ort.

Und so greift er in die Leyer
Mit dem letzten Künstlerfeuer;
Stürmt durch der Accorde Graus,
Seines Busens Wermuth aus.

Aber sieh', was muß er schauen:
Jeder Ton, er hat mit Grauen,
Ehe er's noch selber meint,
Sich zum Requiem vereint.

Da erfaßt es ihn mit Beben,
Kalt fühlt er die Kraft entschweben,
Die so kurz sein Leben spann,
Horch! da klopft es plötzlich an.

Klopft in drei gemess'nen Schlägen,
Und es tritt auf luft'gen Wegen,
Bei der Abendlampe Schein,
Still der graue Mann herein

Und aus kalten, starren Mienen,
Spricht's zu Mozart: „Thät'st mir dienen,
Wünscht' ein Requiem von Dir,
Gieb', in domino! es mir."

Und der Spielmann reicht's erbleichend,
Und der Graue nimmt's entweichend,
Und das nächste Morgenroth,
Sieht den edlen Meister todt.

Auf dem wahren — Künstlerganze,
Lebt's hienieden sich nicht lange;
Trägt in sich des Todes Kern,
Wahre — Künstler sterben gern.

XI. Die Pirole.

In dem blauen Wohnzimmer, welches an das große Schlafgemach stieß, und zwar in der Vertiefung des Eckfensters, saß vor seinem Arbeitstisch kraftlos und traurig der arme Meister Wolfgang. Er hatte das große, sonst so freudig strahlende, jetzt aber erloschene Auge bald geschlossen, als sei er im Begriff einzuschlummern. Aber dem war nicht so, er lauschte dem Gesange seiner Pirole, seines Lieblings unter all den vielen gefiederten Sängern, welche er besaß. Diese Pirole war ein Geschenk des Grafen Thun, und Mozart hatte sie vor vier Jahren nach der ersten Aufführung seines »Don Giovanni« erhalten.

Daran gedachte er jetzt, indem er dem Gesange seines Lieblings zuhörte und tiefe unendliche Wehmuth beschlich sein Herz, so, daß zwei große Thränen in sein Auge traten und es verschleierten.

»Die Zeit kommt nicht wieder!« sprach er halb laut vor sich hin — und bald — bald wird es mit der Zeit gar aus für mich sein!«

Er wischte sich die Thränen aus den Augen, heftete den Blick auf die vor ihm auf dem Tische liegende Partitur und fuhr gefaßter fort: »Nun, es sei! muß! ich's doch gleich, daß es so kommen würde, als der unheimliche Bote mir das zweite Mal erschien, grade da ich mit meinem armen Weibe in den Reisewagen steigen wollte, um — zum letzten Mal nach Prag zu reisen. Zum letzten Male? — ich werde mein herrliches Böhmen nie wieder sehen. — Aber meine Prager werden meiner gedenken in Liebe, wenn sie dies, mein letztes Werk aufführen hören! Dank sei dem Himmel, der mir die Kraft fristete, daß ich es vollenden konnte. Was in der Instrumentirung noch fehlt, hab' ich dem Süßmeyer notirt und er braucht's darnach nur niederzuschreiben. Wer nur der Besteller ist?! Doch, was frage ich? — für mich selber hab' ich es ja doch componirt.« — Mozart's Selbstgespräch wurde durch den Eintritt seiner Gattin unterbrochen.

»Ich bitt', ich bitt', lieber Wolfgang!« — sprach sie mit zärtlichem Vorwurf — »mußt Du für heut' denn endlich einmal aufhören zu arbeiten?«

»Gieb Dich zufrieden!« — entgegnete er sanft — Ich bin zu End' mit der Arbeit.«

»Gewiß?« fragte Constanze.

»Ja doch!«

»O, das erfreut mich!« — rief Constanze lebhaft — In meinem Leben leid' ich's nicht, daß Du wieder ein Requiem schreibst! Was für eine Angst hab' ich ausgestanden während der Zeit, daß Du daran gearbeitet hast, weil ich's leider wußte, daß Du Dich oft bis zur Ohnmacht dabei anstrengtest. Ich mag's gar nimmer hören! und wenn die Musik noch so schön ist, mir wird sie doch immer die traurigste sein, weil Du krank darüber geworden bist. — Bitt', gieb nur Acht, wie bald Du Dich jetzt wieder erholen wirst.«

Mozart schüttelte traurig das Haupt, doch wollte er dem geliebten Weibe nicht widersprechen und, um nur Etwas zu sagen, erwiderte er: »Hör' nur, wie schön wieder meine Pirole singt!«

»'s ist wahr! — stimmte Constanze bei — und ich kann mich gar nicht genug d'rüber verwundern! Wir schreiben heut' den 21. November und die Pirolen singen doch sonst immer nur um Pfingsten.«

»Diese thun's mir zu Liebe!« — murmelte Mozart — sie weiß halt: daß sie mir um Pfingsten nichts mehr wird vorsingen können.«

Constanze hatte zum Glück diese Worte nicht vernommen, sie fragte: »Befindest Du Dich heut' besser wie Gestern?« Mozart bejahte es und sie fuhr fort: »Wenn es gewiß ist, so wollt' ich heut' mit der Mutter in's Wiedener Theater fahren! sie hat mich d'rum gebeten, weil sie doch auch gern einmal Deine »Zauberflöte«, die den Wienern so sehr gefällt, hören möchte. Sie will aber nicht ohne mich hin.«

»Da bitt' ich Dich, daß Du der alten, guten Frau die Freude nicht verdirbst!« — rief Mozart lebhaft — Sorg' nicht um mich! auch bleibt ja die Lotti bei mir und Schack und Süßmeyer werden ebenfalls hier sein.«

»Ja, Du willst Niemanden eine Freude verderben! — entgegnete Constanze bewegt — und wie schändlich haben Dich oft die Menschen behandelt! Eben jetzt wieder dieser Schikaneder. Deine Oper hat ihn vom Bankerott gerettet! Abend für Abend, seit sie zum ersten Male gegeben wurde, füllt sie seine Kasse; 100 Dukaten wollte er Dir geben und keinen Kreuzer hast Du erhalten! und um das Maaß der Schändlichkeit voll zu machen, verkauft er, ohne daß Du es ihm erlaubt hast, die Partitur an andere Theatren und behält das Geld für sich!«

»Der Kerl ist ein Lump!« — sprach Mozart ruhig — Das Beste ist: gar nicht mehr an ihn zu denken! Hab' ich doch wenigstens die Genugthuung, daß den Wienern einmal wieder eine Oper von mir durchaus gefällt! Seit der »Entführung« hatt' ich hier keinen gleichen Erfolg mit irgend einem andern Opus.« —

»Nun, — meinte Constanze — ich tröste mich ebenfalls über Schikaneders Schlechtigkeit damit, daß »die Zauberflöte« den Wienern gefehlt hat, was sie an Dir haben und daß sie von jetzt an sich um Deine neuen Opern reißen werden.«

Mozart seufzte und erinnerte dann seine Gattin: daß es wohl Zeit sein dürfte, ihre Toilette zu machen, wenn sie und die Mutter noch frühe genug kommen wollten, um gute Plätze im Wiedener Theater zu erhalten.

Ich muß hier meinen Lesern bemerken: daß damals (1791) das prächtige große Theater an der Wien, dessen »Papagenothor« mit zu den Wahrzeichen Wiens gehört, noch nicht existirte. Es wurde erst zu Anfang dieses Jahrhunderts von Schika-

neder erbaut, und zwar von dem Ueberschuß des Geldes, das ihm Mozarts »Zauberflöte« eingebracht hatte.

Das alte Theater an der Wien, in welchem Mozart's »Zauberflöte« zuerst aufgeführt wurde, befand sich im vierten Hofe des Starhembergischen Freihauses auf der Wieden. Es glich im Aeußern so ziemlich einem Marstall, und war in seinem Oberstock meist von Heu aufgeführt. Es wurde 1804 bis auf das Mauerwerk abgetragen, und dieses Mauerwerk wurde zu einem Aufbewahrungsort für — Düngerhaufen umgewandelt, als welchen der Reisende es noch Heute in Augenschein nehmen kann. In keiner andern Stadt trifft man überhaupt einen so gänzlichen Mangel an Pietät, wo es sich um die Erhaltung merkwürdiger Gebäude und historischer Denkmäler handelt, als in Wien. Ich habe es schon in einer früheren Mittheilung erwähnt: daß Mozarts letztes Wohnhaus, in welchem er starb, der Spekulationswuth eines reichen Zinshäuser-Besitzers (von Galvagni ist sein Name) zum Opfer fallen mußte. — —

Constanze Mozart hatte sich bald angekleidet und war, nachdem sie von Mozart zärtlichen Abschied genommen und ihre beiden Knaben, Carl und Wolfgang, ihrer Schwester Lotti zur besten Fürsorge empfohlen, mit ihrer Mutter in's Wiedener Theater gefahren.

„Soll ich Ihnen Licht bringen, lieber Schwager?“ fragte Lotti.

„Lassen's noch eine Weile damit anstehen!“ — versetzte Mozart — es ist mir gar so wohlig in der Abenddämmerung, wenn draußen der Schnee liegt und im Ofen, wie jetzt, ein so schönes Feuer brennt.“ —

Lotti schürte das Feuer im Ofen heller an und ging dann zu den Kindern in's Nebenzimmer.

Vom St. Stephansthurm tönte das Abendgeläute herab und alsbald erhoben auch die Glocken der übrigen Kirchen in der Stadt und in den Vorstädten ihre Stimmen, um die Gläubigen zum Gebete zu ermahnen. — Mozart faltete die Hände und betete still und inbrünstig; die Pirole aber begann auf's neue zu singen, als wolle sie ebenfalls dem scheidenden Tage einen letzten, dankenden Gruß nachsenden. Als endlich das Abendläuten schwieg, schwieg auch die Pirole, drehte noch einmal das Köpfchen, mit den schönen singen Augen, nach dem ihr wohlbekannten, geliebten Herrn und Pfleger herum und barg es dann, zur Nachtruhe sich anschickend, unter dem einen Flügel.

Mozart hatte das Treiben des schönen Thieres wohl bemerkt. — „Sie weiß es!“ — flüsterte er — „Sie wird sie sich grämen, wenn ein Anderer kommt als ich, ihr das Futter zu reichen! Will sie's doch nicht einmal von der Constanze leiden.“ — —

Die Pendule schlug — „Jetzt beginnt die Ouverture!“ — fuhr Mozart fort — „Ich hoffe der Schenk wird gut dirigiren!“ — Er hat mich lieb, der ehrliche Bursche! Wie kam er, mit Augen voll Thränen, herbeigeschlichen, mir die Hand zu küssen, als ich sie am ersten Abend dirigirte! — Jetzt geht der Vorhang auf! — Wenn die drei Damen ihre Schuldigkeit thun, wird es der Introduction auch heute nicht an Beifall fehlen. — Wenn nur der Schikaneder als Papagene seine albernen Possen lassen könnte — — —“

Hier unterbrach der eintretende Süßmayer, der vertraute Schüler Mozart's, dessen Phantasieen.

„Wie geht es, theurer Meister?“ fragte er.

„Zu Ende!“ erwiderte Mozart.

„O, — hat Süßmayer — verscheuchen Sie doch diesen traurigen Gedanken! — Sie werden wieder gesund werden! werden leben und noch viel Herrliches schaffen.“

„Nein, nein! Franzl! ich täusche mich nicht, Du wirst es sehen, ich werde hin sein, ehe Ihr's denkt. Du liegt das Requiem! ich hab' es für mich selber geschrieben und der, der es bestellte, wird mich selbst mitnehmen.“

Süßmayer konnte sich eines Lächelns nicht erwehren und sprach: „Ich möchte darauf schwören, jener geheimnißvolle Bote, der Ihnen so viel Unruhe macht, weil er Ihnen den Besteller des Requiems nicht nennen wollte, ist nichts anderes als der Diener irgend eines englischen Sonderlings.“

„Meinst Du, ich fürchte den Tod?“ — fragte Mozart und blickte seinen Schüler ernst durchdringend an — Ich fürchte ihn nicht!“ — fuhr er fort — Ich hab' ihn nie gefürchtet, sondern in meinen gesundesten, heitersten Tagen mich mit dem Gedanken an ihn vertraut gemacht!“ — Das schrieb ich auch vor vier Jahren meinem Vater, kurz vor seinem Tode, als ich eben daran ging, den »Don Giovanni« zu componiren. — Aber ungern sterb' ich freilich eben jetzt, wo die Wiener anfangen, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wo ich die Aussicht auf eine feste Anstellung hatte, die mir es möglich gemacht haben würde, mit den Meinigen ohne Sorgen zu leben, in meiner Kunst das Höchste zu erreichen und mich nicht mehr zum Sclaven des Modegeschmacks herabwürdigen. Du weißt, wie ich über sie Manches denke, was den Leuten grade am meisten in meiner neuesten Oper gefällt, — da ist's bitter grade jetzt fort zu müssen.“

Vergeblich bemühte Süßmayer sich, dem geliebten Meister den Gedanken: daß er bald sterben müsse, auszureden.

Lotti brachte jetzt Licht und mit ihr zugleich trat da Ponte ein.

„Sieh da, Abate!“ — sprach Mozart, ihm die Hand entgegenstreckend — das ist schön von Ihnen, daß Sie mich einmal wieder besuchen.“

„Beim Himmel!“ — entgegnete da Ponte, meine Schuld ist es nicht, wenn ich nicht schon früher kam! — Sie wissen, ich war von Wien abwesend, um neue Sänger und Sängerinnen für die Oper des Kaisers zu engagiren.“

„Nun? und ist es Ihnen geglückt?“

„Wie man es nimmt! Was das Geld betrifft, so ist der Kaiser weniger genau wie sein großer Vorgänger, im Uebrigen aber erkennt Unsereins nur zu sehr, was die Welt an den großen Joseph verlor!“ — Diese Hof- und Kunstintriguanten könnten mich rasend machen! Ich will aber lieber versuchen: ihnen mit gleicher Münze zurückzuzahlen, was sie mir vorschossen, ohne daß ich sie darum ersucht hätte. Lieber Mozart! ich habe wieder eine herrliche Idee zu einem Libretto und Kaiser Leopold will Ihnen wohl — brauch ich mehr zu sagen?“ —

„Nein!“ — versetzte Mozart, trübe lächelnd, — denn es wären verlorene Worte. Guter da Ponte! wir schreiben keine Oper mehr zusammen! Meine Kraft ist erschöpft!

Dort — er deutete auf die Partitur — liegt mein Letztes, was ich geben durfte.“ —

Da Ponte warf einen Blick auf die Partitur und rief dann heftig erregt: „Also ist es dennoch wahr, was unsere Freunde mir gleich bei meiner Ankunft erzählten, was ich aber nicht glauben konnte, nicht glauben wollte — — ? — “

„Nun? was hat man Ihnen denn erzählt?“ — fragte Mozart mit großer Ruhe.

Da Ponte suchte sich zu fassen und entgegnete: „Man erzählte mir, kurz vor Ihrer letzten Reise nach Prag habe ein Unbekannter durch einen Diener ein Requiem bei Ihnen bestellen lassen.“

„So ist es!“

„Sie hätten sich — fuhr da Ponte fort — rasch an die Arbeit gemacht, um so lieber, als der Bote Ihnen gleich die Hälfte des bedungenen Honorars vorausbezahlt habe.“

„Deshalb nicht!“ — fiel Mozart dem Abate lebhaft in's Wort — Deshalb nicht! sondern: weil es schon längst mein Wunsch war, einmal ein solches Werk zu componiren, bei welchem ich keine Rücksicht auf den leidigen Modegeschmack zu nehmen hätte.“

„Von Ihnen glaube ich das! — entgegnete da Ponte — Doch hören Sie weiter, was man mir erzählte: Ihre Arbeit an dem Requiem wurde unterbrochen; denn die böhmischen Stände trugen Ihnen zur Feier des Krönungsfestes Kaisers Leopold als König von Böhmen, die Composition der Oper: „La Clemenza di Tito“ auf. — Sie sollen dieses herrliche Werk in achtzehn Tagen geschaffen haben.“

„'s ist wahr!“ seufzte Mozart.

„Die übermäßige Anstrengung — fuhr da Ponte fort — ließ Sie erkranken, krank kamen Sie nach Wien zurück und anstatt sich Ruhe, die Ihnen so sehr Noth that, zu gönnen, haben Sie sich gleich wieder über das Requiem hergemacht und da soll Ihnen denn endlich die Idee gekommen sein, Sie schrieben das Requiem für sich selber.“

„Ich hab' es für mich selbst geschrieben!“ erwiderte Mozart. —

„Nein! nein! — rief da Ponte mit großer Heftigkeit — das darf nicht sein! wie könnt' es denn auch sein? — Sie zählen noch keine volle 35 Jahre; kaum vier Wochen ist es her, daß Sie Ihre „Zauberflöte“ vollendeten, ich hörte dieses göttliche Werk und weiß kaum, ob ich es nicht noch dem „Don Giovanni“ vorziehen soll, und Sie sollten jetzt sterben? Nein! nein!“

„Nun hör' einmal, Franz!“ — sprach Mozart zu Schwerer sich wendend — Nun hör' einmal diesen tollen Poeten und Abate! Gebehrdet er sich nicht gerade wie der Don Giovanni, nachdem er dem steinernen Manne die Hand gereicht, aber noch immer „Nein!“ und abermals „Nein!“ schreit, wenn er sich bekehren soll? — O Freund da Ponte! mir ist's eben nicht lächerlich zu Muth, aber dennoch möcht' ich über Sie lachen. He? wir würde der Tod nichts anhaben können, meinen Sie, weil ich noch jung bin, weil es erst vier Wochen her ist, daß ich meine „Zauberflöte“ vollendete? Vergessen Sie's: daß unserm Don Giovanni — der doch ein ganz anderer Kerl war, wie ich — der Tod inmitten des freudigsten Genießens dahinrafft? Wohl mir, daß ich nicht unvorbereitet wie er, mich finden lasse — aber daß ich jung wie er und noch voll Lebenslust hinab muß — das ist gewiß, das fühl' ich und dies Gefühl täuscht mich nicht — kann mich nicht täuschen! — ich weiß es nun gewiß, man hat mich vergiftet.“

Da Ponte fuhr entsetzt zurück und fragte: „Wober wissen Sie — ? — Welches Ungeheuer wäre einer teuflischen That fähig? “ —

„Gift habe ich bekommen! — versetzte Mozart düster — ich fühl' es, wie es durch alle meine Adern zum Herzen schleicht. — Meinen Mörder kenn' ich nicht, ahn' ich nicht, denn ich will ihn nicht ahnen! Aber kennte ich ihn, ich würde ihn dennoch nicht nennen, denn ein gemeiner Mörder ist es nicht, der den Mozart morden konnte und mein Tod wird ihn mehr betrüben, wie meine besten Freunde.“

Süßmeyer gab dem Abate einen Wink, den dieser verstand. Er schwieg.

Mozart aber, nachdem er ebenfalls einige Minuten geschwiegen, lenkte die Unterhaltung auf andere Gegenstände. Er befragte da Ponte über seine eben beendigte Reise, nach dem jetzigen Zustande der Musik in Italien, und erzählte ihm dann selber von einem jungen Musiker, der sich vor Kurzem in Wien befanden und sich vor ihm hätte hören lassen. „Er ist aus Bonn — schloß er — heißt Beethoven, er sagte mir: er wolle wieder nach Wien kommen und bat mich, ihn dann zu unterrichten. Ich hab' es ihm zugesagt, für den Fall, daß ich dann noch leben würde! Sollt' er mich nicht mehr am Leben treffen, so würde der Vater Haydn ihn mit Freuden als seinen Schüler aufnehmen. Ich hab' es auch allen Andern gesagt: daß sie mir auf den jungen Menschen Acht geben sollen, er wird ihnen einmal viel erzählen.“

Da Ponte blieb bei Mozart, bis das andauernde Rasseln der Equipagen verkündete: daß die Schauspiele geendet hätten, dann schied er mit schwerem Herzen von dem geliebten Freunde.

Mozart, obwohl er sich sehr erschöpft fühlte, blieb doch auf, bis seine Gattin aus dem Theater zurückgekehrt war und that sich Gewalt an, ihren Bericht anzuhören: wie schön seine Oper an diesem Abend gegangen sei und wie groß der Beifall gewesen, mit welchem das Publikum das herrliche Werk aufgenommen. Endlich mahnte ihn Constanze selbst sich zur Ruhe zu begeben. Er hatte sein Bett schon früher aus dem düstern Schlafzimmer in die Wohnstube an der Wand zunächst dem Ofenofen, wo sein Arbeitstisch stand, aufstellen lassen. Als er sich entkleidet hatte und sich niederlegen wollte, hielt er einen Augenblick an, ein Schaudern ergriff ihn und der Gedanke: „Du wirst dieses Lager nicht lebend wieder verlassen.“ —

Und so sollte es leider kommen.

Denn am nächsten Morgen fand Constanze ihn fast besinnungslos im heftigsten Fieberanfall. Obgleich kaum der Tag graute und ein arges Schneegestöber, das die ganze Nacht hindurch angehalten hatte, die engen Gassen der innern Stadt für Fußgänger fast unpassirbar gemacht hatte, eilte Constanze doch, leicht bekleidet, selbst hinaus den Arzt zu holen. Als dieser kam, fand er sogleich Mozarts Zustand sehr bedenklich, verschwieg es aber natürlich der besorgten

Gattin und verhieß baldige Besserung, wenn seine Anordnungen genau befolgt würden.

Wirklich schien es in den ersten Tagen: als werde Mozarts Krankheit keinen unglücklichen Ausgang nehmen; Constanze wich nicht von seinem Bette. Was die zärtlichste Liebe und Sorgsamkeit eines treuen, pflichterfüllten Weibes vermag, Constanze übte es, und ihre jüngeren Schwestern, Sophie und Lotti, standen ihr darin getreulich bei. Lotti wohnte bei Mozarts im Hause, Sophie bei ihrer Mutter, aber sie besuchte Mozart täglich und dieser sagte ihr, was er seiner Gattin und Lotti aus Schonung verschwieg: daß er seine Hoffnung habe, von diesem Krankenlager zu erstehen.

Aber bald sollte auch die arme Constanze über die bevorstehende traurige Catastrophe nicht mehr in Ungewißheit bleiben. Mozarts körperliche Kräfte nahmen mehr und mehr ab und die Ohnmachten, in die er gleich beim Beginn seiner Krankheit verfiel, wurden häufiger und anhaltender. So war der fünfte December des Jahres 1791 herangekommen.

Als Sophie am frühen Morgen in Mozarts Wohnung erschien, empfing Constanze sie weinend mit den Worten: „Gottlob, daß Du da bist! Heute Nacht war es so krank, daß ich schon dachte: er erlebe diesen Tag nicht! Wenn er Heute wieder so wird, so stirbt er die Nacht!“ —

Erschrocken eilte Sophie in das blaue Zimmer an Mozarts Bette. Dieser befand sich bei voller Besinnung und rief ihr mit matter Stimme entgegen: „Gut, daß Sie kommen! Heute Nacht bleiben Sie bei mir. Sie müssen mich sterben sehen.“

„O, Sie werden nicht sterben, Wolfgang! Sie werden genesen!“ —

„Ich werde sterben — ich habe ja schon den Todtengeschmack auf der Zunge. Bleiben Sie hier! wer wird sonst meiner armen Constanze und der Lotti beistehen, wenn Sie nicht bleiben?“

Sophie versprach es und bat ihn, nur einen Augenblick nach Hause gehen zu dürfen, um der Mutter sagen zu können, wo sie sei, damit diese nicht glaube, es sei ein Unglück geschehen, wenn sie die Nacht ausbliebe.

Kaum war Sophie fort, so erschien Süßmeyer und in der Absicht, dem theuren Meister eine Freude zu machen, setzte er ihn davon in Kenntniß: daß er (Mozart) durch einstimmige Wahl des hohen Domkapitels zum Kapellmeister an der Stephanskirche berufen sei *) und daß der Kaiser diese Wahl bereits bestätigt habe.

Aber Mozart, anstatt sich über diese Nachricht zu freuen, rief erschüttert: „Und eben jetzt soll ich fort! jetzt eben meine Kunst verlassen! Ich soll fort von meinen armen Kindern, in dem Augenblick, da ich im Stande gewesen wäre, für ihr Wohl zu sorgen!“ — Er verhüllte mit beiden Händen das Gesicht und vermochte es nicht mehr seine Thränen zurückzuhalten. Erst als Constanze eintrat, errang er gewaltsam seine Fassung wieder und winkte seinem Schüler, der Frau nichts von dem was eben vorgegangen zu sagen.

Er verlangte die Partitur seines Requiem, um daraus Süßmeyer noch Einiges, was sich auf die Ergänzung der Instrumentirung bezog, erklären zu können. So fand ihn Sophie, als sie von ihrer Mutter zurückkehrte.

Als Mozart sich wieder einige Augenblicke mit Süßmeyer allein befand, sprach er: „Wenn ich todt bin so sorge dafür, daß mein Tod so lange geheim gehalten wird, bis Albrechtsberger durch Dich davon benachrichtigt ist und die nöthigen Schritte gethan hat, das mir zugedachte Amt zu erhalten, denn ihm gebührt es von Gottes und Rechts wegen!“

Gegen Abend kamen Mozarts Freunde: Schack *), sein Schwager Hofer und der Bassist Gerl. Sie fanden den Meister wieder mit der Partitur seines Requiems beschäftigt und er begrüßte sie mit den Worten: „Merkt Ihr's jetzt, daß ich das Opus da für keinen Andern, als für mich selbst geschrieben habe? Aber ich möchte doch gern noch hören, wie es klingt, Süßmayer! Setz' Dich an's Clavichord und Ihr Andern singt's mit mir!“

So geschah es. Sie begannen das Requiem; Mozart selbst sang den Alt, Schack die Sopran-Parthie, Hofer den Tenor und Gerl den Baß. —

Es war schon ganz dunkel im Zimmer geworden, als sie bei dem Lacrymosa anlangten; da begann plötzlich die Pirole, welche im Nebenzimmer hing, in den Gesang einzustimmen — als Mozart Dieses hörte, fing er heftig an zu weinen, legte die Partitur bei Seite und sank in die Kissen zurück.

Wenige Stunden später — Nachts um 1 Uhr — hatte er aufgehört zu leben, um — ewig zu leben.

Vier Tage darauf (am 9. December) früh Morgens traten sechs in Trauermäntel gehüllte Männer in das Billard-Zimmer, wo Mozart's Leichnam aufgebahrt lag. — Noch einmal betrachteten seine Freunde und seine Schwägerinnen **) die geliebten Züge; dann wurde der Sarg geschlossen.

Die Leichenträger schickten sich an, ihr trauriges Amt zu beginnen.

Da erklangen plötzlich aus dem Nebenzimmer wunderbar liebliche Flötentöne: es war die Pirole, welche ihren Gesang anstimmte; die Träger lauschten verwundert eine Zeitlang, ehe sie mit dem Sarge das Zimmer und das Haus verließen, während heiße Thränen den Augen der Schwägerinnen und Freunde des geschiedenen Meisters entströmten. Die Pirole sang fort und fort, und immer mächtiger entströmten die Töne der kleinen Brust — auf einmal hielt sie mitten im Gesange inne, brachte und wandte das Köpfchen nach oben, breitete die Flügel aus, als wolle sie fliegen, sackte dann leicht zusammen und fiel von der Stange, worauf sie todt auf den Boden des Käfigs.

Mozart's Pirole hatte den geliebten Herrn nicht lange überleben können; bei näherer Untersuchung des Käfigs fand sich's, daß sie das Futter, welches ihr Sophie vor zwei Tagen gestreut, nicht berührt hatte.

---

*) Diese Stelle ist für Alters bei euch bauet.

*) Für Schack hatte Mozart den Tamino geschrieben. —

**) Mozart's Gattin hatte mit Gewalt aus dem Sterbehause fort in das Haus eines Freundes Mozart's gebracht werden müssen, wo sie selbst in eine schwere Krankheit verfiel.

Mozart's Grab befindet sich auf dem St. Marxer Friedhofe bei Wien, es ist das sechste rechts in der vierten Reihe, vom Kreuze abwärts, ein sogenanntes gemeinschaftliches Grab, in welchem immer 6 bis 8 Särge zugleich eingesenkt werden. Mozart's Mittel bei seinem Tode waren so geringe, daß seine Familie es nicht vermochte, ein eigenes Grab für ihn zu kaufen; daran mochten in ihrem Schmerz seine Freunde wohl nicht gedacht haben. Lange Zeit wußte man die Stelle nicht anzugeben, wo sein Grab sich befand; denn als er begraben wurde, verhinderte ein heftiger Schneesturm die Wenigen, mit bis zum weitentlegenen Friedhofe dem Sarge zu folgen. — Als man im Frühjahr das Grab aufsuchen wollte, war unterdessen der alte Todtengräber gestorben und der neue vermochte nur über die Familien-Gräber Auskunft zu geben. — So blieb Mozart's eigentliches Grab viele Jahre unbekannt, bis im Anfang der vierziger Jahre ein alter Musikus, der allein dem Sarge das Geleit bis auf dem Friedhofe gegeben hatte und es erst jetzt erfuhr, daß man nicht wisse: wo Mozart's Gebeine ruhten, — dem jetzigen Todtengräber die Stelle genau angab. Seinen Namen hatte der alte Mann nicht genannt; ich aber vermuthe, und habe guten Grund dazu, daß es kein Anderer gewesen als **Nannzio Biscroma.**

XII. Zwei Opernditchter.

1. Emanuel Schikaneder.

Wenn Du, vielgeliebter Leser dieses **„Mozart-Albums"**, meine erste Mittheilung, die Geschichte von dem vortrefflichen Bierbank-Harfenisten, **Don Nannzio Biscroma**, gelesen und noch nicht wieder vergessen hast, so wirst Du auch schon in dem Gasthause »zur blauen Flasche" in Altlerchenfeld so heimisch sein, daß es unnöthig ist, Dir die Localität und die sehr ehrenwerthen Stammgäste desselben nochmals zu schildern.

Du weißt, vielgeliebter Leser, daß der herrliche Meister, **Wolfgang Amadeus Mozart**, mit zu den Stammgästen zählte und daß er, wenn er nicht eben concertiren oder dirigiren mußte, nicht auf Reisen oder krank war, seinen Nachmittag oder auch wohl den Abend am liebsten in der »blauen Flasche« verbrachte.

Es war an einem sonnigen Mai-Nachmittage des Jahres 1791, als Mozart wieder einmal seiner lieben Kegelbahn einen Besuch abzustatten gedachte. Er hatte schon beinahe das Ziel erreicht, als er in bedeutender Entfernung hinter sich seinen Namen rufen hörte. Er wandte sich um und erblickte einen wunderlichen Mann die lange Kaiserstraße herauf in vollem Rennen auf sich zukommen.

Der Mann, von untersetzter aber kräftiger Statur, trug einen himmelblauen Frack mit in der Sonne mächtig blitzenden Stahlknöpfen, eine grell buntgestreifte Weste, kurze schwarze Tuchhosen, weiße Strümpfe, Stiefel mit gelblackirten Kappen und einen runden, breiträndrigen Hut. Das Gesicht des Mannes war voll, wohlgebildet, mit lebhaften dunklen Augen und blühender Farbe, doch der Ausdruck desselben konnte eher für gemein als für edel gelten.

Athemlos und schweißtriefend erreichte er Mozart und keuchte: »Jind' i Dir endlich, herzliebstes Brüderl! Seit acht Tagen lauf i Dir überall nach und kenn Dir nimmer erwischen, i war schon ganz in Verzweiflung."

„Er, — versetzte Mozart — warum bist Du nicht zu mir kommen, Du weißt doch meine Adreß."

»Na, und ob' Aber in die Raudensteingaß mag' i mi nit, da wohnt ein verfluchter Kerl, der mir wegen eindringlicher 300 fl. C. M. schon zweimal hat in's Sternagassel*) wollen setzen lassen und dann — fürcht' i mi auch vor Deinem Weib'l." —

»Vor meiner guten, sanften Stanzerl?"

»Sanft hin, sanft her! — Was mi betrifft, so ist's halt wann i mi dicken laß, mit Ihrer Freundschaft gar aus! — I hab's wohl erfahren, daß sie Dir gesagt hat: »I bitt', — i bitt', lieb Weiserl' geh nöt mehr mit dem Schikaneder um, denn er ist halt a gar zu gräulicher Lump!" — He? hat sie's nöt gesagt?"

»An freilich und wahr ist's auch zu Zeiten bei Dir."

»Ja wahr! i bin a Lump, a gräulicher Lump und bei meinem Theater ist's a wahre Sauwirthschaft! Pfui! welche lumpige Direktion! **) — Aber Herzens-Brüderl! — Der Lump ist anjetzt in der schrecklichsten Noth und wenn Du, Herzensbrüderl, mi nöt rausbutzst, so geh' i zu Grund und kann geschieht an Unglück! Also hilf mir."

»Na, — versetzte Mozart erstaunt — wie soll' ich Dir da helfen können? Du weißt doch, was das Geld betrifft, so ist das bei mir immer knapp gewesen."

»I will ja kein Geld von Dir!"

»Na, was denn sonst?"

„Davon drinnen bei einer Flasche Wein!" meinte Schikaneder und zog seinen Freund mit sich in die »blaue Flasche", bestellte Wein »vom Besten" — und ein Paar frisch-backne Hähndl, ein Gentaich mit Limoni, kurz, benahm sich durchaus nicht wie ein zu Grund gegangener Theater-Direktor, der kein Geld hat.

Während aber nun »geschafft" wurde, rückte Schikaneder mit seinem Anliegen gegen Mozart heraus, indem er sprach: »Schreib' mir für mein Theater auf der Wied'n eine Oper." —

Mozart lachte und entgegnete: »Bist Du närrisch? von mir willst eine Oper haben und denkst Dir damit aufzubelfen?

*) Dort befindet sich das „Freilassl" für Wechsel-Schuldner.

**) Schikaneders eigene Worte. Er bekannte sich davon immer, so oft ihm einmal recht Recht war, über es und seinen Schauspielern zankte.

Hast Du vergessen, daß seit der »Entführung« keine Oper mehr von mir in Wien durchgedrungen ist? Daß der »Figaro« nur einen Erfolg d'Estime errang, der »Don Giovanni« so gut wie durchfiel, und daß es hier meiner letzten Oper »Così fan tutte« nur um ein wenig besser ging?« —

»I sag' Dir, — declarirte Schikaneder — I sag' Dir, i kenn' das Publikum *). — I weiß schon, wie man's fassn muß! I hab' schon das Zeug dazu und Du auch, d. h. wenn wir Zwei-Beide zusamm'n arbeit'n.«

»Ich hab' es aber verschworen, je wieder eine Oper für die Wiener zu schreiben.«

»Tschiatschi! Kikeriki! Dös wär eine einfältige Verschwörung. Aber wegen meiner! Schreib die Oper nöt für die Wiener, sondern für die hübschen Wienerinnen, die Du so gern hast, die Dich so gern hab'n und die Dir gewiß in Deinem ganzen Leben nur Liebes und Gutes erzeigt haben! Schreib' die Oper für mich, Deinem Freund, Deinem Bruder! Verstehst? Deinem Bruder. (Hier machte Freund Schikaneder das Halszeichen!) Du rettest mich damit vom Abgrund.« —

»Aber Du mußt sehen, Du machst kein Glück mit der Oper!« —

»Aber Du mußt sehen: i werd' a reicher Mann dadurch, so wahr i jetzt a armer Lump bin! — I sag' Dir: i kenn' das Publikum! Schreib' mir eine Oper ganz im Geschmacke der heutigen Wiener; schreib' so erhaben wie Du willst und kannst für die Kenner, aber schreib' zugleich so, daß die gemeinen Leut' aller Ständ' Gfraas für sich d'ran finden!«

»Aber Schikaneder! wie wär' das möglich?«

»Kinderleicht iſ's, sag' i Dir! Kennst Du einen gewissen Goethe?«

Mozart sah Schikaneder staunend an.

»I frägte — erläuterte dieser — ob Du irgend Etwas von einem gewissen Goethe gelesen hast? 's ist 'n ganz passabler Dichter.« —

»O, Du Esel!« — rief Mozart ergrimmt — Goethe ist der größte jetzt lebende Dichter! Ich habe schon einige seiner herrlichen Lieder componirt. Es läßt sich Keiner so gut componiren, unter den Deutschen nämlich! — und unsern größten Dichter sollt ich nicht kennen.«

»Nu, wenn Du ihn kennst, so weißt Du auch daß er — i weiß nöt mehr wo, aber irgendwo steht's halt gedruckt — gesagt hat: Der Dichter soll' nur hinein greifen ins volle, bunte Menschenleben, darnach wird sich Jeder schon selbst was aus dem Opus rausfischen. I sag' Dir, dös sein goldene Worte für Jeden, der für's Theater schreibt! — Der Mann kennt das Publikum, und weil ich's auch kenn', so hab' i einen Opernstoff geschrieben, der ganz und gar für Dich paßt und den nur kein Andrer so zu Dank componiren könnte wie Du, wenn Du nämlich meinen guten Rath hören willst, wo 's für meine Idee nöthig ist.«

Mozart besann sich einige Augenblicke und sprach dann: »Gut! Ich will's übernehmen.«

»Und was verlangst für'n Honorar?« —

»Du hast ja nichts!«

»Wenn aber die Oper Glück macht?«

»Nu, dann zahl mir dafür, was Du selber willst. — Ich geb' Dir einzig und allein meine Partitur die Oper zuerst aufzuführen, aber unter der Bedingung, daß Du mir versprichst, sie nicht abschreiben zu lassen. Macht die Oper Glück, so verkaufe ich sie an andere Direktionen, und das soll meine Bezahlung sein!«

»Brüderl!« — rief Schikaneder entzückt, indem er dem Freunde um den Hals fiel — Brüderl! Du bist a göttlicher Kerl! Du hast mi in die mißthendste Dankbarkeit versetzt — aber i werd' Dir beweisen, daß ich kan so kolossalischer Lump bin, wie Dein liebes Weibl denket. — Heda, Wirth! eine Flasche Tokayer Ausbruch! Wir wollen Dein liebes Weibl leben lassen und alle schönen Weiber in Wien, die schönen Nadle natürlich nöt zu vergessen.«

»Was hast Du mir denn aber für einen Text zugedacht?« fragte Mozart.

»Du sollst zufrieden sein! — versetzte Schikaneder — aber für heut' laß mi aus mit Fragen! — Heut' wird extra schampagnert! champagnert! gerunschert! vor Morgen früh hören wir nöt auf! — O, wie i mi freu', daß Du eingewilligt hast, für mein Theater eine Oper zu schreiben, über einen Text von mir! Aber gieb Acht, anjetzt ist auch Dein Glück in Wien gemacht und bald werdens von Niemanden mehr was hören und sehen wollen, als von dem berühmten Herrn von Mozart und von dem großen Herrn Emanuel Schikaneder, Edler von Schikanedersheim, wie i mi nennen werd, wann i mi ein Ritterzeug angeschafft hab' und mi hab' in den Adelsstand erheb'n lassen.« —

Mozart lachte. Schikaneder aber gerieth bei jedem neuen Glase, das er leerte, in höhere Begeisterung und malte sich und seinem Freunde die herrlichste gold- und freudenreichste Zukunft aus, — wenn Mozart nur seinen weisen Rathschlägen, betreffs der zu componirenden Oper, Gehör gäbe. »Denn — schloß er — i sag' Dir, i kenn' das Publikum!« —

Schikaneders Text war der zur »Zauberflöte« und wie Mozart seine unsterbliche Musik, trotz allen Plackereien von Seiten Schikaneders, dazu componirte, ist unsern geneigten Lesern schon zur Genüge aus dem Artikel: »Die Zauberflöte« bekannt.

»Hab' ich's nicht gesagt? die Oper gefällt nicht!« — so flüsterte der aus dem Orchester auf's Theater geeilte Meister Mozart, am Abend der ersten Aufführung (am 16. Oct. 1791) der »Zauberflöte« seinem Freund Emanuel Schikaneder, als der erste Akt zu Ende war, in's Ohr.

»Red' nöt so dumm!« — entgegnete Papageno-Schikaneder — Habens nöt d' Pfoten gerührt, als die Ouvertüre zu End' war? Habens mi und die Pamina nöt rausgerufen nach dem Duett? — Habens nöt den Chor:

»Das klinget so herrlich! —
Das klinget so schön!«

zwei Mal da Capo verlangt? — Was willst mehr?«

Mozart, bleich vor Aerger, biß sich auf die Lippen und schwieg. Schikaneder aber fuhr gemüthlich fort:

*) Dessen rühmte sich Emanuel Schikaneder bei jeder Gelegenheit und man muß gestehen, mit Recht.

»I sag' Dir, i kenn das Publikum! Laß erst den zweiten Akt angeh'n, mit dem Priestermarsch, die Freimaurerlog', meinem Liedle und den Wasser- und Feuerprob'! i wett' sechs Flaschen Champagner: die Oper greift durch! und nu trol Di wieder in's Orchester, das Publikum wird sonst ungeduldig, wenn der Zwischenakt zu lang währt.«

Mozart eilte wieder hinab in's Orchester. Der zweite Akt begann: von Nummer zu Nummer steigerte sich der Beifall des Publikums; die Priester-Chöre entzückten, die Feuer- und Wasserprobe machte ganz die von Schikaneder beabsichtigte Wirkung, Papagena's und Papageno's Duett aber erregte einen Jubel, wie er in den Räumen des alten Wiedner Theaters, so lange es stand, noch nicht erlebt worden war. Es mußte drei Mal wiederholt werden. — Schikaneder hatte seine Wette gewonnen.

Wie Emanuel Schikaneder es gehofft hatte, so geschah es: Mozart's »Zauberflöte« rettete ihn vom Bankerott, machte ihn zum reichen Mann. —

Wie er es aber dem guten Mozart dankte, da magst Du, günstiger Leser, in meiner vorhergehenden Mittheilung: »Die Diele« nachlesen.

Allein das schlechte Benehmen, dessen Schikaneder sich an seinem Freund und Retter aus der größten Noth hatte zu Schulden kommen lassen, wurde furchtbar an den treulosen Freund gerächt. — Als Schikaneder die Nachricht von Mozarts zwei Monate darauf erfolgtem Tode erfuhr, rannte er wie ein Wahnsinniger durch die Straßen Wiens laut schreiend: »Er verfolgt mich überall! — er steht mir immer vor Augen.«

Dies war freilich nur eine tolle Einbildung, aber sie verließ ihn, so lange er lebte, nicht mehr. —

Er hatte das neue prächtige Theater an der Wien bauen lassen, und auch dort brachte ihm die »Zauberflöte« große Summen ein. — Was half ihm aber das Geld? Es war jetzt zu spät es mit dem armen Mozart zu theilen; für dessen nachgelassene Familie zu sorgen fiel ihm nicht ein, er war schon zu confus dazu.

War er schon früher ein lockerer Vogel gewesen, so wurde er jetzt, um seine Angst zu betäuben, total liederlich. Das brachte ihn denn endlich so herunter, daß er Bankerott machen mußte.

»Pfui! was a Saudirektion! Was a Lumpenkerl!« rief er kopfschüttelnd aus, als ihm auch das letzte Mittel zu seiner Rettung fehlgeschlagen, und ihm nichts mehr geblieben war als ein bescheidenes Stübchen in dem von ihm erbauten großen Theater an der Wien, wo er kümmerlich von einer kleinen Pension lebte, welche die ehemaligen Mitglieder der Loge »zum heiligen Joseph« ihm ausgesetzt hatten.

In diesem Stübchen saß er viele Jahre lang in einem Lehnstuhl, das Haupt mit einer Serviette, wie mit einem Schleier bedeckt. Besuchte ihn ein Bekannter oder ein Fremder, so hob er die Serviette in die Höhe, so daß man sein eingefallenes, bleiches Gesicht leiden konnte und fragte: »Haben's meinen Freund Mozart gekannt?« — Und bejahte oder verneinte man es — das war gleich viel — so fuhr er fort: »I bin der Papagene, der erste, der allererste Papagene! — Pfui, Pfui! Was für ane Saudirektion, was für a gräulicher Lump!« —

So trieb es Emanuel Schikaneder, bis der Tod ihn erlöste. —

Im Jahre 1854 wurde aus Regensburg öffentlich um Unterstützung für ein armes altes krankes Ehepaar gebeten; der Mann zählte 77 Jahre und nannte sich Gickel, seine Frau, ein Mütterchen von 74 Jahren, war Schikaneders Tochter, dieselbe, welche bei den ersten Aufführungen der »Zauberflöte« den ersten Knaben gesungen hatte. Mozart hatte ihr bei der ersten Aufführung während des Zwischenaktes auf die Wangen gekneipt und zu ihr gesagt: »Brav, Nannerl! aus Dir kann mal was werden!« — Und wirklich ward später eine gute Sängerin aus ihr, deren sich wohl mancher ältere Theaterfreund noch mit Vergnügen erinnert. Warum doch mußte auch sie für die Schuld ihres Vaters büßen? —

---

2. Lorenzo da Ponte.

Wenn der allzu gutmüthige Mozart, trotzdem, daß Emanuel Schikaneder ihn auf die abscheulichste Weise betrogen hatte, diesem nicht länger als höchstens einen Augenblick zürnte, sondern — es ist Thatsache! — ihn schon am nächsten Mittag wieder an seinem Tische hatte, — so konnte Schikaneder sich auch nie rühmen, von Mozart mit jener Achtung und innigen Herzlichkeit, wie der Abate da Ponte, behandelt worden zu sein.

Mozart hatte aber auch Grund diesen Letzteren hoch zu halten, denn in eben dem Grade wie Lorenzo da Ponte Herrn Emanuel Schikaneder als Librettodichter überragte, um eben soviel höher stand er als Mensch über den Direktor des Wiedener Theaters.

Acht Jahre älter als Mozart, diesem an Welt- und gewöhnlicher Menschenkenntniß, so wie an Lebensklugheit unendlich überlegen, blickte er trotzdem mit einer Art von scheuer Bewunderung zu dem herrlichen Meister empor, so, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, ihn mit jener Familiarität zu behandeln, wie solche Schikaneder ganz in der Ordnung und als sich von selbst verstehend fand. — Natürlich, außer Haydn und Salieri lebte damals wenigstens in Wien (Gluck war bereits gestorben) kein Mensch mehr, der im Stande gewesen wäre: Mozarts göttliches Genie in dem Grade zu erkennen und zu würdigen, wie Lorenzo da Ponte, der Librettist des »Don Giovanni«. Wir wissen, wie er, nachdem der »Figaro« in Wien so gut wie durchgefallen war, gegen den Kaiser sich über Mozart aussprach, aber noch mehr! nachdem dem »Don Giovanni« in Wien kein besseres Loos zu Theil geworden war, wagte es da Ponte den Monarchen darauf aufmerksam zu machen, daß er für den größesten lebenden Componisten bisher noch gar nichts gethan habe, nun ihn der Sorge für das Tägliche zu überheben. Die Folge war, daß Joseph II. Mozart zum Hof-Kapellmeister mit Gehalt ernannte. Leider überließ er die Bestimmung des Betrags dem damaligen Ober-Kämmerer, der den sämmtlichen öffentlichen k. k. Kunstanstalten vorstand, und dieser edle Mann, der nur die Italiener, und vor Allem Salieri protegirte,

bestimmte für Mozarts Jahresgehalt die Summe von 800 Kaisergulden, welche grade ausreichte, um damit das Logis zu bezahlen, welches er in seinen letzten Lebensjahren bewohnte. —

Indessen: Etwas ist immer besser als Garnichts, und einer, besonders in Wien, großen Sorge war Mozart immerhin, durch die Verleihung dieses an sich und in Betracht für Talent freilich allzugeringen Jahrgehalts, überhoben und die Freude, daß sein geliebter Kaiser „aus eigenem Antriebe" seiner gedacht, machte alles Andere bei Mozart gut; es ist nemlich zu sagen und gereicht dem Charakter da Ponte's zur Ehre, daß Mozart nie erfuhr, wem er es eigentlich verdankte, daß Joseph II. doch endlich seiner auch anders als nur mit freundlichen Worten gedacht.

Doch auch damit war da Ponte noch nicht zufrieden, denn fast drei Jahre waren seit Mozarts Anstellung vergangen und noch war ihm kein Auftrag irgend einer Art vom Hofe wieder geworden. — Mozart empfand dieses tief und schmerzlich, und als ihm beim Beginn des dritten Jahres wieder sein Gehalt ausgezahlt wurde, quittirte er darüber mit den Worten: „Zu viel für das was ich leiste, zu wenig für das was ich leisten könnte."

Der Herr Ober-Kämmerer verfehlte nicht, diese Quittung dem Kaiser vorzulegen und Joseph, damals schon kränkelnd und mit Sorgen überhäuft, äußerte, als da Ponte das nächste Mal wieder vor ihm erschien, ziemlich verstimmt: „Mozart scheint wenig zufrieden mit dem, was ich für ihn that."

„Sire! — versetzte da Ponte rasch — Ich kann Ew. Majestät mit gutem Gewissen das Gegentheil versichern."

„So? — fragte Joseph scharf — Sieht das etwa aus wie — ich will nicht sagen wie Dank — sondern nur wie Anerkennung meines guten Willens?" — Damit reichte er dem Dichter den Quittungsbogen Mozarts hin, der gerade auf seinem Arbeitstische lag.

Da Ponte las, was Mozart geschrieben und schwieg.

„Nun, was sagen Sie? — fragte Joseph nach einer Weile — Ich sehe es Ihnen an, Sie haben mir was zu sagen! Heraus damit!"

„Auf die Gefahr hin, daß Ew. Majestät mir zürnen?"

„Ganz gewiß, wenn Sie eine Unwahrheit sagen. Wer wahr zu mir redet, dem zürne ich nie, klänge mir die Wahrheit auch noch so bitter."

„Nun denn, Ew. Majestät, ich finde: daß Mozart Recht hat."

„Das ist stark. — Doch reden Sie weiter, in wiefern?"

„Ew. Majestät haben geruht, den Mann unter die Zahl Ihrer Diener aufzunehmen; der geringste von Ew. Majestät Dienern, einmal angestellt, kann mit Sicherheit darauf rechnen, wenn er den Erwartungen Ew. Majestät entspricht, nicht übersehen, sondern, sobald sich eine Gelegenheit dazu bietet, weiter befördert zu werden."

„Nun, und etwa Mozart nicht?"

„Nein, Sire! Fast drei Jahre lang hat er von einem Tage zum andern gehofft, irgend einen Auftrag zu erhalten, der es ihm möglich machte, das zu verdienen, was Ew. Majestät für ihn thaten und immerfort thun." —

„Ei, als ob ich nicht wüßte, daß er dessen vollkommen würdig ist! Sie können sich doch wohl denken, daß ich eben jetzt andere wichtigere Dinge im Kopfe habe, als Theater und Musik."

„Ich bescheide mich, Ew. Majestät; aber damit ist dem armen Mozart nicht geholfen, ihm schwindet mit jedem Tage mehr die Hoffnung auf Beförderung, auf Verbesserung seiner Lage, auf allgemeine Anerkennung seines Talents bei seinen Lebenszeiten. Majestät, soll ein Mozart Ihre Gnade als ein Almosen betrachten?"

„Da Ponte! —"

„Ich erlaube mir viel, Ew. Majestät; aber ein Genie wie Mozart darf nicht verkümmern, es werden Jahrhunderte vergehen, bevor ein Ähnliches wieder geboren wird — ein ganz ebenbürtiges kommt gewiß nie mehr."

Der Kaiser schwieg lange wie in tiefes Sinnen versenkt; plötzlich fragte er: „Warum feiert Ihr Beide? warum habt Ihr seit dem „Don Giovanni" keine neue Oper geliefert?"

„Weil Mozart befürchtet: man werde sie hier nach dem Fall des „Figaro" und „Don Giovanni" nicht zur Aufführung annehmen." —

Joseph biß die Lippen zusammen, dann sprach er: „Schreibt eine neue Oper für meine Opernbühne! Ist sie vollendet, so sei es meine Sorge, daß sie aufgeführt und gut aufgeführt wird! Ich werde ein ernstes Wort mit meinem Herrn Ober-Kämmerer und dem Signor Salieri sprechen. Adieu, da Ponte! und grüßen Sie den Mozart von mir!"

Sehr erfreut, seinem Freunde wieder einmal eine angenehme Nachricht mittheilen zu können, verließ da Ponte die Gemächer der k. k. Hofburg und schritt über den Michaelisplatz durch den Kohlmarkt *) dem Graben zu.

Vom Graben über den „Stock-im-Eisenplatz" durch die Bipplingerstraße bis zur Raubensteingasse **), wo Mozart wohnte, ist nicht so weit; allein zwischen dem Stock-im-Eisenplatze und der Bipplingerstraße kreuzt die Kärnthnerstraße, durch die man nach dem alten Kärnthnerthore gelangt. — Nun kann man zwar den Kreuzweg mit zwei „Sprüngen überspringen, aber vis à vis des „Stock im Eisen" befindet sich das Haus „Zur schönen Wienerin" genannt, in dessen Erdgeschoß sich seit undenklichen Zeiten jene weltberühmte Damenputzhandlung befindet, aus der wenigstens einmal in ihrem Leben jede schöne Wienerin irgend etwas gekauft haben muß, soll sie sich anders nicht grenzenlos unglücklich fühlen.

Im selbigen Hause aber, und wie sich von selbst versteht, in der ersten Etage, wohnte damals (1789) der erste k. k. Kapellmeister Chevalier Antonio Salieri, ein würdiger Schüler des großen Christoph Gluck, der Schöpfer des „Axur",

*) Für Solche, die nicht in Wien waren: Der „Kohlmarkt" ist ebenso wie der „Graben" kein Platz, sondern nur eine mäßig breite Straße der innern Stadt.

**) Der Wiener unterscheidet übrigs zwischen Straße und Gasse: erstere ist wenigstens lang, wenn auch in der innern Stadt nicht immer breit, letztere ist eine schmale und kurze Straße; sehr lange und breite Straßen werden Zeilen genannt, wie z. B. die Wollzeile (in der innern) und die Jägerzeile (in der Leopoldstadt).

welchen Mozart so hoch hielt, daß er aus demselben für seine „Zauberflöte“ eine Stelle *) entlehnte.

Wir haben den Signor Antonio Salieri schon in der „blauen Flasche“ kennen gelernt, wohin er einzig und allein gekommen war, um zu sehen, welchen Eindruck sein Biscroma-Liedchen auf Mozart machen würde, der von der Composition noch nichts wußte. Wir haben aber auch erfahren, wie Mozart, nachdem der wackere Ranuzio Biscroma das Liedchen vorgetragen, auf der Stelle den Componisten desselben errieth und ihm die freudigste Anerkennung zollte.

Ob Antonio Salieri dem herrlichen Mozart Gleiches mit Gleichem vergalt? Mozart scheint wenigstens in seinen letzten Lebensjahren, so fern seiner Seele sonst der Argwohn war, nicht daran geglaubt zu haben, ja er ist wohl in dem Glauben gestorben, daß Salieri ihm habe Gift beibringen lassen, wenn für eine solche Vermuthung auch nicht der mindeste Grund vorlag und Mozart selbst nie, selbst gegen seine Frau nicht, der er sonst doch seine geheimsten Gedanken mittheilte, Salieri als seinen vermeintlichen Mörder nannte.

Auch erzählt uns Constanze Mozart selbst, daß nach dem Tode ihres Gatten der Leichnam desselben bei der vorgenommenen ärztlichen Untersuchung nicht die mindeste Spur einer stattgehabten Vergiftung zeigte. Die Wahrheit ist: Mozart starb an völliger Entkräftung und ein ungeschickt angewandtes Mittel (Eisumschläge um das in Fieberhitze glühende Haupt) beschleunigte nur um einige Stunden sein Ende, da Mozart schon zu schwach war, um eine solche Roßkur noch aushalten zu können.

Friedrich Rochlitz aber, der den Greis Salieri noch wenige Monden vor seinem Tode sah und sprach, erzählt uns von der ungeheuchelten Verehrung, welche der dem Grabe nahe, fast achtzigjährige Salieri dem früh geschiedenen Meister zollte; er erzählt uns von der Unbefangenheit, mit der der Maestro Antonio sich über Mozarts Werke, sein Leben als Mensch und Künstler, so wie namentlich über seinen allzu frühen Tod und das wunderbare Requiem äußerte. Jeder, der die Mittheilungen des keiner Unwahrheit und keiner Beschönigung fähigen Rochlitz liest, wird zugeben, daß weder ein verruchter Meuchelmörder, noch ein von niederem Neide gegen Mozarts Genie beseelter Mensch so wie Salieri hätte sprechen können.

Noch mehr! dem Schreiber dieses selbst erzählte der Greis Luigi Bassi (derselbe, für welchen Mozart die Parthie des Don Giovanni schrieb): „Als Salieri die Nachricht von dem Tode Mozarts erhielt, zeigte er sich tief erschüttert und brach in die Worte aus: „Dieser Verlust ist unersetzlich! Mozarts Tod ist ein großes Unglück für die Welt! — Aber — fügte er nach einer Weile mit trübem Lächeln hinzu — für alle anderen Componisten ist dieser Tod als ein großes Glück anzusehen; denn hätte dieser Mann noch länger gelebt, so würde Niemand mehr von uns Andern haben hören wollen.“

*) Oder besser: einen Gedanken. Es ist nämlich (bei Salieri) jene Stelle, wo im letzten Finale über Tarar und Aspasia das Todesurtheil ausgesprochen wird und die Flöte mit der Pauke Solo hat: man vergleiche damit das Flöten- und Paukenspiel bei der Feuer- und Wasserprobe in der „Zauberflöte“ — der Effekt ist ein überwältigender, dort wie hier.

Ich glaube kaum, daß dem großen Meister eine ehrenvollere Leichenrede hätte gehalten werden können; aber würde sein Mörder, ein kleinlicher Neider, ein Feind sie ihm, kaum daß er todt war, gehalten haben? —

Dennoch galt Salieri in Wien für Mozarts ärgsten Nebenbuhler und man gab ihm die Schuld, daß Mozarts Opern in Wien schlecht aufgeführt wurden und wenig oder gar nicht gefallen wollten. — — —

Da Ponte wollte so eben in die Kärnthnerstraße einbiegen, als er aus einem Fenster im ersten Stock des Hauses „Zur schönen Wienerin“ beim Namen gerufen wurde. Es war Antonio Salieri selbst, der ihn rief und zu sich hinaufwinkte. Da Ponte konnte nicht umhin, der Ladung Folge zu leisten.

„Guten Morgen, Abate! Gut, daß ich eben im Fenster lag und Sie erblickte; ich habe mit Ihnen zu reden und Wichtiges!“ Mit diesen Worten empfing Salieri den Abate und lud ihn zum Sitzen ein.

„Womit kann ich dienen?“ fragte da Ponte.

„Ei, haben Sie es so eilig? Dergleichen mache ich am liebsten bei einer Tasse Chocolade ab.“

„Ah! — lachte da Ponte, der Salieri's Art und Weise genau kannte — Ah, Maestro! Sie verlangen einen neuen Operntext?“

„Allerdings, Abate! Aber diesmal nicht für mich. Ich werde — fügte er hinzu, indem sein Gesicht einen fast düstern Ausdruck erhielt — ich werde wohl überhaupt sobald keine neue Operncomposition wieder vornehmen.“

„Wie? — rief da Ponte erstaunt — wie? was höre ich! Sie wollen feiern und eben jetzt, wo fort und fort Ihr „Axur“ noch die Wiener — was sage ich, halb Europa entzückt?! In der That, ich habe mich schon gewundert, daß Sie fast drei Jahre vergehen ließen, ohne ein neues Libretto bei mir zu bestellen, oder hätte meine Bearbeitung des „Axur“ Ihren Beifall nicht gehabt?“

„Meinen vollsten Beifall, Abate, obwohl der „Axur“ kein „Don Giovanni“ ist.“

„Das kann Ihnen doch nur lieb sein, da der „Don Giovanni“ trotz Mozarts Musik den Wienern nicht gefiel und überhaupt, so viel ich weiß, bis jetzt nur in Prag sich auf dem Repertoir erhielt.“

„Trotz Mozarts Musik!“ wiederholte Salieri mit einem nicht zu beschreibenden Ausdruck in Blick und Stimme, dann verfiel er in tiefes Sinnen, und schien die Gegenwart da Ponte's ganz zu vergessen.

Ob da Ponte ahnte, was in Salieri's Innern vorging? Wir können es nicht sagen, sondern nur, daß da Ponte selber eine gute Weile schwieg. Endlich jedoch währte dem lebhaften Manne das Schweigen zu lange und fragte laut: „Für wen wünschen Sie denn ein Libretto von mir?“

Ohne diese Frage zu beachten, murmelte Salieri vor sich hin: „Das ist es eben, was Einem alles fernere Opernschreiben für immer verleiden könnte!“

„Maestro Antonio! Sie hören mich nicht?“

„Ja doch! — entgegnete Salieri auffahrend — Was meinten Sie?“ —

„Ich fragte, für wen das Libretto bestimmt ist, welches Sie von mir verlangen.“

„Ja, so! Ganz recht! Nun, für den Martini, welchen Sie schon mit Coss ram so trefflich bedient haben, daß er mit keinem andern Poeten, als mit dem vortrefflichen Signor da Ponte mehr zusammen arbeiten will.“

„Viel Ehre!“ — entgegnete da Ponte lächelnd — „und bin sehr gern bereit, für den Signor Martini einen neuen Opernterz zu schreiben, der ganz für ihn passen soll.“

„Nur so schnell wie möglich; denn es eilt, da die Winterlasen mit dieser Oper begonnen werden soll, und Sie wissen, Martini arbeitet verhältnißmäßig langsam.“

„O weh! Dann könnte ich ihn für diesmal nicht bedienen; denn so eben bestellte der Kaiser einen Opernterz bei mir.“

„Der Kaiser? — einen Opernterz —?“ —

„Ja, und ich sollte eben dem Mozart sagen, daß er die Oper componiren soll.“

Salieri verfärbte sich und schwieg wieder einige Minuten; dann fragte er: „Welchen Stoff gedenken Sie für diese Oper zu wählen?“

„Ich muß mich erst mit Mozart darüber besprechen.“

„Und wo soll die Oper zuerst aufgeführt werden?“

„Der Kaiser will in Wien und, wie er sagt, will er es durchsetzen, daß sie gut gegeben wird.“ —

Salieri warf einen raschen, flammenden Blick, in welchem ein Anflug von Zorn nicht zu verkennen war, auf den Dichter und sprach: „Gewiß, der Kaiser meint es gut mit Mozart; aber wenn Sie es ebenfalls gut mit Ihrem Freunde meinen, so riefen Sie ihm, daß er seine Oper nicht zuerst in Wien aufführen läßt. Nur ein Feind könnte ihm dazu rathen!“ —

Da Ponte lächelte: „Sie sind nicht Mozarts Feind, Maestro!“ —

„Nein, und ich möchte sein Freund sein, wäre dieses möglich.“

„Und warum,“ — fragte da Ponte warm — „warum, Maestro, ist es nicht möglich?“

„Das einzugestehen können weder Sie, noch kann es sonst ein Mensch auf Erden von mir verlangen. Genug, daß es leider so ist.“

„Trägt Mozart die Schuld?“

„Wäre ich Mozarts Feind, so würde ich sagen: theilweise ja — und die Welt würde mir beistimmen: daß es ihm im gewöhnlichen Leben an aller und jeder Weltklugheit fehlt, daß er ohne Rücksicht Alles, was er denkt, unverholen sagt und in einer Weise, die oft um so tiefer verletzen muß, als er gar nicht die Absicht hat zu verletzen — das geben Sie mir zu.“

„Das geb' ich zu — lachte da Ponte —; was hat er erst im vorigen Jahre dem König von Preußen in aller Unschuld für köstliche Grobheiten über seine Kapellmitglieder in's Gesicht gesagt; aber der König ist ihm so wenig böse darüber geworden, wie unser Kaiser über all' die kräftigen Antworten, welche er schon von dem kleinen Kapellmeister zu hören bekam.“ —

„Einem Monarchen — versetzte Salieri ernst — einem Monarchen steht es an, dergleichen Aeußerungen einem so großen Künstler, wie Mozart einer ist, zu verzeihen. Unser einds steht in keiner Hinsicht doch genug dazu, um sich nicht verletzt zu fühlen. Aber trotzdem, ich wiederhole es, bin ich nicht Mozarts Feind, obgleich — ich weiß es — ganz Wien mich so nennt.“

„Wenn ich Ihnen Unrecht thue, Maestro, so verzeihen Sie es mir!“ — sprach da Ponte — „Aber aussprechen muß ich es, wie auch mir es aufgefallen ist, daß alle anderen Opern hier gut aufgeführt werden und nur jene Mozarts schlecht; warum z. B. gelang die Aufführung des „Don Giovanni“ hier nicht eben so gut, wie die des „Axur“?“

Salieri zuckte bei dieser Frage sichtlich zusammen, doch faßte er sich schnell und entgegnete lächelnd und resignirt: „Die Beantwortung dieser Frage, mein guter da Ponte, ist sehr leicht und lautet einfach: weil der „Axur“ kein „Don Giovanni“ ist.“ —

„Mozart hat den „Axur“ für ein Meisterwerk erklärt.“

„Das weiß ich und darauf bin ich stolz!“ — Doch weiß ich auch, daß Mozart sich über den Werth des „Don Giovanni“ so wenig täuschen kann, wie ich selbst, und damit ist mein Urtheil gesprochen und das Urtheil seines unterblichen Werkes bei unserem heutigen Publikum. Mozart war glücklich genug, seine Oper von der für ihn begeisterten, zwar nur kleinen, aber vortrefflichen Guardasonischen Truppe so aufführen zu hören, wie man sie anders wohl nicht wieder hören und darstellen sehen dürfte. Damit mag er zufrieden sein; unsere Sänger und Sängerinnen wollen seine Opern nicht singen, weil sie dieselben weder singen, noch darstellen können. Auch unserer Kapelle fehlt noch das Verständniß und die technische Fähigkeit, durch welche das Prager Orchester sich auszeichnet und recht eigentlich wie für Mozart erschaffen scheint; das wiener Publikum aber will eben nur angenehm unterhalten, nicht begeistert, erschüttert, erschreckt und zermalmt sein — wie paßte der „Don Giovanni“ für ein solches Publikum? Und „Figaro“? Es ist wahr, diese Oper enthält einen Ueberfluß an wahrhaft himmlischen Melodieen; nur leider verlangt ihr Schöpfer, daß man sie nicht blos anhört, sondern auch dabei denkt und fühlt, was er damit wollte! Alles Bedingungen, worauf das wiener Publikum von heute nie eingehen wird. — Darum, da Ponte: schreiben Sie für Mozart ein neues Libretto, so wählen Sie keinen ernsten Stoff, keinen leidenschaftlichen, keinen tragischen. Versuchen Sie es mit einer recht lustigen, leichtsinnigen Burleske, deren Inhalt ihn zwingt, sich ganz auf der Oberfläche zu halten — vielleicht gefällt er dann den Wienern.“

„Der Rath ist gut!“ — lachte da Ponte — „Ich will ihn mir merken.“

XIII. Sophia Haibel.

(Erinnerungen an Salzburg)

Ich habe schon erwähnt, daß, als ich das letzte Mal nach Wien kam, sowohl Mozart's Wittwe als auch Mozart's jüngerer, mir innigst befreundeter Sohn nicht mehr am Leben waren. —

In Wien wurde ich mit einem jungen sehr gebildeten Weltgeistlichen, dem Hr. S. bekannt. Wie in manchem Andern, so trafen wir auch in der Verehrung Mozart's zusammen. Dies veranlaßte meinen Freund, als er in Amtsgeschäften eine Reise nach Salzburg übernehmen mußte, mir einen Platz in seinem Wagen anzubieten, und man kann sich denken, daß ich dies freundliche Anerbieten nicht ausschlug.

Ich war sehr gespannt auf Mozart's Bronzestatue von Schwanthaler gewesen; aber wie sehr ich den herrlichen Meister in seinen andern Schöpfungen verehrte, von seiner Mozartstatue war ich durchaus nicht erbaut. Zwar konnte ich mich sehr wohl in seine Künstlerintentionen hineindenken, allein was er gegeben, war eben nicht der Mozart. —

Damit ist kein Tadel wider den großen nun auch heimgegangenen Bildhauer ausgesprochen und ich zweifle, daß es je dem größten Bildhauer gelingen wird, uns eine Porträt-Statue Mozarts zu geben, welche allen Anforderungen entspricht. Schon eine einfache Büste dieses musikalischen Heros bietet dem Verfertiger derselben gewaltige Schwierigkeiten, denn allzu leicht werden die scharf markirten Züge des Gesichts vergröbert, wie das bei allen bekannten Porträts Mozarts der Fall ist; seine zierlich elegante aber keineswegs imponirende Gestalt läßt sich jedoch vollends in seinem Standbilde niedergeben.

Wenn ich nun den Michaelerplatz, auf welchem sich das Standbild erhebt, unbefriedigt verließ, fand ich dagegen volle Entschädigung, als ich es unternahm, die dortigen Spuren aufzusuchen, welche mein Liebling in seiner Geburtsstadt hinterließ.

Da ist Erstens: das Haus, in welchem er geboren und seine erste Jugend verlebte. Es befindet sich in der Getraide-Gasse Nr. 225. Im dritten Stockwerk fand ich den Beamten Herrn Sch. mit seiner Tochter im Besitz der Wohnung, welche Vater Leopold Mozart inne gehabt, als ihm sein Wolfgang Amadeus geboren wurde. Das frühere Wohnzimmer des Letzteren schaut auf einen engen Hof hinaus, der mit Thürmen und hohen Gebäuden umgeben, jede Aussicht in's Freie und auf die Berge verschließt; nur ein Stückchen blauen Himmels lacht freundlich in die finstere Stube, und eben diesen Stückchen blauen Himmels sang wohl der heitere und tiefernste Genius seine ersten Melodien. Mein Wirth holte einen langen Brief von Leopold Mozart herbei; er ist an die Frau Hagenauer, Mozarts damaliger Hauswirthin, gerichtet, und datirt aus dem Jahre 1764, wo der Vater Mozart mit seinen Kindern die erste Kunstreise unternahm. Leopold beschreibt die glänzende Aufnahme, welche seine Kinder in Paris, sowohl vom Publikum als von der königlichen Familie, sich zu erfreuen hatten. Die bedeutendste Stelle jenes Briefes aber ist, wo der Vater in die Worte ausbricht: es sei unglaublich, welche Wunder Gott an seinem Sohne thue, welche Fortschritte er täglich mache. —

Bei weitem wichtigere Mittheilungen über Mozart machte mir aber seine damals noch lebende hochbetagte Schwägerin Sophia. *)

Sophia Haibel war die jüngste der vier Töchter des Herrn von Weber; sie hatte sich nach Mozart's Tode mit dem Musikdirektor Haibel in Slavonien (dem Componisten des „Tyroler Wastl") verheirathet. Die älteste Schwester war an den Musikus Hofer in Wien vermählt; für sie schrieb Mozart die Partie der Königin der Nacht. Die zweite, schönste und talentvollste, war die erste Liebe Mozarts. Er wollte sich, wie der geneigte Leser in unserer Biographie Mozarts ausführlich erzählt finden wird, mit ihr verheirathen, allein das launische Mädchen brach mit ihm und heirathete den Schauspieler Lange. — Die Ehe war sehr unglücklich, wurde nach einigen Jahren getrennt und als jetzt Mozart seine unsterblichen Werke schuf, rief die Ungerechte: „Na, das hätt' ich früher wissen sollen."

Die dritte Tochter, Constanze, tröstete unsern Mozart über die Unbeständigkeit ihrer älteren Schwester und wurde seine Frau. Sie war als Sängerin am wenigsten bekannt und betrat, wie Sophia, nie die Bühne.

Sophia Haibel wohnte auf dem Mozartplatze; sie besaß noch eine Menge jener Briefe, welche in der Nissenschen Biographie Mozarts, freilich mit vielen Auslassungen, abgedruckt sind; sie legte mir sie vor und mit Aerger sah ich, wie Herr Staatsrath Nissen, als er seine Biographie Mozarts zusammengestoppelt, anstatt die Original-Briefe für den Druck zu copiren, es bequemer gefunden hatte, ganze Stellen darin auszustreichen und mit seinen albernen Anmerkungen und Worterklärungen vollzukleckern, — worauf sie dann in die Druckerei wanderten und übel zugerichtet heimgesandt wurden.

Unendlich mehr Freude gewährte mir die Durchsicht der Mozartschen Compositions-Fragmente, über achtzig an der Zahl. Sie sind bald weniger, bald mehr ausgeführt,

*) Man sehe unsere Biographie Mozart's

Entwürfe zu Sonaten, Concerten, Liedern, Serenaden, Cantaten u. s. w. Die Notenschrift rein und fließend mit rascher Hand hingeworfen, ohne alle und jede Correctur. Jedes Fragment enthält einen originellen Gedanken, der ganz und bis zu Ende hingeschrieben ist. Einzelne hat er benutzt und weiter ausgeführt, andere und zwar die meisten sind musikalische Seelchen geblieben, denen ihr Schöpfer den Leib zu geben unterlassen; sie sind jetzt der Sammlung des Mozarteums einverleibt, dem größeren Publikum leider bis jetzt noch völlig unbekannt, und doch dürften sie unendlich merkwürdiger und werthvoller sein, als Beethoven's „Studien". —

Sophia Haibel besaß ferner das Familien-Portrait, von welchem sich eine leider nicht sehr gelungene lithographirte Copie in Nissen's Buche befindet, und endlich das winzig kleine Klavier, an welchem Mozart die „Zauberflöte", einen Theil des „Titus" und das Requiem componirte, wie ein von der Wittwe Mozart mit zitternder Hand geschriebener angeklebter Zettel besagte. Das Instrument war so leicht und klein, daß man es hätte unter'm Arm forttragen können; die Tasten waren braun und weiß. Sophia war, als Mozart starb, noch sehr jung; er hielt außerordentlich viel auf sie und aus unserer Biographie Mozart's wissen unsere Leser, daß Sophia ihn in seiner letzten Krankheit pflegte und ihn sterben sah; ich habe viele ihrer Mittheilungen in der Biographie, zur Berichtigung falscher Angaben in den andern Biographien Mozarts, benutzt, führe daher nur noch folgende an, welche mir, als ich die Biographie schrieb, gerade nicht beifielen.

Sophia erzählte viel von der innigen Freundschaft zwischen Mozart und Vater Haydn; obgleich Mozart viel jünger war als Haydn, befand dieser dennoch darauf, daß Mozart ihn Du nennen sollte, wie Haydn ihn seit seiner Kindheit genannt hatte. Dem bescheidenen Mozart, der gegen Haydn die Verehrung eines Sohnes gegen den Vater empfand und laut erklärte: „Wie man Quartette schreibt, hab' ich erst von Haydn gelernt", kam das Duzen Anfangs schwer an, bis Haydn eines Tages mit großer Lebhaftigkeit ausrief: „Höre, Mozart: gegen Dich bin ich Nichts!" — Hatte Mozart irgend ein Gesangstück vollendet, so ging er damit sofort zu seiner Frau: „Jetzt, Stanzi, wollen wir's probiren, höre, wie Dir's gefällt!" und nicht selten merkte er sich ihr Urtheil und änderte darnach ab, was ihr nicht gefiel.

Die Entstehungsgeschichte des „Requiem" erzählte Sophia ungefähr so, wie wir sie in allen älteren Biographien Mozarts erzählt finden, und wie auch Nissen sie nacherzählt. Allerdings war damals, als es bestellt wurde, der Familie Mozarts der eigentliche Besteller noch nicht bekannt, übrigens bedeutete sie etwas auch durch das Originalmanuscript auf der k. k. Bibliothek in Wien erwiesen ist), daß Mozart das ganze Requiem bis zum letzten Satze (als für welchen Süßmeyer einen früheren wiederholen läßt) im Entwurf von Mozart fertig geschrieben worden sei; was er in der Instrumentirung nicht selber mehr schreiben konnte, weil ihm die Hände gelähmt waren, dictirte er bis zum Tage seines Todes Süßmeyer in die Feder. Als Süßmeyer einmal Etwas nicht sogleich verstand und den sterbenden Meister wiederholt fragte: „wie er es eigentlich meine", rief Mozart mit einer Jammermiene: „Nu, da sieht die Ochsen am Berge!"

Als Mozart im Sterben lag, ließ Sophia zu einem Geistlichen und bat ihn, zu Mozart zu kommen, um seine Beichte zu hören und ihm die Sterbesacramente zu reichen. — Der fromme Mann fragte sie: ob Mozart sie schicke, und als sie dies nicht bejahen konnte, äußerte er: „dieser Musikant ist immer ein schlechter Katholik gewesen, zu dem gehe ich nicht". So starb denn Mozart, ohne die Sterbesacramente erhalten zu haben, doch segnete ein anderer toleranter Geistlicher seine Leiche ein. — Spaßes halber muß ich hier erwähnen: daß, als ich vor Jahren in der Wiener Zeitung dieses erzählte, es der Herr Censor folgendergestalt abänderte: „Sie (Sophia) eilte sogleich zum Beichtiger und er (Mozart) empfing, wie er immer ein guter Katholik gewesen, die Sterbesacramente." — — —

* * *

Mozarts Gesichtsbildung war der Art, daß es schwer hält, sie ganz ungählich zu zeichnen, wenn man sich einmal vorgenommen hat, ihn zu zeichnen; schwerer ist es aber ihn zu treffen, und alle bisher von ihm bekannten Portraits sind ungemein vergröbert. Wir geben unsern Lesern die Copie des anerkannt ähnlichsten Portraits. Das Original befindet sich im Besitz der Frau Baronin Gavalcabo, geb. Gräfin Castiglione zu Wien. Sie erbte es von Mozarts jüngerem Sohne, der es von seiner Mutter hatte, welche es in einer Broche trug; es stammt aus den Jahren 1786—87 und stellt somit den großen Meister in seinem 31—32sten Jahre vor. Ich copirte es in Wien für Herrn Aloys Fuchs aus mich, und es stimmt auffallend mit jenem, kürzlich durch Herrn André aufgefundenen, aus früherer Zeit stammenden, in Oel gemalten Portrait überein.

XIV. Erinnerungen an Mozart's Sohn: Wolfgang Amadeus.

Ein edler, liebenswürdiger, leider nur nicht glücklicher Mensch, ein gemüthvoller, classisch gebildeter Künstler, und endlich ein Sohn des großen Mozart! Sollte ich seiner in dem seinem Vater gewidmeten Album nicht gedenken? — Dieser Sünde möchte ich mich um so weniger schuldig machen, als ich das Glück genoß, mich durch volle 22 Jahre seiner unveränderten Freundschaft zu erfreuen.

Viel kann ich freilich meinen Lesern über den Geschiedenen nicht mittheilen, gänzlich Neues gar nicht. Denn was ich hier gebe, wurde, dem Hauptinhalte nach, gleich, als ich in Dresden die Nachricht von seinem zu Carlsbad erfolgten Tode erhielt, niedergeschrieben, und erschien in der »Neuen Leipziger Musikzeitung«, damals schon unter Brendels Redaction, abgedruckt. Näheres über seine Lebensverhältnisse, besonders aus seinen letzten Lebensjahren, hat Herr Aloys Fuchs das Jahr darauf in der »Neuen Wiener Zeitschrift für Musik« nebst einer von mir aus Stein gezeichneten Abbildung seines Grabes mitgetheilt; ich verweise meine Leser darauf und beziehe von meinem eigenen ersten und letzten persönlichen Begegnen mit Mozart's Sohn in diesem Leben. —

In den Jahren von 1819—1823 führte mein Adoptivvater Friedrich Mertens, genannt Lyser, die Direktion des Großherz. Mecklenburg-Schwerinschen Hoftheaters. Das Stadtmusikcorps von Schwerin war damals unter aller Kritik erbärmlich, weshalb der alte Großherzog, wenn er sich im Winter in Schwerin aufhielt, seine treffliche Hofkapelle von Ludwigslust kommen ließ.

Diese Kapelle, insgemein die »Harmonie« genannt, war zwar nicht sehr zahlreich, allein sie bestand aus den ausgesuchtesten Virtuosen, welche der bei solchen Gelegenheiten mit dem Gelde wahrlich nicht kargende Großherzog nur hatte auftreiben können. Mit Entzücken gedenke ich noch des großen Hornisten Bode, des Obersten Nicolai, des Clarinettisten Hammerle und des Flautisten Richter; diese Alle waren nicht nur Virtuosen ersten Ranges, in des Wortes ebenster Bedeutung, sondern auch durch und durch gebildete Künstler, welche es verstanden, die andern Mitglieder der »Harmonie« dergestalt heran zu bilden, daß mir nie wieder — das Orchester unter Webers Leitung ausgenommen, ein solch tadelloses Zusammenwirken vorgekommen ist.

Mein Vater war nicht musikalisch, liebte aber die Musik, hatte ein wackeres Opernpersonal zusammengebracht und sah wenig auf den Vortheil seiner Kasse, wo es darauf ankam, ein klassisches Stück oder eine gute Oper würdig in Scene zu setzen. Befand sich dabei die Harmonie in Schwerin, so zahlte er lieber das Doppelte und ließ sie, anstatt des Stadt-Orchesters, bei Opern-Aufführungen spielen.

Dieses war nun auch im Jahre 1822 der Fall, und ältere Theaterfreunde in Schwerin werden sich gewiß noch mit Vergnügen an die damals gehörten Opern erinnern.

Der bei meinem Vater angestellte Musik-Direktor hieß Telfen; es war eine grundehrliche Haut, der auch das Seinige gelernt hatte, und eine gute Musik richtig zu würdigen und zu dirigiren wußte. Aber mehr mußte man auch nicht von ihm verlangen, denn sein Abgott war der Weingott, und kannte er diesem exzern, so mochte alles übrige gehen wie es wollte. Wir besaßen zwar noch einen sehr braven Correpetitor, einen Vetter von mir, der selber ein großes Compositionstalent besaß, allein er war, trotz seiner Jugend, ein Ausbund von Phlegma, ohne alle Energie und ueber die Sänger noch die Orchestermitglieder hatten großen Respekt vor ihm.

Unter solchen Umständen war es meinem Vater schon recht, wenn ich hier und da tüchtig dazwischen fuhr. — Ich zählte damals freilich noch nicht ganz 22 Jahre, aber mit dem Sängerpersonal — besonders mit den Sängerinnen — stand ich vortrefflich, und wenn mich sämmtliche Stadt-Orchester, das brave Rostocker ausgenommen, auch als ihren ewigen Plagegeist zu allen Teufeln wünschten, so gehabt dies doch nur insgeheim, und sie mußten sich mir fügen. Was nun aber die Großherzogliche Harmonie betraf, so war ich deren erklärter Liebling, und namentlich kannte ich in jeder Hinsicht auf den Beistand Hammerle's, Bode's und Nicolai's zählen. —

So standen die Sachen, als mein Vater eine neue Soubrette engagirte: es war die kleine liebliche Sophie Höffert, mit der ich schon als Kind auf dem Altonaer Stadttheater in Kinderrollen zusammen gespielt hatte. Sie war damals ein junges blühendes Mädchen von 16—17 Jahren, das Ideal einer Zerline, wie Mozart sie sich gedacht haben mochte, auch hatte sie die Partie einstudirt und wünschte darin aufzutreten. — Ich hatte damals eben Hoffmann's Phantasiestücke gelesen und beschlossen, bei dieser Gelegenheit den Schwerinern einmal eine Mustervorstellung dieses Meisterwerks, wie Mozart es ursprünglich geschrieben, vorzuführen. Zwar mußte ich verzichten, die Dialog-Recitative bis auf das Eine, welches dem Duett in E dur in der Kirchhofs-Scene vorangeht, beizubehalten, allein ich hatte da Ponte's Dialog gut verdeutscht, die läppischen Einschiebsel der Gerichtsscene, der Scene mit dem Eremiten und mit dem Kaufmann, vor dem letzten Finale, ausgemerzt und dafür Mozart's großartigen

Schluß hergestellt: kurz, die Schwerinet sollten den »Don Juan« nach der Original-Partitur hören. Die Sänger waren bald dafür gewonnen; die »Harmonie« schwärmte für die Idee nach jeder Probe mehr und mehr, das Publikum erwartete in äußerster Spannung die Aufführung und — ein damals unerhörter Fall für Schwerin — drei Tage vor dem festgesetzten Tage der Aufführung waren alle Billets verkauft.

Da am Tage vor der Aufführung stürmt des Morgens Hammerle wüthend in mein Zimmer: »Denke, Dir, — schreit er — eben erhalten wir den Befehl, morgen bei einem Hofball zu spielen! Der Erbgroßherzog (der spätere nun auch bereits verstorbene Großherzog Paul Friedrich) hat die Dummheit angestellt.«

Bevor ich mich noch von meinem Schrecken erholen konnte, polterten schon Bode und Nicolai herein. — »Weißt Du schon? — weiß er schon?« riefen sie wie aus einem Munde.

»Leider, weiß ich die ganze Bescheerung, — versetzte ich — aber was ist zu thun? — Sie müssen gehorchen und mein Vater darf nichts sagen.«

»Aber Donnerwetter! — schrie Hammerle — die ganze Nacht zum Tanze aufdudeln, wenn man sich auf eine Musteraufführung des »Don Juan« präparirt und gefreut hat. Aber ich thu's nicht! soll mich Gott! ich thu's nicht! lieber davauf ich mich und lasse mich in Arrest schicken.«

»Sei kein Narr, Hammerle! — versetzte ich — damit ist weder meinem Vater noch Mozart geholfen.«

»Es ist aber schändlich!« klagten alle Drei.

»Sollte es denn gar kein Mittel geben?« meinte Bode.

»Eins könnte man immerhin versuchen, — antwortete ich — wenn Sie, Herr Bode, mir dabei behülflich sein wollten.«

»Laß hören, mein Junge! was soll ich thun?«

»Sie gelten etwas bei dem alten Herrn, und mir hat er schon manchen Spaß und manche Thorheit nachgesehen; nun, meine ich, ich könnte eine de- und wehmüthige Bittschrift in Knittelversen verfassen, aber Sie müßten Sie persönlich sogleich überreichen, denn das Feuer brennt uns auf den Nägeln.«

»Schreib' Deine Bittschrift!« — rief Hammerle, und Bode fügte hinzu: »ich werde sie sogleich überreichen und merke ich, daß dem Herrn der Scherz gefällt, kräftig dafür reden.« —

Ich setzte mich schnell an den Schreibtisch und in wenigen Minuten war eine Bittschrift in Knittelversen fertig; von dem Inhalt derselben erinnere ich mich nur noch, daß ich auf eine drollige Weise die Verzweiflung geschildert hatte, deren sich meine Zahlmutter hingeben würde, wenn sie das schöne Geld für die bereits verkauften Billets zurückzahlen sollte, am Schlusse hatte ich die Keckheit so weit getrieben, zu äußern, es sei kein großes Unglück, wenn einmal ein ganzer Hof nach einer miserablen Stadtpfeifer-Musik tanze, als wenn Mozarts größtes Meisterwerk durch solche gute Leute und schlechte Musikanten verdunzt würde. —

Als ich mit großem Pathos mein Opus verlas, brachen Bode, Hammerle und Nicolai in ein homerisches Gelächter aus; der Souffleur Damm, der eben eintrat, mußte schnell eine Reinschrift anfertigen und Bode machte sich damit ohne Weiteres auf den Weg, während wir Andern hinabgingen, meine Mutter zu trösten, welche uns 6 Flaschen Rheinwein versprach, wenn Bode eine gute Antwort zurück brächte.

Nach etwa einer Stunde kam Bode mit freudestrahlendem Gesichte zurück und verkündete triumphirend: Es bleibt beim Don Juan! Paul, der zugegen war und wie der alte Herr beinahe vor Lachen umfiel, als ich die Bittschrift verlas, hat selbst dafür gebeten, und freut sich schon auf die Gesichter, welche die Herren und Damen schneiden werden, wenn sie nach der Musik der Stadtmusikanten tanzen müssen. Der alte Herr sagte: »Diesmal mag's hingehen, aber unterstehe sich der Schlingel noch einmal zu äußern: mein ganzer Hof könne nach einer Bärenmusik tanzen, so schicke ich ihn auf die Hauptwache.«

Die Mutter hielt mit den 6 Flaschen Rheinwein ehrlich Wort und ließ uns noch ein schönes Gabelfrühstück dazu auf meinem Zimmer servieren. — Da saßen wir in duci jubilo und tranken auf das glückliche Gelingen der morgen stattfindenden Vorstellung und auf das Andenken des großen Meisters, als an die Thüre geklopft wurde.

„Entrez!“ rief ich.

Die Thüre wurde geöffnet und herein trat ein schwarz gekleideter junger schwächtiger Mann, mit etwas bleichem ernstem Gesichte, wunderschönen dunklen Augen und Haar, einer kühn gebogenen, ziemlich großen Nase, kleinen schönen Händen und ganz eigenthümlich geformten Ohren.

»Finde ich hier Herrn Direktor Lyser?« sprach er mit einer angenehmen Stimme und in einem Dialekt, der den Südländer verrieth.

„Mein Vater befindet sich in diesem Augenblick zu Rostock, kommt aber morgen zurück. — Kann ich vielleicht eine Bestellung ausrichten?«

»Ich ersuche, ihm nur zu sagen, daß ich hier gewesen sei und mir die Freiheit nehmen werde wieder zu kommen. Mein Name ist Mozart.«

Bode, Nicolai, Hammerle und ich fuhren von unsern Sesseln in die Höhe und riefen durcheinander: »Wie Mozart? doch nicht etwa der Sohn des großen Mozart?«

»Ich bin Mozarts jüngerer Sohn, und heiße wie mein Vater, Wolfgang Amadeus.« —

Dieses Wort wäre dem guten Mozart beinahe theuer zu stehen gekommen, denn wir sprangen alle vier zugleich auf ihn zu, herzten, küßten und drückten ihn, daß er in Gefahr gerieth, erdrückt zu werden.

Endlich legte sich bei uns der erste Freudenrausch und ich gelangte in soweit zur Vernunft, um ihm meine Freunde der Reihe nach vorzustellen. Ihre Namen waren ihm bekannt, an Bode und Nicolai hatte er sogar Empfehlungsschreiben; er ließ sich daher nicht lange nöthigen, sich zu uns zu setzen und ein Glas Wein zum Andenken seines Vaters mit uns zu leeren.

Mozart hatte es bald weg, unter welchen Geistesklindern er sich befände, und als ich ihm sagte, daß seine und meine verstorbene Mutter vertraute Freundinnen gewesen und ich mich aus meiner Kindheit noch sehr wohl der Frau Etatsräthin Niffen erinnere, fühlte er sich bald ganz heimisch unter uns. Er sagte uns, daß er nach Schwerin gekommen sei, um zu concertiren und daß er sich deshalb mit meinem Vater be-

sprechen wollte. Leider konnten weder Hammerle noch Bode, weder Nicolai noch ich ihm große Hoffnungen machen, hier ein Concert zu Stande zu bringen; er hätte seine schlechtere Zeit wählen können als eben diese (kurz vor Weihnachten), und Hummel und der Clarinettist Bärmann hatten erst kürzlich die traurigsten Erfahrungen darüber gemacht, was es heißen wolle, in Schwerin zu concertiren. Wir hielten es für unsere Schuldigkeit, ihm in dieser Hinsicht reinen Wein einzuschenken, und er war uns dankbar dafür; denn freilich viel zu verlieren hab' ich nicht, bemerkte er lächelnd. — Meine Einladung auf den Mittag mußte er aber ablehnen, da er schon an einen eben in Schwerin anwesenden Herrn aus Wien, der in seinem Gasthofe wohnte, verlagt war; wir kamen überein, uns Alle diesen Abend in seinem Gasthofe zusammen zu finden.

So geschah es denn auch, und dieser Abend gehört mit zu den genußreichsten und schönsten meines Lebens. — Den andern Tag besuchte er meinen Vater. Leider konnte dieser ihm mit dem besten Willen keine Garantie für den Erfolg eines Concerts, wenn er ihm gerne uneigennützig das Theater überlassen hätte, bieten, wie Mozart sie wünschte und in seinen Verhältnissen wußte. Auch für ein Hofconcert war keine Aussicht, denn bei Hofe war Alles mit den Vorbereitungen zur Vermählung des Erb-Großherzogs mit der jüngsten Tochter des Königs von Preußen beschäftigt. Dem ohngeachtet ließ Mozart keine Verstimmung blicken, blieb diesen Mittag bei uns, spielte auf dem Flügel meiner Schwester hinreißend schön und ging Abends mit mir in die Aufführung des »Don Giovanni«.

Wir saßen Beide allein in der kleinen Directors-Loge, zunächst der Bühne. Mozart hörte mit der größten Spannung zu, die Kapelle entzückte ihn, mit den Sängern war er wenigstens zufrieden und für die Inscenesetzung, von der er wußte, daß sie von mir herrührte, drückte er mir mehr als einmal innig die Hand. Leider sollte mir nicht die Freude werden, die Wirkung meines Arrangements der Kirchenscene auf ihn beobachten zu können; ich hatte nämlich die Begleitung zu den beiden Chorälen des steinernen Mannes in die Versenkung hinter dem Monumente postirt — Schon zu Anfang des zweiten Actes war mir mein guter Oelsen am Dirigentenpulte etwas laxes vorgekommen; nach dem A-dur-Terzett bemerkte ich, wie er sich ganz gemüthlich in seinem Dirigenten-Stuhl zurechtsetzte, als wolle er ein sanftes Schläfchen versuchen, und richtig vernahm er's, das Zeichen zum Anfang des Ständchens zu geben. Zum Glück verbesserte der erste Violinist den Fehler; ich aber die aus der Loge in's Orchester, sage meinen lieben, einmal wieder rechtschaffen braven Oelsen vom Dirigentenpulte und setze mich selber daran, ihn auch bis ans Ende der Oper behauptend.

Mozart wollte schon am andern Morgen früh abreisen; Bode, Nicolai, Hammerle und ich begleiteten ihn daher in seinen Gasthof, wo wir gemeinschaftlich zur Nacht speisten, auf treue Brüderschaft und fröhliches Wiedersehen tranken. Doch nur mit selbst erst nach langen Jahren das Wiedersehen vergönnt werden und ach! es war kein heiteres frohliches Ball nach Mozarts Abreise nämlich brach jenes entsetzliche Unglück über mich herein, vermöge ich mich immer am meisten gefürchtet, das sich in verschiedenen Zeiträumen schon mehrmals angekündigt, indeß bis jetzt noch immer durch die Kunst der Aerzte ferne gehalten wurde, — jetzt aber fruchteten alle angewandten Mittel nichts mehr und innerhalb acht Tage war ich ein vollkommener Leidensgenosse Beethovens. — Nur durch die abscheulichsten, die Gesundheit zerstörenden Reizmittel vermochte ich es später, auf Stunden mein Ohr wieder der Musik zu erschließen, für die Rede blieb es taub; denn alles laute mir in's Ohr-Schrecken verursacht mir die wahnsinnigsten Schmerzen. Die Laufbahn, welche ich mit so viel Glück und ich glaube auch wirklichem Beruf betreten, war mir jetzt für immer versperrt; denn ich besaß weder das Genie Beethovens, noch hätte ich mich in diesem Falle entschließen können, als Gehörloser fortzucomponiren; denn Beethovens damals schon so stark hervortretenden Verirrungen, an denen gewiß nur sein Unglück die Schuld trug, hätten mich stets zurückgeschreckt, die Jeder zum Componisten anzuspornen. In meiner Verzweiflung entschloß ich mich Buchdrucker zu werden; allein aus dem Buchdruckereidrehling, der nur fremde und mitunter sehr triviale Gedanken verbreiten sollte, wurde bald ein angehender Literat und mein Talent zum Zeichnen, meine Vorliebe für Hoffmann, welchen ich vor Jahr und Tag persönlich hatte kennen lernen, ließen mich in seine Fußstapfen treten.

Ich weiß nicht, wie die öffentliche Kritik sich über das, was ich später drucken ließ, ausgesprochen hat; denn ich las später keine Kritiken mehr, in denen meiner gedacht wurde, sondern schrieb, wie ich eben meiner Laune nach mußte. Meine ersten Arbeiten wurden eben so sehr überschätzt, als heruntergerissen — darüber ärgerte ich mich ein paar Mal entsetzlich, beging sogar die Dummheit darauf zu antworten und bekam verdrießliche Händel mit dem literarischen Herrn Johannes Hagel; indeß die Anerkennung und freundliche Theilnahme, welche mir von Männern, wie Rochlitz, Böttiger, Chamisso, Rückert, Zimmermann, Mattig, Riemer, Röhr, ja selbst durch ein Wort Göthes wurde, brachte mich zur Besinnung. Was den literarischen Ruhm — ich meine den gemüthlichen! — betrifft, so hat er mich nie gereizt; denn ich weiß, daß er in der Regel durch etwas ganz Anderes, als wirkliches Verdienst errungen wird. Die Hauptsache blieb, daß ich nirgends, wo ich mich mit einer guten Arbeit anbot, zurückgewiesen wurde, außer beim Theater, vielleicht eben aus dem Grunde, weil ich das Theater von Kindheit auf zu genau kenne, um nicht die berechtigte Verachtung gegen die Art und Weise, wie dort für gewöhnlich die Kunst mißhandelt wird, offen zu bekennen.

Meine literarische Laufbahn hatte ich in Hamburg begonnen und zwar zuerst in den von dem verstorbenen Dr. Pappe herausgegebenen, noch bestehenden »Leseschachten«. Von Hamburg ging ich nach Leipzig und von da gegen das Ende des Jahres 1833 nach Dresden, wo ich mich auf 10 Jahre bäuslich niederließ.

Es war im Frühjahr 1834, als ich eines Tages in der Fremdenliste des »Dresdener Anzeigers« unter den angekommenen Fremden Herrn »Mozart«, Musiklehrer aus Lemberg, las.

Ob ich mich sogleich nach dem großen Rauphause, wo er logiren sollte, aufmachte? —

„Wohnt hier Herr Mozart aus Lemberg?“ fragte ich den Kellner; er bezeichnete mir das Zimmer — ich eilte hinauf und trat, ohne angeklopft zu haben (denn sein „Herein!“ hätte ich ja doch nicht gehört!) ins Zimmer.

Ich weiß nicht, ob Mozart mich sogleich wiedererkannt hatte (obgleich er mir später sagte: ich habe mich wenig oder gar nicht verändert); aber sein Freund Dr. Feuerstein, der unterdessen auch der meine geworden war, mochte wohl der meinem Eintritt meinen Namen genannt haben, denn Mozart eilte auf mich zu und umarmte mich herzlich.

So sehr mich dieses freute, so wenig konnte ich meiner Bestürzung über die Veränderung, welche mit Mozart vorgegangen war, Meister werden — das war nicht mehr die feine, elegante Jünglingsgestalt, welche bei aller angeborenen Bescheidenheit doch frei, aufrecht und sicher einherschritt; das war nicht mehr das leuchtend begeisterte Künstlerauge, nicht mehr das heitere Antlitz mit der von dunklen reichen Locken umwallten Apollosstirn und dem anmuthig lächelnden Munde; die Gestalt erschien gedrückt, noch mehr die Haltung; das Auge blickte matt mit einem Ausdruck tiefer Melancholie; die Stirn war noch immer wunderschön, aber kahl, und statt der üppigen reichen Lockenfülle bedeckte nur ein spärliches feines, schon mit Grau gemischtes Haar, nach vorn übergekämmt, glatt anliegend das Hinterhaupt. Seine Kleidung war ungemein sauber, aber auch eben so einfach.

Ihm mochte der Eindruck, welchen sein verändertes Aeußere auf mich gemacht, nicht entgehen, denn er sagte nach einer Weile (d. h. er schrieb es mir auf): „Du findest mich verändert. Ja, lieber Freund! 12 Jahre lassen unser einen gewaltig altern; ich zähle jetzt 44 — mein Vater war am 9 Jahr jünger, als er starb —; aber mein Vater hat ein schönes, glückliches Leben geführt!“

„Feuerstein sagte mir: Auch Du lebest in glücklichen Verhältnissen,“ versetzte ich.

Mozart. „Gewiß, was die äußeren Verhältnisse betrifft, darf ich nicht klagen; ich habe, was ich brauche, werde von guten Menschen geliebt, von Niemanden beneidet, wie mein Vater, noch wie er verläumdet — O nein! die Leute reden von mir nur Gutes, ich brauche nur meinen Namen zu nennen und werde überall zuvorkommend aufgenommen. (Nach einer Pause.) Gewiß! ich wäre ein Undankbarer, wenn ich mich über die Menschen und meine Verhältnisse beklagen wollte.“

„Wissen Sie schon, Mozart —“ fragte ihn Feuerstein — daß Lyser heirathen will?“

Mozart (zu mir). „Du willst heirathen? Warum?“

Ich. „Und warum nicht?“

Mozart. „Weil ich fürchte, Du wirst in der Ehe kein Glück haben.“

Feuerstein. „Das hab' ich ihm auch gesagt; aber er erwiderte mir, wie Figaro: „Wenn es ein Unglück giebt, so giebt es wenigstens ein lustiges. Man muß Alles versuchen.“

Ich. „Du rathst mir vom Heirathen ab, Wolfgang! und ich wundere mich, daß Du nicht schon längst eine Frau hast. Du besitzest alle Eigenschaften zu einem guten Ehemanne, und eine Frau und liebe Kinder würden Dir das Leben erheitern und verschönern.“

Mozart. „Weder ich noch Karl (sein älterer Bruder) werden jemals heirathen.“

Ich. „Warum nicht?“

Mozart schien meine Frage zu überhören und Feuerstein sagte zu mir: „Mozart hat sich außerordentlich über Deine Kunstnovellen *) gefreut.“

Mozart (lebhaft). „Ja, das ist wahr! und ich danke Dir für den Vater Dolce, Du hast meinem Vater ein schönes Denkmal darin gesetzt; aber ich wußte nicht, daß Du der Verfasser seist, ich glaubte, es wäre Rochlitz, weil alle damaligen Verhältnisse so treu geschildert sind.“

Ich. „Ich habe mir auch nichtig von dem alten Herrn in Leipzig von Deines Vaters Aufenthalt daselbst erzählen lassen.“

Mozart. „Im Uebrigen machte mich Dein frischer Styl gleich stutzig, es ist nicht der Rochlitz'sche, saloppe. Allen Respekt vor Rochlitz! ich verehre ihn als gründlichen Kenner, feinen Beobachter und ehrlichen, unparteiischen Kritiker, wenn er auch hin und wieder nicht frei von Vorurtheilen ist und Manches offenbar über seinen Horizont hinausgeht. Allein seine Nachahmung der Göthe'schen „bebändigen“ Manier ist eine verunglückte, und namentlich sind mir seine naiven Weiber mit ihren „Gispern, Wispern, Fispern und Pispern“ (Ausdrücke, deren sich Rochlitz nur zu oft bedient) ganz in den Tod zuwider, Dein Lenchen Doles dagegen ist ein prächtiges, natürliches Mädchen!“

Ich. „Natürlich! das Original dazu lebt hier, heißt Maria Kanew. **) Du kannst es im Theater sehen.“

Feuerstein. „Sie sehen, Mozart, Lyser wird nicht müde Naturstudien zu machen, besonders an hübschen, jungen Mädchen; er denkt, wie Göthe: was Einer nicht geliebt und geliebt hat, davon kann er auch nicht singen! O, er wird ein Muster eines soliden Ehemannes abgeben; besonders wenn er endlich 'mal daran geht, seine Skizzen zum Don Juan auszuführen. (Zu mir.) Signor, ich empfehle mich bei dieser Gelegenheit zu Ihrem Leporello.“

Mozart. „Du thätest wirklich besser nicht zu heirathen.“

Feuerstein. „Was wollen Sie? Ich habe ihm Löcher in die Oberlappen für Oberinge stechen müssen; als ich ihm aber die Oberinge einmachen wollte, sagte er: „Nee, ich wollte blos versuchen, wie es thut.“

Mozart lachte und sagte: „Nun, so heirathe denn auch in Himmelsnamen, ich wünsche Dir alles Gute.“

Mozart blieb mehre Tage in Dresden und ich war beinahe stets um ihn; da konnte es mir auf die Dauer nicht entgehen, daß ein tiefer Gram an seinem Herzen nage. Der letzte Abend unseres Beisammenseins in Dresden, wo wir uns allein (Feuerstein befand sich unwohl und hatte nicht

*) Nach dem ersten Theil derselben, welcher ohne meinen Namen im genannten Jahre zu Leipzig erschien, waren der zweite und dritte Theil unter dem Titel: „Neue Kunstnovellen, von J. P. Lyser“ erschienen 1837 bei Sauerländer in Frankfurt a. M.

**) Damals eine liebenswürdige, talentvolle Anfängerin beim Dresdener Hoftheater.

von Pirna hereinkommen können) auf seinem Zimmer befanden, sollte mir darüber volle Gewißheit geben.«

»Wann und wo werden wir uns jetzt wohl wieder sehen?« fragte ich ihn — »werden wir wieder 12 Jahre warten müssen?«

Mozart. »Glaubst Du, daß ich nach 12 Jahren noch leben werde?«

Ich. »Ich hoffe es.«

Mozart. »Eine traurige Hoffnung!« (Nach einer Pause.) »Wie hast Du die 12 Jahre gelebt, seit Dich das schreckliche Unglück betraf, Dein Gehör zu verlieren? Ich dachte mir, als ich es von der Sontag erfuhr, Du hättest verzweifeln müssen.«

Ich. »Anfangs war ich auch nahe daran; später sah ich ein, es sei klüger, anstatt zu verzweifeln einen neuen Lebensweg einzuschlagen, und that es.«

Mozart. »Das kannst Du; vielleicht aber unter Tausenden in gleich verzweifelter Lage eben nur Du. Ich erinnere mich irgendwo über Dich den Ausspruch gelesen zu haben: Du gleichest in Betracht der Vielseitigkeit Deines Talents dem Paganini. Du könnten drei Saiten auf Deiner Geige reißen und Du würdest lustig auf der letzten fortspielen, als sei Dir keine einzige gerissen; — die Paganinis auf der Geige und im Leben sind aber selten.«

Ich. »Aber, lieber Mozart! das kann doch gar nicht auf Dich angewandt werden, Du hast ja den vollen Gebrauch Deiner fünf Sinne, hast Talent, Geschmack, bist gründlich gebildet, liebst Deine Kunst —«

Mozart. »Wie nanntest Du mich eben?«

Ich. »Lieber Mozart.«

Mozart. »So hieß mein Vater! Nun sage mir, wie ich es anfangen soll nur irgend etwas zu schaffen, was dem Mittelmäßigsten gleichkäme, was mein Vater geschaffen hat? Du schweigst! — ja, mein Lieber! Ich habe jeden Tag seit dreißig Jahren mir selbst diese Frage vorgelegt und mein 44jähriges Leben giebt mir nur die eine Antwort darauf: ›Du kannst's nicht.‹«

Ich. »Freund, Du hättest Dir am allerwenigsten eben diese Frage stellen sollen, sondern dafür frisch und freudig schaffen, so oft Dir die Lust dazu ankam.«

Mozart. »Wohl' ich denn das nicht?« — Aber nur zu bald mußte ich die Erfahrung machen, wie wenig damit den Leuten gedient sei. Die, die mir wohlwollten, erwarteten das Ungeheuerste von mir, — das machte mich angst, wie ich ihren hochgespannten Erwartungen entsprechen sollte; die Gleichgültigen zuckten die Achseln und sagten: Er heißt zwar Mozart, aber ein Mozart, wie sein Vater kommt nicht zum zweiten Male auf die Erde! — — — Wenn ich meinen Vater nicht so innig liebte und verehrte, wenn ich ihn nicht vergötterte — ich hätte ihn hassen können, weil er mir ein Leben gegeben, das ein verfehltes werden mußte, um so mehr werden mußte, als es mir nicht an Talent, vielleicht sogar nicht an bedeutendem Talente fehlte. — — Nicht volle neun Jahre reichten für meinen Vater hin, in einem Leben voller Zerstreuungen und Genüsse, bitterm Mangel, Anfeindungen, Kränkungen und Triumphen Werke zu schaffen, die ihm die Unsterblichkeit sichern. Er hatte ein Recht früh zu sterben. — Ich, in dem Alter, wo er starb, ich, der Träger seines ruhmreichen Namens, hatte es endlich so weit gebracht, in einer Provinzialstadt beliebter Direktor einer Singschule und gesuchter Klavierlehrer zu werden — —. Freilich, wenn ich geheirathet hätte, meine Söhne würden keine Ursache gehabt haben zu sagen: ich habe ihnen nichts zu thun übrig gelassen; allein der Name ihres Großvaters würde noch auf sie und ihre Urenkel niederdrückend gelastet haben. Ein großer Künstler sollte keine Söhne zeugen: mein Bruder ist kein Künstler, sondern Beamter — Du lächelst, ganz recht! — Jeder, der die Tintatur hört: der Herr von Mozart, k. k. Beamter, lächelt unwillkührlich — —. Er hat auch nicht geheirathet.«

Ich erbebte im Innersten; denn mir ahnte etwas, was Mozart mir und Andern verschwieg, worüber ich auch später in Wien keine volle Gewißheit, wohl aber Andeutungen erhielt, die in mir die Ueberzeugung begründeten: Mozarts Sohn habe insgeheim eine tiefe, innige Liebe zu einer seiner Schülerinnen in Lemberg genährt; aber ihr entlagt, weil er und sein Bruder übereingekommen, der Stamm ihres Vaters solle mit ihnen aussterben.

Sei dem, wie ihm sei, unser diesmaliges Scheiden war ein sehr schmerzliches.

Mozart — und dies bestätigt mich in meiner ausgesprochenen Vermuthung — verließ Lemberg und lebte seit der Zeit im Hause einer befreundeten adeligen Familie in Wien. Er war nicht reich, früher sogar oft in Verlegenheit, so daß er gezwungen war, mehre ihm über Alles theure Original-Manuscripte seines Vaters an Sammler zu veräußern. Aloys Fuchs hat ihm mehre derselben um einen ziemlich bedeutenden Preis abgekauft, und das ist ein Glück; denn die Fuchs'sche Sammlung wird nach dem dereinstigen Tode, so viel ich weiß, an den Staat übergehen. Nach dem Tode seiner Mutter verbesserten sich Mozarts pekuniären Verhältnisse bedeutend. In Wien heiterte sich Alles ihm das Leben angenehm zu machen, und zu seinen dortigen vertrautesten Freunden zählte er den Dichter Grillparzer, Aloys Fuchs, den greisen Gyrowetz u. s. w. — Fremde, die nach Wien kamen, suchten ihn auf, um sich rühmen zu können, den Sohn des großen Mozart gesehen zu haben. Bald jedoch verbinderte ihn eine schnell sich steigernde Kränklichkeit, solche Besuche ferner anzunehmen. Die Aerzte verordneten ihm Karlsbad, dort werde ihm geholfen werden. Mit trübem Lächeln drückte er dem treuen Aloys Fuchs die Hand, als ihn derselbe in den Wagen hob.

In Karlsbad sollte ihm geholfen werden.

Und ihm ward geholfen; denn er schläft dort sanft unter grünen Rasen und Blumen gebettet, seit dem Sommer des Jahres 1844.

Ich habe Thränen vergossen, als ich die Nachricht von seinem Tode empfing; aber ich trauerte nicht, sondern sagte mir: »Er hat vollendet, und hat je ein guter Mensch die Märtyrerpalme verdient, so ist es mein armer Wolfgang — Mozarts Sohn.«

XV. Vater Doles und ſeine Freunde.

I.

Die Vormittags-Claſſe war abgehalten worden und die Schüler der weltberühmten Leipziger Thomasſchule begannen in langer Reihe, unter Anführung ihres Aufſehers, den vorſchriftsmäßigen Spaziergang nach dem Reichelſchen Garten, der damals noch in der That ein Garten genannt werden konnte, während er jetzt einer kleinen Stadt gleicht. — Der alte würdige Cantor der Thomasſchule, Vater Doles, hätte von Rechtswegen jetzt ebenfalls ſeinen Morgen-Spaziergang auf der Promenade machen ſollen, wie er es ſeit vielen Jahren nicht verſäumt, am allerwenigſten an einem ſo herrlichen Maimorgen, wie eben der heutige war. Allein während er ſeinen Schülern das wohltemperirte Clavier commentirt hatte, war ihm das Thema zu einer großen achtſtimmigen Motette im Innern aufgegangen und ſo kam es, daß er diesmal, ſtatt auf die Promenade, auf ſein Arbeitszimmer ging, den ſchwarzen Gamaſchenrock und die weißgepuderte Perücke ab- und dafür ſeinen geblümten Taumaſt-Schlafrock anlegte, ſein kahles Haupt aber mit der rothen, ſchönbeſtickten Sammetmütze, welche Lenchen, ſeine Tochter, ihm am letzten Chriſtfeſte verehrt hatte, zierte.

Lenchen war eben nicht wenig erſtaunt, als ſie gewahrte, daß der Vater unmittelbar aus ſeiner Morgen-Claſſe in ſein Arbeitszimmer zurückkehrte; als ſie aber merkte, was der Vater vorhatte, beruhigte ſie ſich und brachte ihm ungeheißen einen Römer jenes edlen Rheinweins, wovon der gnädige Herr Churfürſt dem wackern Cantor ein ganzes Fäßlein verehrt, um ſich daran bei der Arbeit zu laben.

Nachdem Vater Doles ſeinem Lenchen mit freundlichem Lächeln für ihre Fürſorge gedankt und Lenchen ſich entfernt hatte, begann er rüſtig und mit Eifer ſein Werk, und hatte ſeine herzinnige Freude daran, wie ihm Alles ſo wohl gelang und ſich zu einem Ganzen fügte, das, wie er ſich ſelber eingeſtehen mußte, wohl würdig ſei, fromme Gemüther an heiliger Stätte zu erbauen.

Eben hatte er den Entwurf des Ganzen vollendet und wollte nun, da er ſich noch gar nicht ermattet fühlte, die Ausarbeitung beginnen, als die Thür raſch aufgeriſſen wurde und ein großer, ſtattlicher Mann in's Zimmer trat, der ſich auf ſein langes ſpaniſches mit ächt goldenem Knopf geziertes Rohr ſtützend, neben den Arbeitstiſch des Vater Doles hinpflanzte und mit tönender Stimme folgende Standrede herausſprudelte:

„Nun ſehe mir um's Himmelswillen ein Menſch den alten Knaben und jubiliren: ob ihr etwas erbört iſt! Sage er mir, Doles, was das für Streiche ſind und ob Ihn auf ſeine alten Tage noch der Hafer ſticht, ein Faſelhans zu werden? — Hab' ich Ihn nicht Geſtern zum Frühſtück Punkt 11 nach beendigter Claſſe auf Heute eingeladen? Hat Er nicht zugeſagt, zu kommen, mit Hand und Mund? Gut! ich hatte auf ihn gerechnet, hatte den Hiller gebeten, den Wendler und noch Einen, der erſt heute früh zur Meſſe eintraf! — Meine Gilli hat alles auf's beſte angerichtet, Alle ſind verſammelt, blos Er fehlt noch. Wir warten auf Ihn, es ſchlägt 11! — bald 12! — 12! — und wer uns vergeblich warten läßt, iſt Er! Der Wendler wundert ſich! der Hiller wird grob! der Andere fragt und fragt, ob Er denn nicht käme, und ich möchte vor Aerger aus der Haut fahren. Am Ende meint der Friedrich — Sein Schüler, mein ich — Er möge wohl auf dem Wege marode geworden und ſich auf eine Bank niedergeſetzt haben. Ich, der Friedrich und der Fremde, der auf Ihn brennt, machen uns auf, Ihn zu ſuchen; wir gehen um's Eber rum immer rum! Nirgends eine Spur von Ihm. Endlich hier vor dem Hauſe angelangt, ſteig ich heraus und richtig! — da ſitzt Er zu ſeinem Kitzchen und liest Noten. Sag' Er mir, ob Er rein des Teufels geworden iſt!"

„Behüte Gott!" — verſetzte lächelnd Vater Doles — „Gern will ich eingeſtehen, daß ich im Unrechte bin, ſo ganz und gar Seine Einladung vergeſſen zu haben! Aber dieſen Morgen kam mir plötzlich die Idee zu einer neuen Motette. Nun ſieht Er, Freigang, ich bin alt und krank, kommt nun in meinem alten Kopfe hin und wieder noch ein guter Einfall, ſo darf ich's nicht aufſchieben ihn niederzuſchreiben, denn ſonſt vergeß ich alles wieder! Jetzt iſt der Entwurf der Motette fertig, alſo entſchuldige Er mich und laß Er's diesmal gut ſein."

„Warum nicht gar!" — ſchrie Herr Freigang — „Mit mir muß Er, auf der Stelle zum Frühſtück und zur Strafe für Seine Verſäumniß laß ich Ihn vor Abend nicht wieder nach Hauſe!" — Marſch! geh' Er ſich an!"

„Aber bedenk' Er, Freigang!" —

„Wart'! — rief Herr Freigang — ich will Dir einen bringen, der Dir in die Kleider helfen ſoll!" Damit ging er zur Thüre, öffnete ſie und herein ſchlüpfte ein junger Mann, ſchwächtig und fein gebaut, mit einem geiſtvollen Geſichte, das ſich beſonders durch zwei große wunderſchöne dunkle Augen auszeichnete; mit wohllautender Stimme rief er, indem er auf den Vater Doles zueilte: „Nun, ſchauens Tati, da wär ich endlich!" —

Vater Doles blickte auf — erkannte den jungen Mann und ſtürzte mit dem Jubelruf: „Wolfgang! mein Wolfgang!" an ſeine Bruſt.

Herr Jacobus Freigang rieb sich seelenvergnügt die Hände —

II.

Lenchen Does und Friedrich (Rochlitz), der Lieblingsschüler des alten trefflichen Cantors, waren gleichzeitig mit Mozart in's Zimmer getreten. — Nachdem der erste Freudenjubel über das fröhliche Wiedersehen vorüber war, fragte Lenchen: „Hast Du Deine Frau nicht mitgebracht, Mozart?“

„Leider ließ sich's diesmal nicht thun, — versetzte Mozart mit einem Seufzer, — die arme Stanzl war wieder einmal recht krank und dann ist meine diesmalige Reise auch eigentlich keine Vergnügungsreise, sondern lediglich unternommen, um etwas zu verdienen.“ —

„Alle in Wien wird Dir noch immer nicht nach Recht und Verdienst gelohnt? — fragte Vater Does bekümmert — Warum bleibst Du doch dort, während der Preußenkönig Dir die glänzendsten Anerbietungen gemacht hat?“

„Ach Gott! — versetzte Mozart — ich bab' mir's halt selber gesagt; allein die Antwort war auch gleich gegeben. Der Unterschied zwischen Berlin und Wien ist gar zu groß! Himmel, was ist das für eine Gegend! Die Menschen könnten mir schon besser gefallen, obschon sie über Alles einen Witz machen, auch da wo er ganz am unrechten Orte ist. Aber ich brauche einen Himmel, wie ihn nun einmal der Norden nicht hat; ich brauche Berge, Wälder und Ströme, wovon in Berlin keine Idee ist. Sollte ich dort für immer leben, es wäre rein aus mit meinen Compositionen, in meinem Leben hätte ich in Berlin keinen „Don Giovanni“ zu Stande gebracht.“

„Dieses Werk ist allerdings bewunderungswürdig, — sprach Vater Does, — doch es wird viele Zeit vergehen, bis es überall verstanden werden dürfte.“

„Mir gefällt die Oper ausnehmend, — bemerkte Herr Freigang — und meine Gilli gerieth ganz außer sich darüber, der Hiller aber lief im ersten Finale wüthend hinaus und schimpfte wie ein Rohrsperling auf Sie, Herr Mozart, weil er meinte, das ginge über die Musik hinaus, und ein Komponist dürfe das Publikum nicht so mitnehmen, daß es ganz und gar vergäße, wo es sich befände.“

Mozart lächelte: „Allen Respekt vor dem wackern Hiller! Ich bab' ihn gern und seine Sachen dazu; denn es ist 'was d'ran, und was sie sollen, das wirken sie, allein es kann nicht Jeder in dem alten Gleise ruhig dahinschlendern, und wer einen neuen Weg auffindet, dem muß es erlaubt sein ihn zu wandeln auf die Gefahr hin, auch einmal fehl zu gehen; denn sonst brächten wir in Gwigkeit nichts Neues zu Stande. Übrigens müßtet Ihr den „Don Giovanni“ so singen hören und darstellen sehen, wie es von Guardasoni und Bondinis trefflicher Truppe in Prag geschieht, in Wien wurde er schlecht gegeben und gefiel deshalb auch gar nicht.“

„Deinen „Figaro“ kannst Du hier auf allen Leierkasten und Harfen hören! — rief Lenchen dazwischen — und mir ist keine andere Musik so lieb, wie diese!“ Damit trat sie an's Klavier und begann mit heller, trefflich geschulter Stimme:

„Immer sagt es mir der Spiegel,
„Daß ich doch ganz artig bin!“

„O Wetter! — rief Mozart — das läßt sich hören! Komm', Herzens-Lenerl, laß uns das ganze Duett einmal singen, unterdessen daß der Tatt sich ankleidet!“ Er setzte sich, zog Lenchen neben sich und begann selbst:

„Zwanzig! — Dreißig! — Sechs und dreißig!“

und Lenchen fiel ein:

„Immer sagt es mir der Spiegel,
„Daß ich doch ganz artig bin!“ —

Unter Scherz und Lachen sangen Beide das herrliche Duett zu Ende, während Friedrich den Vater Does ankleiden half. Am Schlusse applaudirte Herr Jacobus Freigang aus Leibeskräften, dann aber faßte er Mozart unter dem einen, den Vater Does unter dem andern Arm und sprach: „Jetzt marsch! — Die Lenchen will ich meine Gilli schicken; sie und der Friedrich sollen Dir den Mittag Gesellschaft leisten, damit Dir die Zeit nicht lang wird. Nach Tische spazieret Ihr hinaus in's Rosenthal und wartet dort auf uns, — verstanden?“ Damit schritt er zur Thür hinaus, die Andern mit sich führend, obgleich Mozart behauptete, er müsse durchaus zuvor dem hübschen Lenchen ein Bußerl für ihr köstliches Singen geben. Herr Freigang meinte, dazu sei später auch noch Zeit, jetzt harre ihrer das Frühstück, und fort ging es.

„Musje Rochlitz, — sagte Lenchen — Sie werden wohl so gut sein und es dem Herrn Subrector anzeigen, daß der Herr Consul Freigang meinen Vater mit sich davon geführt hat und daß er deshalb nicht in die Classe kommen kann, und darnach gehen Sie zu Freigangs und holen mir meine Gilli her.“

„Verfügen Sie ganz über mich, Mademoiselle Does!“ entgegnete Friedrich sich verneigend und entfernte sich.

„Ein hübscher junger Mensch, — sprach Lenchen, ihn nachblickend — und artig, gescheidt und brav! man muß ihm gut sein. Aber mit dem Mozart kann man ihn nun gar nicht vergleichen: was ist das für ein Leben und Feuer! ich bin begierig was die Gilli sagen wird, die ihn noch nie zuvor gesehen hat, aber immer für seine Musik schwärmte. Sie wird sich ihn wohl ganz anders gedacht haben: größer, ernsthafter, weil sie selber ernsthaft ist. Was mich betrifft, so möchte ich um keinen Preis, daß der Mozart anders wie eben jetzt wäre, denn jetzt paßt er ganz für mich.“

Sie ging auf ihr Zimmer, sich umzukleiden, und trällerte während dieses Geschäfte:

„Immer sagt es mir der Spiegel:
Daß ich doch ganz artig bin.“

III.

Der reiche Handelsherr und Consul Jacobus Freigang war in ganz Leipzig als ein großer Freund der Kunst und bei den ausübenden Künstlern selbst, weit über Leipzig hinaus, auch als ein gründlicher Kenner bekannt. — Seine einzige Tochter Cäcilie galt nicht nur für eines der schönsten, sondern auch braavsten und talentvollsten Mädchen, namentlich wurde ihr ausgezeichneter Gesang gerühmt, und Hiller, ihr Lehrmeister, erklärte geradezu: daß er seit der

„Trudel“, womit er die große Gertrude Mara, geborene Schmeling, meinte, keine Schülerin wieder gehabt habe, auf welche er so stolz zu sein Ursache habe, wie auf Mademoiselle Freigang.

Cäcilia war denn auch der Stolz und, nach dem Tode ihrer Mutter, die größeste Freude ihres Vaters, der ihr in Allem freien Willen ließ, wohl wissend, Cäcilia werde diese Freiheit nicht mißbrauchen.

Cäcilie zählte jetzt 17 Jahre, in gleichem Alter stand Lenchen Doles, und die innigste Freundschaft verband seit ihrer Kindheit beide junge Mädchen.

Cäciliens Mutter war Katholikin gewesen; Cäcilie, wie es bei Mischehen gebräuchlich, war in der Religion der Mutter erzogen, und nach dem frühen Tode derselben hatte der vorurtheilsfreie Vater das seiner Gattin auf ihrem Todtenbette gegebene Versprechen gewissenhaft erfüllt, und die damals zehnjährige Cäcilie nach dem Kloster Marienthal in Sachsen gesandt, wo sie bis zur Vollendung ihres sechszehnten Lebensjahres blieb.

So kam es, daß Cäcilie den Meister Mozart bei seiner früheren Anwesenheit in Leipzig nicht gesehen hatte, während Lenchen Doles ihn nicht nur im Hause ihres Vaters täglich gesehen, sondern auch in Wien, wohin der Pathe Freigang sie mitgenommen, einige Wochen lang in seinem Hause unter dem Thune Gastfreundschaft gelebt hatte. Wir dürfen uns also nicht über das vertrauliche Benehmen, das zwischen Mozart und Lenchen stattfand, wundern; es datirte von einer Zeit her, wo Lenchen noch ein Kind war.

Herr Freigang hatte seine Freunde auf fast rüstische Weise bewirthet, und indem sie nach aufgehobener Mittagstafel ein Stündchen Siesta gehalten, forderte er sie auf, mit ihm in das schattige Rosenthal zu gehen, wo die Mädchen, Doles Sohn und Friedrich ihrer bereits harrten.

Die Freunde hatten das Rosenthal erreicht und befanden sich bereits nicht mehr von dem Schweizerhäuschen, das ihnen damals der Leipziger schönen Welt an heitern Sommertagen und besonders zur Zeit der Messen, zum Vereinigungspunkte diente, als Hiller plötzlich seine Schritte hemmte, einige Secunden scharf in die Ferne auf den Weg, der von dem Dorfe Gohlis herabführt, blickte und dann einen derben Fluch ausstoßend, ohne Umstände Linksum machen und nach der Stadt zurücklaufen wollte. Herr Freigang, der neben ihm ging, erwischte ihn aber noch rechtzeitig beim Rockschoß und rief: „Halloh! was fällt unserm alten Adam wieder ein, daß er uns sans façon desertiren will. Stand gebalten und vorwärts mit uns! Zum Henker, was hat Er?“

„Aber sehen Sie denn nicht,“ murrte Hiller mit einem Geschicke, das viel Aehnlichkeit mit dem eines ingrimmigen Bären erkennen ließ: „Aber, sehen Sie denn nicht, daß da das saubere Hauptsubject grade auf uns lossteuert und wie mir scheint, wieder recht en canaille.“

Herr Freigang, ohne Hiller's Röckchoße fahren zu lassen, blickte nun ebenfalls den Gohliser Weg hinauf und brach in ein lautes Gelächter aus, indem er rief: „Aufgeschaut, Mozart, da kommt Hiller's Herzensinstinctus. — Nein, Hiller! Ihr dürft mir nicht fort! anbalten müßt Ihr, denn solch' unvermuthetes Begegnen zweier wahlverwandter Seelen findet nicht alle Tage statt und ist nicht mit Geld zu bezahlen.“ Damit nahm er Hiller's Arm unter den seinigen und hielt ihn so fest, daß Hiller, alles Zappelns ohngeachtet, sich nicht los machen konnte, sondern brummend und murrend sich in sein Schicksal fügen mußte.

Mozart, durch Freigangs Worte und Hillers seltsames Benehmen aufmerksam gemacht, blickte ebenfalls auf den Weg und gewahrte eine wunderliche Erscheinung. Es war ein noch junger Mann, mit einem ausdrucksvollen Gesichte, das noch jetzt, trotz seiner Magerkeit, für schön hätte gelten können, wären nicht die Spuren grenzenloser Liederlichkeit in demselben allzu sichtbar gewesen. Damit stimmte die Kleidung des Mannes vollkommen überein. Der blaue Rock war vom feinsten Tuche, aber von den silbernen Tressen, womit er früher besetzt gewesen war, zeigten sich nur noch einzelne Ueberreste, und von dem vollen Dutzend großer Stahlknöpfe prangten nur noch Vier in der hellen Nachmittagssonne. Die Weste fehlte gänzlich und die schwarzseidenen Unaussprechlichen ließen deutlich die Spuren verschiedener Getränke, womit ihr Inhaber sich und sie gelegentlich zu erfrischen benützt gewesen, erkennen. Ein gewaltiger Frederic le Grand saß martialisch auf die linke Seite gedrückt auf dem ungepuderten Titus, wovon die damalige Mode noch keine Idee hatte, und in der Rechten hielt der Mann ein langes spanisches Rohr, dessen werthvoller Knopf, Gott weiß welchen Kneipenwirth für eine schuldige Zeche bezahlt gemacht hatte. So kam der Mann, etwas unsichern Schrittes und ganz absonderlich gestikulirend, gemächlich immer näher, bis er plötzlich, derb an Herrn Freigang (der ihm absichtlich nicht ausgewichen war) anrannte.

„He, he, Monsieur!“ — rief Freigang — „belieben Sie gefälligst ein wenig vorsichtig zu lustwandeln, damit Sie andere Leute, die auch dieses Vergnügen zu genießen wünschen, nicht über den Haufen werfen.“

„Ah! mille pardon!“ — entgegnete der Angeredete — „Tausend Mal Entschuldigung! — Bin Ihr ganz unterthänigster Serviteur, mein ehrbarer Herr Gevatter!“

„Betrunken ist der S .... bund!“ brummte Hiller ziemlich vernehmlich.

Der seltsame Ankömmling fügte sich auf sein spanisches Rohr, riß seine Augen weit auf, zog die seinen schwarzen Augenbrauen in die Höhe, sah Hiller an und sagte: „Ist das nicht der vortreffliche Musikdirektor Monsieur Adam Hiller? Ganz recht! ich täusche mich nicht! Ich erkannte Sie sogleich an der Sprache! Bin außerordentlich erfreut, die Ehre und das Vergnügen zu genießen, Ew. Wohlgeboren einmal wieder bei voller Gesundheit begrüßen zu können.“

„Ich durchaus nicht!“ — versetzte Hiller — denn grade heraus, so hatte ich den Herrn für einen Lumpius in Fetto! Schämt sich der Herr nicht, bei hellichtem Tage betrunken und in solchem Aufzuge durch das Rosenthal zu gehen?“

„Ei, ei, Vater Hiller!“ — sprach Mozart begütigend — „sie mögen Sie doch nur dem Herrn so harte Worte sagen.“

„Ist's etwa nicht wahr?“ fragte Hiller in übelster Laune.

„Lassen Sie den Herrn doch in Gottes Namen reden!“ — sprach der Unbekannte — Reden erleichtert das Herz, besonders bei Personen, welche eine angeborne Inclination zur göttlichen Grobheit haben. Im Uebrigen mag ich ein-

gestehen, daß der nimable Monsieur Hiller allerdings einigen Grund hat auf mich erbost zu sein, indem ich, ganz wider seinen Willen, seine Mündel und Schülerin, die Mademoiselle Gertrude Elisabeth Schmehling zu meiner Gemahlin machte. «

«Gott sei's geklagt!» stöhnte Hiller. Mozart aber aufs Höchste überrascht, fragte: «Sie, mein Herr? Sie sind doch nicht etwa der berühmte Violoncelle-Virtuose Mara, — der Gatte der großen Sängerin gleichen Namens?»

«Aufzuwarten! — entgegnete Mara, — dieser berühmte Violoncelliste und geplagte Ehemann in einer Person bin ich, Monsieur. — Wer ist der Kleine?» wandte er sich fragend an Herrn Freigang.

«Der Kleine — versetzte Freigang lächelnd — nennt sich Mozart, und ist wirklicher Kapellmeister Sr. Majestät, des Kaisers von Oesterreich.»

Wie vom Blitz getroffen stand Mara da; es schien als sei er plötzlich völlig nüchtern geworden. Mozart musternd, fragte er: «Wäre es möglich? dieser Kle — ne —, dieser feine Herr wäre der große Componist Mozart? der Schöpfer des Idomeneus, der Entführung, Figaro, Don Giovanni, all' der herrlichen Symphonieen und göttlichen Quartetten?»

«Derselbe», bestätigte Freigang.

Mara schwieg eine gute Weile, er suchte sich zu sammeln; dann näherte er sich Mozart und sprach mit einem gänzlich veränderten Wesen: «Herr Ritter! Ich kenne Ihre Werke, ich habe sie, wie ich mir schmeichle, verstanden, und Sie mögen daher selbst ermessen, wie groß meine Bewunderung und Verehrung für den Schöpfer derselben sein muß. Sie haben mich heute zum ersten Male und in einem Zustande gesehen, der Ihnen — das fühl' ich, keine günstige Meinung von mir geben kann, aber nur Geduld! Sie sollen mich auch von einer besseren Seite kennen lernen, sie müssen mich spielen hören auf meinem Stradivari. Kostbares Instrument! Wundervoller Ton! Bis dahin — Ihr Diener!» — Und sich wieder zu Hiller wendend fuhr er, in seinen frühern Ton fallend, fort: «Nun! sein Sie nicht mehr böse, alter Herr! Lassen Sie uns Frieden machen und bedenken Sie was die Schrift sagt: Richtet nicht, so werdet Ihr auch nicht gerichtet! Es ist wahr: ich habe Ihnen, als ich die Gertrude heirathete, eine gewaltige Nase gedreht und mich damals noch über Sie lustig gemacht. Allein, die Strafe dafür ist nicht ausgeblieben! Hat mich denn nicht der alte Fritz — Gott habe ihn selig! — um eben dieser Heirath wegen ein volles Vierteljahr lang vom Kammermusikus zum gemeinen Tambour degradirt, und mich unter einem Corporal gestellt, der ein grober Kerl war und einen infamen Corporalstock führte. Herr! ich sage Ihnen! eine solche Behandlung schmerzt! — Und als ich endlich die Gertrude dem Alten glücklich aus Berlin nach Dresden entführt und nun meinte, mein Ehestandshimmel würde voller Geigen hängen, ja Presst die Mahlzeit! Sie kennen die Gertrude! — Allen Respekt vor der großen Sängerin! In der Kehle hat sie freilich alle Engel im Leibe, aber den leibhaften Teufel und seine Großmutter dazu. — Dennoch habe ich ausgehalten mit einer wahren Schafsgeduld, und war zufrieden mit dem Taschengelde, das sie mir gab. Aber was geschieht? In München läßt sie mich sitzen und geht mir, ihrem angetrauten Mann und ersten Violoncellisten, mit einem erbärmlichen Flautotraversisten davon! — Nun war's aus! Das war zu viel! und ich frage jedem Menschen, ob ich Grund hatte zum Kummer und um mir den Kummer über die treulose Gertrude zu vertreiben, thu' ich zu Zeiten ein Schlückchen über den Durst, denn es ist schändlich einen ersten Violoncellisten, Solisten und Virtuosen zu verlassen, um mit einem ganz ordinairen Flautotraversisten durchzugehen. Alle darum Versöhnung, Väterchen! und gefällt Ihnen mein Trinken auch nicht, deshalb brauchen Sie ja nicht mein Feind zu sein! — Inimicus causae, Amicus personae! sagt der Lateiner; wahre Prachtworte! Uebrigens bin ich der Meinung, Sie thäten wohl, zu Zeiten selber einen Schluck über den Durst zu thun, es würde den schwarzen Hypochonder, woran sie laboriren, mildern und ist denn überhaupt das Trinken ein Laster? man sollte es doch erst vom rein philosophischen Standpunkte aus beurtheilen, ehe man es ohne weiteres verdammte! — Blind zu verdammen ist keine Kunst, denn: Plus negare potest asinus quam probare philosophus! — Na! schneiden Sie nur keine so verdrießliche Gesichter! Wer wollte sich mit Grillen plagen, so lang der Freude Reben blüh'n! Werden Sie Adel und:

«Möchten der Herr ein Täuzchen noch wagen?
Er mag's nur sagen, ich spiel ihn auf!» —

Auf meinem Celle nemlich! Köstlicher Stradivari! tadellose Bauart! wundervoller Ton! — Mich den Herrschaften allerseits gehorsamst zu empfehlen! — Damit setzte Herr Mara seinen Weg nach der Stadt fort, während Herr Freigang mit seiner Gesellschaft dem Schmetterhäuschen zuschritt.

«Hier, Mozart! — rief Lenchen, auf ihn zueilend — Dies ist meine Cilli! Die mußt Du erst singen hören!» Somit führte sie ihn nach dem Tisch, an welchem Cäcilie saß. Das schöne Mädchen erhob sich errötehend, neigte sich vor Mozart und schlug dann die Augen zu ihm auf. Ihm war es, als blicke er in den geöffneten Himmel.

IV.

Mozart hatte dem freundlichen Andringen des Vater Doles, in seinem Hause zu wohnen, nicht widerstehen können. Er hatte keine Ursache seine Nachgiebigkeit zu bereuen, denn Alle kamen ihm dort mit Liebe und Wohlwollen entgegen. —

Cäcilie Freigang besuchte ihre Freundin Lenchen täglich, und täglich sah sie Mozart, der begeistert von der schönen Stimme und dem meisterhaften Vortrage des Mädchens, eigends Mehreres für sie schrieb, worauf sich Herr Freigang nicht wenig zu gute that und sich es nicht nehmen ließ, diese Sachen dem Meister gut zu honoriren. — Mozart, der sich nicht in der Lage befand, ein wohlverdientes Honorar zurückzuweisen, war Herrn Freigang sehr dankbar für die neuen Aufträge, welche er von demselben erhielt und säumte nicht sie auszuführen, was denn natürlich ein öfteres Beisammensein mit Cäcilien zur Folge hatte.

Unserm Mozart fiel es nicht im Traume ein, daß in dem Herzen des jungen schönen reichen Mädchens, dessen ganze Stellung eine in der Stadt so ausgezeichnete war, und um deren Gunst sich die schönsten und reichsten jungen Männer

von nah und fern bemühten, je eine tiefere Neigung für ihn aufkeimen könne, er gab sich daher dem Zauber, der in ihrem Umgange für ihn lag, mit all der Unbefangenheit hin, wie sie in diesem Grade allerdings nur bei ächten Künstlernaturen sich findet, die bei einer wohlgelungenen Kunstleistung über diese selbst nicht selten den Künstler vergessen. In dem Herzen Cäcilens aber machte die Neigung für Mozart mit jedem Tage größere Fortschritte. Lenchen gewahrte es bald und nicht ohne geheime Besorgniß, doch hütete sie sich wohl, weder gegen Mozart noch Cäcilie etwas davon verlauten zu lassen, da ihr Mozarts unveränderte Unbefangenheit eben so wenig entgangen war und sie darauf rechnete, daß Mozart ja ohne dies Leipzig bald verlassen würde.

Allein Niemand entgeht seinem Geschicke und Cäcilens und Mozarts Geschick wollte es, daß sie nicht von einander scheiden sollten, ohne durch ein inniges Seelenband für alle Zeit mit einander verbunden zu sein.

Herr Freigang und der würdige Wendler mit Mozart nicht nur durch gewöhnliche Freundschaft, sondern auch durch ordensbrüderliches Verhältniß — sie waren sämmtlich Maurer — verbunden, beten Alles auf, den eigentlichen Zweck, weshalb Mozart diese Reise unternommen, so viel in ihren Kräften stand, zu fördern. Bei der großen Menge Fremder, welche sich eben zur Messe in Leipzig aufhielten, meinten sie, daß Mozart eine schöne Einnahme machen würde, wenn er im Saale des Gewandhauses ein Concert veranstalte, und sie bereiteten alles dazu vor. Damit ein voller Saal um desto sicherer sein möge, schrieb Herr Freigang an Mozarts Freund, dem Kapellmeister Duschek in Prag, und auf Freigangs Bitte sogleich eingehend, sandte er seine Frau, eine der berühmtesten Concertsängerinnen ihrer Zeit nach Leipzig, damit sie in Mozarts Concert sänge. Madame Duschek fand ebenfalls die gastfreiste Aufnahme in Freigangs Hause und mußte dort wohnen, und natürlich daß Mozart sie täglich besuchte, und als jahrelanger Bekannter und vertrauter Freund ihres Gatten sich nicht fremd gegen sie benahm. Sie nannten einander, wie es im Süden unter näheren Bekannten gebräuchlich ist, bei ihren Vornamen und Du, neckten einander rüchtig, zankten bisweilen auch mit einander, um sich bald darauf wieder zu versöhnen, mit einem Worte, benahmen sich wie ächte Südländer in ihrer Heimath, wo derlei in der Ordnung ist, Niemand ein Arg daran findet und sich's auch nicht einfallen läßt, daß irgend Jemand etwas Arges daran finden könnte.

Cäcilie aber mit den Sitten und Gebräuchen des Südens nicht bekannt, fühlte sich um so mehr durch das ungezwungene Benehmen Mozarts und der Duschek, wie sie mit einander verkehrten, befremdet und endlich verletzt, als Mozart sich gegen sie (Cäcilie) nie einen so vertraulichen, muthwilligen Ton anzuschlagen erlaubt hatte. Sie vermochte es nicht ihre Empfindungen ganz zu verbergen und Madame Duschek, die dieses bemerkte und mit weiblichem Instinkt sehr bald den wahren Grund davon errieth, war boshaft und muthwillig genug, die arme Cäcilie dadurch noch mehr zu quälen, daß sie alle Künste anmuthiger Koketterie, wie sie einer jungen, hübschen, lebenslustigen Wienerin zu Gebote stehen, gegen Mozart wirken ließ, der lustig — übrigens ohne Ahnung dessen, was die arme Cäcilie dabei ausstand — darauf einging.

Lenchen bemerkte alles wohl und ärgerte sich rüchtig, allein sie hielt es noch immer nicht für gerathen, so lange Madame Duschek da wäre, zu reden. Die Abreise dieser so hübschen als muthwilligen Frau war für den nächsten Morgen, der dem Concerte folgen würde, festgesetzt.

Endlich war dieser Concertag erschienen. Bei der Probe desselben bemerkte Mozart, daß die Orchester-Mitglieder meist ältere Männer waren, und dieses veranlaßte ihn zu einem seinen Freunden erst ganz unerklärlichen Verfahren. Er nahm nemlich bei der Probe das Allegro der Ouverture, womit das Concert eingeleitet werden sollte, noch einmal so schnell im Tempo, als die Vorzeichnung lautete. Natürlich blieb das Orchester schon nach wenigen Takten zurück; Mozart ließ halten und rief: „Noch Einmal!“ Man begann aufs Neue, aber nicht mit besserm Erfolge. Mozart ließ abermals halten, sagte woran der Fehler läge und begann nochmals — wieder blieb das Orchester zurück; Mozart hatte diesesmal den Takt mit den Fuß so stark markirt, daß ihm eine kostbare silberne Schnupfschnalle zersprang, er lachte über seinen Unfall, rief encore, und zum dritten Male mußte das Orchester beginnen. Die Mitglieder nicht wenig erbost darüber, von dem kleinen blassen Mann so gehudelt zu werden, hielten jetzt mit Mozarts Taktstock gleichen Schritt und arbeiteten was sie konnten.

„Bravo! — rief Mozart, als die Ouverture zu Ende war — Bravo! das geht herrlich, und was mein Concert betrifft, so brauchen wir es nicht erst zu probiren, mit einem so braven Orchester spiel' ich mein Concert auch schon ohne Probe. — —

Nach der Probe aber sprach er zu Doles: Sie haben sich wohl gewundert, Väterchen, über mein seltsames Benehmen; allein ich sah, daß das Orchester meist aus bejahrten Männern bestand und konnte mir denken, daß des Schleppens diesen Abend kein Ende geworden wäre, wenn ich sie nicht zuvor in's Feuer geführt hätte, deshalb ärgerte ich sie zuerst und gewann sie mir dann durch ein Compliment. Geben Sie nur Acht, und besonders bei meinem Concert, wie sich Alle bemühen werden ihre Schuldigkeit zu thun.

V.

Mozart hatte nicht falsch prophezeiht, das Orchester bedeckte sich Abends mit Ruhm.

Ich habe noch alte Männer genug in Leipzig gekannt, darunter Rochlitz, welche dieses Concert mit anhörten und keinen Ausdruck finden konnten, um das Spiel Mozarts nach Verdienst zu rühmen, vor Allem aber das Entzücken zu schildern, das sein freies Fantasiren am Schlusse der Akademie erregt. Des alten Rochlitz Worte waren immer: „Nein, so etwas habe ich nie wieder gehört, glaube auch nicht, daß es je wieder kommt.“

Als Künstler hatte somit Mozart auch in Leipzig einen bis dahin unerhörten Triumph gefeiert, — in pecuniärer Hinsicht konnte er sich Glück wünschen, nicht auf die Kosten zahlen zu müssen. — Vater Doles war betrübt darüber, Freigang und Wendler aufs Höchste entrüstet. Mozart aber fragte: „Was wollt Ihr denn? Den Leuten, welche da

waren, hat es gefallen, hat ihnen Freude gemacht! Das ist auch schon was und ich bin zufrieden damit. Geld kann ich auch schon anderwärts verdienen, aber verstanden wie hier werde ich nicht an allen Orten.«

Am andern Morgen reiste Madame Duschek nach Prag zurück. Cäcilie athmete frei auf und Lenchen hatte, als sie in den Wagen davon fuhr, drei Kreuze hinter ihr her gemacht. Mozart erhielt für denselben Abend eine Einladung von den angesehensten Männern der Stadt zu einem Festmahle. — Am nächsten Morgen erschien er ziemlich blaß und übernächtig beim Frühstück. Lenchen schmälte und meinte ein solch arges Schwärmen passe doch gar nicht für einen verheiratheten Mann und Vater; die Constanze sieht Dir viel zu viel nach, meinte sie; wenn ich Deine Frau wäre, ich wollte Dich anders in Ordnung halten.

»Allerweile« versetzte Mozart — danke Du Gott dafür, daß Du nicht meine Frau bist, wie ich Gott dafür danke, nicht Dein »Zukünftiger« zu sein.«

Vater Toles lächelte und bemerkte: »Lenchen hat Unrecht Dich zu tadeln, daß Du einmal in Gesellschaft und unter jungen Männern mitmachest« — —

»O ich bitt' Papa! — fiel Mozart ihm in's Wort — ich bitt' denken Sie nicht schlimmer von mir, wie ich verdiene! Das »Mitmachen« ist gar nicht so sehr meine Sache, wie Sie und auch andere Leute wohl denken, meine Frau wird mir's bezeugen, daß ich's nicht liebe, und wär's, wo soll ich die Zeit dazu hernehmen? Der ganze Vormittag, Jahr aus Jahr ein, vergeht mir in Wien mit Unterrichtertheilen, so auch ein Theil des Nachmittags, den Abend muß ich entweder in's Theater, in's Concert oder in irgend ein vornehmes Haus, wo ich den Herrschaften was vorspielen soll; da rechnen Sie nur selber nach, wie wenige Stunden mir noch zum eigentlichen Schaffen bleiben und daß ich bei dem, was ich dennoch alle Jahre Neues liefere, keine Zeit zum Herumsich-wärmen habe. Diese Nacht hatte es aber einen ganz andern Grund.« —

»Wie? — fragte Vater Toles aufmerksam — sollte Dir die gestrige Gesellschaft nicht zugesagt haben?« —

»Nein, meiner Treu nicht! — entgegnete Mozart — Hören Sie nur, was mir passirt ist: Anfangs machte sich Alles recht hübsch! Angenehme Unterhaltung, gute Weine, schmackhaftes Essen und Ihre Thomasschüler, welche ernste und heitere Gesänge vortrugen. Ich war so recht in meinem Elemente, glaubte es wenigstens zu sein, — da, beim Dessert, geht die Thür auf und herein tritt — wer glauben Sie? — der arme Teufel, der Mara! Gott freute ich mich, als ich ihn erkannte, denn sie hatten ihn neu und anständig gekleidet. Doch an der confusen Anrede, welche er an mich hielt, so wie an seinem Blick merkte ich wohl, daß man ihn bereits wieder habe trinken lassen, um sich einen Spaß mit ihm zu machen. Damit war es nun freilich vor's Erste noch nichts, denn als man ihn jetzt aufforderte, vor mir zu spielen und ihm sein Instrument bringen ließ, das in der That ein herrlicher Stradivari ist, so schien es als käme ein ganz anderer Geist über ihn. Blick, Haltung, Ausdruck des Gesichts veränderten sich! Und als er nun zu spielen begann! Herr des Himmels, wie ward mir! Sie wissen, wie ich das Helle liebe, wir haben in Wien und Prag bedeutende Virtuosen auf diesem Instrumente, aber so etwas wie vom Mara habe ich noch von Keinem gehört. Er begann mit dem wunderschönen Gebete des verfluchten Knaben in Salieri's Axur: „O heiliger Brama ꝛc.« und spielte es mit einem so rührenden herzinnigen Ausdruck, daß ich mich der Thränen nicht erwehren konnte. Sodann spielte er mit nicht geringerer Vollendung mehrere Piecen aus meinen Opern, z. B. die Romanze des Ebenholm im Figaro, Don Ottavios: „il mio tesoro intanto«, Zerlinen's: „Vedrai carino« u. s. w. — Ich war entzückt, außer mir! Ich hatte mir eingebildet das Violoncell zu kennen wie Wenige, aber daß es in den Händen eines Meisters solche Wirkung zu machen vermöge, hatte ich nie zuvor geglaubt. — — Wie aber nahm die Gesellschaft dies in seiner Art einzige Spiel auf? — die ersten paar Piecen wurden gnädig angehört, dann fingen sie an zu trinken, leise mit einander zu reden, endlich geboten sie dem Virtuosen inne zu halten, ließen ihn an den Tisch kommen, gaben ihm zu trinken und verlangten dann seine Späße zum Besten zu geben. Der arme Mara sah mich mit einen langen Blick in die Augen, der mir bis tief ins Herz drang; dann ergriff er eine volle Weinflasche, leerte sie auf einem Zuge und jetzt fing er an einen ganz gemeinen Gassenhauer herunter zu tragen. Auch hier freilich verleugnete sich der große Meister auf seinem Instrumente noch nicht; denn indem er auf die tollste Art die miserable Spielweise gewöhnlicher Musikanten parodirte, ließ er zugleich das Mäkeln und Brummen eines alten Weibes, das Quälen eines kleinen Kindes und die laut aufjammernde Klage eines verliebten Katers hören. Schallendes Gelächter und blanke Silberstücke lohnten diese Produktion Mara's, über die ich hätte weinen mögen! Zu immer Neuerem der Art wurde er durch Wein und Geldspenden angehetzt, bis er total betrunken fortgeschafft werden mußte! — Da — schlos Mozart ingrimmig — da habe ich denn auch mehr als recht getrunken!«

»Hör' auf, Mozart! — bat ängstlich Lenchen — das ist zu erschrecklich.«

Vater Toles aber sprach: »Mein lieber Sohn! Ich begreife es vollkommen, daß Dich Deiner ganzen Natur nach eine solche Entwürdigung der hochheiligen Kunst, eine solche Nichtachtung eines Künstlers von Seiten derer, die für sehr gebildet gelten wollen, tief verletzen und empören muß. Allein ich frage Dich: Hat nicht der unglückliche Mara durch seinen grenzenlosen Leichtsinn, der ihn trotz seines großen Talentes, so gar seinen edlern Lohn für's Leben in der Kunst finden ließ, sein Unglück selbst verschuldet? Nicht dadurch, daß er für blankes Geld, für rohen sinnlichen Genuß, trotz seines bessern Wissens und Gewissens, sich dazu hergiebt, durch gemeine Gaukelkünste die Kunst zu entwerthen? — —«

Mozart schwieg eine Weile wie in tiefes Sinnen verloren, dann entgegnete er feurig: »Wer will hier richten? In der Brust des Künstlers streiten nur zu oft zwei feindliche Dämonen, und nicht immer ist es die Schuld des Künstlers, wenn der Böse den Sieg davon trägt! Mit der Kindheit schwindet uns ein Paradies, um das wir, als um ein verlorenes, ein ganzes übriges Leben lang trauern müssen. —

Ich gedachte in dieser Nacht der Zeit, da ich als zwölfjähriger Knabe meine erste seierne Messe geschrieben hatte und sie zur Einweihung der neuen wiener Waisenhauskirche vor dem ganzen lauterischen Hofe selbst dirigiren mußte. Ich weiß sehr wohl, daß ich unterdessen ganz Anderes geschrieben habe, das meinen Namen auf die Nachwelt bringen wird — aber mit welcher glühenden Andacht, mit welcher reinen kindlichen Begeisterung, die nur Gott allein die Ehre gab, schrieb ich jene Missa — und als ich sie nun das erste Mal selber hörte, als mir die Töne die ich selber erdacht, durch Mark und Bein drangen, das Blut rascher durch die Adern trieben — als ich sah, wie eine ganze fromme Gemeinde gerührt und erschüttert wurde — durch mein Werk! — Wie mir da war! — — Ach, das kommt doch alles nie wieder!«

Mozart verhüllte das Gesicht und verließ das Zimmer.

»Dem lief ich die Leviten nicht mehr!« sprach Lenchen und machte ein weinerliches Gesichtchen.

VI.

Mozart, wie es seine Art war, wenn ihn etwas besonders erregte, wollte das Haus verlassen, um auf einem einsamen Spaziergange den Sturm seiner Empfindungen zu beschwichtigen.

Auf dem Gange, der von dem Zimmer des Vater Doles bis zur Treppe führte, begegnete er dem jungen Friedrich. »He, Friedrich! — rief er ihn halblaut an und winkte ihn — kommen Sie mit mir auf mein Zimmer! Sie müssen mir einen Gefallen thun.«

»Mit Freuden, Herr Ritter!« versetzte Friedrich und folgte ihm.

Auf Mozarts Zimmer angelangt, sprach dieser mit einer Mischung von leichtem Ärger und Laune: »Vorerst, lieber Freund, thun Sie mir den Gefallen und lassens mich mit dem »Ritter« aus. *) — Ich bin's zwar nach Form und Recht so gut wie ein anderer, allein als mich der heilige Vater zum Ritter vom goldenen Sporn ernannte, war ich noch ein Bürschchen von 14 Jahren; es ist mit mir daher was ganz Anderes, wie mit dem Ritter Gluck, und ich kann nicht wie er irgend einen Werth auf meine Ritterschaft legen; ich thu's auch nicht und in Wien nenn' ich mich weder Ritter, noch trag' ich das rothe Bandl da im Knopfloch, — dies geschieht nur auf Reisen und nur auf ausdrücklichen Wunsch meines guten verstorbenen Vaters, der ein erfahrener, kluger Mann war und es wußte: daß derlei in der Fremde — wenn man ein Recht dazu hat! — der Leute wegen oft von Nutzen ist. Aber vor meinen näheren Bekannten will ich auch in der Fremde nur »Mozart« schlechtweg sein. — Ich denk' — fügte er lächelnd hinzu — ich denk', es wird schon ausreichen! Also merken Sie sich's für allemal! — Anjetzt zum Zweiten: Wissen Sie, wo der Herr Mara wohnt?«

Friedrich bejahte es, und Mozart fuhr fort: »Sie waren ja auch mit dabei; denn Sie sangen mit den Thomasschülern — à propos! aus Ihrer Stimme könnte was werden. Kommen Sie nach Wien, und ich will in ein paar Jahren einen Baßisten aus Ihnen machen, der sich überall kann hören lassen! — Nun, was ich aber eigentlich sagen wollte: Sie haben es mit angesehen, wie abscheulich die Gesellschaft dem armen Mara zuletzt mitspielte, und ich habe wohl bemerkt, wie auch Sie im Herzen darüber empört waren.«

»Ich leugne es nicht!« versetzte Friedrich.

»Ei, was wäre auch dabei zu leugnen?! — rief Mozart eifrig. — Es macht ja Ihrem Herzen Ehre und ich habe Sie nur um so lieber darum gewonnen! — Nun denk' ich aber: dies überlustige Leipzig, zumal zur Meßzeit, ist am wenigsten der Ort für einen so überlustigen Vogel, wie der Mara einer ist, und es wäre gut für ihn, wenn er sobald als möglich von hier fortginge. Ich würde ihm dies selber vorstellen, allein ich habe zu so 'was gar kein Geschick; denn ich red' immer frisch vom Herzen weg, wie mir der Schnabel gewachsen ist; das geht wohl in Wien, selbst bei den Vornehmsten, und sie nehmen's einem nicht übel, wenn sie nur merken, daß es gut gemeint ist, — aber der Mara ist ein feiner Berliner oder hat doch dort lange gelebt und dort liebend die Komplimente und fühlen sich leicht beleidigt, wenn einer so mit der puren Wahrheit herausplatzt. Sie, Friedrich, sind noch ein junger Mensch, aber schon überaus gewitzt und wissen's, wie man mit den Leuten reden kann, ohne hinter'm Berge zu halten und dennoch ohne sie zu beleidigen oder zu betrüben; also bitt' ich Sie: gehen Sie zum Mara, sagen Sie ihm Alles, was ich sagte, recht säuberlich und schonend, bereden Sie ihn, daß er sogleich Leipzig verlasse, sagen Sie ihm, der Mozart ließe ihn grüßen und wünsche nur, daß ein so ausgezeichneter Künstler bald wieder in günstigere Verhältnisse kommen möge und —« Mozart stockte und wurde feuerroth.

»Und — wiederholte Friedrich — Sie wollten mir noch wohl etwas sagen?«

»Ja, was ist da viel zu sagen! — meinte Mozart verlegen — kurz und gut«, schloß er plötzlich, »gedenk ihm dies und bittend ihn, es von einem Kunstverwandten nicht zu verschmähen.« Damit drückte er Friedrich ein gewichtiges Päckchen in die Hand und lief davon, als brenne ihm der Kopf.

»Edler, liebenswürdiger Mensch!« rief Friedrich, ihm nachblickend.

In dem Päckchen befanden sich sechs blanke Dukaten.

VII.

War Mozarts in Leipzig gegebenes Concert in pekuniärer Hinsicht auch über Erwarten schlecht ausgefallen, so war sein Aufenthalt daselbst doch ein für ihn in vieler Hinsicht nützlicher, indem sich es der Musikalienhändler Hofmeister angelegen sein ließ, einen Kontrakt für zu liefernde Kompositionen mit Mozart abzuschließen, bei welchem, Dank der Fürsorge des Vaters Doles! Mozart vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben von dem Verleger nicht auf grobe Weise übervortheilt wurde. —

»Noch ein Paar solcher Kontrakte — meinte Vater Doles —, und die schmähliche Abhängigkeit, in die Du leider den geriebensten Wiener Musikalienhändlern gegenüber

*) »Lassen's mich aus damit!« im wiener Sprachgebrauch so viel als »Gehen Sie mir damit! — Bleiben Sie mir damit vom Leibe!«

geriethen, hört auf. Ich werde in Deinem Interesse nach Offenbach an Andre schreiben.«

»Das werd' ich Ihnen herzlich danken, Bäterchen! — versetzte Mozart — Denn freilich, was das Kaufmännische betrifft, so bin ich, trotzdem daß ich es mit jedem Rechenmeister aufnehme, ein ganz miserabler Stümper.«

Mozart hatte eine neue Komposition für Cäcilie Freigang vollendet, welche er ihr jetzt brachte, um sie mit ihr durchzugehen. Die Komposition hatte einen äußerst wehmüthigen, sehnsüchtigen Charakter und Cäcilie, obgleich sie ihr vorher völlig fremd gewesen, trug sie doch gleich mit einer solchen Vollendung vor, daß Mozart ebenso überrascht als bewegt war, als Cäcilie endete.

Er schwieg eine lange Weile; dann sprach er: »Meiner Treu, Fräulein! ich wollte, ich könnte, was ich komponire, immer zuerst von Ihnen hören. — Diese Komposition — das weiß ich, werd' ich in gleicher Vollendung von einer andern Sängerin nicht wieder hören.«

Cäcilie schlug die Augen nieder und versetzte unbedacht: »Ach, was man selber lebt und fühlt, dafür findet man leicht den richtigen Ausdruck auch in der Kunst!«

Mozart stutzte, warf einen forschenden Blick auf Cäcilie und sprach dann sanft: »Es ist wohl wahr, was Sie da sagen, und wenn ich auch für gewöhnlich lustig und guter Dinge bin, so kommen mir doch manchmal recht melancholische Stunden, wo ich mich vor Trauer und Sehnsucht gar nicht zu lassen weiß. Sie werden wohl in allen meinen Opern — die lustigste, den »Figaro« nicht ausgenommen — Spuren davon gefunden haben. Nun, in einer solchen Stimmung war's, daß ich dieses Lied komponirte.«

»Und keins Ihrer Lieder hat mir noch wie dieses zugesagt,« bemerkte Cäcilie.

»Das muß mich Wunder nehmen — erwiederte Mozart —; denn wenn ich Sie auch als ernst und sanft kenne, so daß ich kaum begreife, wie Sie mit Leuchen Doles, die eine wilde Hummel ist, so innig befreundet werden: so hätt' ich mir's doch nicht im Traume beifallen lassen, daß auch Sie melancholisch sein könnten; Sie sind jung, schön, blühen wie eine Rose, leben in den glücklichsten Verhältnissen und haben einen so gütigen liebevollen Vater — kurz und gut, ich begreife nicht, was Ihnen Veranlassung zur Melancholie geben sollte.«

Cäcilie wandte das erröthende Gesicht ab und fragte: »Und was giebt denn Ihnen Veranlassung melancholisch zu sein?«

»O — rief Mozart — mir fehlt die Veranlassung dazu oft wirklich nicht! Wie oft werd' ich nicht gehindert zu schaffen, wie ich möchte, und muß dafür mir ganz gleichgültige, ja nicht selten zuwidere Arbeiten übernehmen — und wenn ich dann nun sehe, daß mich Alles doch nicht vorwärtsbringt; wenn ich daran denke, was aus meiner armen Frau und meinen Jungen werden soll, — wenn ich ja plötzlich stürbe und ihnen Nichts hinterlassen könnte — soll mich das nicht zur Melancholie stimmen?«

»Ja gewiß — antwortete Cäcilie — solche Verhältnisse müssen Ihnen oft Grund zur Traurigkeit bieten! — allein, verzeihen Sie — «

»Nun?«

»Ich glaube kaum, daß das Motiv zu einem solchen Liede, welches eine so sehnende Sehnsucht und Trauer athmet, nicht in Verhältnissen, wie Sie deren erwähnten, zu finden ist.«

»Ah! — rief Mozart lächelnd — Sie unterscheiden haarscharf. — «

»Ich hätte mich also geirrt?« —

»Nein, durchaus nicht! Es ist im Gegentheil ganz so, wie Sie sagen und ich bin nur erstaunt, wie ein so junges Mädchen in Ihren Verhältnissen den Nagel so auf den Kopf treffen konnte.«

»Ihre Musik, Herr Mozart, spricht zum Herzen.«

»Ich danke Ihnen, daß Sie mir das Lob ertheilen! Damit ist aber noch keineswegs bedingt: daß man meine Musik so genau verstehen muß. — O, alle Wetter! wäre das der Fall, so hätten mir die Wiener den »Don Giovanni« nicht beinahe ausgepfiffen. — Aber wie ist's möglich, daß Sie Alles so bestimmt aus meiner Musik heraushörten, was ich hinein zu legen mir Mühe gab?« —

»Darüber vermöchte ich kaum Auskunft zu geben, — versetzte lächelnd Cäcilie — vielleicht eben so wenig als Sie selber das zu benennen vermögen, was in Ihnen jene unbefriedigte Sehnsucht erregt, die in Vielen was Sie componiren, so auffallend sich ausspricht.«

»Nichts da! — rief Mozart — ich weiß recht gut, was mir fehlt.«

Cäcilie sah ihn fragend an und Mozart fuhr nach einer kurzen Pause fort: »Sie sind ein liebes, vernünftiges Mädchen, Cäcilie, eine ächte Künstlerin, und da ich nun weiß, wie viel Sie schon aus meiner Musik heraushörten, so liebe ich nicht an, Ihnen mein Herz in einem Grade aufzuschließen, wie noch keinem Menschen.«

»Ihre Gattin hoffentlich ausgenommen,« sprach Cäcilie erröthend. —

»Meiner Stanzerl? ei bei Leibe! Für die taugt es am allerwenigsten, was ich Ihnen beichten will; das gute Weib würde sich darüber betrüben, wüßte sie darum; denn sie brav und gescheidt sie sonst ist, dergleichen geht über ihrem Horizont hinaus.«

Cäcilie sah Mozart mit äußerster Spannung an, — sie wagte kaum zu athmen, aber ihr Herz klopfte gewaltig.

Mozart ganz und gar damit beschäftigt, für das was er sagen wollte, das rechte Wort zu finden, bemerkte nicht die große Erregtheit Cäcilien's, sondern begann traulich seine Mittheilung:

»Sehen Sie — sprach er — seit ich denken kann war es mir Bedürfniß, außer der Musik, noch Etwas recht mit aller Macht meiner Seele zu lieben. Die Liebe zum Vater, zur Mutter und Schwester verstand sich von selbst; wie ich meine guten seeligen Eltern liebte, weiß der liebe Gott, und die Nannerl, meine Schwester, weiß, wie unverändert ich ihr meine zärtliche brüderliche Liebe bewahrt habe, — allein dies war's noch immer nicht, wonach ich mich sehnte, denn so hatt' es ja alles bei einander, ich mußte also gar nicht wie ein all meiner Liebe und Sehnsucht, und verfiel darüber als Kind auf die seltsamsten Dinge. So erinnere ich mich, daß ich als ganz kleiner Junge mit der glühendsten Zärtlich-

seit einen einfältigen hölzernen — Nußknacker ergeben war, welchen mir zum heiligen Nicolaus der Hoftrompeter Schachner, ein Hausfreund meiner Eltern, geschenkt hatte. Das kleine Ungeheuer war so drollig höflich, wie nur immer etwas sein konnte, und schob man ihm eine Nuß in's Maul und drückte an den Hebel, daß er sie aufknacke, so verdrehte er dabei, mittelst einer mechanischen Vorrichtung, die Augen auf so gräßliche Weise, daß ich mich immer davor entsetzte. Nichts destoweniger schwärmte ich für meinen Nußknacker auf die ausschweifendste Weise und gerieth, als er auf unserer Reise nach Paris mir verloren ging, in so ungemessene Betrübniß, daß ich krank wurde und mich nicht eher beruhigte, bis der Arzt — Gott verzeih ihm die zu meiner Rettung begangene Sünde — mir sagte: »Nußknackerchen sei jetzt ein schönes Nußknacker-Engelchen im Himmel und knacke für das Jesuskindlein die Nüsse auf *). — Das tröstete mich, ließ mich wieder gesund werden und ich vergaß auf etwas Neues. Ich kann mir ein Königreich aus, welches ich, ich weiß nicht mehr warum, das Königreich Rücken nannte. Dieses eingebildete Königreich war von lauter schönen glücklichen Kindern bevölkert, welche immerfort musicirten, tanzten, spielten und Zuckergebackenes verzehrten; ihr König aber war der kleine Wolferl Mozart, der auch alle Musiken dirigirte — und die Mamerl Mozart war die Frau Königin. Ich hatte mich in diese Idee so verliebt, daß ich unserm Kammerdiener keine Ruhe ließ, bis er mir eine vollständige Karte meines Königreiche, nach meiner Angabe, gezeichnet hatte. Noch erinnere ich mich einiger Namen von Städten und Flüssen auf derselben: Die Hauptstadt hieß Augelhupf, das königliche Lustschloß Mandelbogen, lag am süßen Meerstrom, in welchem auffatt der Fische lauter Pfeffernüsse herumschwammen. So ging es fort bis zur Reise nach Italien, wo ich schon als ein großer vernünftiger Junge ankam. — Hier verliebte ich mich zum ersten Male, doch nur in die schöne Stimme einer Sängerin, aber diese Stimme klang mir Jahrelang im Gedächtnisse fort, bis ich mit meiner Mutter die Reise nach Paris antrat und in Mannheim mich zum ersten Male wirklich verliebte und zwar in die Schwester meiner jetzigen Frau, diese, eine Capitalsängerin, schien meine Liebe zu erwidern und unsere Aeltern hatten nichts dawider, obwohl wir Beide noch sehr jung waren, daß wir uns verlobten. — Als ich aber aus Paris, wo meine gute Mutter unterdeß gestorben war, zurückkehrte, fand ich's, daß meine Geliebte nichts mehr von mir wissen wollte. Ich bab' — schloß Mozart — einige Jahre darauf ihre jüngere Schwester Constanze geheirathet; es giebt kein braveres, gutmüthigeres, liebevolleres Weib! Wir sind jetzt bald acht Jahre Mann und Frau und noch nie hat es einen Streit unter uns gegeben. — O gewiß, ich bin glücklich mit meiner Stanzi, ich tauschte sie für keine Andere aus — aber die Sehnsucht nach einem Weisen, das ich mit aller Kraft meiner Seele lieben müßte — fand' ich's, ist nicht gewichen, und diese Sehnsucht droht oft mich zu verzehren; — ich glaube aber, eine solche Sehnsucht kann hier auf Erden nicht gestillt werden. «

»Das glaube ich auch! — sprach Cäcilie leise. — Wir werden sie mit hinüber nehmen müssen. «

»Vielleicht — meinte Mozart — ist das ganz gut so. Der Künstler wenigstens, so lange er schaffen soll, muß nach einem Etwas sich sehnen und streben, was ihm auf Erden unerreichbar bleibt. — Ich stand vor einigen Tagen auf der Dresdener Gallerie vor Raphaels Madonna di San sisto und fragte mich: würde Raphael dieses göttliche Bild, wie es da in unvergänglicher Schöne strahlt, trotzdem daß die Farben schon zu verbleichen beginnen, würde er dieses göttliche Bild, wie es ist geschaffen haben, wenn der Besitz seiner Fornarina, deren Portrait wir bekanntlich in der Madonna bestitzen, das Ideal das ihm vorschwebte in der Wirklichkeit erreicht hätte? — Eben weil Fornarina es nicht erreichte, eben weil in den Armen des schönsten Weibes seiner Zeit Raphaels Sehnsucht ungestillt blieb, war es ihm möglich, seine Madonna so unübertrefflich zu malen. «

»Um dieses zu erkennen, — versetzte Cäcilie — um es zu ertragen, muß man ein Künstler wie Raphael oder Mozart sein. «

»Ja, — meinte Mozart — wer nicht eben ein Künstler oder Dichter ist, der denkt gar nicht daran. «

»Zugegeben, sagte Cäcilie — daß das bei Männern, welche keine Künstler sind, der Fall ist — daß es auch auf Frauen paßt, glaube ich um so weniger, als diese nicht selten das Ideal ihrer Sehnsucht verwirklicht im Leben erblicken, weil sie bescheidener in ihren Ansprüchen sind als die Männer. «

»Das ist ein Glück für die Frauen. «

»Seltener als Sie glauben! Dann meist ist es das Loos solcher Frauen: in diesem Falle entsagen zu müssen. « —

»Nun! — rief Mozart bekrendet — ich will doch nicht fürchten: daß Sie je in diesen Fall kommen könnten. «

»Wer redet von mir? — entgegnete mit erzwungenem Lächeln Cäcilie — : Ich sprach im Allgemeinen und bin froh darauf, von Ihnen Ihres Vertrauens gewürdigt zu sein. «

»Ja, ich rede gern mit Ihnen, Gott weiß es, wie es kommt: ich hätte mich gegen Niemanden so aussprechen können, wie gegen Sie. Sie sind gar nicht wie die andern Mädel und Frauen und ich werde Sie recht oft und schmerzlich vermissen, wenn ich von Leipzig fort bin. «

Ein Strahl reiner himmlischer Freude blitzte bei diesen Worten Mozarts in Cäcilens Augen auf, aber rasch senkte sie den Blick zu Boden und fragte mit bebender Stimme: »Werden Sie denn Leipzig so bald verlassen? — Gefällt es Ihnen hier nicht? —

»O, mehr als zu gut! und besonders in Ihrem Hause und Ihnen gegenüber habe ich schöne Stunden verlebt, aber meine Verpflichtungen rufen mich nach Wien zurück, und wer weiß ob es mir je vergönnt wieder nach Leipzig zurück zu kehren. « — —

»Das verhüte Gott, daß es Ihnen verwehrt sein sollte recht bald zu uns zurück zu kehren, « rief Cäcilie rasch.

»Wenn es nun aber der liebe Gott nicht will? — fragte Mozart lächelnd, — ehrlich gesagt, ich glaube nicht daß ich alt werde. Seit ich den »Don Giovanni« geschrieben

*) Dies ist keine von mir erfundene Anekdote, sondern eine von Mozarts Schwester erzählte Thatsache. Aus Nissens »Biographie Mozarts« wurde sie, wie so viel Schönes aus Mozart begleitet, aus seiner Brüderie weggelassen.

habe. Ist mir's als sei nun das Beste gethan, und es würde nun bald heißen: Gevatter Freund Mozart, mach' Platz für einen Andern.«

Cäcilie blickte ihn angstvoll an.

Mozart fuhr ruhig fort: »Kurz vorher che mein Vater starb, ich war damals mit dem »Don Giovanni« beschäftigt, schrieb ich ihm darüber: daß wir doch eigentlich nur lebten, um Sterben zu lernen und daß ich für meine Person den Tod durchaus nicht fürchte. — Seit dieser Zeit dachte ich öfter an den Tod und würde ihn durchaus jeden Tag ruhig erwarten, wüßte ich nur die Meinigen versorgt und getröstet.«

»So gib es denn Trost für Ihren Verlust!« — rief Cäcilie, indem sie, das Gesicht mit beiden Händen verhüllend, in lautes Weinen ausbrach. —

Mozart war sehr erschrocken, er eilte auf sie zu und fragte theilnehmend: »Neun Gott, was ist Ihnen? habe ich etwas gesagt, was Ihnen weh gethan? — Bitte! reden Sie, Sie machen mir Angst!« — Cäcilie schüttelte das Haupt, aber sie konnte nicht antworten.

»O, wie Sie gleich leidenschaftlich sind, — fuhr Mozart fort — aber es ist wahr, ich war ein Trost, zu einem jungen schönen Mädchen vom Sterben zu sprechen! — Kommen Sie, sein Sie mir nicht böse und ich verspreche Ihnen, ich will mich schon in Acht nehmen, nicht mehr auf ein solch trauriges Kapitel zurück zu kommen, wenn ich mit Ihnen allein bin.« —

Cäcilie reichte ihm die Hand, blickte ihn sanft und liebevoll an und sagte: »Ob schwerzte mich, daß Sie so gleichgültig von Ihrem Tode sprechen konnten.«

»Ei, — rief Mozart — Sie sind ein gutes liebes Kind! und mich gereut's, daß Sie mir auch ein Bissel gut sind. Erlauben's, daß ich Ihnen einen Kuß gebe?«

Cäcilie erglühte und ließ das Haupt auf die Brust sinken, Mozart näherte sich ihr und küßte sie leicht auf die Stirne, indem er sagte: »Da wär' also der Friede vollkommen wieder hergestellt. Aber heiterer müssen Sie werden und nicht gleich über etwas, was Sie bewegt, so außer sich gerathen; wie soll's denn sonst werden, wenn das Leben auch Ihnen einmal rauhre entgegen tritt, als es bis jetzt der Fall war und als ich wünsche, daß es je der Fall sein möge.« — Er hielt noch einige Augenblicke Cäcilien's Hand in der seinigen, drückte Sie sanft und entfernte sich rasch mit den Worten: »Adieu bis Morgen!« —

Cäcilie aber blickte ihm nach und sprach leise für sich, mit einer Mischung von Entzücken und bitterm Weh: »Er liebt mich! aber er weiß es nicht.«

VIII.

Als Mozart wieder in seiner Wohnung anlangte, kam ihm Lenchen mit einem großen Brief und einem Päckchen entgegen, welches Beides sie ihm mit den Worten überreichte: »Das ist aus Berlin für Dich angekommen.« — Der Brief enthielt ein höchst schmeichelhaftes Handschreiben des Königs, in welchem er ihm für ein überaus Gelleconcert dankte und ihm neue Aufträge gab. Das Paquet enthielt hundert Friedrichsd'or. Erfreut eilte Mozart zum Vater Dolce, ihm diesen Glücksfall mitzutheilen. Dieser sprach lächelnd: »Ich gratulire Dir und freue mich, daß Herr Marx schon vor einigen Stunden mit dem Postwagen abgereiset ist, denn sonst würde er am Ende auch noch von diesem Gelde die Hälfte, wie von Deiner Concerteinnahme bekommen haben.«

»Alle der Friedrich hat geglaubt?« — rief Mozart ärgerlich. —

»Nicht der Friedrich,« versetzte Lenchen.

»Wer denn?«

»Der Herr Marx selber, welcher kam, um Dir zu danken und Dir zu sagen, daß er sich Mühe geben wollte, ein ordentlicher Mensch zu werden.«

»Gott geb's,« seufzte Mozart.

Jetzt besprach er sich mit Vater Dolce wegen seiner Abreise, welche zum Leidwesen seines Wirthes schon auf den dritten Tag festgesetzt wurde.

Am andern Morgen war Mozart damit beschäftigt, einige neucomponirte Maurergesänge für die Loge Minerva zu den drei Palmen in's Reine zu schreiben, als Lenchen in's Zimmer trat, sich allerlei zu schaffen machte, herumkramte und endlich vor ihm hintretend, im ernsten Tone begann: »Hör' einmal Mozart, ich habe was Ernsthaftes mit Dir zu reden.«

Mozart legte die Feder weg, drehte sich nach Lenchen um und sah ihr flammend in's Gesicht; plötzlich brach er in ein lautes und lustiges Lachen aus, indem er andrief: »Du etwas Ernsthaftes mit mir reden? Nun, das ist lustig! aber rede nur zu, ich höre.«

Lenchen bewahrte ihre ernste Miene, räusperte sich und fragte dann: »Sag' mir einmal Mozart, was hast Du mit der Gilli gehabt?«

»Mit der Freigang? — was sollt ich mit der gehabt haben?« —

»Das will ich eben von Dir wissen, sie ist ganz verändert seit Gestern.«

»Nun, doch gewiß nicht durch meine Schuld, denn wir schieden Gestern, wie immer, als die besten Freunde.«

»Hm! als die besten Freunde! Das ist's eben.«

»Was ist's eben?!« —

»Was Du wohl am besten längst weißt.«

»Hör' Lenchen, aus all diesem Gerede werd' ich nicht klug; wenn Du mir etwas zu sagen hast, so sage es rund und deutlich heraus, denn sonst versteh' ich Dich nicht.«

»Sie, — fragte Lenchen erstaunt — hättest Du denn wirklich noch nichts gemerkt?« —

»Was sollt' ich denn gemerkt haben?«

Lenchen schlug die Hände zusammen und rief: »Nein, wie kann man so vernagelt sein! — Daß sie in Dich geschossen ist!« —

»In mich geschossen? — Wer?« —

»Die Gilli Freigang.«

»Das schöne, reiche junge Mädchen? und in mich? — Warum nicht gar!« —

»Gewiß und wahrhaftig sage ich Dir.«

»Woher weißt Du das?«

»Von ihr selbst! Sie hatte sich schon verrathen, als die kokette Madame Duschek hier war, sie verging ja beinahe vor Eifersucht und jetzt leugnet sie auch nicht mehr, denn sie glaubt, Du liebtest sie auch und müßtest es nur selbst nicht.«

Mozart fand bei diesen Worten wie vom Blitz getroffen, Alles wurde ihm auf einmal klar: »Sie hat Recht,« murmelte er. — »Du glaubst also, — fuhr er nach einer Weile zu Lenchen gewendet fort — Du glaubst also, Cäcilie liebe mich, und zwar so recht von Herzensgrund?«

»Ganz gewiß, denn die ist keiner andern Liebe fähig.«

»Nun, dann thu' mir den Gefallen, — rief Mozart entschlossen — und red' kein Wort mehr davon, denn Cilli ist ein braves Mädel und ich bin kein schlechter leichtsinniger Kerl! Verstanden?«

»Ja, — sprach Lenchen — und hier Dank dafür,« sie nahm ihn beim Kopf, küßte ihn und verließ das Zimmer.

Mozart beendigte seine Arbeit anscheinend ruhig, aber im Herzen war er es nicht, denn er begriff vollkommen den hohen Werth Cäciliens und das Glück von einem solchen Weibe geliebt zu sein und es wieder zu lieben mit aller Hingebung. Aber dieses Glück blieb ihm versagt, er durfte sich seiner Neigung um so weniger hingeben, je wahrer, inniger und edler sie war.

»Wir werden unsere Sehnsucht mit hinüber nehmen!« seufzte er, an Cäciliens Worte sich erinnernd. —

IX.

Der letzte Tag war dahin gegangen, der Abend hereingebrochen; mit dem Glockenschlage 11 Uhr sollte der Postwagen, mit welchem Mozart seine Heimreise anzutreten beabsichtigte, in dem alten Posthause, ohnfern der Thomasschule abgehen. — In dem großen Gesellschaftszimmer des Vater Doles hatten sich Mozarts Freunde noch einmal versammelt, Mozart saß mitten unter ihnen, Alle waren still und traurig und selbst der köstlich duftende Punsch konnte sie nicht zur Heiterkeit stimmen, obgleich Lenchen sich bei der Bereitung desselben übertroffen hatte und nicht unterließ die Gläser fleißig zu füllen.

Mozart allein schien ausgelassen lustig, schwatzte, lachte und neckte die Andern, daß sie sich so pimperlich gebehrdeten. »Was ist's denn weiter! — rief er — wir kommen und gehen, finden und werden! Alte Geschichten! Seid lustig.«

»Werden wir uns wiedersehen?« — fragte kummervoll Vater Doles.

»Meine arme Cilli sitzt zu Hause und weint bitterlich, — sagte Herr Freigang — es geht ihr gar zu nahe, daß sie ihren lieben Meister Mozart verlieren soll.«

»Ich bin auch ihr Lehrmeister, — brummte Hiller — und er hat mich bei ihr ausgestochen, aber ich grolle mich wahrhaftig nicht daraus, wieder Hahn im Korbe bei ihr zu werden, sondern wollte, er bliebe lieber immer hier.«

»Die Lage — sagte Herr Wendler — wird Ihre schönen Gesänge als ein ewig thenres Denkmal aufbewahren.«

»O, — rief Mozart — wollen wir uns denn die letzte Stunde, die wir noch beisammen sind, durch Klagen verbittern? Eingedenk, Lenchen! Bruder Wendler und Freigang zeigt's den Andern, wie man auf gut Glück Feuer geben muß, drei Mal drei! Husse!« Er leerte sein Glas nach Maurerweise, schwang es und stieß es sodann mit Gewalt auf den Tisch, daß das Glas in Scherben zersplitterte. »Hu, — murmelte Mozart — ich vergaß, daß dies keine Logengerechte sind! — Ein neues Glas, Lenchen! — Glück und Glas, wie bald bricht das!«

Lenchen brachte ihm ein neues Glas und er munterte die Andern zum Trinken auf.

»Mozart, wollen Sie mir eine Bitte gewähren?« fragte Hiller. —

»Was ist's?« —

»Wir können doch wirklich nicht sagen, ob wir uns im Leben wiedersehen werden.«

»Wieder die alte Melodie?«

»Schreiben Sie mir Etwas zum Andenken.«

»Ich habe Heute mehr Lust zum Trinken als zum Schreiben. Lenchen, jedes Glas Deines Punsches ist einen Kuß werth! Nein' mir alle Gläser die ich austrinke, damit ich Dir keinen Kuß zu wenig geb'.«

»Nur eine Kleinigkeit — bat Hiller — schreiben Sie mir.« —

»Hiller, Du bist ein Quälgeist erster Klasse, aber sei's darum; Friedrich, geben Sie mir ein Blatt Notenpapier und Feder und Tinte.«

Friedrich brachte das Verlangte herbei. — Mozart schrieb eifrig, nach einigen Minuten war er fertig, zerschnitt den Bogen in mehre kleinere Blätter und vertheilte diese, indem er sprach: Friedrich und Hiller Basso Primo, Freigang und ich Basso Secondo, Vater Doles und Wendler Tenori, Lenchen Alto. Jetzt singt mir die erste Stelle.«

Man erfüllte Mozart's Verlangen und es fand sich, daß es ein Canon ohne Worte von außerordentlich ergreifender wehmüthiger Melodie war, die in langen Noten ging.

»Nun singt's auch die zweite Melodie.«

Man sang auch diese; es war ebenfalls ein Canon in raschen hüpfenden Noten von äußerst barocken Charakter.

»Ah! — rief Hiller — das ist wieder ein Meisterstück, seht nur! man kann wahrhaftig beide Canons auf einmal singen!« —

»Freilich — lachte Mozart — und so wollen wir sie jetzt auch singen. Aber ich muß erst den Text dazu schreiben. Er ließ sich die Blätter zurückgeben, schrieb auf jedes Einzelne die Textworte und vertheilte sie dann auf's Neue.

»Nun aufgepaßt!« rief er, und gab das Zeichen zum Anfang. — Und in rührend-ergreifender Weise begannen Adagio Alt, Tenore und Bässe:

»Lebt wohl — lebt wohl, wir sehn uns wieder.

Auf Wiedersehn! — Lebt wohl, lebt wohl!«

Doch als zum zweiten Mal sich dieser herrliche Gesang wiederholte, fuhren Mozart und Hiller mit ihren gurrenden Bässen in Achtelnoten polternd dazwischen:

»Na, un denk's noch gar am End' wie alte Weiber,

O, o, daß dich! — daß dich der Teufel hol'!«

Rochlitz, der zuerst diese Anekdote erzählt und der den Canon mitgesungen hatte, äußert sich: Es ist gar nicht zu sagen, welche eigene tieferschütternde und zugleich humoristische Wirkung der Vortrag dieses Doppelcanons hervorbrachte, man wurde erschüttert, mußte lachen und empfand doch zugleich Etwas, was sich nicht anders als mit Grausen bezeichnen läßt. — Mozart selber schien mächtig davon ergriffen, er sprang sich zum Lachen, ergriff ein Glas Punsch und rollte

ed hinabstürzen, — da schlug die Uhr und zugleich ertönte ein Posthorn; — schaudernd setzte Mozart das Glas, ohne getrunken zu haben, nieder ab, griff nach Hut und Mantel und stürmte mit dem kurzen Ruf: „Lebt wohl!“ aus dem Zimmer die Treppe hinab, nur von Friedrich gefolgt.

Die Zurückgebliebenen sahen erblaßt, regungslos und schweigend da, bis ein neuer Posthornruf sie aufschreckte. Jetzt sprangen Freigang, Wendler und Hiller von ihren Stühlen auf, sie wollten hinabeilen, um ihren Freund noch einmal zu sehen. — Da erklang das Posthorn zum dritten Male, zugleich wurde das Rasseln eines Wagens auf dem Steinpflaster hörbar.

„Wir kommen zu spät, — sprach Wendler wehmüthig — wir treffen unsern Mozart nicht mehr.“

Der gleich darauf eintretende Friedrich bestätigte dieses.

Im Herbste desselben Jahres trugen sie den Vater Doles hinaus nach dem Johannes-Kirchhofe. Adam Hiller ward sein Nachfolger an der Thomasschule.

X.

Die Weihnachtszeit des Jahres 1791 war heran gekommen, in wenigen Tagen sollte das schöne Fest begangen werden und Lenchen, seit anderthalb Jahren die glückliche Gattin eines jungen Leipziger Kaufmanns und Mutter eines lieblichen Knaben, der in der Taufe den Namen Wolfgang erhalten hatte, war eben vom Christmarkt zurückgekehrt, beschäftigt die für ihren Gatten und ihren kleinen Liebling eingekauften Geschenke zu ordnen, als — es dämmerte bereits und ein arges Schneewetter war losgebrochen — heftig an die Hausthürklingel gelärmt wurde.

„Ei, wer mag bei diesem bösen Wetter mich besuchen wollen?“ fragte sich Lenchen, als die Zimmerthür geöffnet wurde und ohne Hut und Mantel Cäcilie Freigang in das Zimmer stürzte.

„Jesus Christus, Cilli! — rief, zum Tode erschrocken, Lenchen, — was hast Du? — was ist Dir? — Hat sich ein Unglück zugetragen?“

„Lies, lies!“ — stöhnte erschöpft Cäcilie, reichte ihr ein Zeitungsblatt und sank, das Gesicht in beide Hände bergend, in einen Sessel.

Lenchen wußte sich erst gar nicht zu erklären, was denn in einem Wiener Zeitungsblatte, das die gewöhnlichen politischen Nachrichten enthielt, stehen könne, um ihre Freundin so gewaltig aufzuregen, als ihr Blick auf die letzte Columne des Blattes fiel, wo ihr denn freilich alles auf einmal begreiflich wurde. Es befand sich nemlich auf der erwähnten letzten Columne folgende Nachricht:

„In der Nacht vom 4ten auf den 5ten December verstarb in noch nicht ganz vollendetem 35sten Lebensjahre in seiner Wohnung, Rauhensteingasse No 949 in dem sogenannten Kayserhause, Herr Wolfgang Amadeus Mozart, wirklicher k. k. Kapellmeister und Musikdirektor an St. Stephans Dome, so wie auch Ritter vom Orden des goldenen Sporns. Die Leiche desselben wurde nach vorhergegangener kirchlicher Einsegnung zu St. Stephan, am Neuen dieses auf dem neuen Friedhofe außerhalb der St. Marxer Linie zur Erde bestattet. Herr Mozart hinterläßt eine junge Wittwe und zwei Söhne, von denen der jüngste erst sechs Monate zählt. — Seine zahlreichen Freunde haben dahin gemußt, daß derselbe hier wie in Prag als auch in Salzburg, seinem Geburtsorte, die üblichen Exequien für ihn in feierlicher Weise abgehalten werden; für Wien ist dazu außer der Metternele von St. Stephan, auch noch die St. Karlskirche auf der Wieden anberaumt. — Wie man vernimmt, so hat der Verstorbene, außer anderen höchst werthvollen Compositionen, auch noch die Partitur einer erst kurz vor seinem Tode vollendeten Seelenmesse hinterlassen.“

* * *

Im Frühling des Jahres 1792 folgte Lenchen weinend dem Sarge ihrer Freundin Cäcilie Freigang. Sie ruht neben dem Vater Doles. — Sie hatte ihre Sehnsucht mit sich hinübergenommen. —

Nachschrift.

Ich würde nicht so anmaßend gewesen sein, meinen „Vater Doles und seine Freunde“ (welches meine erste Arbeit in diesem Genre war) noch einmal und zwar in dem Mozart-Album abdrucken zu lassen, wäre ich nicht von Freunden der Kunst dazu aufgefordert worden, welche meinten, eben der Vater Doles dürfe der Vollständigkeit halber in einem auf Mozart bezüglichen Novellenkranz nicht fehlen. Ich konnte mich aber auch nicht überwinden, diese Novelle in ihrer ersten unveränderten Gestalt wiederzugeben, in der sie zuerst im ersten Jahrgange der Schumann'schen Neuen Leipziger Musikzeitung, sodann im ersten Bande meiner Kunstnovellen erschien, der vielen Nachdrucke nicht zu gedenken. Ich schrieb lieber das Ganze aus dem Gedächtnisse noch einmal, so daß es jetzt nicht nur wesentlich vermehrt, sondern, wie ich hoffe, auch verbessert erscheint.

Uebrigens sind weder Lenchen noch Cäcilie erdichtete Personen; ob Letztere schon 1792 starb, kann ich freilich nicht mit Gewißheit angeben, wohl aber weiß ich, daß die Dame noch sehr jung und unvermählt starb und die zu ihrem frühen Ende die Trauerkleider trug, welche sie beim Empfang der Nachricht von Mozarts Tode anlegte.

Eine noch in Leipzig lebende Kunstfreundin, welche aber keine Cäcilie ist, nannte dieses nach, als Mendelsohn-Bartholdy starb; es machte aber nur einen Effekt, wie ihn jede Nachahmung macht.

XVI. Mozarts Stationen in und um Wien ꝛc. ꝛc.

„Die Stelle, die ein guter Mensch betrat,
Die bleibt geweiht für alle Zeiten.“ Goethe.

Inhalt: 1) Das Theater im Stadtrondeaugischen Freihause. — 2) Mozarts Lieblingspunkte in und um Wien: Die Brühl, Mödling, das Kärthnerthor, Ober- und Unter-Döbling, Gneixendorf, Kahlenbergerdorf, Klosterneuburg, Dornbach ꝛc. — 3) Mozarts goldne Uhr, Mozarts letzter Rock und seine Schicksale. — 4) Mozarts Liebesabenteuer in Wien. Mademoiselle Ulrich. — 5) Mozart als Lustspieldichter. Als Uebersetzer seines Don Giovanni. Mozarts Sohn und sein Feuerkreuz. — 6) Notizen über die Aufführungen des Don Giovanni in Dresden und Wien ꝛc. — Benutzung des Prager Orchesters zu Mozarts Zeit ꝛc. — Schlußwort.

1.

Auf meiner Rückkehr von Wien in meine nordische Heimath verweilte ich nur zwei Tage in Weimar, aber dennoch unterließ ich nicht alle jene Punkte in der Stadt und in ihrer Umgebung aufzusuchen, von denen ich wußte: hier wandelte Goethe oft und gern, oder: hier ist's, wo ihm dieser oder jener sächsische Einfall kam, welchen er sofort sich notirte, um ihn daheim in seinem kleinen schmucklosen Arbeitszimmer — das noch bei seinen Lebenszeiten bebauet zu haben, mein größester Stolz ist, weil dieses nur sehr Wenigen zu Theil geworden — auszubilden zu herrlichen unvergänglichen Werken.

Sollte ich in Bezug auf Mozart, während eines fast zehnjährigen Aufenthalts in Wien, versäumt haben, was mir in Bezug auf Goethe bei meiner Durchreis durch Weimar als erstes dringendstes Bedürfniß galt? —

Das wird Niemand glauben, der mich nur halbwegs kennt und ich darf mich rühmen: ich war, so lange ich in Wien lebte, unermüdlich im Aufsuchen alles Dessen, was in irgend einer Beziehung zu Mozart gestanden hatte, und verlor auch da den Muth noch nicht, wo mein wackerer Freund Aloys Fuchs oft schon daran verzweifelte, eine aufgefundene Spur weiter verfolgen zu können.

Das hält denn freilich mit jedem Jahre schwerer, denn die in Wien grassirende Wuth, Ins tragende Neubauten im colossalsten Maaßstabe aufzuführen, schließt jede Pietät gegen historisch merkwürdige Gebäude und Plätze aus. Noch vorigen Jahre und von der alten innern Stadt Wien existirt vielleicht nichts mehr als der St. Stephans Dom, die Mariensäule auf dem Graben und die kaiserliche Hofburg, und wer will sagen, wie sehr selbst Letztere in dieser Zeit ihre jetzige Gestalt verändert hat? —

In der innern Stadt ist denn auch die Ausbeute für Solche, welche Mozarts Lieblingsplätze aufsuchen wollen, sehr gering. Das Haus, in welchem er zuletzt wohnte und starb, ist, nebst drei daranstoßenden Häusern, niedergerissen und an die Stelle derselben hat ein reicher Judenhausspeculant, Herr von Gabriani, ein Monstrum von einem Judenhause, den „Mozarthof“ aufführen lassen. Ich habe dieses neue Haus, so oft ich durch die Rauhensteingasse ging, nie ohne Grimm betrachten können.

Das Gasthaus „Zur Schnecke“ auf dem Peter, existirt noch so ziemlich in seiner alten Gestalt, auch jenes Dachstübchen, das ich in der Novelle: „Die Entführung aus dem Auge Gottes“ beschrieben habe, findet sich noch vor, dagegen ist das poetische „Auge Gottes“, vis à vis der Schnecke, aus welchem Mozart seine Constanze entführte, schändlicherweise zum Polizeibureau umgewandelt und im Innern durchaus umgebaut, so daß man vergebens nach Constanzens Zimmer sucht. — Auch die schöne Wienerin am Steck im Eisentag wurde während meines Aufenthaltes in Wien durchaus umgebaut, ebenso Glucks Wohnhaus in der Kärthnerstraße. So bleibt denn in der innern Stadt nichts mehr zu betrachten, was an Mozart erinnert, als jener Fleck von dem Hauptchore in St. Stephan, wo noch heute über jede christkatholische Leiche, die im Pfarrbezirke stirbt, vor der Beerdigung der priesterliche Segen gesprochen wird; ob dieses bei Mozarts Leiche der Fall gewesen, darüber gab es lange viel Streit, — denn bekanntlich hatte ihm ein Priester die letzte Oelung verweigert, weil er selbst ihn nicht hatte rufen lassen, indeß da Mozart in der Kleidung der Begräbniß-Brüderschaft, der er angehörte, begraben wurde, so ist anzunehmen, daß man ihn doch nicht ohne priesterlichen Segen in die allgemeine Grube, wo er seine letzte Ruhestätte fand, wird verscharrt haben. —

Bessere Ausbeute finden die Freunde Mozarts in den Vorstädten. In der Vorstadt Landstraße, und zwar in der Hauptstraße, welche zur St. Marxer Linie führt, finden wir das Haus „Zur goldnen Birn“, im zweiten Stock desselben wohnte Mozart, ehe er das Haus in der Rauhensteingasse bezog. — Vor der St. Marxer Linie befindet sich der darnach benannte Friedhof mit Mozarts Grabstätte. Die Stelle wenigstens ist authentisch und ich zeichnete das Grab im Jahre 1847, in seiner damaligen Gestalt, für meine hochverehrte Freundin, Frau von Hasselt-Barth, welche im Sinne hatte, diesen Fleck zu kaufen und ein Mozarts würdiges Grabmal darauf errichten zu lassen. Leider ward ihr schöner Plan durch die im März des folgenden Jahres ausbrechende Revolution und ihrem bald darauf von Wien statt findenden Abgang vereitelt.

Ob nun sowohl das Grab als auch die nächste Umgebung

desselben noch ihre damalige Gestalt bewahrt haben, weiß ich nicht, bezweifle es aber sehr; denn während der Belagerung Wiens durch die kaiserlichen Truppen hausten die Croaten und Serezaner Hellachics auf abscheuliche Weise daselbst, da ist es denn wohl sehr möglich, daß auch das prächtige, im ägyptischen Style gebaute Grabmal, vis à vis des überaus beschränkten Mozart'schen Grabes, zerstört wurde. Für meine Leser stehe hier die historische Notiz, daß das prunkende Grabgewölbe, das einem ägyptischen Tempel glich, die sterblichen Ueberreste eines bürgerlichen wiener Wurstverzengers, Namens Nepomuc Pedlaczek, barg, der etwa zu derselben Zeit, wie unser Mozart, beerdigt wurde. Ich muß noch immer lachen, wenn ich des klägliches Gesichtes gedenke, mit welchem Freund Fuchs mich kopfschüttelnd ansah, als wir die Inschrift dieses Grabes gelesen hatten.

Folge mir jetzt, lieber Leser, wieder nach der Vorstadt an der Wien, hinter der Bärenmühle. Zwischen dieser Bärenmühle und dem Tandelmarkte dehnt sich ein großer Platz aus, der Raich- und Ottmarkt genannt. Fast die ganze, der Stadt zugekehrte Breite dieses sehr großen Platzes wird von einem ungeheuren Häuserkoloß eingenommen, dieser Häuserkoloß ist das berühmte Gräflich Stahrembergʼsche Freihaus, in dessen Ringmauern die kleine Holsteinische Stadt Krempe sammt ihrem Kirchhofe bequem Platz fände. In der That: treten wir durch das Hauptthor des Hauses, so glauben wir uns in eine eigene kleine Stadt versetzt, denn es fehlt daselbst weder an eine Kirche, noch an freien Plätzen mit Baumgängen, Caffee- und Wendhäusern, Brunnen und Kaufläden, Biergärten und Werkstätten. — Ich weiß nicht mehr genau, wie viele von einander abgesonderte Höfe das Stahrembergʼsche Freihaus hat, jeder derselben bildet ein eignes Quartier, das einem geräumigen mit Häusern umgebenen Marktplatz gleicht. Mit einem Worte: das Stahrembergʼsche Freihaus ist das größte Zinshaus Wiens und das will Etwas sagen, wenn man weiß daß der Trattnerhof am Graben (in der innern Stadt) seinen Besitzern mit jeder Minute 1 Ducaten Zins einbringt.

Freund Fuchs hatte mir schon früher gesagt, daß sich im Stahrembergʼschen Freihause das alte Theater an der Wien befunden habe, daß es aber zu Anfang dieses Jahrhunderts abgebrochen worden sei. Ich stellte mir demnach vor, es werde sich wohl in dem der Stadt zugekehrten Fronthgebäude befunden haben. Ein glücklicher Zufall jedoch belehrte mich eines bessern. — Kurze Zeit darnach nemlich, nachdem ich für Frau von Hasselt-Barth die Mozart'sche Grabstätte gezeichnet hatte, begegnet mir eines Tages ganz unvermuthet mein Halbbruder, der in Hamburg verstorbene Schauspieler, Fritz Burmeister aus Dresden. Er war nach Wien gekommen, um ein Engagement bei dem nun auch längst verstorbenen Franz Pokorny, Director und Eigenthümer des Theaters an der Wien, anzutreten, und hatte seine Wohnung im Stahrembergischen Freihause genommen, wo ich ihn besuchte.

Die Kränklichkeit meines armen Fritz hatte damals schon einen bedeutenden Grad erreicht und in seiner melancholischen Stimmung gefiel es sich durchaus nicht in dem damals noch so heiteren und lebenslustigen Wien, so daß er mir sagte, er wolle sein Engagement lieber gar nicht erst antreten, sondern nur gleich wieder nach Dresden und von da nach Hamburg gehen, wo er unter Schmidt und Lebrün engagirt gewesen war. Ich, der ich unter dem schönen südlichen Himmel, dem fröhlichen Künstlervolke und reizenden Frauen Wiens sogleich heimisch geworden war, bot Alles auf, ihm diesen Gedanken auszureden; ich sagte ihm: welch ein prächtiger Ort Wien für einen Künstler sei, welcher gute Studien machen wolle, welche große Erinnerungen sich namentlich für den dramatischen Künstler an Wien knüpften.

»Ja, du haben's Recht, — rief hier meines Bruders Wirthin, eine freundliche, ehrbare Matrone, welche so eben unsere Jause, will sagen, unsern Nachmittags-Caffee bereitbrachte. — Ja, du haben's Recht! es giebt nur a Wien und wer hier eine Zeitlang lebt hat, gedenkt gewiß immer mit Freud' daran; schauen's! ich bin hier im Freihaus geboren, dort auf der Stell' wo Ihr Bett steht. So lang' bis ich mich mit meinem Seeligen verheirathet hab', bin ich mit meinen Aeltern hier gewohnt, und als mein Seliger gestorben ist und meine Aeltern schon längst todt waren, bin ich wieder in daselbe Logis gegen; denn ich hab' meine Freud' daran, auf meinem Zenster noch immer das alte Wiedener Komödienhaus anzuschau'n, wo ich als Kind zuerst die Zauberflöt' mit angehört hab'.«

»Wie? — rief ich, in die Höhe springend, — das alte Wiedener Theater? das ist ja zu Anfang dieses Jahrhunderts abgebrochen worden.«

»Ja, freilich inwendig, — versetzte die Frau, — und auch so weit es von Holz aufbaut war, haben's abgetragen, aber das Mauerwerk mit all' denen Thüren steht noch da im Hof.« Damit deutete sie durchs Fenster auf ein mir wohlbekanntes Stall- und Wagengebäude.

»Wie? — fragte ich erstaunt, — das wäre —«

»Das alte Wiedener Komödienhaus! — bestätigte die Alte. — Freilich hat's früher anders und stattlicher ausgeschaut als anjetzt, obgleich's, wie gesagt, über dem noch stehenden Mauerwerk nur von Holzwerk war, aber inwendig war es gar sauber, mit schönen Maschinerien und Zingwerken, so daß sich die Zauberflöt' wunderbüdsch drin angenommen hat. Der alte Schikaneder war wohl recht dumm, daß ihm dies Haus nöt mehr gut genug war, und er das Prachthäusel auf der Laimgrube baut hat. Von Stund an wollt ihm nichts mehr glücken, trotz dem Papagenothur, und er ist endlich als ein armer Mann in Grund gegangen; die Leut' sagen: er hätt es an Herrn von Mozart verdient, ob's wahr ist, weiß ich nöt, denn ich war noch zu jung, als der Herr von Mozart gestorben ist.«

So oft mich mein Weg später durch das Stahrembergische Freihaus führte, hielt ich meine Schritte unwillkürlich an, wenn ich bei den Ringmauern jenes Hauses vorüber kam, in welchem zum ersten Male die Ouvertüre aller Ouvertüren, die erhabenen Priesterchöre und Papagenos lustige Weisen erklangen. Das Mauerwerk erhebt sich freilich nur noch wenig über Mannshöhe, ist mit einem Nothdache versehen und durch verschiedartige Anbauten und Schmutz verunstaltet, dennoch ist bei näherer Betrachtung seine frühere Bestimmung für den mit der Einrichtung älterer Schauspielhäuser Bekannten nicht zu verkennen und mir wollte durchaus der Gedanke nicht aus dem Sinne: ich hätte das Gebäude in seiner ursprünglichen

Gestalt — nicht im Bilde sondern wirklich gesehen, wo? dessen konnte ich mich freilich nicht entsinnen; in Wien, welches ich zum ersten Male nicht vor dem Jahre 1820 sah, konnte es nicht gewesen sein und dennoch — keine Abbildung des alten Hauses existirt meines Wissens und auch im Traume hatte ich es nicht gesehen. — Erst sechs Jahre später als ich in meine Vaterstadt Flensburg zurückkehrte, sollte sich mir das Räthsel lösen: denn siehe da, das auf dem Dingplatze hinter dem Rathhause belegene Schauspielhaus erinnerte mich sogleich beim ersten Anblick an das alte Wiedener Theater; wenigstens ist das Mauerwerk, die Stellung seiner Thüren und Fenster, ja sogar die Anzahl derselben völlig dem gleich, was noch von dem alten Wiedener Theater existirt, so wie denn auch der obere Theil desselben bis zum Dache durchaus aus Holzwerk aufgeführt ist. Es ist nichts wahrscheinlicher, als daß der Erbauer des Flensburger Schauspielhauses das alte Wiedener Theater gekannt und das seinige nach dem allerdings eben so zweckmäßigen als verhältnißmäßig weniger kostspieligen Plane ausführte.

In dem Erdgeschosse der der Karlskirche zugekehrten Ecke des Stahrenberg'schen Freihauses befindet sich ein Gasthaus, wo vortrefflicher österreichischer Landwein zu bekommen ist. Hier soll Mozart noch zuletzt mit Schikaneder verkehrt haben, als der Weg nach Altlerchenfeld in die „blaue Flasche“ für ihn schon zu anstrengend war. Schikaneder besuchte noch lange nach Mozarts Tode diese Wirthschaft und es leben noch genug ältere Stammgäste, die sich des dicken, früher so drolligen und später in Melancholie und Wahnsinn verfallenen „Papagenospielers“ erinnern.

2.

Mozart war ein großer Freund der Natur und den Sommer über litt es ihn gewöhnlich nicht in der Stadt; da ihm aber sein Einkommen und das leidige Stundengeben nicht erlaubten, sich eine eigene Sommerwohnung außerhalb der Linien zu miethen, so mußten ihn an freien Tagen, das heißt wenn das Wetter gut war, kleine Ausflüge in Wiens nächste Umgebung als Erholung dienen.

Konnte seine liebe, oft kränkelnde Constanze ihn nicht begleiten, so unternahm er solche Ausflüge mit guten Freunden, z. B.: mit Haydn, seinem Schwager Hofer, da Ponte, den Sängern Schack, Adamberger, Peperl, welchem Letzteren, einem ehrlichen Bayer, er in seinem Canon „O du eselhafter Peperl!“ ein ergötzliches Denkmal setzte. Manchmal begleitete ihn auch sein Lieblingsschüler Süßmeyer oder Johannes Schenk, — meistens jedoch unternahm er solche Ausflüge allein zu Pferde, und er soll ein eben so gewandter Reiter als ausgezeichneter Tänzer gewesen sein.

Auf seinen einsamen Ausflügen gelangte er dann auch am weitesten, d. h. bis in die Brühl, oder in's Kahlengebirge, sonst war gewöhnlich Dornbach mit seiner reizend gelegenen Mühle, Ober- und Unter-Döbling, Schönbrunn, und zur Zeit der Weinlese Grinzing und Nußdorf, bis Klosterneuburg hinab, das Ziel seiner Excursionen. Auch das Dorf Währing, auf dessen Friedhofe u. A. jetzt Beethoven, Schubert und Goethe's früh verstorbene Enkelin Alma ruhen, ward von Mozart fleißig besucht. Einen Sommer lang soll er in dem Gräflich Kaunitz'schen Garten in der Mariahilfer Vorstadt gewohnt und dort zum größten Theil seinen Figaro componirt haben. Wie dem auch sei, von seinem Ausfluge kehrte Mozart ohne reiche Ausbeute für sein Notizenbuch zurück, und ich wollte darauf schwören, daß wir das göttliche Knabentrio, zu Anfang des zweiten Finales der Zauberflöte, einem Sonnenaufgangsmorgen in der Brühl verdanken, denn wenn auch Mozart durchaus nichts von sogenannten Naturmalereien, wie Haydn sie in seinen Jahreszeiten und Beethoven in der Pastoral-Symphonie anbrachte, hielt, sondern sich, und ich glaube mit Recht, darüber lustig machte, so ist doch auch unverkennbar, wie sehr er es liebte, in großartiger ächtkünstlerischer Auffassung, in seinen Compositionen zu rechter Zeit und am rechten Orte in Tönen das auszudrücken, was er beim Anschauen irgend eines lieblichen, erhabenen, oder furchtbaren Naturereignisses empfunden. Mir dünkt, daß dies die einzige ächt künstlerische Art ist, wie ein Componist Natur-Ereignisse schildern soll; wer darüber hinaus geht, verfällt nur zu leicht in's Kleinliche, Läppische und gradezu Geschmacklose, wie es namentlich Beethoven zu wiederholten Malen passirte.

Verhinderten es aber auch Mozart's Verhältnisse in Wien nur zu oft, Ausflüge in die Umgegend zu machen, so verging doch selten ein Morgen, ohne daß er einen Spaziergang in den Prater oder in den Augarten gemacht hätte, wenn das Wetter es nur einigermaßen zuließ. Er unternahm diese Spaziergänge immer sehr früh, wenn seine Frau noch schlief, aber nie ohne ihr einige Zeilen hinterlassen zu haben, in denen er ihr einen guten Morgen wünschte und ihr Verhaltungsregeln vorschrieb, die alle darauf hinausliefen, daß sie ihre Gesundheit schonen, sich nicht anstrengen, nichts Schweres heben solle und dergleichen mehr.

„Er war gar zu lieb und gut!“ war immer der Schluß der Mittheilungen seiner Wittwe und seiner Schwester, wenn sie von ihm erzählten.

3.

„Er war gar zu gut!“ war auch der Refrain des alten Wirthes „zur blauen Flasche“, der ein Bursche von etwa 14 bis 15 Jahren war, als Mozart starb. „Einmal — erzählte er mir — hatte der Mozart eine kostbare goldne Uhr mit einer goldnen Kette von Prag mitgebracht; ein gar vornehmer Herr (wahrscheinlich Graf Thun) hatte sie ihm zum Präsent gemacht, und als er nun wieder zu uns kam, zeigte er sie meinem Vater und den Gästen. Alle lobten die kostbare Uhr, besonders mein Alter; da sagte der Mozart zu ihm: „Gefällt sie Dir so sehr, so behalt' sie, ich schenk' sie Dir!“ Natürlich nahm mein Vater die Uhr nöt an, aber es kostete ihm viele Mühe, dem Mozart begreiflich zu machen, daß er ein so kostbares Geschenk eines hohen Herrn nicht wieder verschenken dürfe. Er behielt sie aber doch nicht lange, denn nach einigen Wochen hatte ihn richtig der liederliche Clarinettist Stadler (um's Himmels Willen nicht mit dem edlen ehrwürdigen Abt Stadler zu verwechseln!) darum geprellt, nachdem ihn Mozart gewiß zehnmal bei meinem Vater ausgelöst hatte; das hinderte aber den Mozart nicht, ihn auch ferner an seinem Tische essen zu lassen, ihn zu kleiden, mit

Geld zu vertreiben und ihn endlich, weil er's in Wien gar zu toll getrieben hatte, mit Empfehlungen nach Prag, Dresden und Berlin zu adressiren; denn so ein liederlicher nichtswürdiger Kerl dieser Stadeler auch war, so war er doch zugleich auch ein ausgezeichneter Musikant und behandelte sein Instrument wie ein ganzer Meister. Der Mozart componirte für ihn ein wunderschönes Clarinett-Concert, das er ihm, als er von Wien ging, schenkte. Natürlich, daß der Stadeler es sogleich an einen Musikverleger für schweres Geld verkaufte; der Mozart bekam keinen Kreuzer für seine schöne Arbeit.«

»Als der Mozart gestorben war, wurden alle seine Kleider verkauft. — Mein Vater erstand davon für mich einen schönen lichtbraunen Leibrock mit goldübersponnenen Knöpfen und einem schwarzen Sammetkragen; damit bin ich mehrere Jahre an Sonn- und Feiertagen herumspolirt und meine Kameraden hatten nicht wenig Respekt vor mir, denn sie wußten Alle, daß der Mozart den Rock getragen hatte, und seit die »Zauberflöte« aufgeführt war, kannte ihn jedes Kind in Wien. Die Leute schrieen und weinten vor Schmerz vor seinem Hause, als es früh am 5. December 1791 bekannt wurde: in der vergangenen Nacht ist unser guter Mozart gestorben! — Mozarts Rock paßte mir ganz gut, denn ich war damals schon ein großer starker Junge für mein Alter; als er mir zu enge wurde — denn Mozart war nur ein kleiner schmächtiger Mensch — war der Rock noch ganz gut und da hab' ich ihn, weil der Mozart unterdessen in der ganzen Welt so berühmt wurde, viele Jahre wie ein Heiligthum aufbewahrt, bis mir ihn Anno 9 ein verflachter Franzose, als sie von Wien wieder abzogen, stahl und mit fortnahm. Ich würde jetzt hundert Gulden d'rum geben, wenn ich den Rock wieder bekommen könnte. Aber Gott weiß, wo der verwünschte Franzose ihn verlumpt hat.«

Mozart konnte oft sehr ernst sein, finster nie! — und Keiner der ihn kannte entsann sich, ihn jemals zornig gesehen zu haben. »Der Lump!« war das Schlimmste, was er über irgend einen Menschen aussprach, der ihn wohl recht tief gekränkt oder recht arg betrogen hatte. Das hinderte ihn aber nicht, demselben Menschen sich schon am nächsten Tage, seinem eigenen Vortheil entgegen, gefällig zu erweisen, wenn Jener Unverschämtheit genug besaß ihn darum zu bitten. Niemand trieb es in dieser Hinsicht ärger mit Mozart als der schon erwähnte Clarinettist Stadeler und Schikaneder, und Mozart — blieb Beiden ein treuer, rettender Freund bis zum letzten Augenblick seines Lebens.

4.

Mozart war ein liebevoller Gatte und Vater, aber von Haus aus nicht unempfänglich für weibliche Schönheit. Die mehrere Jahre anhaltende Kränklichkeit seiner Frau nach einem schweren Wochenbette, so wie seine Stellung den Theatern Wiens gegenüber — endlich die Unwiderstehlichkeit der schönen Wienerinnen, wenn sie es darauf anlegen, einem armen Ehemann den Kopf zu verrücken, mögen unsern Mozart entschuldigen, wenn er sich bedeutend kleine Untreuen gegen seine Constanze im Laufe der Zeit zu Schulden kommen ließ. — Lieber Himmel! ich weiß es aus eigener langjähriger Erfahrung, wie schwer es in Wien hält, den reizenden Nannerl's, Kathi's, Pepi's, Juliel's, Stanzerl's und Mariandel's gegenüber die Rolle des keuschen Joseph durchzuführen. Exempla sunt odiosa! — Von Mozarts Liebesabenteuern existiren eine Menge ergötzlicher Geschichten, und Mademoiselle Uhlich, (Diejenige, für welche er die Pamina schrieb und die in diesem Augenblick, wo ich dieses schreibe, noch als hochbetagte Mademoiselle in Wien lebt) war, wenn ich sie auf dieses Kapitel brachte, nicht eben besonders gut auf Mozart zu sprechen. »Er war halt schlimm, — sagte sie — ich hab' mich oft genug über ihn geärgert!« und auf die Damen Gavaglieri, Bondini und Tuscheck hatte sie, obgleich alle schon über ein halbes Menschenalter lang im Grabe ruhten, noch immer eine specielle Malice. —

Mit der hübschen Madame Bondini, der ersten und, wie Don Juan Bassi mit oft versicherte, später unerreichten Zerline und Susanne, scheint Mozarts Verhältniß von besonderer Dauer gewesen zu sein; jene Sängerin aber, für welche er seine Donna Anna schrieb, hätte es beinahe ganz mit ihm verdorben, als sie sich nach der Aufführung des Don Juan die Aeußerung erlaubte: »Dieser Herr Mozart ist wahrlich ein großer Mann, trotz seiner kleinen unansehnlichen Gestalt.« Zerline-Bondini, welche vielleicht in der Donna Anna eine gefährliche Nebenbuhlerin witterte, hatte nichts Eiligeres zu thun, als diese Worte der Saporiti Mozart zu hinterbringen, und dieser gerieth außer sich, denn er hielt sich für hübsch, war besonders stolz auf sein in der That schön geformtes Bein und seine kleinen zierlichen Hände und Füße. Wirklich hätte auch Mozart für schön gelten können, wäre er nicht so klein und schmächtig gewesen, wodurch sein Kopf etwas zu groß für seinen Körper erschien. — Indessen ist es bekannt, daß eine kleine Körperbildung kein Hinderniß für einen Mann ist, selbst bei großen Damen Glück zu machen, und Mozart scheint jedenfalls seltener Ursache gehabt zu haben, sich über die Grausamkeit der schönen Wienerinnen zu beklagen, als dieses Beethoven *) mit nur allzu vielem Rechte konnte.

Der Tenorist Schack, für welchen Mozart den Tamino schrieb, war ebenfalls Componist, unter seinen Opern waren besonders »die beiden Antone, oder der dumme Gärtnerbursche« ihrer Zeit beliebt; wenn Mozart Schack besuchte, so setzte er sich oft an dessen Arbeitstisch und schrieb zum Zeitvertreib diese oder jene Nummer, welche er eben im Textbuche aufgeschlagen fand. Der alte Gyrowetz sprach die Ueberzeugung aus: daß namentlich in den »beiden Antons« die Mozart'schen Zeitvertreibe sehr merkbar seien und daß die beiden Favorit-Arien: »Einst verliebte sich ein Jüngling« und »O Jerum, o Jerum, die Gräfin ist mein!« ganz von Mozart herrührten. **)

*) Beethoven, so sehr sein Genie von den Wienerinnen verehrt wurde und so theilnehmend und vorzeitig sie sich in anderer Hinsicht gegen ihn bezeigten, hatte doch in der Liebe nur das geringste Glück, sondern erhielt sogar einmal von schöner Hand, für eine erwarb ungeschickte Liebeserklärung, eine derbe Ohrfeige.

**) Schack's Operette »Die beiden Antone« war die erste Oper, die ich hörte; ich war damals ein Bursche von 12 Jahren. Die Melodie der Arie: O Jerum u. empfinde mein jungen Gemüth so, daß ich noch jetzt nach 45 Jahren der Melodie, obgleich ich dieselbe nicht wieder gehört, nicht vergessen habe.

Der Herausgeber.

Der von Mozart hochgeachtete Johannes Schenk, Componist des classischen »Dorfbarbier«, erzählt in seiner für Aloys Fuchs eigens niedergeschriebenen Autobiographie:

Bei der ersten Aufführung der »Zauberflöte«, welche Mozart selbst dirigirte, hatte ich einen Platz im Orchester erhalten. Muß ich es sagen, wie mich die göttliche, meerliche vom Orchester ausgeführte Ouvertüre, da ich sie zum ersten Male hörte, entzückte? — Ich vermochte nicht an mich zu halten, sondern trieb von meinem Platz durch die Reihen der Musiker nach dem Dirigentenpulte, ergriff Mozarts Hand und küßte sie. — Mozart mit der Rechten immer fort taktirend, sah mich mit einem unaussprechlich gütigen Lächeln an, drückte mir die Hand und streichelte mir die Wange. Ueberglücklich kroch ich auf meinen Platz zurück, ergriff wieder meine Bratsche und spielte weiter, bis die Oper endete.

5.

Als Mozarts Opern, nemlich der »Figaro« und »Don Giovanni«, in Wien gar kein Glück machen wollten, kam er im vollen Ernst auf die Idee, einmal sein Glück als Lustspieldichter zu versuchen, und wirklich besitzen wir das Fragment eines drolligen Lustspiels von ihm. Auch seinem Don Juan beabsichtigte er einen deutschen Text unterzulegen; ich sah das Originalmanuscript 1834, während der Anwesenheit des jüngeren Sohnes Mozarts bei dem Dr. Feuerstein in Dresden (dem Herausgeber der Nissenschen Biographie Mozarts); ich copirte es mir und ließ die vollständigen Nummern in Brendels musikalischer Zeitschrift kurz nach dem Tode Mozarts des Sohnes abdrucken; in Wien theilte ich eine Abschrift des Ganzen an Aloys Fuchs mit. Gut in Wien erfuhr ich, daß man gegen die Aechtheit dieser Uebersetzung, als von Mozart herrührend, Zweifel erhoben und sie sogar gradezu für eine von mir untergeschobene Arbeit erklärt habe; ich kann darauf nur erwidern: daß ich, hätte ich eine solche Uebersetzung des Don Giovanni Textes beginnen können, ich sie jedenfalls vollendet haben würde und kein Narr genug wäre, mir den Ruhm der Autorschaft derselben entgehen zu lassen; wo Feuerstein, der bekanntlich im Wahnsinn starb, das ihm von Mozart Sohn übergebene Originalmanuscript hingethan, mag der Himmel wissen; unter dem Nachlaß des Sohnes Mozarts fand es sich nicht, ob unter Feuersteins Nachlaß? ich weiß es nicht, denn es wurde seiner Zeit darüber nichts bekannt gemacht. Aloys Fuchs schien mir vollkommen von der Aechtheit meiner Mittheilung überzeugt und nach der Beschreibung, welche ich ihm von dem Original machte, es begreiflich zu finden, daß Mozarts Sohn zu den Damen, in deren Hause er so lange wohnte, nichts von der Sache erwähnt habe. — Denn allerdings, so große Aehnlichkeit er in seiner Gestalt und in seinen Gesichtszügen auch mit seinem großen Vater hatte, so wenig besaß er von dessen heiterem ungedunkenen, oft mehr als muthwilligen Wesen. — Auf dem Titelblatte des merkwürdigen Manuscripts befand sich ein höchst muthwilliger Notenwechsel des Herrn Wolfgl und der Frau Stanzerl Mozarts in Wort und — Bild. — — — Leider ging mir meine eigene Copie jenes so merkwürdigen Fragments bei der Einnahme Wiens durch die kaiserlichen Truppen im Brande des Grafen Kollowratschen Palais, wo ich damals mit meinen Kindern Aufnahme gefunden hatte, verloren; doch wird wohl Aloys Fuchs die ihm mitgetheilte Abschrift in seiner Sammlung aufbewahrt haben, und vielleicht kommt das Original noch einmal eben so gut wieder ans Licht, wie die Original-Partitur des Requiems. Jetzt, da Mozarts älterer Sohn noch lebt, dürfte sich der gegenwärtige Besitzer des Originals wohl in Acht nehmen, es laut werden zu lassen, daß er im Besitze desselben sei: denn in keinem Falle würde er sein Eigenthumsrecht daran nachweisen können.

6.

Ich habe den »Don Giovanni« ziemlich über 150 Mal auf den bedeutendsten deutschen und italienischen Bühnen aufführen sehen, aber nie besser als in Dresden unter Morlacchi's und Rastrelli's Leitung. Die Besetzung war damals folgende:

Don Giovanni . . .	Signor Jez.
Zerina	Signora Emilie Wüst *);
Leporello	Signor Benincasa.
il Commendatore .	Signor Rise.
Donna Anna . . .	Signora Veltheim.
Don Ottavio . . .	Signor Schuster.
Zerline	Signora Schaschetti.
Masetto	Signor Böhme.

Außer Jez, Benincasi und der Schaschetti waren alle übrigen Darsteller und Darstellerinnen geborene Deutsche, allein des Italienischen vollkommen mächtig. Alle aber durchdrungen von ihrer großen Aufgabe und voll Eifers sie würdig zu lösen. Denke man sich nun dazu ein Orchester, welches mit jenem des Kärnthnerthor-Theaters sich kühn messen darf; eine Ausstattung, wogegen jene der Wiener Hofoper gradezu ärmlich erscheint (so z. B. fehlen in Wien die drei wirklichen Orchester auf der Bühne in der Ballscene, welche in Dresden nie fehlen dürfen); ein Chor, wie es wenigstens damals die Wiener Hofopernbühne nicht besaß, endlich die Tiefe, mit der das Werk ganz so, wie Mozart es ursprünglich geschrieben (d. h. ohne Auslassungen, aber auch ohne die später nur für Wien nachcomponirten Nummern) gegeben wurde und man wird sich vorstellen können, welch einen Genuß die Aufführung dieses Meisterwerks damals — 1832–33 — den Musikfreunden in Dresden gewährte. Leider wurde der herrliche Künstlerkranz nur zu bald entblättert; Benincasi starb, die Veltheim und die Schaschetti gingen ab, Jez krankte und Schuster und die Wüst mußten der unerbittlichen Zeit ihren Tribut zollen. —

In Wien war die Haffelt-Barth als Donna Anna groß, Leithner ein entzückender Don Juan, Reichardt ein ausgezeichneter Octavio, die Stöckl-Heinefetter eine stimmgewaltige Elvira, aber weder an Leidenschaft noch Adel, noch kunstgerechtem Vortrag mit der Wüst nur im Entferntesten zu vergleichen, die Zerr als Zerline genirt und nur wenigstens durch ihr enges Tremolliren in dieser Partie unausstehlich; Höltzel war ein schwacher Gomthur, Draxler ein guter Leporello, Masetto aber und der Chor unter der Kritik, und das Orchester unter Proch's Leitung hätte eben

*) Noch jetzt als Madame Artôt in allen Rollen ein trefflicher Mitglied der Dresdener Hofbühne.

in dieser Oper viel besser sein können; die Ausstattung war gegen jene zu Dresden gradezu beschämt; dennoch die Aufnahme von Seiten des Publikums enthusiastisch, so lieben die Wiener jetzt ihren Mozart.

Auch von den Italienern hörte ich in Wien die Oper, und Tabaldini war obnstreitig der beste Don Giovanni, dessen ich mich nach Tamburini in Paris zu erinnern vermag; auch die Malibran als Donna Anna war gut, wenn sie auch nicht das Verständniß der Deutschen ahnen ließ. Aber, großer Gott! wie war alles Uebrige! Und nun weich ein heilloses Durcheinander in den Ensemblestücken mit diesen deutschen Chorsitten! (Der Dresdener Chor singt in italienischen Opern das italienische so gut — wo nicht besser — als in deutschen Opern das deutsche!) Es war nicht zum Aushalten und daß auch diesmal Mozarts großartiger Schluß mit der Fuge wegblieb und alles wie auf einer Provinzial-Bühne, mit einem scheußlich arrangirten Höllenspektakel endete, versteht sich von selbst. —

Die Wiener vergöttern jetzt ihren Mozart, aber aufgeführt wird er dort immer noch nicht, wie es recht und billig.

* * *

Es wird schwerlich einem Künstler einfallen zu behaupten: daß irgend Etwas auf Mozart und seine Werke Bezügliches, welches aus authentischen Quellen damit bekannt macht: unter welchen Umständen und in welcher Aufführung Mozarts Werke zuerst auf der Bühne erschienen, ohne Wichtigkeit für die Kunstgeschichte sei. Alle Biographen Mozarts, Alle, die ihn genau kannten und beobachteten, stimmen darüber überein: daß Mozart, ehe er daran ging ein Hauptwerk nieder zu schreiben, das Ganze erst vollkommen, in allen seinen Haupttheilen, in seinem Innern ausarbeitete; dann, ganz so wie er es im Geiste empfangen, niederschrieb und sich später nur höchst ungerne zu Abänderungen oder Zusätzen verstand. Letzteres nur aus Gefälligkeit und auf dringendes Bitten besonders guter Sänger und Sängerinnen, denen er es nicht wohl abschlagen konnte, ohne sie zu erzürnen. Berichtete er dieses nicht, so schlug er es rund ab, wie uns Bossi, der erste Don Juan, und Tamino-Schack berichten, denen Beiden er keine große Arien im Brauerstyl, wie den Uebrigen, schreiben wollte. —

„Don Giovanni" ist diejenige Oper, für welche er am mehrsten nachcomponiren mußte. Er sträubte sich gewaltig dagegen und auch da Ponte, der Verfasser des Libretto, war nicht dafür; aber Mozarts Wiener Freunde und die Wiener Sänger quälten ihn so lange darum, bis er nachgab, weil sie meinten: durch die neu eingelegten Stücke der Oper in Wien mehr Beifall zu verschaffen, als sie bekanntlich, so lange Mozart lebte, dort erhielt.

Ueber den hohen Werth der meisten der von Mozart zum Don Giovanni nachcomponirten Nummern, namentlich die Arie der Elvira: „In qual eccesso, o nume" ist nur eine Stimme unter den Kennern; sie gehören zu den Schönsten was Mozart schrieb. Er aber ärgerte sich bei jeder neuen Aufführung der Oper so oft sie ertönten, und litt auch nicht daß sie je der Partitur an den betreffenden Orten eingefügt wurden, sondern vermies sie in einen Anhang. — Die Bibliothek des ständischen Theaters zu Prag bewahrt wie ein Heiligthum die erste von Mozart selbst revidirte Abschrift, welche von der Original-Partitur (jetzt im Besitz des Herrn Andrée zu Offenbach) übrigens gemacht wurde; nach dieser Abschrift und nicht nach dem Original (welches sogleich zum Copiren nach Wien gesandt werden mußte, dirigirte Mozart selbst die Oper die ersten drei Male, wonach denn der wackere Musikdirektor Strobbach die ferneren Aufführungen ganz in Mozarts Sinne leitete, auf seinen ausdrücklichen Wunsch, die Oper nie anders zu hören, als wie er sie ursprünglich „für seine Prager, für seine Freunde und vor Allem für sich selbst" (Mozarts eigene Worte!) geschrieben hatte.

Dieser einzig ächte Mozartsche „Don Giovanni" besteht aber außer der Ouverture nur aus folgenden Nummern:

1) Introduzione: Di e notte faticar.
2) Recitativo e Duetto: Fuggi, crudele fuggi.
3) Terzetto: Ah chi mi dice mai.
4) Aria: Madamina! il catalogo é questo.
5) Duetto e Coro: Giovinette che fate all' amore.
6) Dpettino: Là ci darem la mano.
7) Aria: Ah fuggi il traditor. *)
8) Quartetto: Non ti fidar, o misera!
9) Recitativo e Aria: Or sai chi l'onore.
10) Aria: Fin ch'han dal vino, calda la testa.
11) Aria: Batti batti, o bell Masetto.
12) Finale: Presto, presto, pria ch'ei venga.
13) Duetto: Là, pur buffone.
14) Terzetto: Ah taci ingiusto core.
15) Canzonetta: Deh vieni alla finestra.
16) Aria: Metà di voi quà vadano.
17) Aria: Vedrai carino.
18) Sestetto: Sola, sola in bujo loco.
19) Aria: Il mio tesoro intanto.
20) Adagio: Di rider finirai pria dell' aurora.
21) Duetto: O statua gentilissima.
22) Recitativo e Rondo: Crudele? ah non mio bene.
23) Finale: Già la mensa e'imbandita.

Nachcomponirt wurden von Mozart (sämmtlich für Wien) folgende 4 Arien und ein Duett zwischen Leporello und Zerline:

1) Recitativ ed Aria: Mi tradi quell' alma ingrata.
2) Aria: Ho capito, sì, Signor.
3) Aria: Dalla sua pace la mia dipende.
4) Aria: Ah pietà! Signori miei.
5) Duetto: Per questa tua manina.

*) Ueber diese Arie ist viel geschrieben worden und Musiker und Musikgelehrte haben sich den Kopf darüber zerbrochen, weshalb Mozart doch dieses Tonstück in einem von den übrigen Nummern der Oper so durchaus abweichenden Styl geschrieben. Die Veranlassung ist folgende: Madame Duschek, Mozarts Freundin, war vorsichtig auf die Sängerin der Elvira, von der Mozart, weil sie eben so brav als bescheiden war, sehr viel hielt. Die Duschek, eine Deutsche und große Coloratursängerin, besonders im italienischen Styl, hatte Veranlassung an der Italienerin und ihrem Gesange etwas zu tadeln. Mozart, der die schwache Seite der Duschek wohl kannte, versicherte ihr lachend: er wolle für die Italienerin eine Arie im deutschen Styl schreiben, welche sie — die Deutsche, der Belcheln nicht nachsingen könne. Sie entkannt die Arie ganz in Händels Manier, die Italienerin sang sie ausgezeichnet und Madame Duschek schämte sich tüchtig.

(Aus Luigi Bossi's Mittheilungen.)

Unter allen Orchestern war jenes in Prag damals das, dem Mozart am meisten zumuthen konnte und welches er deshalb allen andern vorzog. Es soll aber auch, nach Tuscheck und Strobach's Versicherung, was treffliches Zusammenspiel und ächtes Verständniß betrifft, alle andern damaligen Orchester übertroffen haben. „Es waren keine große Solisten, aber große Orchestristen und als solche ächte Virtuosen."

Der Zahl nach war das Orchester eben nicht groß *), aber die Zusammenstellung musterhaft. Es zählte: 4 erste und 4 zweite Violinen, 2 Bratschen, 1 Violoncelle, 2 Contrabässe, 2 Flöten, 2 Oboen, 2 Clarinetten, 2 Fagotts, 2 Hörner, 2 Trompeten, 3 Posaunen und Pauken.

Bassi erzählte mir, daß Mozart bei den ersten Vorstellungen des „Don Giovanni" selber die Begleitung der Canzonette auf der Mandoline spielte, weil Bassi, der geborne Italiener, das Instrument damals noch nicht zu behandeln wußte; später erlernte er es bei Mozart und begleitete sich von da an immer selbst. — Mozart hatte die Mandoline in Neapel erlernt und soll sie, wie auch die Guitarre, meisterhaft gespielt haben.

Ueberhaupt wußte Mozart mit allen Instrumenten, deren er sich bediente, ganz gut umzugehen und mit seinen Lieblingsinstrumenten: Horn, Bassethorn und Clarinette, hätte er in jedem Orchester sein Fortkommen gefunden. Auch in spätern Jahren galt er noch für einen tüchtigen Violinisten, spielte aber in den Quartettunterhaltungen, welche er in seinem Hause veranstaltete, am liebsten die Bratsche.

Mozarts Stimme war ein ziemlich hoher Bariton, sie soll nicht sonderlich gewesen sein, doch sang er mit Gefühl und Ausdruck ernste Sachen, im Komischen aber excellirte er durch die ergötzliche Art seines Vortrags und er vermochte es in dieser Hinsicht dem besten italienischen Buffo gleich zu thun. Verfügte er vollends die Vortragsweise irgend einer berühmten Primadonna oder eines Primuomo, so wäre es auch für den ärgsten Murrkopf nicht möglich gewesen, ernsthaft zu bleiben.

Wie Bassi mir erzählte, rührt die ergötzliche Tabulatur im zweiten Finale des „Don Giovanni" bis zum Eintritt Elvira's durchaus von Mozart her; denn der Vorschrift da Ponte's gemäß hätte Elvira gleich nachdem Don Juan sein „Già la mensa embandita" beendigt und im Begriff sich zu Tisch zu setzen, eintreten sollen. Allein Mozart wollte uns den Schmeichler noch einmal wirklich schwelgend vorführen und sich nebenher über zwei damals beliebte Opernkomponisten lustig machen, so erfand er denn das köstliche Intermezzo. Leider daß es heutzutage nicht mehr in Mozarts Sinne ausgeführt wird, denn unsere heutigen Don Giovanni's und Leporello's sind eben keine Bassi's und Lolli's. Diese behandelten die Scene bei jeder neuen Vorstellung auf neue Weise, indem sie ein ununterbrochenes Kreuzfeuer von improvisirten Witzworten, drolligen Einfällen und Lazzi's unterhielten, so daß das Publikum in dieselbe heitere Stimmung versetzt wurde, in welche, Mozart's Absicht nach, Herr und Diener auf der Bühne erscheinen sollen. Dazu gehört freilich das ganze Geschick älterer Operabuffa-Sänger; die italienischen Sänger von heut können so wenig mehr, als es die Deutschen je konnten.

* * *

Wie furchtbar Mozart den Componisten seiner Zeit, seines Genies halber war, beweisen die Verfolgungen, welche er, so lange er lebte, zu erdulden hatte. Aber unsern neuesten Componisten ist er nicht minder furchtbar, und höchst ergötzlich sind die Bemühungen derselben mitunter, ihn zu verkleinern. So wollte Richard Wagner das Publikum überzeugen: der Schluß, welchen Mozart für eine Concerti-Aufführung zu Gluck's Ouverture zur „Iphigenie in Aulis" auf Joseph II. Wunsch componirte, sei durchaus nicht im Geiste der Tondichtung abgefaßt und könne daher auf jeden mit Glucks Tonschöpfung näher vertrauten Zuhörer nur unbefriedigend wirken. Damit begnügte sich Wagner nicht, sondern theilte sogleich selbst einen neuen Schluß von dreißig Takten in Partitur als Beilage zur neuen Leipziger Zeitschrift mit, und glaubte nun Wunder, was für ein Heldenstück er vollführt habe. — Allein Wagner's Schluß ist so wenig im Geiste des Gluck'schen Tonstücks, als es überhaupt ein für den Concertsaal berechneter Schluß der Iphigenia-Ouverture, strenge genommen, je sein kann! Dies überhob Wagner und ergötzlicher Weise auch noch den Umstand: daß Mozart diesen seinen von Wagner verworfenen Schluß in Glucks Gartenhause zu Wien 1786 unter Glucks Augen niederschrieb und daß Gluck selbst sich darüber auf das anerkennendste äußerte. —

* * *

Mozart gab alles auf den Werth seiner Arbeiten! war er in dieser Hinsicht beruhigt, so war er es in jeder andern und kümmerte sich wenig um den Erfolg, welchen sie errangen. Allerdings freute er sich von seinen Pragern so verstanden zu werden, aber darüber, daß die Wiener ihn nicht verstanden oder verstehen wollten, ließ er sich durchaus kein graues Haar wachsen; ja, es ergötzte ihn mitunter nicht wenig, und nachdem der erste Unmuth über die schlechte Darstellung, wodurch zumeist „Figaro- und „Don Giovanni"-in Wien fiasco machten, vorüber war, machte er sich lustig darüber! Und womit tröstete sich Mozart? Nun höre: „Ist die Musik gut, so bleibt sie gut! Taugt sie nichts, so wird sie durch alles Loben nicht besser." —

Hiermit beschließe ich meine Mittheilungen über Mozart, denn was ich zu sagen hatte, habe ich gesagt; bei den Verehrern Mozarts befürchte ich nicht zu viel gesagt zu haben, denn diese, weiß ich, können nie genug über ihren Liebling hören und lesen. — Möge nur in dem Vielen, was ich vorbrachte, Einiges sich finden, das ein dauerndes Interesse für meine Mittheilungen erregt, so daß meine Arbeit auch den Kennern als keine ganz unnütze erscheint.

---

*) Nemlich nach unsern heutigen Begriffen; damals konnte es schon als ein großes Orchester bezeichnet werden.

MOZART'S STATUE IN SALZBURG.

Zweite Abtheilung.

Mozart's Leben.

Von J. V. Lyser.

Vorwort.

Ein Mozart-Album zum hundertsten Geburtstage des Meisters, ohne einen kurzen Lebensabriß des Gefeierten, wie würde sich das ausnehmen, trotzdem daß Gott weiß wie viele Biographien schon von Mozart existiren? — Indessen würde aber ich mich am wenigsten dazu verstanden haben, die Zahl der Lebensbeschreibungen des herrlichen Meisters zu vermehren; denn nur ist das zuletzt von dem Russen Oulibicheff über Mozarts Leben und Werke verfaßte Buch zu genau bekannt, als daß ich mir einzubilden vermöchte, etwas Besseres über Mozart verbringen zu können.

Zweierlei Gründe bestimmen mich aber, dem Wunsche meines Freundes, des Herausgebers dieses Albums, nachzugeben und noch einen Lebensabriß Mozarts zu den vielen bereits existirenden zu schreiben. Das Publikum hat ein Recht zu verlangen, daß ich diese Gründe angebe, hier sind sie:

Oulibicheff's Buch über Mozart und seine Werke wurde schon vor länger als fünfzehn Jahren beendet, und wie aus seinem Werke hervorgeht, war es ihm nicht nur durchaus unbekannt, daß sich die vollständige Original-Partitur des Requiem von Mozarts eigner Hand als kostbar gehegter Schatz auf der kaiserlichen Bibliothek in Wien befindet, sondern ihm war auch die überreiche, auf Mozarts Leben und Werke bezügliche Notizensammlung des Herrn Aloys Fuchs, Mitglied der kaiserlichen Hof-Kapelle in Wien, zum größten Theil eine Terra incognita. —

Dies ist Schuld, daß sich in Oulibicheff's sonst der höchsten Anerkennung würdigem Buche vieles ganz unnöthige und auch unrichtige findet, und daß er bei aller Liebe und Begeisterung für Mozart diesen nicht vollständig in seinem Leben und auch in seinen Werken in Einzelheiten falsch beurtheilt. —

Ein fast zehnjähriger nur durch kleine Ausflüge nach Ungarn unterbrochener Aufenthalt in Wien, das freundliche Verhältniß, in welchem ich zu Mozarts jüngerem, im Herbst 1844 verstorbenen Sohne, so wie zu Aloys Fuchs, dem großen Gyrowetz und andern mit Mozart noch persönlich bekannt gewesenen Personen stand, gewährte mir überreiche Gelegenheit, alles auf Mozarts und der Seinen Leben Bezügliche, was sich als authentisch bewährt, aufzeichnen zu können, und daß ich keine solche Gelegenheit unbenützt vorübergehen ließ, darf ich wohl Niemanden, der mich kennt, erst sagen.

So hoffe ich denn, nicht in den Verdacht der Anmaßung zu gerathen, wenn ich ohne Zierrerei es ausspreche: Was ich hier den Verehrern des unsterblichen großen Mozart biete, soll das treffliche Buch Oulibicheffs ergänzen und wo es nöthig berichtigen; woraus denn zugleich hervorgeht, daß ich allen Freunden des Schönen und Edlen, denen es darum zu thun ist, den Meister Mozart in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit zu erkennen, das Buch Oulibicheffs zur Lektüre dringend empfehle.

Erster Abschnitt.

Von Mozarts Geburt bis zum Antritt der Reise nach Italien.

In einem von gewaltigen Bergen umarmten Thale dehnt sich das königliche Salzburg aus — Königlich nenne ich diese Stadt, denn obgleich nicht zu den Großstädten gehörend, imponirt die Stadt Jedem, der sie zum ersten Male betritt, durch ihren ernsten großartigen Charakter, in einer Natur, die an Großartigkeit und zugleich Lieblichkeit ihres Gleichen sucht.

Trotz der südlichen Lage Salzburgs ist das Clima mehr rauh als milde. Regentage sind häufig und im Hochsommer entladen sich oft Gewitter über die Stadt, die den an solche Naturerscheinungen nicht gewöhnten Ausländer mit vollständigem Grauen erfüllen. An einzelnen Tagen aber klärt sich der meist bewölkte Himmel auf und strahlt in einem so reinen Azur, daß er an alle Pracht des italienischen Himmels gemahnt. Vor hundert Jahren war Salzburg die Haupt- und Residenzstadt eines gefürsteten Erzbisthums gleichen Namens.

Der damalige Fürstbischof war ein prachtliebender Herr, der einen glänzenden Hof hielt, mit allem was dazu gehört, mithin auch einer ausgezeichnet gut organisirten Hofmusik-Kapelle. — Mitglied und Concertmeister dieser Kapelle war Leopold Mozart, einer der ausgezeichnetsten Violinspieler

seiner Zeit, ein gründlicher Kenner alles dessen, was zu seiner Kunst gehörte, Verfasser einer noch heute von allen Violinspielern als trefflich anerkannten Violinschule; als Mensch bieder, ehrenwerth und von großem praktischem Verstande, dabei, obgleich eifriger und frommer Katholik, freisinnig und aufgeklärt, wie wenige seiner Zeitgenossen. Leopold war verheirathet und viele Jahre hindurch galten er und seine Frau für das schönste Ehepaar in Salzburg.

Die Ehe Leopold Mozarts wurde mit sieben Kindern gesegnet. Diese Kinder starben aber alle schon in zarter Jugend, bis auf ein Mädchen, Nanette, und das Jüngste, einem Knaben, der am 27. Januar 1756 geboren und in der Taufe die Namen Johann, Chrisostomus, Wolfgang, Amadeus erhielt. Leopold Mozart war kurz vorher zum Vice-Kapellmeister ernannt worden.

Nanette Mozart, von ihren Angehörigen immer nur „Nannerl“ genannt, zählte sieben Jahre, als ihr Vater sie im Clavierspiel zu unterrichten begann. — Wolfgang hatte damals eben das dritte Lebensjahr erreicht.

Bisher hatte sich das Kind nur durch eine besondere Lebhaftigkeit und eine fast leidenschaftliche Hingebung bei seinen Spielen ausgezeichnet; gemächlig wie andere Kinder seines Alters war es nicht, dagegen sehr empfindlich. Alle die es kannte sagte es: „Hast Du mich auch lieb?“ — und fing bitterlich an zu weinen, wenn man es scherzhaft verneinte. — Jedoch von dem Tage an, da Nannerls Klavier-Unterricht begann, ging eine gewaltige Veränderung mit dem Kleinen vor. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte er während der Unterrichtsstunden, hatte für nichts Anderes Sinn mehr und so wie das Klavier frei wurde, machte er sich daran, um sich ebenfalls zu üben. Ließ man ihn ungestört gewähren, so brachte er ganze Stunden damit hin, Terzen aufzusuchen und nichts glich seiner Freude, wenn ihm dieses gelang.

Der Vater wurde aufmerksam auf das Treiben des Kleinen; er spielte ihm eine leichte Menuett vor und in Zeit von einer halben Stunde spielte der kleine Wolfgang sie mit einer Präcision und einem Ausdruck nach, die den Vater in Erstaunen setzten.

Leopold Mozarts Gehalt als Vice-Kapellmeister war selbst für die damalige Zeit nur gering; denn der Fürstbischof war wohl sehr freigebig, was seine eigne Person betraf, aber, gegen seine Untergebenen in gleichem Grade ökonomisch, um nicht zu sagen, knauserig. Leopold Mozart mußte daher, um mit den Seinen anständig leben zu können, durch Musikunterricht, Verkauf seiner Compositionen (er war ein in damaliger Zeit geschätzter Kirchencomponist) seine Einnahme zu verbessern suchen. Doch, als er sich von dem wunderbaren Talent seines Wolfgang überzeugt hatte, gab er alle seine andern Stunden auf, um sich ausschließlich dem Unterricht seiner Kinder widmen zu können.

Wolfgangs Fortschritte waren der Art, daß sie selbst seinem Vater, der doch stündlich um ihn war, unbegreiflich blieben. — Er faßte nicht nur jede ihm einmal vorgespielte Melodie sogleich auf, sondern spielte sie auch sofort richtig nach. Noch nicht genug! er versuchte sich schon in eigenen Compositionen und seine im hohen Greisenalter verfertigte Schrieben hat uns eine rührende Anekdote aus seiner Zeit aufbewahrt. Der dreijährige Knabe hatte eine besonders herzige Melodie ausgesonnen; alle Abend, wenn er entkleidet war, mußte der Vater ihm auf einen Stuhl stellen, der Kleine begann die erste Stimme, der Vater mußte ihn secundiren, so sangen Beide die Melodie zu Ende, worauf das Kind den Vater mit beiden Händchen beim Kopf nahm, ihm, gute Nacht wünschend, einen herzlichen Kuß gab und sich sodann ruhig zu Bette bringen ließ. Diese Ceremonie wiederholte sich Abend für Abend mehrere Jahre hindurch.

Nach zwei Jahren schon konnte der kleine Wolfgang zu den guten Clavierspielern seiner Zeit gerechnet werden. Er hatte unterdessen auch die Noten kennen gelernt und bekam jetzt den Einfall: ein Clavierconcert schreiben zu wollen! — Da er aber im Schreiben noch ungeübt war und die Feder zu tief in's Dintenfaß tauchte, so gab es mitunter gewaltige Kleckse; doch das hemmte unserm kleinen Componisten nicht und er schrieb eifrig fort, als der eben mit einem Freunde in's Zimmer tretende Vater ihn bei der Arbeit überraschte.

„Was schreibst Du denn da?“ fragte Leopold.

„Ein Clavierconcert, Papa! Der erste Theil ist bald fertig.“ —

„Nun, das wird was Sauberes sein! Laß einmal sehen.“

„Nein, nein! es ist noch nit fertig!“

Der Vater nahm es ihm weg und trach beim Anblick der vielen Kleckse und mit den Fingern weggewischten Stellen in ein lautes Gelächter aus. Als er aber die Componisten aufmerksamer durchsah, erhielt sein Gesicht einen ganz andern Ausdruck; Thränen der Freude und der Bewunderung rollten ihm über die Wangen. „Sehen Sie, — sprach er zu seinem Freunde — sehen Sie, wie Alles so richtig nach den Regeln der Kunst gesetzt ist; nur kann man es nicht brauchen, weil es so außerordentlich schwer ist.“

„Na, darüber ist's ja ein Concert, bemerkte der kleine Componist — man muß es halt so lang üben, bis man's herausbringt. Schauens, so muß es gehen!“ Er fing nun an zu spielen; allein wenn es ihm auch nicht recht damit glücken wollte, so brachte er doch so viel heraus, daß die Zuhörer sehr wohl daraus abnehmen konnten, was er damit gemeint hatte. — Doch nicht allein in der Musik, sondern auch in allem Andern, was ihm gelehrt wurde, zeichnete sich der kleine Wolfgang aus. Er erlernte mit großer Leichtigkeit Italienisch und Englisch, ja auch Französisch, obgleich er letztere Sprache eigentlich schon damals nicht recht leiden konnte. Ganz besonderes Talent setzte er aber für Mathematik, er betrieb sie mit Leidenschaft und schien einige Zeit die Musik darüber vergessen zu haben; Tische, Bänke, die Wände und der Fußboden wurden von ihm mit Ziffern bemalt. Er löste schon früh verwickelte arithmetische Aufgaben im Kopfe, und die Treue seines Gedächtnisses setzte Alle, die ihn kannten, in Erstaunen.

* * *

Wolfgang war sechs Jahre alt, als der Vater beide Kinder für weit genug in der Kunst vorgeschritten hielt, um mit ihnen die erste Kunstreise anzutreten; diese erste Reise wurde zu Anfang des Jahres 1762 unternommen. Das Ziel derselben war München und die Aufnahme der beiden kleinen Virtuosen war eine glänzende, sowohl bei Hofe als auch beim

Publikum. — Im Monat September desselben Jahres reiste die ganze Familie nach Wien. Kaiser Franz der Erste, ein Freund und Liebhaber der Kunst, überkünfte den kleinen Wolfgang mit Beweisen seiner besondern Gnade.

Eines Tages sagte der Kaiser scherzend zu dem Knaben: „Es ist keine so große Kunst mit allen Fingern zu spielen, aber mit einem Finger und auf einem verdeckten Clavière zu spielen, das würde erst Bewunderung verdienen!“ Statt der Antwort spielte das Kind mehrere sehr schwierige Passagen mit einem Finger; dann ließ er die Clavitatur bedecken und spielte so gut, daß die erstaunten Zuhörer hätten glauben mögen, er habe sich schon lange auf dieses Kunststück vorbereitet. Was aber antwortete der Knabe auf alle Liebkosungen, Lobeserhebungen und Schmeicheleien, womit die kaiserliche Familie seine Künste belohnte? — „Lassen Sie Wagenseil kommen, — sagte er zum Kaiser — der versteht was davon!“ — Wagenseil, der frühere Musiklehrer der Kaiserin Maria Theresia, wurde herbeigeholt — „Sie müssen mir umwenden, — rief ihm Wolfgang entgegen — ich spiele ein Concert von Ihnen!“ und er spielte mit allem Aufwande seiner Kraft wie ein Meister vor einem Meister spielt.

Diese Anekdote ist höchst charakteristisch, denn wie hier der Knabe, so blieb es später der Jüngling und der Mann. Der Beifall der Vornehmsten, Höchststehenden, wenn sie nicht wirkliche Kenner waren, galt ihm wenig oder nichts, er fertigte sie auch in der Regel mit Kunststückchen und gehaltlosen Modesachen ab; dagegen konnte er vor dem ärmsten Musiker, dem schlechtesten Handwerker, wo er sich verstanden sah, eine halbe Nacht mit allem Aufwande seines Genies und seiner Kunst am Clavière phantasieren.

Seine originelle Laune, die naiven Antworten, welche er oft gab, ergötzten übrigens den Hof nicht minder wie sein Talent. Eines Tages ging er mit zwei jungen Erzherzoginnen, Töchter der Kaiserin, durch die Gemächer der Hofburg; die eine dieser Töchter — es war die später so unglückliche Königin von Frankreich — sprang rasch hinzu, als Wolfgang auf dem spiegelglatt polirten Boden eines Saales ausglitt und hinfiel, sie half ihn wieder auf und erkundigte sich theilnehmend, ob er sich nicht weh gethan habe. Die ältere Prinzessin hatte den Unfall nicht weiter beachtet.

„Du bist brav, Toni — sagte Mozart zu der Jüngeren — ich will Dich heirathen!“ Die Prinzessin theilte pflichtschuldigst diese Erklärung ihrer erhabenen Mutter mit, worauf diese den kleinen Wolfgang zu sich rufen ließ und nachfolgende ergötzliche Conversation begann:

Kaiserin. Sag a mal, Wolferl, ist 'e denn wahr, das Du die Toneri heirathen willst? *)

Wolfgang. Ja, 's ist wahr, ich will sie aus Dankbarkeit heirathen.

Kaiserin. Aus Dankbarkeit? Wie so?

Wolfgang. Weils halt so brav gegen mi gewesen ist! Sie hat mi wieder aufgehoben und hat mi getragt, ob i mi beim Fall'n auch weh' g'than hätt; d' Andere da hat sich gar nöt um mi bekümmert.

Der Kaiser. Dann hast Du freilich Recht, Wolferl, die Toni und nicht die Andere zu heirathen! Aber schau, die Toni ist eine Erzherzogin und trägt schöne Kleider und wenn Du sie heirathen willst, so mußt Du auch so schöne Kleider tragen.

Wolfgang (verdrießlich). Ne, i mag nöt, wo i denn so schöne Kleider wie 'n Erzherzog hertragen soll! mein Papa hat ja nimmer das Geld dazu, um so kostbare Kleider zu kaufen. —

Der Kaiser lachte und versetzte: „Nun, wenn's weiter nichts ist, für ein schönes Kleid, wie es meine Erzherzöge tragen, will ich schon sorgen!“

Und am andern Tage erhielt Wolfgang ein kostbares Gallakleid vom Kaiser zum Geschenk, welches ursprünglich für den kleinen Erzherzog Maximilian angefertigt war. Der Vater Mozart ließ den Knaben in diesem Kleide malen und das Gemälde (welches ich noch bei Mozarts Wittwe sah) befindet sich jetzt in dem Mozart-Museum zu Salzburg. Auch in Nissen's Biographie Mozarts ist das Bild in Steindruck mitgetheilt. Mozart erscheint darin in einem violetten mit goldenen Borten besetzten Rocke, mit breiten, weitabstehenden Aufschlägen, einer ebenfalls reich galonnirten Weste, Spitzenkrause und Manschetten, gepudertem Haar und einem Haarbeutel, größer als der ganze Kerl, ein kleines dreieckiges plattes Hütchen unterm Arm und einen kleinen Degen an der Seite. Der Junge sieht aus wie ein kleiner aufgeputzter Affe, aber ein prächtiges Gesicht mit einem Paar großen dunklen, Geist und Leben sprühenden Augen.

* * *

Nach Salzburg zurückgekehrt erlernte Mozart neben dem Clavière auch die Violine, und brachte es bald auch auf diesem Instrumente zu mehr als gewöhnlicher Vollkommenheit, doch blieb der Natur der Sache nach das Clavier sein Hauptinstrument, wenn auch in späteren Jahren von Kennern sein Orgelspiel noch höher gestellt wurde als selbst seine Virtuosität auf dem Clavière.

Von der Feinheit seines Gehörs werden schon aus dieser Zeit viele Beispiele erzählt, und es entging ihm nie, wenn z. B. die Stimmung irgend eines Instruments auch nur um einen Viertelton zu hoch oder zu tief war, er gab dieses jedesmal mit mathematischer Bestimmtheit an und es ist kein Fall bekannt, wo er sich geirrt hätte.

Daß ein so fein organisirtes Ohr einen großen Widerwillen gegen alles Mißtönende haben mußte, ist begreiflich. Bis in sein zehntes Jahre konnte er den Ton der Trompete nicht ertragen, er floh, sobald er ihn nur von weitem hörte. Sein Vater, der dies für Affektion hielt, ließ eines Tages seinen Freund, den fürstbischöflichen Hoftrompeter, Schachtner (nicht Schlachtner, wie Oulibichef den Namen irrthümlich schreibt) vor den Knaben hintreten und mit aller Macht die Trompete blasen. Wolfgang erblich, fing an zu zittern und stürzte endlich ohnmächtig zu Boden, so daß Leopold Mozart es bitter bereute, den Versuch angestellt zu haben. — Der Widerwille gegen die Trompete verlor sich nie gänzlich bei Mozart; auch in seinen Manneszahren bemerkte

*) Maria Theresia bekannte sich, wenn sie deutsch sprach, ausschließlich des Wiener Volksdialekts, wie noch heutigen Tages die ganze kaiserliche Familie.

bemerkte man noch immer ein Zucken und Verzerren seines Mundes, wenn der Ton dieses Instruments erklang und eben daraus erklärt sich der ganz eigenthümliche Gebrauch, welchen Mozart von den Trompeten macht. Nie gebrauchte er sie bei sanften, zärtlichen Stellen, wie fast alle unsere modernen Componisten, sondern nur, wenn er plötzlich die Aufmerksamkeit auf eine neu beginnende Situation lenken will (z. B. das kurze Trompeten-Solo im Andante des großen Sextett im „Don Giovanni", bei der Stelle, wo Donna Anna und Octavio eintreten), oder wenn er erschrecken oder besonders imponiren will; endlich beim Ausbruch wilder Leidenschaft und Lust, wie z. B. in der jubelnden Fanfare der Don Giovanni Ouverture und des letzten Finales: „Già la mensa l'embandita."

Seine Zeitgenossen warfen Mozart oft vor, er pauke und trompete zu viel. Dieser Vorwurf ist durchaus unbegründet! Der strengste Kritiker wird uns in den Werken Mozarts auch nicht eine Stelle nachweisen können, von der sich mit Grund nachweisen ließe: — hier hätte Mozart Pauken und Trompeten nicht anwenden sollen! Dagegen erbiete ich mich, im Don Giovanni allein mindestens hundert Stellen zu bezeichnen, wo andere — vorzüglich unsere modernen — Componisten, Pauken, Trompeten und Posaunen angewandt haben würden, wo Mozart in seiner Oekonomie, um den Effekt am rechten Ort und zu rechter Zeit zu sichern, darauf verzichtete.

* * *

Die Familie Mozart verbrachte nach ihrer Rückkehr von Wien den Winter 1762 so wie das Frühjahr von 1763 ruhig in Salzburg. Deutschland, in seiner damaligen Lage, war ein viel zu enger Schauplatz für ein so außerordentliches Talent, wie es sich bei dem Knaben Mozart mit jedem Tage mehr entwickelte. — Leopold Mozart sah dieses ein, er wußte auch, daß der Prophet in seinem Vaterlande am wenigsten gilt. Er beschloß seine Kinder nach Paris zu führen. Um die Reisekosten heraus zu bringen, wurde der Weg über München, Augsburg, Stuttgart, Mainz, Frankfurt, Coblenz, Aachen und Brüssel genommen und wo es sich thun ließ, concertirt, so daß die Familie erst im Herbste in Paris wohlbehalten eintraf.

Der fünfmonatliche Aufenthalt in Paris, womit der praktische Vater Mozart sehr zufrieden schien, ist noch in zweifacher Hinsicht merkwürdig. Zum Ersten erschienen in Paris die ersten Mozart'schen Compositionen im Stich. Es sind vier Klavier-Sonaten mit Violin-Begleitung ad libitum, wovon zwei der Madame Victorie de France, der jüngeren Tochter des Königs Ludwig XV., und die beiden andern der Gräfin von Tessé gewidmet waren. Zweitens erlaubte sich der kecke Wolfgang, was sich der mathisch höchststehende Mann in ganz Frankreich nicht erlaubt haben würde: er sagte der berüchtigten Maitresse des Königs, der Madame de Pompadour, eine Grobheit in's Gesicht! Als er ihr nemlich vorgestellt wurde, wollte er die höfische Frau — wie das auch in späteren Jahren bei höfischen Frauen seine Fassen war — küssen. Die stolze Dame wehrte ihn ab und Mozart rief erstaunt: „Nun? wer sind Sie denn, daß Sie mich nicht küssen wollen? Hat mich doch meine Kaiserin geküßt und die ist vornehmer und hübscher wie Sie!" — Papa Mozart bekennt, daß er nahe daran gewesen sei, bei diesen Worten seines Söhnleins vor Schreck in die Erde zu sinken! Ein Glück, daß der Junge erst sieben Jahre zählte, sonst hätte ihn seine unerhörte Freimüthigkeit leicht in die Bastille bringen können. —

Von Paris wandte sich die Familie Mozart nach London, wohin der Ruf den beiden Kindern schon voran geeilt war. Der Empfang, welcher der Familie hier namentlich von dem Könige Georg III. zu Theil wurde, übertraf, wie Leopold Mozart uns berichtet, alle die Beweise von Wohlwollen und Theilnahme, welche ihnen bisher an anderen Höfen geworden waren. Der Sohn des großen Sebastian Bach (der sogenannte englische Bach), der sich zu jener Zeit in London befand, zollte dem Knaben Mozart seine volle Bewunderung, als er vom Blatte weg und ohne Fehler erst Fugen von Händel und Bach spielte, dann ohne sich zu besinnen, über die Baßnotenstimme einer Händel'schen Arie (ohne eine Note zu verändern!) eine herrliche Melodie improvisirte. Bach konnte sich nicht mehr halten, er eilte auf den kleinen Nebenbuhler Händel's zu, schloß ihn in seine Arme und nahm ihn dann auf seinen Schooß, auf dem Klaviere die ersten Takte einer Sonate spielend, die auf dem Pulte lag und die der Knabe noch nicht kannte; — aber ohne zu spielen spielte dieser als Bach innehielt die folgenden Takte, und so wechselten sie: Beide bis an's Ende des Tonstücks mit einem Einverständniß und einer Genauigkeit ab, daß die entfernter sitzenden Personen kaum bemerkten, was eigentlich vorging; man glaubte, Bach habe allein gespielt. Einige Tage später spielte Wolfgang die Orgel des Königs, und in London wie in Paris stimmte das Urtheil der Kunstverständigen darin überein, daß seine Meisterschaft auf der Orgel noch mehr als auf dem Klavier zu bewundern sei.

Von London begab sich die Familie nach dem Haag, wo beide Kinder gefährlich erkrankten. Die Prinzessin von Nassau-Weilburg gab den Kindern die rührendsten Beweise von Theilnahme und Aufmerksamkeit. — Als nach vier Wochen die Kinder wieder hergestellt waren, schrieb Wolfgang aus Dankbarkeit für die Prinzessin sechs Sonaten, welche er ihr dedicirte, außerdem noch mehrere Arien und ein Quodlibet für volles Orchester, in welchem alle Instrumente concertirend behandelt waren und nach einander Variationen zu spielen hatten.

Im Frühjahre 1766 nach Paris zurückgekehrt, machte der zehnjährige Knabe die berühmtesten Pariser Organisten durch sein Orgelspiel verstummen. — Von Paris aus wurde durch die Schweiz die Heimreise nach Salzburg angetreten. In der Schweiz besuchte die Familie den Landschaftsmaler und Idyllendichter Salomon Geßner, von welchem Wolfgang ein vollständiges Exemplar seiner sämmtlichen Werke erhielt; auf dem Titelblatte hatte Geßner in der Zuversicht Wolfgang Mozart „**die Ehre Deutschlands und die Bewunderung der Welt**" genannt. Galt das auch damals noch nicht in vollem Umfange des Worts, wer will heute den prophetischen Dichter der Lüge zeihen? —

* * *

Jedermann in Salzburg wollte jetzt die Salzburger Familie sehen, die als andächtige Menschen abgereist waren,

und als berühmte gefeierte Kunstnotabilitäten zurückkehrten. Unter den Vielen, welche jetzt dem Vater Mozart ihren Besuch abstatteten, befand sich auch eine Notabilität vom Adel. Dieser gute Mann wußte nicht recht, wie er den Knaben Mozart anreden sollte. Mit „Sie“ schien dem Herrn Baron, in Betracht daß Mozart nur ein Bürgerlicher war, doch zuviel, das beliebte „Er“ erschien ihm aber auch nicht recht passend für einen jungen Menschen, der bei Königen und Kaisern Zutritt erhalten hatte und von ihnen ausgezeichnet wurde, so oft er erschien. Der Herr Baron glaubte einen glücklichen Mittelweg gefunden zu haben, indem Hochdieselben ihre Anrede folgendermaßen einkleideten: „Nun, wir sind weit herumgewiesen, wir haben viel Ehre eingelegt, wir — „Verzeihen Sie, Herr Baron — unterbrach ihn Wolfgang ernsthaft — ich erinnere mich nicht, Sie je wo anders als in Salzburg gesehen zu haben.“ — Der Herr Baron wurde roth wie ein gesottener Krebs, verschluckte aber, ohne Etwas zu erwidern, die bittere Pille.

Das Jahr 1767 verwandte Mozart einzig auf das gründliche Studium der Compositionen des großen Sebastian Bach, der Compositionen Händels (der durch's ganze Leben sein bewunderter Liebling blieb), so wie eines damals sehr geschätzten Künstlers Eberlin; Stradella, Garissimi, Scarlatti, Leo und Durante wurden natürlich nicht verschmäht. — Mozart's Werke zeugen schon, von der nächstfolgenden Periode an, dafür. —

Im Herbste besuchte die Familie Wien; die dort eben wüthenden Blattern, welche besonders viele Opfer unter den Kindern hinraften, veranlaßten Leopold Mozart schnell nach Brünn abzureisen; aber hier erkrankten beide Kinder doch und lagen zwei Monate lang an dem gefährlichen Uebel darnieder. Wolfgang war, obgleich seine Hände mit Blattern ganz bedeckt waren, nur mit großer Mühe vom Niederschreiben seiner Compositionen abzuhalten. Als die Kinder genesen waren, kehrte die Familie nach Wien zurück. Joseph II., der indessen zur Regierung gelangt war, zeichnete die Kinder auf die schmeichelhafteste Weise aus; nicht mindere Theilnahme erfuhren sie von anderen hochstehenden Personen, ihre erklärten Beschützer. Außer dem Kaiser waren es der Graf Kaunitz, der Herzog von Braganza, Fräulein von Gutemberg (die Günstlingin der Kaiserin Mutter) und Metastasio.

Allein jetzt begann sich auch schon der Neid minder bedeutender Kunstgenossen zu regen! Das Wunderkind hatte man nicht gefürchtet, man hatte für eine geschickte Taschenspielerei des Alten es angesehen, was das Kind producirte. Wunderkinder halten selten Wort und kommen, wenn sie keine Kinder mehr sind, sofort aus der Mode. Aber der Wolfgang war kein Kind mehr und auftakt jetzt, wie die gewöhnlichen Wunderkinder, in völlige Unbedeutenheit zurücksinken, entwickelte sich sein Genie auf eine Weise, welche alle Nichtigen nies mit Entsetzen erfüllte, — denn wenn dieser Knabe zum Jüngling, zum Mann heranreifte, welcher andere Componisten sollte es mit ihm aufnehmen können? Man denke sich einen Knaben von 12 Jahren in einer Stadt, welche mit Componisten und Clavierspielern angefüllt war, die für die besten in Europa galten und der als musikalischer Improvisator bereits sämmtliche Componisten, als Clavier-Virtuose sämmtliche Claviervirtuosen überflügelt und daneben wie spielend contrapunktirische Aufgaben löset, welche ergraute Contrapunktisten im Schweiße ihres Angesichts ersinnen, um diesen jungen Menschen nur einmal aus der Fassung zu bringen, was ihnen aber zu ihrer Verzweiflung nie gelingen will.

Nein, dieser Knabe durfte in Wien nicht aufkommen, und richtig! seine Gegner setzten es durch, daß seine erste Oper, welche er auf Befehl des Kaisers für das Hoftheater componirt, und von dem großen Haffe, von Metastasio, von dem ganzen Sänger- und Orchesterpersonal für vortrefflich erklärt worden war — nicht aufgeführt wurde.

Es erfüllt jeden Freund der Kunst, jeden edeldenkenden Menschen mit Grimm, wenn er es in den Briefen des Vaters Mozart liest, welche nichtswürdigen Intriguen und Kunstgriffe neidische Menschen anwandten, um die Aufführung von „La finta simplice“ — so hieß Mozart's erste Oper — zu verhindern. Joseph II. selbst war im höchsten Grade darüber erbittert, allein da die damalige Oper Privat-Unternehmen war, welche vom Hofe keine Zuschüsse erhielt, so konnte der Kaiser in dieser Angelegenheit seinen Machtspruch thun.

Das Theater hatten die Neider des Knaben Mozart ihm für diesmal verpestet. Joseph II., um ihn dafür zu entschädigen, übertrug ihm die Composition einer feierlichen Messe, eines Offertoriums und eines Posaunen-Concerts zur Einweihung der neuerbauten Kirche des städtischen Waisenhauses. Der ganze Hof war bei der Aufführung dieser Musik zugegen. Der Kaiser hatte die Freude, seinen jungen Liebling an der Spitze eines ausgezeichneten Orchesters, einer weltberühmten Capelle zu sehen. Wolfgang's Triumph über seine Gegner war ein entschiedener!

Nach vierzehn Monaten ging die Familie nach Salzburg zurück. — Der Aufenthalt in Wien hatte dem Vater Mozart für diesmal in pecuniairer Hinsicht nur Schaden gebracht; allein wie sehr er sonst das Geld auch liebte, so achtete er doch diesmal den erlittenen Verlust nicht, denn er hatte jetzt die Ueberzeugung gewonnen, daß sein Sohn einst das höchste Ziel in der Kunst erreichen würde, was zu erreichen überhaupt einem Sterblichen möglich ist, denn:

„Die Kunst ist lang und kurz ist unser Leben!“

Darum aber soll auch der echte Kunstjünger nicht versäumen zu lernen, was sich irgend lernen läßt! Diesen Grundsatz hatte Leopold Mozart von jeher bei der Ausbildung seines Sohnes befolgt und Wolfgang's unermüdliche Lust zum Lernen mußte oft genug von dem Vater ängstlich angeweckt zur Ruhe verwiesen werden, um die Gesundheit des Knaben nicht zu gefährden.

Wo gab es aber für den Knaben Mozart für jetzt noch etwas zu lernen? Was der Vater ihn hatte lehren können, und besser wie jeder andere Lehrer, das wußte Mozart der Sohn bereits so gut und vielleicht noch besser wie sein Lehrer. Paris, Wien, London, München, Holland und die Schweiz waren bereist, und was dort sich auf die Kunst bezog, gehört, studirt worden. Wolfgang war reif, um jetzt das Land, das damals in der musikalischen Welt den Ton angab, zu besuchen und auch dort zu lernen, was sich erlernen läßt, und was ihm allerdings noch fehlen mochte. Leopold Mozart, der, wo es die Ausbildung seines Sohnes betraf, kein Opfer scheute,

beschloß trotz seiner eben damals nichts weniger als glänzenden pecuniairen Lage, die Reise nach Italien. Daß er dort keine Schätze erwerben würde — ich meine keine baaren — wußte er recht gut, denn was den baaren Gewinn betrifft, so war auf solchen in Italien nie in dem Grade wie anderswo zu rechnen, und es sind noch sehr wenige Künstler in Italien und durch Italiener reiche Leute geworden. Doch machte dies dem Vater Mozart bei weitem weniger Kummer als der Umstand, daß er diesmal Frau und Tochter in Salzburg zurücklassen mußte, aber die Reisekosten für die ganze Familie zu erschwingen, wäre für ihn bei seinem kärglichen Gehalt und bei den erst kürzlich in Wien erlittenen Verlusten eine reine Unmöglichkeit gewesen.

So traten denn Vater und Sohn allein die Reise nach Italien gegen Ende des Jahres 1769 an.

Zweiter Abschnitt.

Mozart's italienische Reise und seine Rückkehr nach Salzburg.

Hatten schon Deutschland, Frankreich, England, Belgien und Holland dem wunderbar begabten Kinde und dem sich noch wunderbarer entwickelten Talente des Knaben ihre Anerkennung und Theilnahme nicht versagt, so wurde er in Italien mit einem Enthusiasmus aufgenommen, der bald bis zum Fanatismus stieg. Ich bin ein abgesagter Feind alles dessen, was der Italiener unter der Bezeichnung: **„Fanatismo"** begreift, und unser Liszt, Lind, Fanny Elsler, Pepita etc. Fanatismus, war mir von je eben so widerlich, als im hohen Grade lächerlich; — oder ist etwa die Frage nicht erlaubt: Was leisteten alle diese Berühmtheiten, diese wie Götter und Göttinnen Gefeierten, **das zu dem Fanatismus**, welchen ihre Leistungen bei dem Publikum erregten, im mäßigsten Verhältniß stand? — Liszt's fabelhafte Fingerfertigkeit, die Raviditat seines Spieles, der kecke Uebermuth, mit welchem er das Unerhörteste wagt, was sich auf seinem Instrumente nur immer wagen läßt, — endlich die genialé, ergötzliche Unverschämtheit, die ihn nie in Verlegenheit gerathen läßt, wenn ihn einmal etwas total mißlingt (was durchaus nicht selten vorkommt); — ich gestehe es: Alles dies ist geeignet ein Publikum zu verblüffen, in Spannung zu erhalten und im ersten Augenblick zu electrisiren. Aber wo um's Himmelswillen fand und findet sich irgend Etwas an Liszt's Spiele, das geeignet wäre, einen für wirkliche Musik Enthusiasmirten zu begeistern oder gar bis zum Fanatismus zu erhitzen? — Von Liszt als Componisten reden zu wollen, wäre Unsinn! Zum Componisten fehlt ihm so ziemlich Alles, vorzüglich aber Geschmack, denn eben das Geschmackloseste ist es was ihn begeistert, wenn er überhaupt einer wirklichen Begeisterung fähig und nicht Alles blos Comödie ist, denn Liszt ist ein großer — Diplomat.

Was die Lind betrifft, so besaß ihre sonst eben nicht auszezeichnete Stimme ein eigenthümliches, herzgewinnendes Timbre, das ihr einen Reiz verlieh, der vielen sonst in jeder Hinsicht schöneren und umfangreicheren Stimmen abgeht. Das war ein unschätzbares Geschenk, das die Natur der schwedische Nachtigall verliehen hatte. — Indeß allen Respekt vor der Lind, die dieses erkennend weder Zeit noch Mühe scheute, die Mittel, welche Mutter Natur ihr verliehen, auf das gewissenhafteste auszubilden. Ganz gewiß hat keine Sängerin, seit der Sontag, wieder die Kunst des Gesanges in solchem Grade erlernt und anzuwenden verstanden, wie Jenny Lind, und in dieser Hinsicht verdient sie den Namen einer großen Sängerin; besonders dürfte sie im Vortrage des einfachen Liedes keine Nebenbuhlerin haben. Allein als dramatische Sängerin fehlt ihr nicht nur die genialé Auffassungsgabe der Schröder-Devrient, die tiefe Innigkeit und die Begeisterung einer Nannette Shechner und die vollendetste Grazie einer Sontag in Spiel und Gesang, sondern sie wird sogar in dieser Hinsicht von mancher wenig oder gar nicht berühmten Sängerin übertroffen! Die Sontag war nicht nur eine der besten Donna Anna's, die ich gesehen und gehört habe, sondern zugleich eine unübertreffliche Zerlina und sie würde auch als Elvira jeden Kenner mozartscher Musik befriedigt haben. Jenny Lind wäre gewiß eine sehr gute Zerline gewesen, als Donna Anna war sie sehr schwach, und für die Elvira hätte sie durchaus gar Nichts mitgebracht, was diese grandiose Schöpfung Mozart's verlangt und was ich in meinem ganzen Leben nur bei einer einzigen Sängerin, so wie sich's Mozart gedacht haben mag, alles beisammen fand. Diese Sängerin, von dem Publikum der Stadt, wo sie wirkte, zwar hochgeschätzt und von Kennern nach Verdienst gewürdigt, erlangte aber, — Gott verzeihe es dem deutschen Publikum — niemals jene Berühmtheit, auf die sie doch so gerechten Anspruch hatte. Es war die königl. sächsische Hofopernsängerin, Fräulein Henriette Wüst, später Frau Kriete, deren vieljährige Wirksamkeit dem älteren Theil des Dresdener Publikums unvergeßlich bleiben wird. Möge der Kunst in ihrer einzigen, noch sehr jugendlichen Tochter eine der Mutter würdige Schülerin erblühen! —

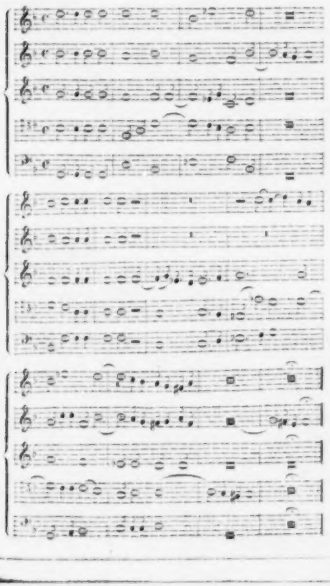
Welche ungeheure Abschweifung! werden meine Leser hier ausrufen. Ich gestehe es zu, aber ich streiche sie nicht! Denn erstlich wollte ich meine Leser darauf aufmerksam machen, wie sinnlos und alles soliden Grundes entbehrend, der Kunstenthusiasmus unseres Publikums heutigen Tages oft auftritt — eben dem Elsler- und Perpitschwindel ausführlicher zu reden, hielt ich für überflüssig, indem davon, wenn dieses Mozart-Album erscheint, hoffentlich schon längst keine Rede mehr sein wird). — Zweitens aber wollte ich meine Leser darauf führen, selbst zu erkennen, wie, wenn wir doch sonst so fühlen, bedächtigen Deutschen, über eine für gewöhnlich nur einseitige Virtuosität sans façon aus der Haut zu fahren in neuerer Zeit stets bereit waren, es den feurigen für Musik schwärmenden Italienern um so weniger zum Vorwurf gemacht werden kann, wenn sie für den Knaben Mozart sich bis zum Fanatismus enthusiasmirten, — als dieser Knabe allerdings Proben eines Genies ablegte, wovon sie weder zuvor noch nachher bis auf den heutigen Tag bei allen andern sogenannten Wunderkindern nur eine Idee vorgefunden!

Der Knabe Mozart übertraf damals (1769) schon die größesten Clavierspieler seiner Zeit; denn, kamen ihm auch Einige vielleicht in technischer Ausbildung gleich, was

was Geschmack, Gefühl, und vor Allem Poesie betraf, so konnte Keiner es wagen, sich mit ihm zu messen. — Indessen man kann Alles hier Aufgezählte in einem hohen Grade besitzen und dennoch nichts weniger als den strengen Anforderungen des in die Geheimnisse der Kunst eingeweihten Kunstfreundes entsprechen, wenn sich allem Erwähnten nicht noch Eines hinzugesellt: **Gründliches Studium der Kunst in allen ihren Verzweigungen.**

Wen, um's Himmelswillen! würde es einfallen, eine solche ungeheure Anforderung an einen vierzehnjährigen Knaben zu stellen? — Ob aber der vierzehnjährige Knabe Mozart Ursache gehabt hätte, vor einer solchen Frage und Aufforderung zurückzubeben? —

Wir senden diesen beiden vorstehenden Fragen sogleich eine dritte nach: Wo in der ganzen Geschichte der Musik findet sich ein Beispiel, daß irgend ein noch so gelehrter Componist im Stande gewesen wäre, nach nur zweimaligem Anhören, eine fremde Composition fehlerfrei, dem Originale Note für Note treu aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben, einer Composition, deren erste Strophe hinreichend ist, um ahnen zu lassen, wie ungeheuer schwierig es war, das Ganze in seinen einzelnen Theilen richtig herauszuhören, zu fassen und fehlerfrei wiederzugeben! — Ich theile diese erste Strophe meinen Lesern hier mit:



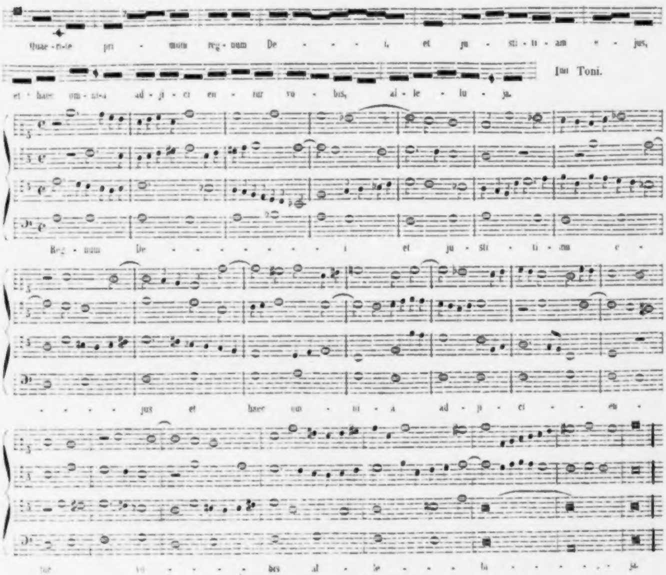
Es ist dieses der Anfang des berühmten „Miserere“ von Allegri, welches noch jetzt alljährlich in der Sixtinischen Capelle zu St. Peter in Rom in der Charwoche von den päbstlichen Sängern ausgeführt wird. Die Composition wurde zu jener Zeit für so heilig und ausschließlich zum Gebrauch für die Sixtinische Capelle bestimmt erachtet, daß es den Mitgliedern der päbstlichen Capelle, bei Strafe des Kirchenbannes, untersagt war, eine Abschrift davon zu nehmen, oder auch nur sie außerhalb der Capelle und außer an den dafür bestimmten Tagen zu singen. Dieses eben brachte den Knaben Mozart auf die Idee: sich die Musik recht aufmerksam anzuhören und sie dann zu Hause aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben; dies gelang dem vierzehnjährigen Knaben so vollkommen, daß der berühmte Castrat Christofore, dem Mozart seine Aufzeichnung zeigte, in das höchste Erstaunen gerieth. — Noch mehr! als viele Jahre später den Musikern der päbstlichen Capelle es gestattet wurde: das Original Allegri's zu copiren, stellte es sich heraus, daß das Original mit der aus der Erinnerung von dem Knaben Mozart niedergeschriebenen Copie Note für Note übereinstimmte.

Dieser in seiner Art einzige Diebstahl setzte, als er bekannt wurde, ganz Rom in Bewegung! Der Pabst, der davon erfuhr, ließ den Knaben vor sich kommen, überzeugte sich, daß man ihn weder falsch berichtet, noch daß sonst eine Täuschung möglich gewesen sei und überhäufte den jungen Künstler mit Lobsprüchen. Er gestattete ihm nicht nur, die auf so eigenthümliche Weise erlangte Copie der bisher so geheim gehaltenen Partitur des Miserere zu behalten, sondern ernannte ihn auch zum Ritter des Ordens zum goldnen Sporn. Ob der Knabe diese Auszeichnung verdient hatte? Kenner mögen darüber urtheilen; was mich betrifft, so unterschreibe ich aus innigster Ueberzeugung das Urtheil Oulibicheffs: „Wenn man Mozart Alles abspräche, sowohl den Virtuosen als wie den Componisten und man ihm nur das Verdienst ließe, das Miserere fehlerfrei nachgeschrieben zu haben, so müßte man ihn dennoch als das größte musikalische Genie anerkennen.“

In Bologna hatte unser Mozart, bevor er in Rom sein Meisterstück ablegte, sich schon von dem größten damals in Italien lebenden Musikgelehrten und Contrapunktisten, Pater Martini, prüfen lassen. — Martini, als Princeps Academiae legte ihm eine Antiphona aus dem Antiphonarium vor, die er vierstimmig setzen mußte. Der Knabe lösete die schwierige, verwickelte Aufgabe in so kurzer Zeit und mit solcher Meisterschaft, daß er einstimmig zum Mitgliede der philharmonischen Gesellschaft erklärt wurde und sich den ehrwürdigen Martini für immer zum Freunde machte. Auch der berühmte Cavaliere Carlo Broschi (Farinelli), damals schon dem Greisenalter nahe, faßte die innigste Zuneigung für den Knaben, dessen künftige Größe der hochgebildete Meister des Gesanges, der zugleich ein großer Menschenkenner war, wohl als gewiß voraussetzen mochte.

Wir können es uns nicht versagen, die vom Pater Martini aufgegebene und von Mozart vierstimmig gesetzte Antiphona, zur eigenen Beurtheilung unserer geschätzten Leser, in diesem Mozart-Album abzudrucken.

Die dem **Wolfgang Amadeus Mozart** von dem Princeps Acad. Philharmon. und den zwei Censoren vorgelegte Antiphona zur Ausarbeitung, war aus dem Antiphonarium Romanum (Antiph. ad Magnificat. Dom. XIV. post Pentecost. et in Festo Cajetani) folgende:



(Diplom.)

PRINCEPS CAETERIQUE
ACADEMICI PHILHARMONICI
Omnibus, et singulis praesentes Literas lecturis, felicitatem.

Quamvis ipsa Virtus sibi, suisque Sectatoribus gloriosum comparet Nomen, attamen pro majori ejusdem majestate publicam in notitiam decuit propagari. — Hinc est quod hujusce nostrae PHILHARMONICAE ACADEMIAE existimationi, et incremento consulere, singulorumque Academicorum Scientiam, et profectum patefacere intendentes, testamur Domin. *Wolfgangum Amadeum Mozart* e Salisburgo — sub die 9 Mensis Octobris Anni 1770, inter Academiae nostrae MAGISTROS Compositores adscriptum fuisse. Tanti igitur Coacademici virtutem, et merita perenni benevolentiae monumento prosequentes, hasce Patentes, Literas subscriptas, nostrique Consessus Sigillo impresso obsignatas dedimus.

Bononiae ex nostra Residentia die 10. Mensis Octobris Anni 1770.

PRINCEPS PETRONIUS LANZI.

Registr. in Libro Campl. G. pag. 147.

Aloysius Xav. Ferri, a Secretis.
Camptonerius, Cajetanus Croci.

Von Rom wandte sich der Vater Mozart mit seinem Sohne nach Neapel. — Als er in dem Conservatorium della pietà sich hören ließ, gab seine bisher in Italien unerhörte Meisterschaft, mit der er das Clavier behandelte, den Zöglingen Veranlassung zu äußern: Das gehe nicht mit rechten Dingen zu! Mozart besitze in einem goldnen Ring, den er am Finger der linken Hand trug, einen Talisman, mit dessen Hülfe allein es ihm möglich sei, so meisterhaft zu spielen. — Der Knabe lachte, legte den vermeintlichen Talisman ab und spielte noch schöner wie er zuvor schon gespielt hatte. Jetzt kannte das Entzücken und die Bewunderung seiner Zuhörer keine Grenzen mehr.

Bei seiner Anwesenheit in Mailand war ihm der Auftrag geworden, für die Scala zum nächsten Carneval eine Oper zu schreiben. Vater und Sohn trafen daher gegen Ende des Monats October wieder in Mailand ein und hier componirte Wolfgang sein erstes dramatisches Werk: „Mithridate, Re di Ponte", eine Opera seria.

Der Erfolg, welchen dieses Werk errang, war ein so glänzender, daß die Unternehmer des Theaters den jungen Componisten sofort aufforderten, ihnen eine zweite Oper für den Carneval von 1773 zu schreiben. Die ersten Städte Italiens machten ihm gleichfalls die vortheilhaftesten Anerbietungen.

Daß übrigens auch in Italien neben aufrichtigster Anerkennung und Bewunderung der Neid gegen den jungen Componisten nicht ausblieb, davon weiß und der Vater Mozart in den Briefen an seine Frau genug zu erzählen, auch Quistdeschiff läßt sich ausführlich darüber vernehmen; ich erachte Letzteres um so weniger für nothwendig, als unser Held sich durchaus nichts daraus machte. Die Briefe, welche er an seine Schwester Nannerl schrieb, athmen überströmende Jugendlust, kindlichen Muthwillen, der nicht selten ins Kindische ausartet und nur, wenn er von Musik schreibt, wird er ernst, geht mit Feuer und Geist auf die Sache ein und fällt Urtheile, wie sie nur immer der gründlichste erfahrenste Kenner zu fällen vermöchte, oder — auch oft nicht vermöchte, mindestens trifft der Knabe immer mit ein paar Worten, wie man zu sagen pflegt, den Nagel auf den Kopf. — Nach einem Aufenthalt von 15 Monaten wurde die Heimreise über Venedig angetreten, wo Vater und Sohn unter der venetianischen Aristokratie sich noch eine Menge Freunde und Gönner erwarben.

Als Wolfgang gegen Ende März (1771) wieder in Salzburg ankam, war seine Lehrzeit vorüber, d. h. er hatte Alles gelernt, was sein Jahrhundert ihm bis dahin über seine Kunst sagen konnte! Von nun an hatte Mozart nur noch aus sich selbst zu lernen. In Salzburg fand er einen Brief des Grafen Firmian, der ihm auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia den Auftrag ertheilte, zum Feste der bevorstehenden Vermählung des Erzherzogs Ferdinand mit der Erbprinzessin von Modena eine theatralische Serenade (eine Cantate, der ein dramatisches Spiel zum Grunde liegt) zu componiren. Hasse, der Senior der damals lebenden berühmten Maestri, componirte zu diesem Feste die Festoper, und nicht ohne Absicht scheint die Kaiserin diesem gefeierten Mann den jüngsten der damals lebenden Maestri gegenüber gestellt zu haben.

Wolfgang kehrte, nach kurzem Aufenthalt in Salzburg, mit seinem Vater nach Mailand zurück, um daselbst die Composition seiner Oper zu beginnen. Die Wohnung, welche man ihnen daselbst ausgesucht hatte, war vortrefflich gewählt: Ueber ihnen wohnte ein Violinist, ein anderer unter ihnen; nebenan ein Gesanglehrer, der seine Schüler und Schülerinnen bei sich empfing, welche die Scala in allen möglichen falschen Tönen sangen, und gegenüber ein alter Obrist, der den ganzen Tag sein Instrument blies. Unter diesem vom Morgen bis zum Abend andauernden Höllenlärm einer confusen Musik stellte Wolfgang in aller Eile seine Arbeit zu Stande bringen; und was schrieb er darüber an seine Schwester? — „Das ist lustig zu componiren! das giebt gute Gedanken!" — In meinen Kunstnovelletten habe ich nur die strengste Wahrheit berichtet, wenn ich unsern berühmten Meister als auf Kegelbahnen, beim Billardspielen, inmitten lustiger Freunde und schöner Weiber, wenn der Champagner die Kerle knallend in die Luft schleudert, componirend darstellte. Gerüusch, lustiges Gelächter, eine volle Unterhaltung hörten ihn durchaus nicht beim Niederschreiben seiner Ideen, und ich gedenke hier mit Wehmuth der rührenden Aeußerung meines armen Freundes, der diese Gabe seines großen Vaters nicht besaß: „Welch' ein glücklicher Mensch muß doch mein Vater gewesen sein!" — Ja! Mozart war und blieb sein ganzes Leben hindurch bis kurz vor seinem Tode der glücklichste, heiterste Mensch, obgleich das Geschick ihm vielleicht keinen Schmerz, welchen der Mensch erfahren kann, ersparte. Ja, an Mozart bewährt sich in auffallender Weise Goethe's Wort: „Was Einer nicht selbst gelebt und geliebt hat, das vermag er auch nie recht darzustellen." — Goethe, der Dichter des Faust, konnte dieses große Wort aussprechen; ob auch Mozart, der Componist des Don Giovanni? — Ich komme seiner Zeit darauf zurück.

Im August war Wolfgang mit seinem Vater in Mailand angelangt und vollendete die Cantate: „Ascagno in Alba" in drei Wochen. Diese Serenade ist eigentlich nichts anders als eine mythologische Oper mit Arien, Duetten, Chören, Recitativen und Ballet und unterscheidet sich von einer wirklichen Oper durch nichts, als daß sie eben nur ein Gelegenheitsstück ist, wie noch unsere heutigen Festspiele und Festopern zu ähnlichen Zwecken. — Wie unserm jungen Freunde seine Arbeit gelungen war, bezeugt am besten Hasse's Urtheil nach der Hauptprobe: „Dieser Knabe wird uns Alle verdunkeln!" und schlug bei der Aufführung das Werk des jungen Meisters jenes des ergrauten total. — Das wäre freilich kein Wunder gewesen, hätte nur der junge Meister etwas mehr als eben erst funfzehn Jahre gezählt.

„Ascagno in Alba" wurde von den Mailändern bis in den Himmel erhoben! — Funfzehn Jahre später hätten sich meine lieben Wiener beinahe den Spaß gemacht, den „Don Giovanni" auszupfeifen!! — Doch ich will meiner Erzählung Dessen, was Mozart wirklich erlebte, nicht vorgreifen und bitte dringend alle Leser und Leserinnen dieses Albums, zur Ehre des großen Meisters, die Wahrheit von der Dichtung strenge zu scheiden.

Zu Anfang Decembers 1771 kehrte Leopold Mozart mit seinem Sohne Wolfgang nach Salzburg zurück.

* * *

Im Jahre 1772 war Hyronimus, aus der fürstlichen Familie von Colloredo-Wallsee und Wöls, zum Erzbischof von Salzburg erwählt worden. Unser Wolfgang mußte zum Feste seiner Inthronisation eine Serenade: „Il Sogno di Scipione", wozu Metastasio den Text geliefert hatte, componiren.

Im October 1772 begab sich Mozart abermals, in Begleitung seines Vaters, nach Mailand, wo er die übernommene Oper: „Lucio Silla" nach der Poesie des Gio. de Gamarra, für den Carneval 1773 schrieb. In dieser Oper hatte die berühmte Signora de Amicis, vielleicht die größte Sängerin ihrer Zeit, den weiblichen Hauptpart übernommen und die Oper erhielt solchen Beifall, daß sie 26 Mal nach einander gegeben werden konnte.

Im März 1773 kamen Vater und Sohn wieder nach Hause. Trotz des Beifalls, welchen Beide sich errungen, der Vater durch seine vortreffliche Lehrmethode, der Sohn durch sein bewunderungswürdiges Talent als Componist und Clavierspieler, hatte dennoch der Vater in Florenz vergebliche Schritte gethan, um für sich oder seinen Sohn dort eine Anstellung zu finden.

Im Laufe des Sommers wandten sich daher Beide zu ähnlichem Zweck wieder nach Wien, denn dem Vater Mozart, ein wie ruhiger und weltkluger Mann er auch von jeher war, wurde doch durch das empörende Benehmen des Fürstbischofs gegen seine Untergebenen der Aufenthalt in Salzburg mit jedem Tage mehr und mehr verleidet. — Das ganze spätere Benehmen dieses geistlichen Herrn gegen den unsterblichen großen Mozart bezeugt es, daß er wohl den ganzen Stolz eines Fürsten, übrigens nicht eine einzige einen Fürsten zierende Eigenschaft besaß! Er war roh, ungebildet, nicht nur gemein denkend, sondern auch in den gemeinsten Ausdrücken zu seinen Untergebenen redend, wobei er keinen Unterschied zwischen einem Künstler und einem Lakayen machte. Für seine Person Prasser, Staatmacher, war er der schmutzigste Geizhals gegen Andere und verkürzte, wo er konnte, den sauer verdienten Gehalt Derer, deren Unglück es wollte, von ihm abhängig zu sein. — Dieses war leider für jetzt auch mit Mozarts der Fall! Die Reise nach Wien blieb ohne den gewünschten Erfolg und in ziemlich gedrückter Stimmung wurde die Rückreise nach Salzburg angetreten.

Ein volles Jahr wurde jetzt in Salzburg verlebt, doch verbrachte es Wolfgang nicht in Unthätigkeit, sondern schrieb seine Oper „la bella Giardiniera" (die schöne Gärtnerin). Unter allen frühern Opern Mozart's ist uns diese allein vollständig erhalten worden und ein Clavierauszug ist davon im Druck erschienen. In dieser Oper finden sich schon Schönheiten, welche auf jene des „Idomeneo" vorbereiten; einzelne Stücke daraus entzücken noch jetzt durch außerordentlichen Liebreiz, und wohl nur der für unsere Zeit höchst langweilige und veraltete Text ist Schuld, daß sie sich nicht lange auf dem Repertoire hielt.

Der schönen Gärtnerin folgte „il Re pastore" (der Hirtenkönig), eine Serenade, welche Mozart zum Empfange des Erzherzogs Maximilian, Churfürsten von Cöln, als derselbe Salzburg besuchte, schrieb. Obgleich die Arbeit sehr übereilt werden mußte, so zeigt sie doch eine neuere Richtung über Alles, was Mozart bis dahin componirt hatte.

Man kann Mozarts zwanzigstes Lebensjahr als die Epoche seiner Vollendung als Meister annehmen; denn von dieser Zeit an zeigt er sich im glänzendsten Lichte und mit einer entschiedenen Ueberlegenheit des Geschmacks und Genie's; alle seine Werke, die er seitdem geliefert hat, sind classisch und erwerben ihm die Krone der Unsterblichkeit. Den Gipfel seiner Kunst hat er mit diesem Alter erreicht, und von nun an war sein Ruhm durch alle Länder Europas verbreitet.

* * *

Im Jahre 1777 faßte Leopold Mozart den Entschluß, seinen Sohn über München nach Paris reisen zu lassen. Die jetzige Stellung des Vaters in Salzburg, so wie der Eigensinn des Fürstbischofs, endlich auch sein vorgerücktes Alter, machten es nicht thunlich, ihn selbst zu begleiten. Da er aber den jungen, feurigen und in Allem, was das gemeinhin Leben betraf, noch sehr unerfahrenen Menschen nicht allein nach einem Ort wie Paris reisen lassen wollte, so bestimmte er die Mutter zu seiner Begleiterin.

Gegen Ende des Septembers trat Wolfgang die Reise mit seiner Mutter an. Gleich nach seiner Ankunft in München eilte Mozart, der keine Umschweife zu machen verstand, zu dem Hof-Intendanten, Grafen von Seau, und sagte ihm grade heraus: **„daß er gekommen sei, um dem Churfürsten seine Dienste anzubieten, weil er wisse, daß es der Münchener Capelle an einen guten Componisten fehle und er in seinem bisherigen Dienst zu Salzburg nur einen Jahrgehalt von 12 Gulden 30 Kr. seligen Andenkens bezogen habe."** — Das Resultat war, daß nach langem Harren und Hoffen der Churfürst Maximilian Joseph, einer der alt, klärtesten und geistreichsten Fürsten seiner Zeit und überdies noch ein tüchtiger Musikkenner, erklärte: — „Jetzt ist es noch zu früh. Er soll gehen, nach Italien reisen, sich berühmt machen. Ich vertage ihn nichts, aber jetzt ist es noch zu früh." Dabei blieb es. Mozart verließ München unverrichteter Dinge und der deutsche Fürst scheint keine Ahnung davon gehabt zu haben: wie berühmt Mozart, der deutsche Künstler, bereits in Italien war, — wie ihm die Akademie zu Bologna in ihren Ehrenmitgliede aufgenommen, der große Contrapunktist Martini ihm die Meisterschaft zugesprochen, und der Pabst ihn zum Ritter ernannt hatte. — Ja! warum erschien auch der gute Mozart nicht mit seinem Orden bei Hofe und nannte sich nicht Ritter, wie der weitflügere Gluck und nach ihm Spontini und Meyerbeer es zu thun nie unterließen.

Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich Mozart durch sein gradeS Urtheil den damals in München so viel geltenden Abt Vogler zum Feinde gemacht hatte. Freilich Mozart der ächte Künstler konnte sich nicht einverstanden mit den excentrischen Charlatanerieen, an denen es Vogler eben damals nicht fehlen ließ, erklären; aber klug wäre es doch gewesen, wenn er dies nicht so, wie sich von selbst verstehend, ausgesprochen hätte. — Mozart erriet den Charlatanismus aus Instinct; er verachtete ihn bis an sein Ende; ja seine Verachtung für jede Art von Berechnung, die sich auf die Unwissenheit der Zuhörer gründete, so wie für jedes Hervorbringen eines Effekts, den ein guter Geschmack nicht hätte gelten lassen, ging so weit, daß er selbst sein eigenes Wohl-

ergeben und seine Popularität lieber zum Opfer zu bringen im Stande war, als daß er sein Interesse über seine musikalische Ueberzeugung hätte Herr werden lassen. Ein Mensch, der Andere verachtete und sich rühmte, in drei Wochen einen Componisten zu bilden, konnte beim Mann nach Mozart's Herzen sein. Er mußte seinen Antipoden in ihm erblicken. — »Vogler ist ein musikalischer Spaßmacher!« sagte er in seiner etwas derben Sprache und dieses Wort drückt auf die prägnante Art den feindlichen Gegensatz, die gänzliche Unverträglichkeit der beiden Naturen aus.

In Augsburg gab Mozart ein öffentliches Concert und reiste Ende Octobers nach Mannheim ab.

In vieler Beziehung wiederholte sich für ihn in Mannheim dasselbe, was ihm in München begegnet war. Schmeichelhafte Aufnahme bei Hofe, glänzender Beifall, zahlreiche Protectionen, Versprechungen und geschmeidige Redensarten von Seiten des Hofintendanten, Gesuch um eine Anstellung und Verweigerung derselben rund heraus; mit einem Worte, er hatte in dieser Komödie nichts als den Schauplatz und die handelnden Personen geändert. Der einzige Unterschied bestand darin, daß er bei Hofe etwas mehr Beitrauch zu kosten bekam.

Von dem Churfürsten abgewiesen, blieb Mozart nichts übrig als seine Reise fortzusetzen. Denn trotz der angenehmen Verbindungen, die er in Mannheim angeknüpft hatte, und trotz noch viel anziehenderer Gründe, die ihn hätten zurückhalten können, trieb es ihn doch nach Paris. »Ich bin Componist — schreibt er seinem Vater — und bin zum Capellmeister geboren, und kann mein Talent im Componiren, welches mir der gütige Gott so reichlich gegeben hat, sich darf ohne Hochmuth zu sagen, denn ich fühle es nun mehr als jemals), nicht so vergraben, und das würde durch die vielen Scholaren der Fall werden. — Das Opernschreiben steckt mir stark im Kopfe, französisch lieber, als deutsch, und italienisch lieber, als französisch und deutsch. Beim Wendling (Orchester-Director) sind sie Alle der Meinung, daß meine Compositionen außerordentlich in Paris gefallen würden, denn ich kann so ziemlich, wie Sie wissen, alle Arten und jeden Styl von Compositionen annehmen und nachahmen.

* * *

In Paris erwarb er sich freilich bald Freunde unter den ächten Künstlern, ich nenne hier nur den großen Harmoniker Jacob Punto, den berühmten Tenoristen Raff, der später seinen Idomeneo sang. Aber die Neider blieben auch nicht lange aus, sie stellten die abscheulichsten Kabalen wider Mozart an und das große Publikum und der Hof erkannten in dem Abgötterten Meister das siebenjährige Wunderkind nicht wieder.

Unserm Mozart selbst gefiel es in Paris auch nicht sonderlich; die französische Sprache verabscheute er, als unmusikalisch; die damalige französische Musik konnte ihm nicht gefallen, und der Gesang der Franzosen hätte ihn bald rasend gemacht. Zum Ueberfluß ärgerte er sich noch entsetzlich über eine junge schöne Schülerin, aus einem sehr vornehmen Hause; er sollte dieser jungen Dame, auf Befehl ihres Vaters, Unterricht in der Composition ertheilen und that es. Die junge Schöne faßte alle Regeln ganz vortrefflich, denn sie hatte ein so ungeheures Gedächtniß, daß sie 600 verschiedene Musikstücke aus dem Kopfe spielen konnte; allein einen eigenen Gedanken vermochte sie, wie Mozart es auch immer anstellte, nicht zu Papier zu bringen. »Ich habe keine Gedanken!« sagte sie, und der junge Lehrmeister verstummte dann freilich, wie man keinen Gedanken und vollends keinen musikalischen Gedanken haben könne, vermochte eben er am allerwenigsten zu begreifen! —

* * *

Unter allen jungen Reisenden, welche Neugierde oder Geschäfte je nach Paris führten, giebt es vielleicht keinen, denen die Freuden dieses Ortes schneller und mehr anekelten, als Mozart. Die Pariser Sitten sagten seiner deutschen Gradheit nicht zu; er fand die Franzosen weit weniger liebenswürdig, als sie es vor fünfzehn Jahren waren; — ihr Nationalcharakter schien ihm voller Fehler, die, als in einer Hauptbeschwerde gegen sie zusammenlaufend, sich in dem kurzen Satze aussprechen ließen: daß die Franzosen die Musik nicht verständen. Es gab Alles in Paris, außer einer Oper, in der gesungen wurde und einem Publikum, das keine Ohren von Horn hatte; für Mozart gab es also nichts. — Häufige und energische Klagen verrathen die Unbehaglichkeit, die er fühlte. So schreibt er unter Anderm: »Wenn hier ein Ort wäre, wo die Leute Ohren hätten, Herz, zu empfinden, und nur ein wenig Etwas von der Musik verständen und Gusto hätten, so würde ich von Herzen zu allen diesen Sachen lachen, aber so bin ich unter lauter Bieher und Bestien (was die Musik anbelangt). Wie kann es aber anders sein? Sie sind ja in allen ihren Handlungen, Leidenschaften und Possenen auch nicht anders — es giebt ja keinen Ort in der Welt, wie Paris. Sie dürfen nicht glauben, daß ich ausschweife, wenn ich von der hiesigen Musik so rede. Wenden Sie sich, an wen Sie wollen — nur an keinen gebornen Franzosen — so wird man Ihnen (wenn es Jemand ist, an den man sich wenden kann), das Nämliche sagen. Nun bin ich hier. Ich muß aushalten, und das Ihnen zu Liebe. Ich danke Gott dem Allmächtigen, wenn ich mit gesundem Gusto davon komme. — Ich bitte alle Tage Gott, daß er mir die Gnade giebt, daß ich hier Kaltblut aushalten kann, daß ich mir und der ganzen deutschen Nation Ehre mache, und daß er zugiebt, daß ich mein Glück mache, d. h. Geld mache, damit ich im Stande bin, Ihnen dadurch aus Ihren dermaligen betrübten Umständen zu helfen, und daß wir bald zusammen kommen und glücklich und vergnügt mit einander leben können.«

Die französische Sprache, welche Mozart so ziemlich geläufig sprach, war ihm unausstehlich, weil sie, wie Jedermann weiß, die wenigst singbare in Europa ist. »Wenn ich eine Oper schreiben soll, werde ich viele Widerwärtigkeiten zu bekämpfen haben, allein das macht mir keine Sorgen, weil ich schon daran gewöhnt bin. — Aber daß diese verdammte französische Sprache so hundsföttisch für die Musik ist, das ist zum Verzweifeln! Das Deutsche ist im Vergleiche mit ihr noch göttlich. Und die Sänger, mein Gott, die Sänger! Man sollte sie gar nicht Sänger heißen, denn sie singen nicht, sie schreien und heulen, daß einem die Ohren gellen.« — Wenn Mozart ein Freund der Gemüthsruhe gewesen wäre, so hätte er in Paris ihrer verzweifeln werden können, wo man ihm seine Besuche häufig nur mit dieser falschen Münze

bezahlte. „Die Leute bestellen mich auf den und den Tag, da spiele ich, dann heißt es: O, c'est inconcevable, c'est étonnant! und hiemit Adieu!“ (O, es ist ein Wunder, es ist unfaßlich, es ist erstaunlich!)

„Ist das ein Jammer!“ rief er aus. Aber dennoch würde er seinem Vater zu Liebe in Paris ausgehalten und Alles daran gesetzt haben, durchzudringen und eine einträgliche Stelle zu gewinnen, um seinen Eltern einigermaßen vergelten zu können, was sie für ihn gethan; da traf ihn plötzlich der fürchterliche Schlag, seine geliebte Mutter nach kurzer Krankheit durch den Tod zu verlieren. Man denke sich die Lage des jungen Menschen, der selber des Trostes so sehr bedürftig, jetzt noch den greisen Vater und die verwaiste Schwester trösten sollte. Er vermochte es über sich, aber in Paris litt es ihn nun nicht länger, und sobald es irgend möglich, verließ er Paris, das er seitdem nie wiedersehen sollte und trat die Heimreise an.

* * *

Es war keineswegs Wolfgangs Absicht, in seine alte Salzburger Stellung zurückzukehren. Aber in Salzburg hatte sich unterdessen Manches günstiger für ihn gestaltet.

Der Erzbischof hatte vor Kurzem zwei Musiker aus seiner Capelle verloren: den Componisten Lolli und den Organisten Adelgasser. Der Abgang dieser beiden Leute war schwer zu ersetzen, und in dieser Verlegenheit erinnerte sich der geistliche Hirt unwillkürlich seines verlorenen Schäfleins, jenes jungen Thoren, der die Unbesonnenheit begangen hatte, seinen Dienst zu verlassen und auf eine gute, lebenslängliche Stelle mit 12 Gulden 30 Kr. zu verzichten.

Indessen: dieser junge Thor spielte nicht übel auf dem Claviere und der Orgel; er verstand es, ein Orchester zu leiten mit der Violine in der Hand; der Herr Erzbischof mußte sich auch eingestehen, daß es ihm nicht ganz an Talent zur Composition fehle und daß er im Nothfalle für Kirche, Kammer und Theater zu schreiben vermöge, mit einem Worte: daß er von Allem ein wenig verstehe. Der Herr Erzbischof beschlossen, den jungen Knöpfe Mozart zunächst wieder in ihre Dienste zu nehmen und der Intendant der Capelle mußte dem Vater Mozart zu diesem Behuf vorläufig einige indirekte Eröffnungen machen.

Vater Mozart war aber ein alter Diplomat. Er wußte recht gut, in welche Verlegenheit sein hoher Herr sich befand, errieth bei dem ersten Worte des Intendanten, was man wollte und spielte seine Parthie so fein, daß der Herr Erzbischof, welcher erst vermeint hatte, der junge Mozart werde mit Freuden für 12 Gulden 30 Kr. wieder in seine Dienste treten, sich endlich gezwungen sah, demselben Adelgasser Stelle, welche 500 Gulden fixen Gehalt eintrug, zu verleihen und überdies noch dem alten Mozart Lolli's Stelle, deren Zirum sich auf eben so viel belief, zu geben; denn sonst wären ihm beide Mozart's davon gegangen, und andere gleichgeschickte Leute für seine Capelle hätte er um den doppelten Gehalt nicht bekommen, eben weil Salzburg, seit er den erzbischöflichen Stuhl einnahm, bei allen Musikern verrufen war.

Die prekuniaire Lage der Familie Mozart wurde durch Abschluß des neuen Contrakts sehr verbessert. Denn wurde zu dem fixen Gehalt hinzugeschlagen: was Leopold durch Unterrichtgeben und den Verkauf seiner Violinschule, Nannerl ebenfalls durch Unterrichtgeben und Wolfgang durch Componiren nebenher verdienten, so kamen doch immer an die 3000 Gulden jährlich heraus, was in Salzburg für die damalige Zeit nicht wenig ausmachte, besonders wenn man so gut Haushalten verstand, wie der Vater Leopold und Mamsell Nannerl; was Wolfgang betraf, so überließ er dem Vater seinen ganzen fixen Gehalt zur Verwaltung, hatte ihm auch gutwillig alles, was er nebenbei verdiente, überlassen, aber das wollte der Alte nicht. „Wenn man nicht so gar genau auf's Geld sehen muß, so darf man sich auch schon Etwas erlauben.“ Das waren Vater Mozarts eigene Worte und Wolfgang durfte mit dem, was er nebenher verdiente, schalten und walten wie er wollte. Nannerl mußte alles was sie verdiente für sich verwenden, und sie hatte zu jener Zeit die eleganteste Garderobe in Salzburg, wie sie denn überhaupt als ein schönes und braves Mädchen bekannt und beliebt war.

Wolfgang war sogleich, nachdem ihm sein Vater von dem glücklich abgeschlossenen Contrakt Nachricht gegeben hatte, von Paris abgereist. Indeß beeilte er sich nicht allzusehr, in Salzburg einzutreffen.

In Straßburg gab er eine musikalische Soiree und ein großes Concert, von welchen beiden ihm, nach Abzug der Unkosten, sechs Louisd'ors übrig blieben. „Wenn ich mir — schreibt er — mit gesunder Vernunft hätte vorstellen können, daß so wenige Leute kommen würden, so hätte ich das Concert gern gratis gegeben, nur um das Vergnügen zu haben, das Theater voll zu sehen. Denn bei meiner Ehre, es ist nichts Traurigeres, als eine große Tafel von achtzig Couverts und nur drei Personen zum Essen. Um aber den Herren Straßburgern zu zeigen, daß mir gar nichts daran liegt, so habe ich für meine Unterhaltung recht viel gespielt, — habe nun ein Concert mehr gespielt, als ich versprochen habe, — und zuletzt lange aus dem Kopfe.“ Uebrigens war Mozart an diesem Tage guter Laune, weil sein dünn gesätetes Publikum aus der Blüthe der Musikliebhaber des Elsaßes bestand, und diese den Saal von Bravo's dergestalt ertönen ließen, als wenn er ganz voll gewesen wäre. Mit einem solchen Publikum tröstete er sich leicht über die schlechte Einnahme.

Als Mozart nach Mannheim kam, machte man ihm den Antrag, ein Duodrama zu schreiben. (Ein Drama, in welchem die Musik das Sprechen begleitet, d. h. ein Melodram im jetzigen Sinne des Wortes.) Zwei Werke dieser Gattung: Medea und Ariadne hatten auf ihn den lebhaftesten Eindruck gemacht. „Sie wissen, — schreibt er dem Vater — daß Benda unter den intherischen Componisten immer mein Liebling war; ich liebe diese zwei Werke so, daß ich sie bei mir führe. — Wissen Sie, was meine Meinung wäre? — Man sollte die meisten Recitative auf solche Art in der Oper traktiren — und nur bisweilen, wenn die Wörter gut in der Musik auszudrücken sind, das Recitativ singen.“ — Und an einer andern Stelle: „Wenn Sie sie (Benda's Melodramen) nur einmal am Clavier hören werden, so werden sie Ihnen schon gefallen, — hören Sie sie aber einmal in der Execution, so werden Sie ganz hingerissen, da stehe ich Ihnen gut dafür. — Allein einen guten Acteur oder Actrice erfordern sie. — Und vor Allem einen guten Compo-

steuer, hätte er hinzusetzen sollen; denn sicher giebt es nichts Elenderes, als unsere gewöhnliche Melodramen-Musik, ich meine damit jene abgerissenen, bunt durch einander gewürfelten Musiksätze, zu denen die Handlung während der Pausen den Commentar liefert, deren sie so sehr bedürfen.

Das melodramatische Verfahren wurde übrigens in unseren Tagen mit großem Erfolge und Glücke für die Oper angewendet, worüber ich nur die Beschwörungsscene im »Freischütz« und eine köstliche Scene in der »Schweizerfamilie« anführen will.

Schon auf der Reise nach Paris hatte Mozart sich längere Zeit in Mannheim aufgehalten und hier die Bekanntschaft eines Beamten, Herrn von Weber, gemacht, der mehrere Töchter hatte. Aloysia von Weber, damals 15 Jahre alt, gab allen Musikfreunden schon früh Hoffnung, dereinst eine bedeutende Sängerin zu werden; sie trat gerade als Mozart sich in Mannheim befand, zum ersten Male auf dem Theater auf, und entzündete Wolfgangs empfängliches Herz nicht minder durch ihren Gesang als auch durch ihre reizende Persönlichkeit. Mozart schrieb damals an seinen Vater: »Es geht ihr nichts als die Action ab, dann kann sie auf jedem Theater eine Primadonna machen; sie singt die Arie, welche ich für die Ambrosi gesetzt habe, mit all den fürchterlichen Passagen ganz vortrefflich.« — Daß er in Aloysia verliebt sei, schrieb er seinem Vater freilich nicht. Aloysia erwiderte seine Neigung und Papa Weber billigte die Liebe der jungen Leute — sie trennten sich, als Mozart endlich seine Reise fortsetzen mußte, bald und bald als Verlobte.

Als Wolfgang indessen nach acht Monaten nach München zurückkehrte, — wohin unterdessen Herr von Weber mit den Seinen übergesiedelt war — mußte der arme Wolfgang gleich beim ersten Besuch bemerken, daß mit seiner geliebten Aloysia eine große Veränderung vorgegangen war, man erinnerte sich seiner kaum noch, die Bekanntschaft mußte förmlich erneuert werden. — Blick und Gruß zeigten Wolfgang, daß er ganz und gar verabschiedet sei. Onlidischoff meint: Mozarts damalige Magerkeit, seine lange Nase, so wie sein rothes Kock mit schwarzen Knöpfen, endlich seine kleine Gestalt, möchten wohl viel Antheil an Aloysens Sinnesänderung gehabt haben. Dem muß ich aber durchaus widersprechen, denn wie Mozarts Portrait aus jener Zeit bezeugt, war er durchaus nicht so mager, seine Nase war — wie sich dies aus seiner Todtenmaske erkennen läßt — zwar groß und kräftig gebaut, aber durchaus nicht zu groß und von schöner Form, wie denn auch die ganze Körperbildung Mozarts, obwohl er nur von mittler Größe war, tadellos genannt werden durfte. Seine Hand ist uns durch den Wiener Künstler, der auch seine Todtenmaske anfertigte, aufbewahrt worden; sie ist klein, wunderschön, hat den, wie Carus es bezeichnet, feelischen Charakter, und gleich schön sollen Bein und Fuß geformt gewesen sein. Was aber Mozarts damaligen rothen Rock mit schwarzen Trauerknöpfen betrifft, so war das die neueste pariser Mode des Jahres 1779, konnte also der schönen Aloysia durchaus nicht mißfallen! Auch wissen wir aus guter Quelle, daß sie später, nachdem Mozart ihre Schwester Constanze geheirathet hatte, als Madame Lange nichts weniger als spröde gegen ihren Schwager war; es mochte damals eine Mädchenlaune sein, daß sie unserm Helden den Abschied gab. Dieser ließ sich seinen Aerger nicht merken, machte seiner treulosen Geliebten nicht einen einzigen Vorwurf, erinnerte sie an keinen ihrer Schwüre, sondern setzte sich an's Clavier und sang mit klarer vernehmlicher Stimme das wankelmüthigen Sängern in's Ohr:

»Ich laß das Mädel gern, das mich nit haben will.«

Vater Mozart wurde endlich ungeduldig über das lange Ausbleiben seines Sohnes, er schrieb ihm einen scharfen Brief und Wolfgang beeilte sich in Salzburg einzutreffen.

Dritter Abschnitt.

Mozart's Aufenthalt in Salzburg, Reise nach München und Uebersiedelung nach Wien.

Mozart, nachdem er seinen Posten als Hof- und Dom-Organist — so lautete sein Titel — in Salzburg angetreten hatte, brachte zwei Jahre unausgezeigt in seiner Vaterstadt zu, gewissenhaft die Pflichten seines Amtes erfüllend, aber auch unablässig bemüht, alle Tiefen seiner Kunst zu ergründen. In diesen Zeitraum fällt daher auch der große Umschwung in ihm, der ihn eben zu dem einzigen Mozart machte, als welchen ihn die Welt bewundert — Er emancipirte sich nicht nur von dem herrschenden Geschmack seiner Zeit, sondern erkannte es auch, zu welcher Verachtung und auf welche Irrwege eine blos handwerksmäßige Routine über kurz oder lang jeden Tonsetzer, ganz besonders aber den dramatischen führen muß — Die herrliche Blüthe reifte während dieser zwei Jahre zur herrlichsten Frucht —

Der Churfürst von Baiern liebte, wie wir wissen, die Musik. Das damalige Münchener Orchester war vielleicht das beste in Europa, und eine Gesellschaft der besten Sänger schloß sich demselben an.

Trotz aller Vorurtheile, welche seine Höflinge und neidische Kunstgenossen, wie Vogler früher, dem Churfürsten gegen den jungen Meister beigebracht hatten, hatte ihm jener doch ein wohlwollendes Andenken bewahrt und sich seines früheren Versprechens erinnernd, trug er ihm die Componition einer Oper für den Carneval des nächsten Jahres 1781 auf.

Es war dieses die Opera seria: „Idomeneo re di Creta, ossia Illia e Idamante.“ Bei der ersten Aufführung dieses Meisterwerks in München (das im Jahre 1854 zum ersten Male in Dresden einstudirt und gegeben Alles entzückte) erntete der Vater Mozart, der von Salzburg nach München gekommen war, den reichsten Lohn für alle auf die Ausbildung seines Sohnes seit zwanzig Jahren verwendete Mühe und Anstrengung. Mozart selbst, der Schöpfer des Werkes, schwamm in einem Meere von Wonne; der Beifall des kunstsinnigen Churfürsten, wie des damals hochgebildeten Münchener Publikums, die Schmeicheleien der Großen, die aufrichtige Bewunderung der Orchestermitglieder und der Sänger, darunter des 72jährigen großen Tenoristen Raff, der nur seinem jungen Freunde zu Liebe noch einmal in der Hauptrolle die Bühne betrat (von der er sich schon vor Jahren zurückgezogen hatte), endlich die Freude seines alten Vaters, dem zur die Gewißheit wurde, daß dereinst sein

Sohn als der größte dramatische Komponist anerkannt werden müsse — war dies nicht schon genug, um unsern Liebling zu beglücken? — Doch sein Glück sollte noch erhöht werden; denn Constanze von Weber, Aloisia's jüngere Schwester und wie wir wissen gleichfalls Mozart's Schülerin, gestand ihm ihre Liebe. Was Wunder daher, wenn »Idomeneo« neben dem »Don Giovanni« von Mozart selbst stets für sein Lieblingswerk erklärt wurde; ja seine Vorliebe ging so weit, daß er im »Don Giovanni« und in der »Zauberflöte« Motive aus dem »Idomeneo« für ganze Nummern benutzte, und wer den »Idomeneo« kennt, wird uns zugestehen, daß eben diese Nummern mit zu den vorzüglichsten der beiden späteren Meisterwerke gehören. Vom Churfürsten reichlich belohnt, von dem Münchner Publikum gefeiert, von seinen Kunstgenossen aufrichtig verehrt und von seiner Constanze geliebt, kehrte unser Wolfgang mit den Seinen nach Salzburg zurück. Die erste Aufführung des „Idomeneo" hatte (ob zufällig oder absichtlich zu Ehren des Meisters vom Churfürsten angeordnet?) an Wolfgang's 25tem Geburtstage, den 27. Januar, stattgefunden.

Bevor Mozart München verließ, komponirte er noch für die fürstliche Kapelle daselbst sein berühmtes Oratorium: „Misericordias Domini." Es ist nach Quidicheff's Urtheil, dem wir hier in allen Punkten beistimmen, das Vollkommenste, was Mozart in großen Kirchenstyle geschrieben und — Mozart beklagte später sehr naiv, daß er nicht einmal daran gedacht habe, von seiner Original-Partitur (welche jetzt in München wie ein Heiligthum aufbewahrt wird, gleichwie die Originalpartitur des Requiem in der k. k. Bibliothek zu Wien) nur eine Abschrift für sich nehmen zu lassen. Glücklicherweise wurde dies von Anderen nicht versäumt, und so ist das herrliche Werk dem größeren Publikum zugänglich geworden. Mozart hatte in seiner Freude ganz vergessen, daß der ihm von seinem gnädigen Herrn zu Salzburg bewilligte Urlaub schon seit drei Monaten zu Ende gegangen war, und der Staatsklug Vater Leopold hatte diesmal selber gemeint, daß die Vortheile, welche der Aufenthalt seinem Sohne in München bringen könnten, zu groß seien, um nicht ein klein wenig Ungnade des Herrn Erzbischofs zu Salzburg *) aufzuwiegen. Aber Vater und Sohn wurden durch eine donnernde Strafepistel des Kirchenfürsten aufgeschreckt und Mozart Sohn mußte München verlassen, um sich zu seinem Gebieter nach Wien zu begeben.

Wie wurde nun der gefeierte, anerkannte, bewunderte und beneidete junge Meister der Kunst von seinem Herrn empfangen? — Nun, wie ein ganz gewöhnlicher Domestik, ja noch geringschätziger, wie selbst dieser! Mit seinen beiden Kunst- und Leidensgenossen Cecarelli und Brunetti war er dazu verdammt, mit den zwei Leibkammerdienern, zwei Köchen und zwei Zuckerbäckern des Erzbischofs an einem und demselben Tische zu Mittag zu essen; in dieser liebenswürdigen Gesellschaft, die sich ein Vergnügen daraus machte, ihre Tischgespräche mit Anzüglichkeiten und Witzen zu würzen, wie man sie allerdings in ganter Gesellschaft nicht zu hören bekommt, konnte freilich ein Mozart sich nicht gefallen. Dennoch würde er seinem Vater zu Liebe für die Zeit seines Aufenthalts in Wien sie ertragen haben, würde dazu geschwiegen haben, daß sein gnädiger Herr ihm nicht gestattete (allen Aufforderungen der Wiener Kunstfreunde ungeachtet) selbst ein Concert zu veranstalten, das ihm freilich an einem Abend in einer Stadt wie Wien mehr hätte einbringen können, als sein ganzer Jahresgehalt bei dem Herrn Erzbischof betrug.

Wirklich errang Mozart es eine lange Zeit mit einer Geduld, die an einem Hyäsbrigen, feurigen und die Freiheit über alles liebenden jungen Mann bewundernswürdig erscheint und uns mit hoher Achtung für einen Charakter erfüllt, der einer solchen kindlichen Aufopferung fähig ist. — Aber es giebt Grenzen, wo die höchste kindliche Aufopferung aufhört und aufhören muß, und da der Fürstbischof sich und seine geistliche Würde so sehr vergaß, bei einer geringfügigen Veranlassung ihn mit den pöbelhaftesten Schimpfnamen zu überschütten, unter denen die Ausdrücke: Bube, Schurke, Bursche, liederlicher Kerl — (weil Mozart einen Ball besucht hatte!) noch für die gelindesten gelten konnten — da war Mozarts Geduld zu Ende.

Der Aerger über diesen abscheulichen Auftritt warf ihn auf das Krankenlager. Nach seiner Genesung war sein Gesuch: an seinem Vater zu schreiben, ihn über die Folgen des Schrittes, welchen er zu thun gesonnen sei, dringlichst zu belehren, dringlichst zu bitten, ihn über die Folgen des Schrittes, welchen er zu thun gesonnen sei, dringlichst zu belehren, Sedann bat er in bescheidenen aber bestimmten Worten den Fürstbischof um seine Entlassung. — Die boshafte Antwort, welche dem Schöpfer des „Idomeneo" und des „Misericordias Domini" von dem heiligen Manne zu Theil wurde, können wir unmöglich ganz wieder geben. Der Anfang lautete: »Wenn Er mir nicht länger dienen will, so kann Er — — — —!« — — — Damit hatte Mozart seinen Abschied und verließ noch am selben Tage den fürstbischöflichen Palast.

Für Solche, welche Wien besuchen und denen auch kleine Mozart betreffende Notizen nicht gleichgültig sind, bemerke ich hier: daß Mozarts erstes Privatlogis, welches er nach Trennung von dem Fürstbischof bezog, sich in dem bekannten Gasthause: »Zur Schnecke« am Peter befand, und zwar bewohnte er jenes Mansardenstübchen, dessen einziges Fenster die Aussicht auf den St. Petersplatz und das grade gegenüber liegende Hinterhaus »zum Auge Gottes« genannt, gewährt. Dieses große Haus, in welchem sich jetzt das Polizeibureau befindet, war damals Privatetagenhaus und in der dritten Etage des Hinterhauses wohnte zu eben dieser Zeit die unterdessen verwittwete Frau von Weber mit ihren Töchtern, darunter Mozarts geliebte Constanze. Von seinem Mansardenstübchen aus konnte Mozart grade in Constanzens Fenster blicken und hier hat er denn auch seine entzückend schöne Oper »Die Entführung aus dem Serail« vollendet. Diese Oper hatte Mozart auf Bestellung des Kaisers Joseph II., welcher es unternommen, neben der italienischen eine deutsche Oper für Wien zu begründen, schon als er noch bei dem Fürstbischof war, begonnen. Joseph glaubte in Mozart den Mann herausgefunden zu haben, mit dessen Hülfe er am sichersten und schnellsten seinen Zweck erreichen könne und der Erfolg, welchen die Entführung in Wien hatte, rechtfertigte die Voraussetzung Josephs im vollsten Maaße.

*) Der für Mozart noch in Wien und nicht in Salzburg zur Zeit residirt

Die Oper kam zum ersten Male am 12. Juli 1782 im Kärnthnerthor-Theater zur Aufführung. Den Belmonte sang der treffliche Adamberger, die Constanze wurde von Mademoiselle Cavalieri gesungen und den Osmin sang der ältere Fischer, ein Bassist, dessen colossalen Stimmgehalt wir eben aus dem Part des Osmin kennen lernen, da Mozart ihn eigends für Fischer geschrieben hatte. — Die Italiener hatten vor der Aufführung tüchtig gegen das Werk cabalisirt, allein bei der Aufführung selbst wagte sich die Cabale, der Stimme des ganzen Publikums gegenüber, nicht hervor und die Stimme des Publikums, wie jene der deutschen Sänger und des Orchesters, war für das Werk. Auch die Stimme des Kaisers!

Dennoch gelang es einigen Künstlern von Fach, das Urtheil Josephs, der freilich mehr Kunstliebhaber als eigentlicher Kenner war, für einen Moment irre zu leiten, so, daß er gegen Mozart äußerte: „Ihre Musik ist wunderschön, lieber Mozart, nur sind gewaltig viel Noten darin."

„Nicht eine Einzige mehr als nöthig!" rief Mozart in seiner lebhaften graden Weise; worauf Joseph einen Augenblick stutzte und dann lächelnd sagte: „Ich glaub's selber! Jedenfalls verstehst Du es besser wie ich." *)

Hatte „Idomenee" unserm Mozart von seiner Constanze das Geständniß ihrer Liebe verschafft, so verschaffte ihm endlich die „Entführung" die Einwilligung der Mutter seiner Geliebten. Ein Paar Tage vorher hatte er diese Letztere aus dem Hause ihrer Mutter entführt, und verweise ich hier meine Leser auf meine kleine Novelle: „Die Entführung aus dem Auge Gottes", wo ich Alles der Wahrheit getreu, nach den Mittheilungen, wie sie Mozarts Wittwe selbst meiner Mutter machte, erzählt habe.

Möge hier noch der Brief, den unser Componist an seinen Vater schrieb, nachdem er sich an die Bearbeitung der „Entführung" gemacht, einen Platz finden. Es ist eines der werthvollsten Stücke seiner Correspondenz, vielleicht das einzige Bruchstück von seiner Hand, in welchem Mozart sich die Mühe gab, seine eigene Arbeit zu erklären und zu zergliedern.

Wien, am 26. Sept. 1781.

„Die Oper hatte mit einem Monolog angefangen, und da bat ich Herrn Stephani, eine kleine Ariette daraus zu machen, und daß, anstatt nach dem Liedchen des Osmin die zwei zusammenschwatzten, ein Duo daraus würde. — Da wir die Rolle des Osmin Herrn Fischer zugedacht haben, welcher gewiß eine vortreffliche Baßstimme hat, obwohl der Erzbischof zu mir gesagt, er singe zu tief für einen Bassisten, und ich ihm aber betheuert, er würde nächstens höher singen, so muß man so einen benutzen, besonders da er das hiesige Publikum ganz für sich hat. — Dieser Osmin hat aber im Original-Büchel das einzige Liedchen zu singen, und sonst nichts, außer in dem Terzett und Finale. Dieser hat also im ersten Akte eine Arie bekommen, und wird auch im zweiten noch eine haben. Die Arie habe ich dem Herrn Stephani ganz angegeben, und die Hauptsache der Musik davon war schon fertig, ehe Stephani ein Wort davon wußte. — Sie haben nur den Anfang davon und das Ende, welches von guter Wirkung sein muß. — Der Zorn des Osmin wird dadurch in das Komische gebracht, weil die türkische Musik dabei angebracht ist. — In der Ausführung der Arie habe ich seine schönen tiefen Töne schimmern lassen. — Das: d'rum bei'm Barte des Propheten ꝛc. — ist zwar im nämlichen Tempo, aber mit geschwinden Noten — und da sein Zorn immer wächst, so muß, da man glaubt, die Arie sei schon zu Ende — das Allegro assai — ganz in einem andern Zeitmaße und andern Tone eben den besten Effekt machen; denn ein Mensch, der sich in einem so heftigen Zorne befindet, überschreitet ja alle Ordnung, Maß und Ziel, er kennt sich nicht — und so muß sich auch die Musik nicht mehr kennen. — Weil aber die Leidenschaften, heftig oder nicht, niemals bis zum Ekel ausgedrückt sein müssen, und die Musik, auch in der schaudervollsten Lage, das Ohr niemals beleidigen, sondern doch dabei vergnügen, folglich allzeit Musik bleiben muß, so habe ich keinen fremden Ton zum F (zum Tone der Arie), sondern einen befreundeten, aber nicht den nächsten, D minore, sondern den weitern A minore dazu gewählt. — Nun die Arie von Belmonte in A dur: O wie ängstlich, o wie feurig ꝛc. wissen Sie, wie es ausgedrückt ist — auch ist das klopfende Herz schon angezeigt — die Violinen in Octaven. — Dies ist die Favorit-Arie von Allen, die Sie gehört haben — auch von mir — und ist ganz für die Stimme des Adamberger geschrieben. Man sieht das Zittern, Wanken, man sieht, wie sich die schwellende Brust hebt, welches durch ein Crescendo exprimirt ist; man hört das Lispeln und Seufzen, welches durch die ersten Violinen mit Sordinen und einer Flauto mit im Unisono ausgedrückt ist. — Der Janitscharen-Chor ist als solcher Alles, was man verlangen kann, kurz und lustig und ganz für die Wiener geschrieben. — Die Arie von der Constanze habe ich ein wenig der geläufigen Gurgel der Mademoiselle Cavalieri aufgeopfert. — Trennung war mein banges Loos, und nun schwimmt mein Aug in Thränen — habe ich, so viel es eine welsche Bravour-Arie zuläßt, auszudrücken gesucht. Das Hui habe ich in schnell verändert, also: doch wie schnell schwand meine Freude ꝛc. Ich weiß nicht, was sich unsere deutschen Dichter denken; wenn sie schon das Theater nicht verstehen, was die Opern anbelangt, so sollen sie doch wenigstens die Leute nicht reden lassen, als wenn Schweine vor ihnen stünden."

„Nun das Terzett, nämlich den Schluß vom ersten Acte. Pedrillo hat seinen Herrn für einen Baumeister ausgegeben, damit er Gelegenheit habe, mit seiner Constanze im Garten zusammen zu kommen; der Bassa hat ihn in seine Dienste genommen; Osmin, als Aufseher, und der davon nichts weiß, ist, als ein grober Flegel und Erzfeind von allen Fremden, impertinent, und will sie nicht in den Garten lassen. Das Erste, was ich angezeigt, ist sehr kurz, und weil der Text dazu Anlaß gegeben, so habe ich es so ziemlich auf dreistimmig geschrieben. Dann fängt aber gleich das major pianissimo an, welches sehr geschwind gehen muß, und der Schluß wird recht viel Lärmen machen, und das ist ja Alles, was zu einem Schlusse von einem Acte gehört: je mehr Lärmen, je besser, — je kürzer, je besser, — damit die Leute zum Klatschen nicht kalt werden. — Die Ouverture ist

*) Es war Josephs Art, [illegible] der Kaiser „[illegible]" ließ er sich selbst gegen seine Diener [illegible] — [illegible]" —

ganz kurz, wechselt immer mit Forte und Piano ab, wo beim Forte allezeit die türkische Musik einfällt. — modulirt so durch die Töne fort, und ich glaube, man wird dabei nicht schlafen können, und sollte man eine ganze Nacht hindurch nicht geschlafen haben.« —

»Nun sitze ich wie der Hase im Pfeffer. — Ueber drei Wochen ist schon der erste Act fertig, und eine Arie im zweiten Acte, und das Sauf-Duett, welches in Nichts, als in einem türkischen Zapfenstreiche besteht, mehr kann ich aber nicht daran machen, weil jetzt die ganze Geschichte umgestürzt wird, und zwar auf mein Verlangen. — Im Anfange des dritten Aktes ist ein charmantes Quintett oder vielmehr Finale, dieses möchte ich aber lieber zum Schlusse des zweiten Aktes haben. Um dieß bewerkstelligen zu können, muß eine große Veränderung, ja eine ganz neue Intrigue vorgenommen werden, und Stephani hat über Hals und Kopf Arbeit.«

„Nun wegen des Textes von der Opera. — Was des Stephani seine Arbeit anbelangt, so haben Sie freilich Recht, doch ist die Poesie dem Charakter des dummen, groben und boshaften Osmin ganz angemessen. — Ich weiß wohl, daß diese Versart darin nicht die beste ist; doch ist sie so passend mit meinen musikalischen Gedanken, die schon vorher in meinem Kopfe herumspazierten, übereingekommen, daß sie mir nothwendig gefallen mußte; und ich wollte wetten, daß man bei dessen Aufführung nichts vermissen wird. Was die in dem Stücke selbst sich befindende Poesie betrifft, so könnte ich sie wirklich nicht verachten. — Die Arie von Belmonte: O wie ängstlich ꝛc. könnte fast nicht besser für die Musik geschrieben sein. — Das Hui und Kummer ruht in meinem Schooß (denn der Kummer kann nicht ruhen) ausgenommen, ist die Arie auch nicht schlecht, besonders der erste Theil; — und ich weiß, bei einigen Opern muß schlechterdings die Musik gehorsame Tochter sein. — Warum gefallen denn die welschen komischen Opern überall, sammt all dem Elend, was das Buch hat? — sogar in Paris, wovon ich selbst ein Zeuge war? — Weil da ganz die Musik herrscht und man darüber Alles vergißt; um so mehr muß ja eine Opera gefallen, wo der Plan des Stückes gut ausgearbeitet, die Wörter aber nur bloß für die Musik geschrieben sind, und nicht hier und dort, einem elenden Reime zu gefallen (die doch bei Gott zum Werthe einer theatralischen Vorstellung, es mag sein, was es wolle, gar nichts beitragen, wohl aber eher Schaden bringen), Worte stehen, oder ganze Strophen, die des Componisten ganze Idee verderben. — Verse sind wohl für die Musik das Unentbehrlichste — aber Reime — des Reimens wegen das Schädlichste; die Herren, die so pedantisch zu Werke gehen, werden immerhin sammt der Musik zu Grunde gehen. Da ist es am besten, wenn ein Componist, der das Theater versteht, und ein gescheiter Poet, als ein wahrer Phönix zusammenkommen — dann darf Einem vor dem Beifalle der Unwissenden auch nicht bange sein. — Die Poeten kommen mir fast vor, wie die Trompeter mit ihren Handwerkspossen; wenn wir Componisten immer so getreu unseren Regeln (die damals, als man noch nichts Besseres wußte, ganz gut waren) folgen wollten, so würden wir eben so untaugliche Musik, als sie untaugliche Bücher verfertigen. — Nun habe ich Ihnen, dünkt mich, genug albernes Zeug daher geschwatzt.«

Bisher bin ich den meisten Biographen Mozarts, namentlich dem trefflichen Oulibicheff — Letzterem oft wörtlich bei meinen Mittheilungen gefolgt; von jetzt an sehe ich mich aber genöthigt, meinen eigenen Weg zu gehen, und hauptsächlich jene falschen Angaben, Irrthümer und absurden Anekdoten zu berichtigen, wovon alle über Mozart bisher erschienenen Biographien, und leider auch jene Oulibicheff's, welchen bis zu diesem Zeitpunkt Leopold Mozarts Briefe und Mozart's Briefwechsel mit seinem Vater die besten Anhaltspunkte gaben, d. h. so weit er sich in dem Buche von Nissen vorfindet. — Was ich hier mittheile, ist das Resultat eifriger, eigener Forschungen, während eines fast zehnjährigen Aufenthalts in Wien, wobei es mir vergönnt war, die unschätzbaren Notizen, welche der unermüdliche Aloys Fuchs über Mozarts Leben sammelte, zu benutzen. Auch lebten zu jener Zeit in Wien noch mehrere Männer, welche Mozart persönlich gekannt und zu ihm in Beziehungen gestanden, die allerdings geeignet waren, seinen Werth als Mensch in besonderer Weise festzustellen. Es waren aber diese Beziehungen der Art, daß sich eben damals in Wien nicht gut davon reden ließ, am wenigsten zu einem Manne, dessen amtliche Stellung es ihm zur Unmöglichkeit machte, für jene Beziehungen sich zu interessiren und dies war leider bei Aloys Fuchs der Fall. Ich selbst kann mir darüber, dem größeren Publikum gegenüber, nur Andeutungen erlauben, indessen werden sehr Viele sogleich darüber im Klaren sein, was ich meine. Dies voraus geschickt, nehme ich den Faden meiner Erzählung wieder auf.

Mozart hatte in Wien seinen eignen Heerd begründet und der ungetheilte Beifall, welchen seine „Entführung“ bei dem Publikum sowohl als bei dem Kaiser erhalten hatte, ließ seine Freunde so wie ihn selbst hoffen, daß ihm nicht nur eine sichere Anstellung bei der kaiserlichen Oper, sondern auch Aufträge für neue Arbeiten werden müßten.

Von Allem dem geschah Nichts. Mozart erhielt weder einen neuen Auftrag von seinem Kaiser, noch erhielt er eine Anstellung, noch endlich nur eine baare Unterstützung, bis sich eine Stelle für ihn gefunden — hätte man überhaupt erst nöthig gehabt für einen Mozart nach einer solchen zu suchen. — —

»Wie ist — wie war das möglich!« werden meine Leser staunend fragen. Darauf könnte ich kurz erwidern: Geht nach Wien, lernt die Wiener und die wiener Verhältnisse kennen, und ihr werdet mir Recht geben, wenn ich behaupte: Mozart könnte wie er war, heute nach Wien zurückkehren und es würde ihm um nichts besser ergehen wie in den Jahren von 1782 bis 1791.

Das ist eine starke Behauptung, aber Thatsachen reden; und Thatsache ist es, daß das größte Genie in Wien, so lange es lebt, nie jene Anerkennung, am wenigsten aber jene pecuniäre Belohnung, worauf es mit Recht Anspruch machen kann, wenn es sich allein auf sein Genie und darauf verläßt, daß es unablässig der Vollkommenheit zustrebt. Der ächte Wiener ist für alles Schöne und Gute sehr leicht empfänglich und kargt gewiß bei Gelegenheiten nicht, wo er sich einen Kunstgenuß — je theurer, je besser, verschaffen kann; ja, eben jene Künstler, welche recht unverschämte Preise stellen, hatten und haben in Wien den meisten Zulauf und

auch unserm Mozart wurde in den Häusern, wo er unterrichtete, die Stunde mit einem Dukaten gerne bezahlt, ja, hätte er das Doppelte, das Dreifache verlangt, man würde es ihm mit Freuden gegeben haben, und wäre er zu seinem Kaiser gegangen und hätte ihm mit dürren Worten gesagt: Majestät, geben Sie mir eine Anstellung mit so und so viel Gehalt, denn so viel brauche ich, um in Wien mit Weib und Kinder sorglos leben zu können, so würde er — der Beweis dafür soll später folgen — es auf der Stelle erhalten haben. Allein Mozart forderte ja nicht, er solicitirte ja nicht bei anderen einflußreichen Personen, für ihn zu fordern, er suchte überhaupt keine Connexionen selbst bei solchen nicht, die sich aus freien Stücken zu seinen Gönnern erklärten. Ein einziges Mal hat er um die Protection einer höhergestellten Person sich bemüht, nämlich als er die Baronin Waldstetten hat, bei der Mutter Constanzen's zu vermitteln, daß er sein geliebtes Mädchen heirathen dürfe, und auch da mußte ihn die Baronin, wie ich es in meiner Novellette der Wahrheit treu erzählte, erst selbst darauf bringen! In Prag, wo ihn der Graf Thun mit Kunstbezeugungen überhäufte und bat, ihm doch nur zu sagen, was er für ihn thun könne, fiel es unserm Mozart nicht ein, ihn um seine Vermittelung beim Kaiser — bei welchem der Graf hoch in Gunst stand — zu bitten, sondern er ließ sich nur sein besonderes Wohlgefallen an einer schönschlagenden Sprachnachtigall, die in des Grafen Zimmer hing, merken, und war entzückt, als ihn der Graf das »herrlich singende Vogerl« zum Geschenk machte.

Lediglich also weil Mozart nichts forderte, erhielt er auch in Wien nichts, denn der praktische Wiener, der, wo es das Bitten und Fordern betrifft, durchaus nicht blöde ist, denkt: wer nicht bittet und fordert, der braucht halt auch nix.

Ich selber habe es durch fast 10 Jahre von meinen wiener Freunden hören müssen: Mein Gott, warum gehst du nicht zu Dem und Dem? warum bittest du nicht hier, warum bittest du nicht dort? warum forderst du immer so wenig? und wenn ich darauf erwiderte: ich kann halt nicht bitten, ich kann mich nicht aufdrängen, klagen mag ich nicht, und mehr fordern als meine Sachen in meinen Augen werth sind, ist auch nicht meine Sache, — so hieß es: na, da bleib meinetwegen ein armer Lump! — und ich bin's in dem reichen Wien durch 10 Jahre so gut geblieben, wie der große Mozart durch sein ganzes Leben, obgleich die Wiener meine Sachen gerne laien, sich an meinen Zeichnungen ergötzen, und mir zu mehreren Malen, ohne daß ich wußte woher, nicht unbedeutende Geschenke zugesandt wurden.

Wo du einen Wiener bittest, daß er dir helfe, und er vermag es, so läßt er sich gewiß nicht vergeblich bitten, aber gebeten will er eben gerne sein, und namentlich die Vornehmen verdrießt nichts mehr, als eine stolze Zurückhaltung Solcher, über welche sie durch Geburt und Rang gestellt sind.

Und eben eine solche stolze Zurückhaltung gegen Vornehme war ein Hauptzug in Mozart's Charakter, und für Viele um so verletzender, als er mit Leuten aus der geringeren Volksklasse oft sehr traulich verkehrte, freilich ohne jemals sich etwas zu vergeben, aber das glaubten die Vornehmen nicht, und in jenen Häusern, wo er nicht näher und von einer besseren Seite bekannt war, hörte man nicht selten Urtheile, die denen des Herrn Erzbischofs von Salzburg ziemlich gleich kamen.

So war es denn kein Wunder, daß trotz des großen Beifalls, welchen die Entführung erhalten, vier volle Jahre vergingen, ehe Mozart wieder den Auftrag bekam, eine Oper zu schreiben, und daß er während dieser ganzen Zeit sich und seine Familie — die sich regelmäßig Jahr um Jahr durch einen kleinen Zukömmling vermehrte — zumeist durch Stundengeben ernähren mußte. Wirklich bildete denn sein Stunden-Honorar bis zum August des Jahres 1787, wo ihm der Kaiser Joseph aus freiem Antriebe (d. h. auf da Ponte's Erinnerung) zum Hof-Kapellmeister mit vorläufig 800 Kaisergulden ernannte, seine einzige fixe Einnahme. Allerdings schrieb er während dieser vier Jahre seine herrlichen ClavierSonaten, die unübertrefflichen Joseph Haydn gewidmeten 6 Quartette, mehrere kleinere Kirchensachen, Symphonien, Harmonien für Blasinstrumente, eine Menge Tänze, Märsche, so wie die Trio's für seinen erkrankten Freund Michael Haydn, welche zuerst unter dessen Namen bekannt wurden. Allein ich habe es ja schon gesagt, Mozart verstand sich schlecht auf's Fordern, seine meisten Arbeiten trugen ihm Nichts ein, und bei denen, welche ihm Etwas eintrugen, ließ er sich noch von seinen Verlegern so arg übervortheilen, wie es diese Herren für gut fanden, und in dieser Hinsicht muß ich gestehen, haben die Herren wiener Buch- und Kunsthändler heute noch ein so weites Gewissen — wie ihre Herren Collegen im Auslande, Jedem gegenüber, der seinen Vortheil so wenig zu wahren versteht, wie dieses bei dem Meister Mozart der Fall war. —

Im Jahre 1786 bestellte endlich Kaiser Joseph wieder einmal eine Arbeit bei Mozart: es war dieses die kleine deutsche Operette: der Schauspieldirector, welche in neuerer Zeit wieder in der Louis Schneider'schen Bearbeitung auf der Bühne erschien. Das Original ist aber sehr verschieden von dieser Bearbeitung, denn es zählt mit der Ouverture nur vier Nummern, darunter freilich das allbewunderte Trio, welches später als der Schauspieldirector, der ein bloßes Gelegenheitsstück für das Schönbrunner Schloßtheater war, nicht mehr zur Aufführung kam, in Fioravanti's Dorfsängerinnen eingelegt und dadurch erst außerhalb Wien bekannt wurde. —

Unterdessen hatte sich zwischen Mozart und dem bei der italienischen Oper als Dichter angestellten genialen Lorenzo da Ponte ein freundschaftliches Verhältniß gebildet, das von Seiten da Ponte's, wie wir aus seinen Memoiren, die er als fast 90jähriger Greis fast ein halbes Jahrhundert nach Mozart's Tode niederschrieb, auf die innigste Verehrung für das »göttliche Genie« des um acht Jahre jüngeren Mozart gegründet war.

Da Ponte wußte es dahin zu bringen, daß Joseph II. Mozart beauftragte, den von da Ponte zu einer italienischen Oper umgestalteten Text des Figaro von Beaumarchais zu componiren. Mozart that es, und das Schicksal Figaro's in Wien mögen meine Leser in meinen Novellen: »Don Giovanni« und »da Ponte« nachlesen, wo es wie die Entstehung des Don Giovanni, seine Aufnahme in Wien und Prag der Wahrheit getreu erzählt wurde.

Man hat viel von der Cabale erzählt, wodurch es gelungen sein soll, daß Figaro und Don Giovanni in Wien bei Mozart's Lebenszeiten nicht gefielen. Ganz gewiß ist etwas Wahres daran, aber die volle Wahrheit ist: die damaligen wiener Sänger und Sängerinnen sangen Mozart's Musik schlecht und sangen sie vielleicht absichtlich schlecht, weil sie sie doch so wenig gut singen konnten, wie unsere modernen italienischen Sänger ihren Landsmann Rossini, und unsere modernen deutschen Sänger wieder ihren Landsmann Mozart.

Hätten die damaligen wiener italienischen Opernsten den Mozart so singen sollen, wie er gesungen sein will, so hätten sie ihre ganze damalige Singweise aufgeben müssen, wie wieder die heutigen Italiener ihre jetzige Singweise aufgeben müßten, wollten sie dem Rossini Genüge thun. Der Lieblingscomponist der damaligen italienischen Sänger und des damaligen Publikums war Martini, seine „Cosa rara" wurde vergöttert, nach Martini folgte Sarti, und erst nach diesem fand Antonio Salieri, der Schüler Gluck's, in sofern Gnade, daß man sich seinen Ayrs, in welchem er dem Zeitgeschmack Zugeständnisse gemacht hatte, eher gefallen ließ, als den Don Giovanni. — Dultbiceff ist sehr im Irrthum, wenn er von dem Glücke redet, das der Ayr, welchen er selber ein elastisches Werk nennt, schon damals bei dem Wiener Publikum gemacht hätte! Gerecht gewürdigt wurde er zuerst in Prag, wie der Giovanni, nach welchem er dort aufgeführt wurde, in Wien errang er nur ein. Erfolg d'Estime, und wurde erst lange nachher — etwa zu Anfang dieses Jahrhunderts — eine Lieblingsoper des dortigen Publikums, ich weiß dieses von Basti, der zuerst in Prag, gleichzeitig den Don Giovanni, den Ayr sang, auch da Ponte in seinen Memoiren spielt darauf an.

Alles, was uns Rochlitz von seinem persönlichen Zusammentreffen mit Salieri berichtet, Alles, was ich selbst von den bestunterrichtetsten Personen in Wien, welche Salieri genau und viele Jahre kannten, erfuhr, hat mir die Ueberzeugung gegeben, daß es nicht Salieri war, der sich einer so gemeinen Cabale gegen Mozart schuldig machte.

Allerdings, Salieri beneidete Mozart um seines Genies willen und fürchtete es, und welcher Componist, je größer er war, hätte ihn nicht darum beneidet und nicht ihn gefürchtet? Ein Wenzel Müller konnte freilich naiv ausrufen: „I begreifs nöt, daß die Leut Mozart für einen größeren Componisten halten als mi." — Ein Salieri konnte das so wenig, wie einem Beethoven, der tüchtig an zu schimpfen fing, wenn man den Don Giovanni lobte und von Mozart's Opern nur die Zauberflöte passiren lassen wollte, bestimmen. Mozart's persönliches Verhältniß zu Salieri widerspricht der Annahme durchaus, als hätten Beide sich feindlich gegenüber gestanden, es ist sogar bekannt, daß Salieri seinem Kunstgenossen manche Gefälligkeit erwies, wie kein Feind sie dem Andern erweiset. Mozart besuchte seinen „Papa" Salieri sehr oft, unterrichtete auf seinem Zimmer alle Partituren durch, und Keiner fehlte bei den musikalischen Abendunterhaltungen, welche der Andere in seinem Hause veranstaltete.

Aber in Wien giebt und gab es eine ungeheure Masse unbedeutender Subjecte, Nichtsthuer von Professionen, die doch um jeden Preis irgend eine Bedeutung in der Gesellschaft erlangen möchten, dieses Geschmeiß drängt sich an jede ausgezeichnet hervorragende künstlerische Persönlichkeit; glückt es bei dieser nicht, so glückt es doch vielleicht bei jener, und wo es Einem glückt, da wird Partei geworben gegen alle Jene, wo es nicht glückte, für den, bei welchem es glückte, mag er es nun wollen oder nicht! Die nächste Folge davon ist, was die Wiener einen ungeheuren „Tratsch" nennen, das heißt, um meinen nordischen Lesern deutlich zu werden, mit Scholz zu reden: „Geschrieben werds „Klatscherei" und ausgesprochen „Tratsch", dö Sach' is halt ganz die nämliche."

Ach! und das muß ich meinen lieben Wienern lassen, der „Tratsch" spielt daselbst eine so bedeutende Rolle, wie nur immer in Hamburg, Altona und Buxtehude, und „dö Sach'" ist dort wie hier ganz dieselbe: die besten Freunde werden, ohne daß sie es wollen, oft darüber zu Feinden. Bei den weitklugen, feinen **Salieri**, wenn er auch die Tratschbrüder nicht rauh zurück wies, um sie sich nicht zu Feinden zu machen, (denn dies Gezücht kann, gereizt, in Wien gefährlicher als anderswo werden) konnten diese Menschen einem Mozart in seiner einmal von ihm gefaßten Meinung nicht schaden, und diese Meinung hat er gegen Rochlitz dahin ausgesprochen: „Er irrte als Mensch zwar oft und bedeutend, trotzdem war und blieb er liebenswerth, als Künstler steht er doch erhaben über jeden Angriff."

Anders verhielt es sich bei Mozart: dieser, selbst ohne Falsch, jeder Heuchelei und Kleinlichkeit abhold, nahm alle Menschen, wie er selber war. Machte es ihm einmal Einer gar zu toll, so konnte er ihn heute allerdings derb abfertigen, glaubte ihm aber nichts destoweniger morgen wieder Alles auf's Wort. Wie nun seine Bekannten, seine Schüler, sein alter diplomatischer Vater, so wie die lieben vorsorglichen Frauen seiner Umgebung ihm sagten: „der Salieri ist dein Feind, er intrigirt Cabale gegen dich an, — so glaubte es Mozart, verbehlte dieses nicht — was natürlich Salieri gleich wieder erfuhr, — und Beide schienen wirklich Feinde so lange, bis sie wieder persönlich zusammen trafen, wo denn von Mozart Alles vergessen war. Bei Salieri, der nicht nur um 10 Jahre älter, sondern auch um 100 Procent weiterfahrener wie Mozart war, bedurfte es des Vergessens gar nicht erst. Daß dabei Salieri der Gesellschaft gegenüber immer in großem Vortheil gegen Mozart blieb, war weder seine noch Mozart's Schuld, denn Mozart konnte sich nicht anders geben als wie er war, und Salieri hinwieder konnte nicht sein Verständniß Mozart's dem Publikum mittheilen, weil eben nicht das ganze Publikum aus lauter Salieri's bestand. —

Mit dieser Auseinandersetzung hoffe ich meinen Lesern jenen Standpunkt bezeichnet zu haben, von welchem aus sie selbst alle die unsinnigen Geschichten, welche über Mozart's und Salieri's Feindschaft cursiren, und leider! — bis auf diesen Tag noch cursiren, beurtheilen können! meine Gewährsmänner sind, außer dem noch lebenden, mit allen Verhältnissen Mozart's auf das Genauste bekannten, Aloys Fuchs: da Ponte, Basti, Gyrowetz, Abt Vogler, Weigl.

Auch darf ich noch zwei Umstände nicht unerwähnt lassen: Mozart, da Ponte und Salieri waren Mitglieder

einer und derselben Freimaurer-Loge, der Loge zum heiligen Joseph in Wien, welche zwar seit der Regierung Leopold II. gedeckt hat, factisch aber bis diesen Augenblick noch nicht aufgehoben wurde —

Dann: Nie hat etwas davon verlautet, daß Salieri jemals geäußert habe: daß Mozart in irgend einem seiner Werke, ihn, Salieri, imitirt habe, und doch ist dieses und zwar in dem letzten dramatischen Hauptwerke Mozart's, der Zauberflöte, der Fall! Man vergleiche die nie ihres wunderbaren Effects verfehlende Stelle in der Feuerprobe, in dem zweiten Finale, da, wo die Flöte mit der Pauke Solo hat, mit der ganz gleichen Stelle im letzten Finale des Axur, wo dem Tarar und seiner Assaja das Urtheil des Feuertodes gesprochen wird. Die Immitation ist so auffallend, daß schon Rochlitz und der Verfasser von Mozart's Geist, seine kurze Biographie und ästhetische Darstellung seiner Werke (erschienen zu Erfurt 1803) selbe hervorheben. Ich frage, würde nicht Salieri, wäre er der teuflische Neider Mozart's gewesen, als welchen man ihn über ein halbes Jahrhundert hinzustellen sich bemüht, freudig die Gelegenheit ergriffen haben, der Welt triumphirend zu verkünden: »diese Stelle hat Mozart aus meinem schon vor 5 Jahren in Wien aufgeführten Axur copirt?« —

Aber freilich war Salieri als Künstler und Mensch groß genug, dies einem Mozart so wenig als Plagiat anzurechnen, als Shakespeare, Hände er heute wieder auf, so dumm sein würde, Göthe deshalb einen Plagiator zu nennen, weil derselbe im zweiten Theile seines »Faust« die Lemuren, da sie Faust's Grab graben, das Todtengräberliedchen aus »Hamlet« in einer freien Uebersetzung anstimmen läßt, Shakespeare würde vielmehr sagen: ich hätte 1600 keinen Faust wie Göthe dichten können! ich danke dem großen deutschen Meister für die Ehre, die er meinem Liedchen erzeigt hat, indem er es in seinem Meisterwerke an einer Stelle brauchte, wohin es beinahe noch besser paßt, als in meinem Hamlet.

Und so dachte und handelte der große Künstler Antonio Salieri, sich bescheidend: ich kannte und werde nie einen Don Giovanni noch eine Zauberflöte erschaffen.

Dem »Figaro« folgten in einem Zeitraum von nicht ganz fünf Jahren, außer einer Menge anderer classischer Werke, die Opern: »Don Giovanni« (1787), »Così fan tutte« (1790), »Titus« und die »Zauberflöte« (1791). Unter den hier nicht namentlich aufgezählten Werken befindet sich die bewunderungswürdige Bearbeitung der Händel'schen Oratorien und die Symphonie aus C-Moll. Endlich »finis coronat Opus« (1791). Mozart's Schwanengesang: das »Requiem«.

Ueber die Entstehung dieser Werke aus der letzten Lebensperiode Mozart's, so wie auf sein Ende, verweise ich meine Leser auf meine Kunstnovelletten, die nur strenge Wahrheit im poetischen Gewande bieten. Was Wahrheit, was Dichtung, das wird ein Buch in Oulibicheff's meisterhafter und Nissen's compendiöser Biographie jedem klar machen. Mozart's Sendung war erfüllt. Er konnte von der Erde scheiden und schied. Mir bleibt nur noch übrig, jene Irrthümer zu berichtigen, welche Oulibicheff in Betreff des »Requiems« nicht vermeiden konnte, weil es ihm nicht wie mir gestattet war, aus der lautersten Quelle, das heißt aus Mozart's Original-Partitur und der reichen Notizensammlung des trefflichen Aloys Fuchs zu schöpfen und so das Wahre von dem Falschen zu sondern.

Nissen's Werk, wie unendlich schwach auch die Redaktion desselben erscheint, ist doch für Jeden unentbehrlich, der sich mit dem Gange der Entwickelungsgeschichte Mozart's genau bekannt machen will, obgleich auch in dieser sogenannten vollständigen Biographie, Gott sei es geklagt! aus lediger Prüderie des seligen Staatsraths sich unverantwortliche Lücken finden. Alle Achtung vor Nissen, als dem treuen zweiten Lebensgefährten der Wittwe Mozart, als dem liebevollsten, vorsorglichsten Pflegevater der Söhne Mozart's bis zu ihrem Mannesalter. Nie sprach mein verewigter Freund, der jüngere Sohn Mozart's, anders als mit innigster Begeisterung und Dankbarkeit von seinem »engelguten« Pflegevater zu mir, und mein und Wolfgang's älterer Freund, der leider im Bahnhun verstorbene treffliche Arzt, Dr. Feuerstein zu Pirna, bestätigte mir Alles von Wolfgang Gesagte bei unserem letzten Zusammensein in Dresden im Jahre 1835. Aber zum Biographen Mozart's taugte Nissen, der doch mit Mozart persönlich mindestens ein volles Jahr vor Mozart's Tode genau bekannt und befreundet war, durchaus nicht! — Seine Aengstlichkeit, seine Prüderie, sein ewiges »Rücksichtnehmen« ließ ihn Thatsachen verschweigen, welche von höchster Wichtigkeit für die richtige Würdigung Mozart's als Mensch sind, so z. B. finden wir in seinem ganzen dicken Buche keine Zeile über sein persönliches Verhältniß zu dem großen Meister, und doch gab eben, wie Oulibicheff selber eingesteht, Nissen's Buch die Hauptquelle für Jenen ab, woraus er schöpfte, um sein Leben Mozart's zu schreiben. Beurtheile man daher den Verfasser des Besten, was seit Mozart's Tode über diesen großen Mann geschrieben wurde, nicht zu hart, wenn er in seinem Buche Angaben und Anekdoten aufnahm, von denen schon Nissen selber recht gut wissen mußte und auch wußte, daß sein wahres Wort daran, die er aber dennoch ohne Kritik und Berichtigung in seinem Werke aufnahm, »damit Nichts auf Mozart Bezügliche vermißt werde!!!« Man muß sich durch das entsetzliche Buch Nissen's, wie ich, von Anfang bis zu Ende wiederholt durchgearbeitet haben, um Oulibicheff's Verdienst ganz zu erkennen und mit Erstaunen zu gewahren: wie verhältnißmäßig wenige irrige Angaben er auf Treu und Glauben von Nissen in seinem Leben Mozart's aufnahm und unberichtigt ließ —

Die Hingebung, mit der Oulibicheff sich der Vollendung seiner Arbeit unterzog, verdient die höchste Anerkennung aller Verehrer Mozart's, namentlich aber besitzt der ästhetische Theil seines Werks einen für alle Kunstfreunde unvergänglichen Werth, und werden eben diese Schönheiten als Anhaltspunkte für alle künftigen Beurtheiler Mozart's dienen, in sofern sie nur nicht zu Jenen gehören, welche Mozart für nicht mehr »zeitgemäß, ungenügend und zopfig« erklären, um ihre Götzen auf den Thron zu erheben, welche in Wahrheit von der ächten Musik so viel verstehen, wie Händel's Koch vom Contrapunkt.

Ich wiederhole daher nochmals, was ich schon in der Einleitung erklärte: Es würde mir nie einfallen, Etwas besser machen zu können, wie Oulibicheff es machte, wo es ihm möglich war: gute Quellen zu benutzen. Allein, wo ihm dies, in einem abgelegenen Winkel Rußland's eine Unmöglichkeit war, wo er daher der Natur der Sache nach irren mußte, da ihn nach bestem Wissen und Gewissen zu berichtigen, glaubte ich meine Zeitgenossen und Freunde Mozart's schuldig zu sein, und ich bin so kühn, mir zu schmeicheln: daß meine Leser, wenn sie Alles aufmerksam lesen, was ich in diesem Album gegeben habe, mir das Zeugniß nicht versagen werden: daß auch mein redliches Streben ein nicht ganz verfehltes war. Einen anderen Lohn für meine mühsame Arbeit beanspruche ich nicht.

Bemerkungen über Mozart's Opern im Allgemeinen.

Von Oulibicheff.

Mozart hat sieben Opern geschrieben, die Versuche seiner Kindheit und seiner ersten Jugend nicht mit eingerechnet. Sieben und nicht mehr, und die Sterne, aus denen diese glänzende Pleiade besteht, wurden auf eine Weise ausgewählt, daß ihre Gruppe nicht nur alle bekannten Gattungen der dramatischen Musik des achtzehnten Jahrhunderts abspiegelt, sondern daß sie auch zugleich die neuen Wege beleuchtet, auf welchen das musikalische Drama unserer Tage gehen sollte. Man übergeuge sich leicht. »Idomeneo« gehört der Mythologie, »Titus« der Geschichte an, zwei Nimen, aus denen seines Gedichtes nach der französischen komischen Oper, der Komödie mit Gesang an, welche in der Regel um so mehr in der Musik verderben wird, je besser das Stück als einfache Komödie gewesen wäre. Mozart war der Erste, der diese Regel zu Schanden machte und zeigte, wie man Dinge der Art angreifen müsse, wenn man sie durchaus machen wolle, ohne dabei in das Vaudeville oder in die Komödie mit Arietten zu verfallen. — Die »Entführung« ist die glänzende Initiative der deutschen Schule, in einem Zweige der Theatermusik, in welchem sie bis jetzt die wenigst ausgezeichneten Werke zählt. Dieses Gedicht, das weit lyrischer als die Mehrzahl der französischen Komödien mit Arietten, und viel vernünftiger als die meisten der italienischen Buffo-Libretti ist, zeichnete den künftigen deutschen Textmachern den Mittelweg zwischen dem Uebermaaße von Poesie und von Unverstand vor, den sie von da an ängstlich verfolgt haben. Seinerseits gab Mozart den Musikern das erste Beispiel einer komischen und romantischen Oper, in welcher der edle, leidenschaftliche und heroisch-abenteuerliche Charakter der Hauptpersonen, mit der gewöhnlichen Komik der Buffo- und Zaudlerrollen, hatten die glücklichsten Gegensätze im musikalischen Drama abgiebt.

Es handelte sich noch darum, eine Gattung von Buffo-Oper zu liefern, der einzigen wahrhaft guten und wahrhaft dramatischen Theatermusik, welche vor Gluck und Mozart in der Welt bekannt war. Als der Fall eintrat, die Musik den Anforderungen eines rein literarischen Werkes anzupassen, welches nicht für dieselbe gemacht worden war, so spielte der Zufall Mozart das epigrammatischste von allen, d. h. die wenigst musikalische unter allen französischen Komödien, die »Hochzeit des Figaro«, in die Hände, und die Lösung dieses undankbaren Problem's verlieh der modernen Oper ihren Zuschnitt und ihre Verhältnisse. Als es sich aber im Gegentheil darum handelte, eine Buffo-Oper zu componiren, ein Schauspiel, in welchem nach wahrscheinender Uebereinstimmung die Musik Alles und die Worte Nichts sind, so lieferte derselbe Zufall dem Componisten ein Libretto, »Così fan tutte«, das einfältigste und leerste unter allen bestehenden oder möglichen italienischen Libretti. Lauter Typen, wie man sieht.

»Idomeneo«, »die Entführung«, »Figaro«, »Così fan tutte« und »Titus« umfassen alle alle poetischen und musikalischen Formen der Oper des letzten Jahrhunderts. Weil aber alle diese Werke durch ihren Styl neu waren und auf verschiedenen Wegen zu einer allgemeinen Umformung der Kunst führten, so mußten sie uns die Tradition der Vergangenheit bewahren, und werden ewig als Denkmale einer Epoche dienen, aber deren lyrisch-dramatische Productionen, sowohl in Italien als in Deutschland, die Zeit mit ihrer Sichel und ihrem Schwamme der Vergessenheit gestaltet ist. Gluck's französische Opern stehen allein noch neben den Mozart'schen Partituren aufrecht da, auf den Ruinen jenes Zeitalters der Theatermusik, welches mit Monteverde beginnt und mit dem Tode unseres Helden schließt.

Aber welche Gattung, oder vielmehr welche lyrisch-dramatische Tendenz war der Initiative des großen Reformators allein vorbehalten? Brauche ich es wohl zu sagen: die wesentlich musikalische und die von ihm wenigst bekannteste aller Tendenzen: die des Wunderbaren. Ehemals war das Wunderbare in der Oper eine Schaustellung, die keinen Anklang fand, ein sinnliches Schauspiel, mit welchem die Musiker Nichts zu thun haben wollten. — Mozart verlieh dieser Phantasmagorie eine Seele, diesen Geistern zum Lachen reales und poetisches Leben; er schuf die Gattung, vor welcher alle anderen Gattungen erblassen sollten, die romantische Oper auf das Wunderbare im Gefühle gegründet, die musikalische Uebersetzung des Wunders für die Augen dargestellt auf der Scene.

Indem das Wunderbare aus der Sphäre des Decorateurs, des Maschinisten, des Costümmachers in die des Componisten überging, konnte sich dasselbe musikalisch unter zwei entgegengesetzten Aspecten wie in der Poesie produciren: unter einem mächtigen und furchtbaren und unter einem lachenden Aspecte, bei der Beleuchtung eines phantastischen Lichtes. Damals war aber die Theorie der neuen Gattung noch unbekannt, weil die Gattung selbst noch gar nicht bestand; alle großen Spectakels-Opern entnahm man der Mythologie und der alten Geschichte, aus denen der musikalische Romantismus sich niemals herauswinden konnte. Es war wieder dem Zufalle vorbehalten, die Entdeckung herbeizuführen. Zwei Gedichte fallen Mozart in die Hand, denen ihre Verfasser nicht einmal einen passenden Namen zu geben wissen. So fremdartig waren sie, daß mit demselben keine der damaligen musikalischen Notabilitäten sich hätte befassen wollen. Eben diese fremdartigen Libretti enthalten nun grade den doppelten Keim des Wunderbar-Romantischen. Mozart übertraf sich in »Don Giovanni« und in einigen Scenen in der »Zauberflöte«, wie er alle gefürchteten und lebenden Componisten in seinen anderen Opern übertroffen hatte; und dieses Glück verdankt er einer schlechten Fabel des 16. Jahrhunderts und den unregelmäßigen Hirngeburten Schikaneder's. Viele Componisten haben mehr als hundert Opern geschrieben, ohne je aus den beiden Gattungen der italienischen dramatischen Musik, dem Seriösen und dem Buffo herauszutreten. Gluck's Meisterwerke beschränken sich auf die lyrische Tragödie, Mozart aber umfaßt alle bekannten Gattungen des musikalischen Drama's in sieben Opern: die er nicht aufzählte, sondern die ihm der Zufall in die Hände spielte!

Ehemals bietet die Kritik es für eine Pflicht, und für ganz passend, in Klagen über Opernteute auszubrechen, welche ein unglücklicher und wie immer blinder Zufall dem Verfasser des Figaro, Don Juan und der Zauberflöte anvertraut haben. »Beklagen wir den großen Mozart, daß er genöthigt gewesen ist, seine göttliche Musik an dergleichen Subjekt verschwenden zu — Was meint Du, verehrter Leser? Nennst Du den Zufall wirklich auch so unglücklich und so blind vor, wie man es behauptet?

Dritte Abtheilung.

1) Charakterzüge aus Mozart's Leben. — 2) Lob-Gedichte.

Nach den besten Quellen gesammelt und mitgetheilt von J. F. Kayser.

1) Charakterzüge.

Als Mozart für die Strinasacht eine Sonate componirte und bei ihrer Academie spielte, gab er den stärksten Beweis von seinem außerordentlichen Gedächtnisse. — Diese ausgezeichnete Violinspielerin, die als Madame Schick in Gotha in herzoglichen Diensten gestorben ist, kam nach Wien, spielte mit vielem Beifall bei Hofe, und kündigte nun ein öffentliches Concert an, wozu ihr der Kaiser Joseph sein italienisches Hoftheater bewilligt hatte. — Sie wollte gern auch mit einem noch unbekannten vorzüglichen Solostücke und, wo möglich, mit einem von Mozart und neben ihm auftreten, und ging darum den Meister um Composition und Spiel an. Mozart, gefällig und schnell zur Hand, wie immer, versprach Beides. Aber, weil ihm dergleichen kleine Arbeiten zuwider waren, so schob er die Arbeit bis am Abend vor dem Concerttage auf, wo sie endlich ihre Stimme von ihm erpreßte, um sie am folgenden Vormittage einstudiren zu können. Dies Einstudiren geschah jedoch ohne Beihülfe Mozart's. Er sah die Frau erst im Concerte wieder. Mozart hatte zwar ihren Part geschrieben, fand aber bei seinem vielen Lectiengeben nicht Zeit für die einzige. Bei der Produktion spielte er die Sonate mit ihr, zum höchsten Entzücken des Publikums über Composition und Vortrag. Kaiser Joseph, der von seiner Loge herab aufs Theater langte, glaubte zu sehen, daß er keine Noten vor sich hätte, ließ ihn kommen, um die Partitur zu sehen und war erstaunt, auf seinem Pulte nichts als Taktstriche zu finden. „Haben Sie es einmal wieder darauf ankommen lassen?“ fragte der Kaiser. „Ew. Majestät ja, — antwortete Mozart — es ist aber doch keine Note ausgeblieben.“ — Hätte Mozart das Stück, wenn auch nicht eingelernt, doch mehrmals gespielt gehabt, so hätte er nicht mehr gewagt, als was jedes gute Gedächtniß wagen kann. Es mußte aber sein Gedächtniß als ein bewundernswürdiges hier erscheinen, weil er diese Sonate mit der Violine noch nicht gehört hatte.

Der moralische Charakter Mozart's war gut und liebenswürdig; unbefangene Herzensgüte und eine seltene Empfänglichkeit für alle Eindrücke des Wohlwollens und der Freundschaft, waren seine Grundzüge. Er überließ sich diesen liebenswürdigen Regungen ganz, und wurde einmals das Opfer seines gutmüthigen Zutrauens, und beherbergte und pflegte seine ärgsten Feinde und Verderber bei sich. — Nie verrieth er ein gewisses Kunst-Air, Kapricen oder Pedanterie, die manchen Gelehrten und Künstler für den geselligen Umgang so ungenießbar machen. Er sprach selten und wenig von seiner Kunst, und immer mit einer liebenswürdigen Bescheidenheit. Hochschätzung des wahren Verdienstes und Achtung für die Person leiteten seine Urtheile in Kunstsachen. Es war rührend, wenn er von Haydn oder andern großen Meistern sprach; man glaubte nicht den allgewaltigen Mozart, sondern einen ihrer begeisterten Schüler zu hören. Die berühmtesten Tonkünstler erkannten die Größe seines Genies, bewunderten seine Werke. Joseph Haydn, dieses Schoßkind der Musen und Grazien, dieser Anakreon, den in seinem Alter noch nicht der Jugend Kraft und hypochrenische Fülle verlassen hatte, mag als betagter Richter an die Spitze treten. Sein Urtheil ist unpartheiisch, weil er als ein redlicher Mann allgemein bekannt ist und Mozart's Ruhm dem seinigen nachtheilig scheinen konnte. Schon 1785, als Mozart's Vater noch lebte, sagte Joseph Haydn bei einer Zusammenkunft in Wien: „Ich sage Ihnen vor Gott und als ein ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für den größten Componisten anerkenne, von dem ich nur immer gehört habe. Er hat Geschmack und besitzt die gründlichste Kenntniß in der Composition.“ — 1787 im December schreibt eben dieser große Mann an einen Freund in Prag, der mit ihm seit langer Zeit in Briefwechsel stand und ein Singspiel von seiner Composition verlangte, folgenden merkwürdigen Brief:

„Sie verlangen eine Opera Buffa von mir; recht herzlich gern, wenn Sie Lust haben, den meine Singecomposition etwas für sich allein zu besitzen. Aber um sie auf dem Theater zu Prag aufzuführen, kann ich Ihnen dieselbe nicht senden, weil alle meine Opern zu viel an unser Personal (zu Eisenstadt in Ungarn) gebunden sind und außerdem nie die Wirkung hervorbringen würden, die sich nach der Lokalität berechnet haben, etwas andere wäre es, wenn ich das unschätzbare Glück hätte, ein ganz neues Buch für das dasige Theater zu componiren. Aber auch da hätte ich noch viel zu wagen, indem der große Mozart schwerlich jemand anders zur Seite haben kann. Denn, könnte ich jedem Musikfreunde, besonders aber den Großen

die unnachahmlichen Arbeiten Mozarts so tief und mit einer so großen Emsenkung in die Seele prägen, als ich sie bezeuge und empfinde, so würden die Nationen wetteifern, ein solches Kleinod in ihren Ringmauern zu besitzen. Prag soll den theuren Mann festhalten, aber — auch belohnen: denn ohne dieses ist die Geschichte großer Genies traurig, und giebt der Nachwelt wenig Aufmunterung zum ferneren Bestreben, wovon leider! so viele hoffnungsvolle Geister darnieder liegen. Mich erfüllt es, daß dieser einzige Mozart noch nicht bei einem kaiserlichen oder königlichen Hofe engagirt ist. Verzeihen Sie, wenn ich aus dem Gleise komme; ich habe den Mann zu lieb.

Joseph Haydn."

Wenn ein Haydn so urtheilt, so begeistert spricht — ein Haydn, der allein unter allen Tonkünstlern über seinen Verlust zu trösten im Stande wäre — was will dann das Gekreische einiger kleinen Geister sagen, die an Mozart's Ruhm zu rütteln werden wollen? — Cherubini's Vorliebe für Mozart war eine Art religiöser Verehrung, aus dem Innersten seiner Seele dem hohen Geiste dargebracht. Auch Naumann und Gluck waren seine Bewunderer und schätzten ihn hoch.

„Don Giovanni" gefiel Anfangs in Wien nicht sonderlich. Als in einer zahlreichen Gesellschaft, worin auch Joseph Haydn war, viel über das Stück gesprochen worden war, und Einige es anerkannt hatten, daß es das Schätzbarste eines reichen Genies und einer unerschöpflichen Phantasie wäre, Andere dagegen es für zu voll, zu chaotisch, Andere es zu unmelodisch, oder für zu ungleich gearbeitet erklärt hatten, wurde Haydn veranlaßt zu sprechen. Dieser sagte: „Ich kann den Streit nicht ausmachen, aber das weiß ich, — setzte er sehr lebhaft hinzu — daß Mozart der größte Componist ist, den die Welt jetzt hat!" worauf die andern Kritiker alle schweigen mußten.

Ein gewisser, damals erst bekannt werdender, nicht ungeschickter, lebhafter, aber ziemlich genielarmer Componist, der erst später, nach Mozarts Tode, mehr Ruf gewonnen, nagte immer nach Möglichkeit an Haydn's Ruhme, und that es vorsichtsweise auch später auch noch. Dieser Mann überliet Mozart oft, brachte ihm z. B. Symphonieen, Quartetten von Haydn's Compositionen, hatte sie in Partitur gesetzt, und zeigte nun Mozart mit Triumph jede kleine Nachlässigkeit im Style, welche jenem Künstler, wiewohl selten, entrückt war. Mozart wendete immer so ein Gespräch ab. Endlich aber wurde es ihm zu arg. — „Herr — sagte er äußerst heftig — und wenn man uns Beide zusammenschmilzt, wird doch noch lange kein Haydn daraus!"

So haben immer wirklich große Männer anderen großen Männern ihr Recht widerfahren lassen. Nur wer sich wirklich selbst schwach fühlt, sucht den, der über ihm steht, eine Schwäche abzulauern, um ihn, wenn es möglich wäre, in sich herabzuziehen, weil er sich zu ihm zu erheben unfähig ist.

Um mit Clementi alternirend zu spielen, hatte Mozart sich erboten, sonst that er es nie. Dieß als vorläufige Anmerkung zu folgendem Dittersdorf's eigenem Berichte von einem Gespräche mit Kaiser Joseph im Jahre 1787.

Der Kaiser. Wie gefällt Ihnen Mozart's Spiel?

Ich. Wie es jedem Kenner gefallen muß.

Kaiser. Einige ziehen Clementi dem Mozart vor — Ihre Meinung?

Ich. In Clementi's Spiele herrscht viel Kunst und Tiefsinn, in Mozart's nebst Kunst und Tiefsinn außerordentlich viel Geschmack.

Kaiser. Das sage ich auch. Was sagen Sie zu Mozart's Compositionen?

Ich. Er ist unstreitig ein großes Original-Genie und ich habe noch keinen Componisten gefunden, der einen so erstaunlichen Reichthum an neuen Gedanken besäße. — Ich wünschte, er wäre damit nicht so verschwenderisch. Er läßt den Hörer nicht zu Athem kommen; denn kaum will man einen Gedanken nachsinnen, so steht schon wieder ein anderer da, der den ersteren verdrängt, und das geht immer in einem fort, so daß man am Ende keine dieser wahren Schönheiten im Gedächtnisse aufbewahren kann.

Kaiser. Wahr! Nur in Theaterstücken dünkt mich, daß er öfters zu viele Noten anbringt, worüber die Sänger sich beklagen.

Ich. Wenn man aber die Gabe besitzt, durch Harmonie und Geschicklichkeit im Begleitungsspiele den Sänger doch nicht zu verdecken, so hatte ich das für keinen Fehler.

Kaiser. Distinguo. Wenn man die Gabe besitzt, die Sie in Ihrem „Hiob" gezeigt haben. — Hören Sie. Ich habe zwischen Mozart und Haydn eine Parallele gezogen. Ziehen Sie auch eine, damit ich sehe, ob sie mit meiner übereinstimmt.

Ich. Wenn es sein muß, bitte ich Ew. Majestät mir eine Aufgabe zu erlauben.

Kaiser. Auch das.

Ich. Was ziehen Ew. Majestät für eine Parallele zwischen Klopstock's und Gellert's Werken?

Kaiser. (Pause.) Hm! daß Beide große Dichter sind — daß man Klopstock's Gedichte öfter als einmal lesen müsse, um alle Schönheiten zu entschleiern — daß Gellert's Schönheiten schon beim ersten Anblicke ganz enthüllt daliegen.

Ich. Nun haben Ew. Majestät Ihre Frage selbst beantwortet.

Kaiser. Mozart wäre also Klopstock, Haydn Gellert?

Ich. So hatte ich dafür.

Kaiser. Ich kann nichts einwenden.

Ich. Darf ich so kühn sein, um die Parallele Ew. Majestät zu fragen?

Kaiser. Ich vergleiche Mozart's Compositionen mit einer goldenen Tabatiere, die in Paris gearbeitet, — und Haydn's mit einer, die in London verfertigt; Beide schön, die erste ihrer vielen geschmackvollen Verzierungen, die zweite ihrer Simplicität und anbewundernd schönen Politur wegen. Auch hierin sind wir fast einerlei Meinung.

In Berlin wurde Mozart überall, besonders auch von Friedrich Wilhelm II. äußerst gütigst aufgenommen. — Dieser Fürst schätzte und bezahlte bekanntlich nicht nur Musik angemein, sondern war wirklich — wenn auch nicht Kenner,

doch geschmackvoller Liebhaber. Mozart mußte ihm, so lange er in Berlin war, fast täglich verphantasiren und öfters auch mit einigen Kapellisten Quartette in des Königs Zimmer spielen. Als er einmal mit dem König allein war, fragte ihn dieser, was er von der Berliner Kapelle halte. Mozart, dem nichts fremder als Schmeichelei war, antwortete: „Sie hat die größte Sammlung von Virtuosen in der Welt; auch Quartett habe ich nirgends so gehört, als hier; aber wenn die Herren alle zusammen sind, könnten sie es noch besser machen.“ Der König freute sich über seine Aufrichtigkeit und sagte ihm lächelnd: „Bleiben Sie bei mir, Sie können es dahin bringen, daß Sie es noch besser machen! Ich biete Ihnen jährlich drei Tausend Thaler Gehalt an.“ — „Soll ich meinen guten Kaiser ganz verlassen?“ — sagte der brave Mozart, und schwieg gerührt und nachdenkend. Man bedenke, daß der gute Mozart den Kaiser nicht verlassen wollte, der ihn damals noch darben ließ. Auch der König wurde gerührt und setzte nach einer Weile hinzu: „Ueberlegen Sie sich's — ich halte mein Wort, auch wenn Sie in Jahr und Tag erst kommen sollten.“

Der König erzählte nachher dieses Gespräch verschiedenen Personen, unter andern auch der Gattin Mozart's selbst, als sie nach ihres Mannes Tode nach Berlin kam, und von dem Gönner ihres verstorbenen Mannes sehr ansehnlich unterstützt wurde.

Mozart reiste, voll von diesem Vorschlage, nach Wien zurück. Er wußte, daß ihm hier wieder Neid, Kabale mancherlei Art, Unterdrückung, Verkennung und Armuth erwarten würde, da er vom Kaiser Joseph damals noch so gut als nichts Gewisses bekam. Seine Freunde redeten ihm zu — er wurde zweifelhaft. Ein gewisser Umstand *), den ich nicht erzähle, an dem Mozart sich selbst nicht rächen wollte — bestimmte ihn endlich. Er ging zum Kaiser und bat um seine Entlassung. Joseph, dieser so oft verkannte so oft geschmähte Fürst, dem seine Fehler von seinen Unterthanen erst aufgezwungen und eingepreßt wurden; dieser liebte Musik und besonders Mozart'sche Musik, von Herzen. Er ließ Mozart jetzt ansreden und sagte dann: „Lieber Mozart, Sie wissen wie ich von den Italienern denke: und Sie wollen mich dennoch verlassen?“

Mozart sah ihm in das ausdrucksvolle Gesicht und sagte gerührt: „Ew. Majestät — ich — empfehle mich zu Gnaden — ich bleibe!“ — Und damit ging er nach Hause.

„Aber Mozart, — sagte ihm ein Freund, den er dann traf und dem er den Vorgang erzählte, — warum benutzest Du denn nicht die Minute und verlangtest wenigstens festen Gehalt?“

„Der Teufel denke in solcher Stunde daran!“ sagte Mozart unwillig.

Kaiser Joseph kam später aber selbst auf die Idee, dem Künstler, der bis jetzt nur Anwartschaft auf einträgliche Stellen und einen Titel hatte, einen wenigstens erträglichen Gehalt zu bestimmen, und befragte darüber seinen Kammerdiener Strack, der seinem sparsamen Fürsten gefällig sein wollte, den er aber freilich hier am wenigsten hätte befragen sollen. Auf die Frage des Kaisers, der, wie jeder große Herr, nicht wußte, was zum Leben eines Bürgers gehörte, und dem eine Null, mehr oder weniger, nicht viel mehr als eine Null war, — auf die Frage: „wie viel man für Mozart anweisen müsse“, schlug Jener **800 Gulden** jährlich vor. Der Kaiser war es zufrieden, und die Sache war abgemacht. Mozart bekam also nun jährlich 800 Gulden in dem theuren Wien — Die Verbesserung seiner Lage war dadurch unbeträchtlich; denn sein Miethzins war im Jahre 1785 400 Gulden. Und dennoch blieb er nach wie vor bei Joseph, und erinnerte diesen mit keinem Worte an dergleichen Verhältnisse.

Als Mozart das zweite und letzte Mal in Berlin ankam, war es gegen Abend. Kaum ausgestiegen, fragte er: Giebt's diesen Abend nichts von Musik hier?

Marqueur. O ja, so eben wird die deutsche Oper angegangen sein!

Mozart. So? Was geben Sie denn?

Marqueur. Die Entführung aus dem Serail —

Mozart (lachend). Scharmant!

Marqueur. Ja! Es ist ein recht hübsches Stück — Es hat's componirt — wie heißt er nun gleich —

Indessen war Mozart im Reiserocke, wie er war, schon fort. Im Theater bleibt er ganz am Eingange des Parterre stehen, um da ganz unbemerkt zu lauschen. Bald freuet er sich zu sehr über den Vortrag einzelner Stellen, bald wird er aber auch unzufrieden mit dem Tempo, bald machen ihm die Sänger und Sängerinnen zuviel Schnörkeleien — wie er's nannte! kurz, sein Interesse ward immer lebhafter, und er drängt sich bewußtlos immer näher und näher dem Orchester zu, indem er bald dieß, bald jenes, bald leiser und bald lauter brummt und murret, und dadurch den Umstehenden, die auf das kleine unscheinbare Männchen im schlichten Oberrocke herabsehen, Stoff genug zum Lachen giebt — wovon er aber natürlich nichts weiß. Endlich kam es zu Perdille's Arie: „Frisch zum Kampfe, frisch zum Streite ꝛc.“ Die Direktion hatte entweder eine unrichtige Partitur, oder man hatte darin verbessern wollen und der zweiten Violine bei den oft wiederholten Worten: „Nur ein feiger Treuloser verzagt“, Dis statt D gegeben. Hier konnte Mozart sich nicht länger halten; er rief fast ganz laut in seiner freilich nicht verzierten Sprache: „Verflucht! wollt Ihr D greifen!“ — Alles sahe sich um, auch Mehre aus dem Orchester. Einige von den Musikern erkannten ihn, und nun ging es wie ein Lauffeuer durch das Orchester, und von diesem auf die Bühne: „Mozart ist da!“ — Einige Darsteller, besonders die sehr schätzbare Sängerin Madame B., die das Blondchen spielte, wollten nicht wieder heraus auf das Theater. Diese Nachricht lief rückwärts an den Musikdirektor, und dieser sagte sie in der Verlegenheit Mozart, der nun rasch die hinter ihn vorgerückt war. Im Augenblicke war dieser hinter den Coulissen: „Madame, sagte er zu ihr, was treiben Sie für Zeug? Sie haben herrlich gesungen, und damit Sie's ein andermal noch besser machen, will ich die Rolle mit Ihnen einstudiren.“

*) Dieser Umstand war Salomon's Geschenken in Wien, um Haydn und Mozart zu seinen Concerten in London zu engagiren. D. Herausg.

Mozart, während er 1791 die Krönungsoper: „La Clemenza di Tito“ schrieb, besuchte fast täglich mit seinen Freunden ein unweit seiner Wohnung gelegenes Kaffeehaus, um sich mit Billardspielen zu zerstreuen. Man bemerkte einige Tage lang, daß er während dem Spielen ein Motiv ganz leise für sich mit: „Hm, hm, hm“ sang, mehrmals, während der Andere spielte, ein Buch aus der Tasche zog, flüchtige Blicke hineinwarf und dann wieder fortspielte. Wie erstaunt war man, als Mozart auf einmal seinen Freunden in Duschek's Hause das schöne Quintett aus der Zauberflöte zwischen Tamino, Papageno und den drei Damen, das gerade mit demselben Motiv beginnt, welches Mozart während des Billardspielens so beschäftigt hatte, auf dem Clavier vorspielte. Nicht nur ein Beweis von der immerwährenden Thätigkeit seines schöpferischen Geistes, die selbst mitten in Vergnügungen und Zerstreuungen nicht unterbrochen wurde, sondern auch von der Riesenkraft seines Genies, das so verschiedenartige Gegenstände zu einer und derselben Zeit zu behandeln vermochte. Bekanntlich hatte Mozart die „Zauberflöte“ schon unter der Feder, bevor er nach Prag reiſ'te, um da die Oper „La Clemenza di Tito“ zu componiren und aufzuführen.

Von dem außerordentlichen Gedächtnisse, das Mozart besaß, dürfte Folgendes einen Beweis liefern. Zu dem Finale des zweiten Aktes zu „Don Juan“ schrieb er die Trompeten- und Paukenstimmen, ohne die Partitur vor sich zu haben, bloß aus dem Gedächtnisse, brachte sie selbst in das Orchester und gab sie den betreffenden Individuen mit den Worten: „Ich bitte Sie, meine Herren, bei dieser Stelle besonders aufmerksam zu sein; denn es werden entweder vier Takte zu viel oder zu wenig sein.“ Und richtig, es traf zu, daß bei der angezeigten Stelle diese Instrumente mit den übrigen nicht übereinstimmten.

Im Jahre 1791 war mit Mozart zu gleicher Zeit der Clavierspieler B. in Prag, um sich daselbst auf dem Pianoforte hören zu lassen. Als man Mozart den Concertzettel, worauf er als sein Schüler angekündigt war, überreichte, sagte er: „Der junge Mann spielt recht brav, aber ich habe keinen Antheil daran, vielleicht hat er von meiner Schwester etwas profitirt.“

Beweise von Liebe und Verehrung erhielt Mozart häufig und aller Art. Ein reisender Virtuose auf der Harfe, ein inniger Freund und Verehrer Mozarts, der auf seiner Kunstreise von dessen Tode in Kenntniß gesetzt wurde, zerschlug seine Harfe, und kam ohne Instrument mit dem Vorsatz nach Wien zurück, die Tonkunst ganz zu verlassen, da er sie durch Mozarts Tod ohnedieß für verloren hielt. Nur nach längerer Zeit und aufgedrungener Weise nahm er eine andere ihm geschenkte Harfe an und spielte in einem Privatzirkel.

Ueber nichts klagte Mozart heftiger als über Verhunzung seiner Compositionen, hauptsächlich durch Uebertreibung der Schnelligkeit des Tempo. „Da glauben Sie, hierdurch soll's feurig werden; ja, wenn's Feuer nicht in der Composition steckt, so wird's durch Abjagen wahrlich nicht hinein gebracht!“ — Besonders unzufrieden war er deßhalb mit den italienischen Sängern. „Sie jagen, oder trillern, oder verschnörkeln, weil sie nicht ordentlich studiren und keinen Ton halten können!“

Als Mozart in Leipzig einmal des Nachmittags in der Thomaskirche ganz unbemerkt die Orgel spielte, machte sein vortreffliches Spiel auf den hinter ihm stehenden Cantor Doles, Schüler Bach's, einen solchen Eindruck, daß er mit Rührung äußerte: er habe geglaubt, der alte Sebastian Bach sei wieder auferstanden.

Da man sich indessen nur immer Geschichten erzählt, wo Mozart Geld verschändete und wegwarf, so muß es auch gestattet sein, andere aufzuzählen, wo er es zwar mit gewohnter Liberalität, aber so brav und mit so viel Gutmüthigkeit und Feinheit, und auch so ganz ohne alle Eigennützigkeit, welche oft mit Freigebigkeit verbunden ist, ausgab. Als er sich auf der Leipziger Thomasschule umsah und der Chor ihm zu Ehren einige achtstimmige Motetten von Seb. Bach sang, gestand er: „So ein Chor haben wir in Wien und hat man in Berlin und Prag nicht.“ Unter den ungefähr vierzig Sängern bemerkte er besonders einen Baßisten, der ihm wohlgefiel. Mit diesem ließ er sich in ein kleines Gespräch ein, und ohne daß einer der Anwesenden etwas bemerkte, drückte er dem jungen Manne ein für diesen ansehnliches Geschenk in die Hand.

Bei seiner Anwesenheit in Leipzig hatte ein alter ehrlicher Clavierstimmer einige Saiten auf sein geliebtes Instrument gezogen. — „Lieber Alter — sagte Mozart — was bin ich Ihnen für Ihre Mühe schuldig? denn morgen reise ich ab.“ Der alte Mann, der ewig in Verlegenheit ist, wenn er mit Jemand spricht, stotterte: „Ihro kaiserl. Majestät — wollt ich sagen: Ihro kaiserl. Majestät Herr Kapellmeister — ich bin freilich zu verschiedenen Malen hier gewesen, ich bitte mir deßhalb einen Thaler aus.“ Mozart erwiderte: „Einen Thaler? dafür soll so ein guter Mann nicht ein Mal zu mir kommen.“ Und damit drückte er ihm einige Dukaten in die Hand. „Ihro kaiserl. Majestät,“ fing der Mann erschrocken an — „Adieu, lieber Alter, Adieu!“ rief Mozart und ging schnell in's andere Zimmer.

Da Mozart immer geistig und nur für sein Fach beschäftigt war, so konnte er in seiner Art seinem Verleger Hofmeister, der ihm sagte: „Schreib' populairer, sonst kann ich Nichts von Dir drucken und bezahlen“, richtig und treffend antworten: „Nun, so werden' ich nichts mehr und hungere und scher' mich doch den Teufel darum!“

Sophie Haibel, seine Schwägerin, bestätigt seine unhaltende Geistes-Thätigkeit, indem sie von ihm und seinen spätern Jahren erzählt: Er war immer guter Laune, aber selbst in der besten sehr nachdenkend; Einem dabei scharf in's Auge blickend, auf Alles, es mochte besser oder traurig sein, überlegt antwortend, und doch schien er dabei an ganz etwas Anderem tiefdenkend zu arbeiten. Selbst wenn er sich in der Frühe die Hände wusch, ging er dabei im Zimmer auf und ab, blieb nie ruhig stehen, schlug dabei eine Terze an die andere und war immer nachdenkend. Bei Tische nahm er oft eine Gabe seiner Serviette, drehte sie fest zusammen, fuhr sich damit unter der Nase herum, und schien in seinem Nachdenken Nichts davon zu wissen, und öfters machte er dabei noch eine Grimasse mit dem Munde. Zu seinen Unterhaltungen war er für eine jede neue sehr passionirt, wie für's Reiten und auch für Billard. Um ihn vom Umgange mässiger Art abzuhalten, versuchte seine Frau geduldig Alles mit ihm. Auch sonst war er immer in Bewegung mit Händen und Füßen, spielte immer mit Etwas, z. B. mit seinem Chapeau, Taschen, Uhrband, Tischen, Stühlen, gleichsam Clavier. Gerade so war sein jüngster Sohn in seiner Kindheit.

So lange Mozart lebte, wurde ihm oft mehr aus Unverstand, als aus neckendem Uebelwollen nachgesagt, er werfe seine Werke, auch die herrlichsten, nur schnell hin. Mozart schrieb allerdings nicht gern — denn wie schwer oder wie leicht mußte ihm bei seinem Alter und Temperamente Stillsitzen und Federführen sein! — dann mußte er oft veranlaßt, sogar gedrängt werden. Ward er aber das, und war er nur erst warm dabei, dann ging's auch sehr schnell, und doch zugleich, wenigstens in späteren Jahren, mit so beharrlichem Zusammenfassen aller seiner geistigen Kräfte, daß er nicht oft was zu verbessern hatte — Aber deßhalb arbeitete Mozart nicht so schnell und leicht hin, daß man es spielend nennen könnte; was er schrieb, fiel ihm sehr selten erst in dieser Stunde bei, und wie viel weniger war dieß mit der Anordnung und Gestaltung des Ganzen der Fall! — Mozart hatte die Gewohnheit — war er allein, oder mit seiner Frau, oder mit Anderen, die ihm keinen Zwang auflegten, vor Allem aber auf seinen vielen Reisen im Wagen — fast unausgesetzt, nicht nur seine Phantasie auf neue melodische Erfindungen ausgehen zu lassen, sondern auch seinen Verstand und sein Gefühl gleich mit der Anordnung, Benutzung, Ausarbeitung leicht eines Fundes zu beschäftigen; wobei er, ohne es zu wissen, oft summte, ja laut sang, glühend heiß wurde, und keine Störung duldete. So fertigte er ganze Musikstücke im Kopfe und trug sie mit sich herum, bis er zum Niederschreiben veranlaßt wurde, oder sie durch eigenen Drang los sein wollte. So konnte freilich hernach sein Schreiben schnell von Statten gehen; ja, er hatte es sogar gern, wenn beim Niederschreiben um ihn der Gleichgültigen gesprochen wurde, und gab wohl auch dann sein Wort.

Um dergleichen Vorarbeiten nicht zu vergessen oder zu vermischen, brauchte seine leicht entzündbare Phantasie, seine vollkommene Beherrschung aller Kunstmittel der Ausarbeitung und sein für Musik erstaunenswürdiges Gedächtniß nichts weiter als kurze, leichte Andeutungen, und zu diesem mußte er stets, vorzüglich auf Reisen, in einer Seitentasche des Wagens Büchlein Notenpapier zur Hand haben, welchen dann jene Notizen, jene fragmentarischen Grundrisse anvertraut wurden, und welche Büchlein, zusammen in einer Kapsel aufbewahrt, sein in höherer Bedeutung sogenanntes Reise-Tagebuch ausmachten. Diese Fragmente sind solche Notizenblättchen aus dem Fache der contrapunktischen Studien und Vorübungen. Es wäre zu wünschen, deren auch aus dem Fache der melodischen zu haben, wenn auch schon die Melodieen in ausgeführten Stücken benutzt sein sollten. Sie würden eben so anziehend und lehrreich sein, wie die skizzirten ersten Entwürfe großer Maler, die sie hernach in Gemälden weiter ausgeführt haben, und zu denen sie als Vorbereitung dienten. Solche Symbole für vortreffliche Gedanken sind der Genie's durchaus nöthig; denn wie oft läßt man im kältern Augenblicke wieder fahren, was der Geist in seiner erhöhten Thätigkeit gebildet hat, so oft ist es später unmöglich, in die erste glückliche Erfindung wieder hinein zu kommen.

Man hat Mozart den Vorwurf gemacht, er habe sich nur mit seinen Werken beschäftigt, sich nicht um das bekümmert und nicht das gekannt, was Andere geleistet haben. — Wenn man diesen Vorwurf auf das mehr oder weniger einschränkt, so ist Mozart nicht ganz frei zu sprechen. Indessen liegt die Schuld weit weniger an ihm selbst, als in seinen Verhältnissen, nach denen er, auf Reisen oder componirend, fast nur Neues oder sich selbst hören und kennen lernen konnte. Wo ihm aber etwas Gutes auffiel, mochte es alt oder neu sein, war er voll Freude und wußte es zu schätzen! Worin er nicht Etwas von eigenem Geiste fand, das war er weg, mit den Worten: „Es ist ja Nichts darin!" Aber auch das leichte Blinken der Funken des Genie's übersah er nicht, nahm den jungen Künstler von Talent in seinen Schutz, und trug bei zu seiner Bildung, Empfehlung, Beschäftigung und zu seinem Fortkommen. Die Undankbarkeit, die bisweilen sein Lohn war, störte ihn nicht darin: er vergaß das Böse, was sie ihm anthaten, so schnell, als sie seine Guthaten.

In dem eben Gesagten mögen folgende Anekdoten aus dem Munde eines Augenzeugen, des Hofraths Rochlitz, hier nicht am unrechten Orte stehen.

Auf Veranstaltung des damaligen Cantors der Thomas-Schule in Leipzig, des verstorbenen Doles, überraschte der Chor Mozart mit der Aufführung der zweichörigen Motette „Singet dem Herrn ein neues Lied", — von dem Altvater deutscher Musik, Sebastian Bach. Mozart kannte diesen Albrecht Dürer der deutschen Musik mehr vom Hörensagen als aus seinen selten gewordenen Werken. Kaum hatte der Chor einige Takte gesungen, so sprang Mozart — noch einige Takte, da rief er: Was ist das? — und nun schien seine ganze Seele in seinen Ohren zu sein. Als der Gesang geendigt war, rief er voll Freude: Das ist doch einmal Etwas, woraus sich was lernen läßt! Man erzählte ihm, daß diese Schule, an der Bach Cantor gewesen war, die vollständige Sammlung seiner Motetten besitze und als eine Art Reliquien aufbewahre. Das ist recht, das ist brav, rief er; gegen Sie

her! — Man hatte aber keine Partitur dieser Gesänge; er ließ sich also die ausgeschriebenen Stimmen geben — und nun war es für den stillen Beobachter eine Freude, zu sehen, wie eifrig sich Mozart setzte, die Stimmen um sich herum, in beide Hände, auf die Kniee, auf die nächsten Stühle vertheilte, und, alles Andere vergessend, nicht eher aufstand, bis er Alles, was von Bach da war, durchgeschrieben hatte. Er erhat sich eine Gopie, hielt diese sehr hoch, und — wenn ich nicht sehr irre, kann dem Kenner der Bach'schen Compositionen und des Mozart'schen Requiem, besonders etwa der großen Fuge Christe eleison — das Studium, die Werthschätzung und die volle Auffassung des Geistes jenes alten Contrapunktisten bei Mozart's zu Allem fähigen Geiste nicht entgehen.

In demselben Hause stritt man sich, nach Mozart's Zurückkunft, eines Abends über das Verdienst mancher noch lebenden Componisten, besonders über einen Mann, der für die komische Oper offenbares Talent hat, aber — als Kirchencomponisteur angestellt ist. Vater Doles, der überhaupt etwas mehr als recht und billig war, an dem Opernwesen in der Kirche hing, nahm jenes Componisten Partei gegen Mozart's Sieben: »Ist ja all' nichts!« sehr lebhaft. — Und ich wette, Sie haben noch nicht Vieles von ihm gehört, fiel Doles ebenfalls lebhaft ein. Sie gewinnen, antwortete Mozart; aber das ist auch nicht nöthig: so Einer kann nichts Rechtes dieser Art machen! Er hat keine Idee davon in sich. Herr, wenn der liebe Gott mich so in die Kirche und vor ein solches Orchester gesetzt hätte! u. s. w. — Nun, Sie sollen heute noch eine Missa von ihm sehen, die Sie mit ihm aussöhnen wird. — Mozart nahm sie mit und brachte sie den folgenden Abend wieder.

Nun, was sagen Sie zu der Missa von — —

Läßt sich all gut hören, nur nicht in der Kirche! Sie werden's nicht übel nehmen, ich habe bis zum Credo andern Text unterlegt, so wird sich's noch besser machen. Nein, es muß ihn Keiner vorher lesen! Wollen's gleich aufführen!

Er setzte sich an das Pianoforte, theilte die vier Singstimmen aus, wir mußten ihm schon zu Willen sein, sangen, und er accompagnirte.

Eine possirlichere Aufführung der Missa hat es wohl nie gegeben. Die Hauptpersonen — Vater Doles mit der Altstimme, die er unter stetem ernsten Kopfschütteln über das Scandal doch so trefflich absang; Mozart immer die zehn Finger voll in den Trompeten- und Paukenreichen Sätzen, unter ausgelassener Freude ewig wiederholend: „Na, geht's nicht so besser z'sammen?« Und nun der arge und doch herrlich angewandte Text — z. B. das brillante Allegro zu Kyrie eleison: »Hol's der Geier, das geht flink!« Und zum Schlusse die Auge: Cum sancto spirito in gloria, Dei patris: »Das ist gestohlen Gut, Ihr Herren, nehm's nicht übel!«

Es lag in seiner Reizbarkeit, kaum zu sein, und in der Stimmung seines Gemüths, nicht selten unmittelbar von einem Extreme zum andern überzugehen. Nachdem er in jener ausgelassenen Lustigkeit noch eine Weile verblieben war, und, wie öfters, in sogenannten Knittelversen gesprochen hatte, trat er an's Fenster, spielte, wie gewöhnlich, Clavier auf dem Fensterpositer, und schwärmte, ohne auf die an ihn gerichteten Reden etwas zu geben, als gleichgültige Antworten, fast ohne Bewußtsein. Das Gespräch über Kirchenmusik war allgemeiner und ernsthafter geworden. »Unersetzlicher Schade, — sagte Einer — daß es so vielen großen Musikern, besonders der vorigen Zeit, ergangen ist, wie den ältern Malern; daß sie nämlich ihre ungeheuren Kräfte auf weltlens nicht nur unfruchtbare, sondern auch Geist-tödtende Sujets der Kirche wenden mußten!« — Ganz ungestimmt und trübe wendete sich Mozart hier zu den Anderen und sagte — dem Sinne nach, obschon nicht auf diese Weise: Das ist mir auch einmal wieder so ein Kunstgeschwätz! Bei Euch aufgeklärten Protestanten, wie Ihr Euch nennt, wenn Ihr Eure Religion im Kopfe habt — kann etwas Wahres darin sein; das weiß ich nicht. Aber bei uns ist das anders. Ihr fühlt gar nicht, was das heißt: Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, dona nobis pacem und dgl. Aber wenn man von frühester Kindheit, wie ich, in das mystische Heiligthum unserer Religion eingeführt ist; wenn man da, als man noch nicht wußte, wo man mit seinen dunkeln, aber drängenden Gefühlen hin solle, in voller Inbrunst des Herzens seinen Gottesdienst abwartete, ohne eigentlich zu wissen, was man wollte; und leichter und erhoben daraus wegging, ohne eigentlich zu wissen, was man gebetet habe; wenn man Diejenigen glücklich pries, die unter dem rührenden Agnus Dei hinknieeten und das Abendmahl empfingen, und beim Empfange die Musik in sanfter Freude aus den Herzen der Knieenden sprach: Benedictus qui venit ꝛc.: dann ist's anders. Nun ja, das geht freilich dann durch das Leben in der Welt verloren; aber — wenigstens ist's mir so — wenn man nun die tausend Mal gehörten Worte nochmals vernimmt, sie in Musik zu setzen, so kommt das Alles wieder und steht vor Einem und bewegt Einem die Seele. —

Er schilderte nun einige Scenen jener Art aus seinen frühesten Kinderjahren in Salzburg, dann auf der ersten Reise nach Italien, und verweilte mit besonderem Interesse bei der Begebenheit, wie ihm die Kaiserin Maria Theresia als vierzehnjährigem Knaben aufgetragen habe, ein Te Deum zur Einweihung der Waisenhauskirche zu componiren, und an der Spitze der ganzen kaiserlichen Kapelle selbst aufzuführen. — Wie mir da war! — wie mir da war! — rief er ein Mal über das andere. Das kommt doch all nicht wieder! Man treibt sich umher in dem leeren Alltagsleben — sagte er dann, ward bitter, trank viel starken Wein, und sprach kein vernünftiges Wort mehr.

Rochlitz sagt: Aus Mozart's »Requiem« sieht man, daß er, wie so mancher große Mann, Zeit seines Lebens nicht an seinem Platze war. Er war der Mann, die gesunkene religiöse Musik dahin zu erheben, wohin sie gehört — auf den Thron über alle Musik. In diesem Fache wäre er der erste Künstler der Welt geworden: denn dies sein letztes Werk gehört schon, nach dem einstimmigen Urtheile aller Kenner, selbst derer, die sonst nicht Mozart's Freunde sind, unter das Vollendetste, was die neueste Kunst aufzuweisen hat. —

Als ein Beispiel, wie Mozart Künstler behandelte, möge Folgendes dienen. Am Abende seines öffentlichen Concertes in Leipzig nahm Mozart Berger (Carl Gottlieb — Violin-Solospieler, eine Zierde des Leipziger Concerts) zur Seite und sagte: „Kommen Sie mit mir, guter Berger! ich will Ihnen noch ein Weilchen vorspielen. Sie verstehen's ja doch besser, als die Meisten, die mich heute applaudirt haben.“ Nun nahm er ihn mit sich und, nach einem kurzen Mahle, phantasirte er vor ihm bis Mitternacht, wo er dann, nach seiner Weise, rasch aufsprang und ausrief: „Nun, Papa, habe ich's recht gemacht? Jetzt haben Sie erst Mozart gehört. Das Uebrige können Andere auch.“

Unter den älteren Componisten schätzte er ganz besonders einige Italiener, die man längst vergessen hat; am allerhöchsten aber Händel. — Die verzüglichsten Werke dieses in einigen Fächern noch nie übertroffenen Meisters hatte er so inne, als wenn er jedesmaliger Director einer Akademie zur Aufrechthaltung der alten Musik gewesen wäre. Händel, sagte er oft, weiß am Besten unter Allen, was großen Effekt macht; wo er es will, schlägt er ein, wie ein Donnerwetter. Diese Liebe zu Händel ging so weit, daß er Vieles, was er aber nicht selbst bekannt gemacht hat, in seiner Manier schrieb. Er schätzte und liebte nicht allein Händels Chöre, sondern auch viele seiner Arien und Solo's. „Wenn er da auch manchmal, sagte Mozart, nach der Weise seiner Zeit hinschlendert, so ist doch überall Etwas darin.“

Von Hasse und Graun schien er weniger zu halten, als sie verdienen. Vielleicht kannte er ihre Werke nicht. — Jomelli schätzte er hoch: „Der Mann, — sagte er — hat sein Fach, worin er glänzt, und so, daß wir's wohl werden bleiben lassen müssen, ihn bei dem, der es versteht, daraus zu verdrängen. Nur hätte er sich nicht aus diesem heraus machen, und z. B. Kirchensachen im alten Style schreiben sollen. — Von Martini, der damals die ganze Dilettantenwelt zu bezaubern anfing, behauptete er: „Vieles in seinen Sachen ist wirklich hübsch, aber in zehn Jahren nimmt kein Mensch mehr Notiz von ihm.“

„Keiner, sagt er ferner, kann Alles — schildern und erschüttern, Lachen erregen und tiefe Rührung machen — und Alles gleich gut, wie Joseph Haydn.“

Sein gewandter Geist wußte sich den Charakter eines Jeden zu aneignen, daß er sie oft im Scherze im Satze und Style, und sogar bis zum Täuschen nachahmte.

Von der alltagsgewöhnlichen Virtuosengrille, sich nur nach überschwenglichem Bitten und Flehen hören zu lassen, war wohl kein Virtuos der Welt mehr frei als Mozart; — im Gegentheil machten es, besonders viele gnädige Herren in Wien, ihm zum Vorwurf, daß er vor Jedem, der ihn gern hörte, eben so gern spielte. Nur war dabei sein größtes und oft von ihm selbst beklagtes Leiden, daß man gewöhnlich von ihm nur mechanische Hexereien und gaukelhafte Seiltänzerkünste auf dem Instrumente erwartete und zu sehen wünschte; aber dem hohen Fluge seiner Phantasie und seiner gewaltigen Ideen nicht folgen konnte oder folgen wollte. — Als er nach K— kam, lud der kunstliebende A— eine zahlreiche Gesellschaft der Honoratioren der Stadt zusammen, um ihnen das Vergnügen zu machen, Mozart zu hören, der versprochen hatte, in die Gesellschaft zu kommen und dort zu spielen. Mozart hielt natürlicherweise die versammelten Herren und Damen, von denen er kaum zwei kannte, für Kenner oder doch gebildete Liebhaber: fing also, wie gewöhnlich, im langsamen Tempo, einfacher Melodie, noch einfacherer Harmonie, die nur nach und nach interessanter wurde — theils um sich selbst erst zu erheben, theils um den Geist der Zuhörer mit sich empor zu tragen, an. Die Leutchen saßen im Halbzirkel des prachtvollen Zimmers und fanden das alltäglich. Mozart wurde nun feuriger: das fand man ganz hübsch. Jetzt wurde er ernst und feierlich, besonders seine Harmonie erpracht, groß und etwas schwer: das däuchte den meisten langweilig, verschiedene Damen fingen an, einander etwas — wahrscheinlich eine kurze Kritik, zuzuflüstern, mehre nahmen Theil, am Ende sprach vielleicht die halbe Gesellschaft leise; der wirklich kunstliebende Wirth kam immer mehr in Verlegenheit. — Jetzt bemerkte Mozart die Wirkung seiner Musik auf sein Auditorium. Er, der stets leicht gerührt und jetzt durch das Spiel selbst noch viel mehr erregbar war, ließ seinen auf dem Pianoforte bisher ausgeführten Hauptgedanken nicht fahren, bearbeitete ihn aber jetzt mit der Heftigkeit, mit welcher sein Blut durch die Adern fluthen mochte. Als darauf nicht gemerkt wurde, fing er an — erst ganz leise, dann immer lauter auf das unbarmherzigste auf sein Auditorium los zu ziehen und fast zu schwärmen. Zum Glück war die Sprache, welche ihm zuerst in den Mund kam (aus anderer Ursache gewiß nicht) die italienische, und nur wenig Mitglieder der Gesellschaft verstanden diese so fertig, daß sie des noch immer fort Spielenden polternde Aprilscherzen verstanden haben sollten. Man merkte jedoch, was vorgehe und schwieg beschämt. Mozart, der immer noch ununterbrochen fortphantasirte, mußte, sobald der Zorn hinweggeperlt war, heimlich über sich selbst lachen; gab seinen Ideen eine galantere Wendung und fiel endlich ein in die damals auf allen Straßen gangbare Melodie des Liedchens: Ich klagte dir u. Dieß trug er niedlich vor, variirte sie zehn oder zwölf Mal, abwechselnd mit Fingerbeeren oder affektirter Süßlichkeit und beschloß hiermit. Alles war nun voll Entzücken, und nur Wenige hatten errathen, wie grausam er seine Leutchen zum Besten hatte. Er selbst aber ging bald weg, ließ seinen Gastwirth und einige Musiker der Stadt kommen, behielt sie beim Abendessen und phantasirte den Alten, auf deren schüchternes Wünschen, mit Vergnügen bis nach Mitternacht vor.

In Anmuthsreden zu sprechen und zu schreiben, war eine von den Passionsliebhabereien Mozart's, die er mit außerordentlicher Leichtigkeit und recht gern handhabte. Wie ein für alle Rhetorik Eingebildeter in der Lebhaftigkeit des Gespräches alle Figuren der Redekunst, ohne es zu wissen, anwendet, so ging es ihm mit den Künsten des Verebaues. — Sein Metrum wechselte immer z. B. mit dem Ausdrucken. — Seine Fertigkeit darin ging so weit, daß er ganze Briefe mit einem Echo schrieb. Man hat einen solchen, der drei Quartseiten lang ist; er ist aber eben so unartig als witzig.

Hier als Probe ein Brief an seine Schwester aus Wien vom 18. August 1784:

Ma très chère Soeur!

Potz Sapperment! — Jetzt iſt es Zeit, daß ich ſchreibe, wenn ich will, daß Dich mein Brief noch als eine Veſtalin antreffen ſoll! — Ein paar Tage ſpäter, und — weg iſt's! Meine Frau und ich wünſchen Dir alles Glück und Vergnügen zu Deiner Standes-Veränderung, und bedauern nur von Herzen, daß wir nicht ſo glücklich ſein können, bei Deiner Vermählung gegenwärtig zu ſein; wir hoffen aber Dich künftiges Frühjahr ganz gewiß in Salzburg ſowohl als in St. Gilgen als Frau von Sonnenburg ſammt Deinem Herrn Gemahl zu umarmen. Wir bedauern nun nichts als unſern lieben Vater, welcher nun ſo ganz allein leben ſoll! — Freilich biſt Du nicht weit von ihm entfernt, und er kann öfters zu Dir ſpazieren fahren — allein jetzt iſt er wieder an das verfluchte Kapellhaus gebunden! — Wenn ich aber an meines Vaters Stelle wäre, ſo würde ich vermöge der ſchon ſo langen Dienſtzeit bitten, in Ruheſtand geſetzt zu werden, und nach erhaltener Penſion ging ich zu meiner Tochter und lebte dort ruhig. — Wollte der Erzbiſchof meine Bitte nicht eingehen, ſo begehrte ich meine Entlaſſung und ginge zu meinem Sohne nach Wien — und das iſt's, was ich hauptſächlich Dich bitte, daß Du Dir Mühe geben möchteſt, ihn dazu zu bereden; ich habe ihm heute das Nämliche geſchrieben. — Und nun lebet Beide ſo gut mit einander als wie — wir Zwei. — Drum nimm von meinem poetiſchen Hinkaſten einen kleinen Rath an; denn höre nur:

Du wirſt im Eh'ſtand viel erfahren,
Was Dir ein halbes Räthſel war;
Bald wirſt Du aus Erfahrung wiſſen,
Wie Eva einſt hat handeln müſſen,
Daß ſie hernach den Kain gebar
Doch, Schweſter, dieſe Eh'ſtandspflichten
Wirſt Du von Herzen gern verrichten,
Denn, glaube mir, ſie ſind nicht ſchwer.
Doch jede Sache hat zwo Seiten:
Der Eh'ſtand bringt zwar viele Freuden,
Allein auch Kummer bringet er.
Drum, wenn Dein Mann Dir finſt're Mienen,
Die Du nicht glaubeſt zu verdienen,
In ſeiner übeln Laune macht:
So denke, das iſt Männergrille,
Und ſag': Herr, es geſchehe Dein Wille!
— — — — — — — — —

Dein aufrichtiger Bruder
W. A. Mozart.

Seine Schwägerin hat Mozart nie betrunken geſehen, was man auch in die Welt hinein geſchrieben hat; er trank indeſſen bis zur Luſtigkeit. Es freute ihn aber, wenn ſeine Tiſchgäſte (leider! falſche Freunde und Blutſauger ohne ſein Wiſſen, werthloſe Menſchen, die ihm zu Extranarren dienten) es ſich bei ihm ſchmecken ließen. Ihr Umgang ſchadete ihm an Credit und Ruf.

Seine Schwägerin erzählte: Wenn er Etwas hatte, ſo hatten auch die, die um ihn herum waren und welche ſein gutes unverbeſſerliches Herz ſchändlich zu hintergehen wußten. Er war unglücklich in der Wahl ſeiner Haus- und Tiſchfreunde; durch ſie kam er um Vieles. Die Frau litt in der Stille und unterdrückte ihr Mißfallen.

Bei einer der Sonntagsmuſiken, die bei Mozart gegeben wurden, war ein polniſcher Graf zugegen, der über ein neues Quintett mit Blas-Inſtrumenten und Clavier, ſo wie alle Zuhörer, ganz entzückt war. Er bezeugte ihm dieſes und äußerte ſeinen Wunſch, daß Mozart für ihn ein Terzett für die Flöte gelegentlich machen möchte. Er verſprach es gelegentlich. Sobald der Graf zu Hauſe war, ſchickte er Mozart 100 halbe Souverainsd'or (156 Kaiſer-Dukaten), mit einem ſehr verbindlichen Billet und wiederholten Dankſagungen für das bei ihm genoſſene Vergnügen. — Mozart war wiederum erkenntlich und ſchickte ihm die Original-Partitur des erwähnten Quintetts, wie er ſonſt nie that, und erzählte ſeinen Freunden mit Eifer dieſes ſchöne Verfahren. Der Graf verreiſte, kam nach einem Jahre wieder zu Mozart und fragte nach ſeinem Terzett. Mozart antwortete, daß er noch nicht ſich dazu aufgelegt gefühlt hätte, ihm etwas ſeiner (des Grafen) Würdiges zu componiren. Der Herr Graf erwiderte: So werden Sie ſich wohl auch nicht aufgelegt fühlen, mir die 100 halbe Souverainsd'or wieder zu geben, die ich Ihnen dafür voraus bezahlte. Man erinnere ſich obigen Billets, worin das Geld für nichts anders als einen Tribut ſeiner Bewunderung und ſeines Dankes für genoſſenes Vergnügen paſſirte. Mozart, unwillig aber edel, bezahlte ihm das Geld. Der Graf behielt die Original-Partitur, und einige Zeit darauf erſchien das Quintett als Clavier-Quartett, mit Begleitung einer Violine, Viola und Violoncell, ohne Mozart's Zuthun, bei Artaria in Wien.

Unter guten Freunden war Mozart vertraulich wie ein Kind, voll munterer Laune; dieſe ergoß ſich dann meiſtentheils in die drolligſten Einfälle. Er hatte eine reiche Gabe von Witz aus der Hand der Natur empfangen. Daß er dieſen Schatz oft auf ſeltſame, nicht eben ausgewählte Weiſe an den Tag legte, konnte nicht anders kommen, da er, außer ſeiner Kunſt und dem dieſer Nachſtehenden, zu wenig verſchiedenartige Ideen, alſo zu wenig Materie beſaß, an deren Zermürbung ſein Witz ſich hätte auslaſſen können. Aber wie reich floß ihm die fröhliche Quelle in ſeiner Kunſt! Wenn er z. B. auf dem Pianoforte phantaſirte, wie leicht war es ihm da, ein Thema ſo zu bearbeiten, daß es hier poſſierlich, dort gravitätiſch, nun halsbrechend und ſpitz, oder ſiebenlich oder miſerabel auftretend oder hervorlauchend, oder ſich hindurcharbeitend zeigte und deuten ließ, ſo daß er mit ſeinen Zuhörern machen konnte, was er wollte. Das gerade hat vielleicht vor und nach ihm nie ein Clavierſpieler in dieſem Maaße gehabt. Er parodirte mit nicht übel gemeinter Perſi-

Lage nicht selten die Kunst- und Geschmackverderber. Seine musikalische Satyre ging jedoch über Schalkerei hinaus, wenn er auf gewisse italienische Componisten und ihre Nachahmer und die ausübenden Künstler kam, welche damals hoch gepriesen waren, und von denen freilich sich Einige gar übel um ihn verdient gemacht hatten. — Da führte er nun vor seinem Clavière ganz große Opernscenen aus dem Stegreife in jener Manier auf, und es war unmöglich, ihm mit Gleichgültigkeit zuzuhören. Er nahm sich nicht die Mühe, dergleichen aufzuschreiben. Doch hat man eine solche Bravourarie einer Prima Donna. Es ist ein künstlich verwebtes und auf den ersten Anblick sehr ernsthaft gemeintes Ganze aus Liebesgräben der Aleffandri, Gezaniga — und wie sie weiter heißen. Den Text hatte er sich gleichfalls selbst gemacht. Er bestand aus einer Summe von den hochtrabenden oder nichtigen Floskeln und Exclamationen, womit die italienischen Opernbichter so gern Alles überschütten, und diese bunten Glasperlen waren nun äußerst possierlich zusammengereihet. Dove, oh dove, non io? rief ungefähr die erhabene Prinzessin — Oh Dio! questa pena! o prince.. o sorte.. in tremo.. io manco.. io moro.... o dolce morte.... Da fällt wie eine Bombe in's Haus, der entgegensetzte Accord brauend d'rein, und die Schöne singt zusammenfahrend: Ah qual contrasto.. barbare stelle.. traditore.. carnifice.... Und so geht's denn fort über die wankenden Brücken des imponendo, colla parte, vibrando, rinforzando, smorzando u. s. w. und deren vielfältige Schnörkel und Widerhaken.

Seine unglaubliche Langmuth und Nachsicht mit dem, welchem er einmal gut war, erhellt aus Folgendem: Als er nach Frankfurt 1790 reisen wollte, und Geld dazu brauchte, was ihm nur zu ungeheueren Zinsen angeboten ward, schlug seine Frau ihm vor, ihre silberne Toilette und Pretiosen zu versetzen. Es geschah; er reiste. — Als er zurück kam und nicht viel gewonnen hatte, erhielt der Clarinettist Stadeler den Auftrag, einen Theil, z. B. Besteck ꝛc. einzulösen, und das Andere umschreiben zu lassen. Der Versetzzettel für den Rest ward ihm wahrscheinlich von diesem Hausfreunde entwendet aus seiner stets offenen Chatoulle. — Mozart bekam einst 50 Ducaten vom Kaiser. Um diese meldete sich sogleich der lauernde Stadeler und sagte, er wäre gänzlich verloren, wenn er sie nicht bekäme. Mozart bedurfte selbst das Geld; sein gutes Herz vermochte ihn, ihm zwei schwere Repetiruhren zum Verkauf zu geben: »Da geh und bring' mir den Zettel und löse sie zu rechter Zeit ein.« Da dieß nicht geschah und Mozart seine Uhren nicht verlieren wollte, so gab er ihm zu der erforderlichen Zeit die 50 Ducaten und Zinsen. Stadeler war so niederträchtig, sie zu behalten. Mozart zankte ihn zwar aus, aber blieb sein Freund, Wohlthäter und häufiger Gastgeber. — Für eben denselben componirte er noch (nach Mozart's eigenem thematischen Catalogo No. 144) ein Concert für die Clarinette, gab ihm die Composition und Reisegeld, um nach Prag zu gelangen, und verschaffte ihm daselbst eine Anstellung.

Als seine Frau sehr krank war, empfing er jeden Besuchenden mit dem Finger auf dem Munde und dem leisen Ausrufe: »pst!« Dieses war ihm nun so sehr zur Natur geworden, daß er in der ersten Zeit nach ihrer Besserung auf der Straße seinen Bekannten mit dem Finger auf dem Munde sein »pst!« zuzuflüstern und sich dabei auf die Zehe zu beben fortfuhr.

Er ritt Morgens um fünf Uhr, wenn seine Frau krank oder schwach war, allein spazieren, aber nie ohne ein Papier in Form eines Recepts vor dem Bette seiner Frau zu lassen. Dieses enthielt folgende liederliche Vorschriften: »Guten Morgen, liebes Weibchen! Ich wünsche, daß Du gut geschlafen habest, daß Dich Nichts gestört habe, daß Du nicht so sehr aufrückst, daß Du Dich nicht erkältest, nicht bückst, nicht streckst, Dich mit Deinen Dienstboten nicht ergrämst, — im nächsten Zimmer nicht über die Schwelle fällst. — Spare häuslichen Verdruß, bis ich zurückkomme. — Daß nur Dir Nichts geschieht! — Ich komme um — Uhr ꝛc.«

Die Schwester seiner Frau erzählt Folgendes: Wie war der Schwager besorgt, wenn seinem Weibe Etwas fehlte! So war es einmal, als sie sehr krank lag und ich volle acht Monate sie wartete. Ich saß an ihrem Bette; Mozart auch. Er componirte an ihrer Seite. Ich beobachtete ihren nach so langer Zeit sich eingestellten süßen Schlummer. Stille hielten wir Alles, wie in einem Grabe, um sie nicht zu stören. — Plötzlich trat ein roher Dienstbote ein. Mozart erschrack aus Furcht, seine Frau möchte geweckt sein, wollte, still zu sein, winken, rückte den Sessel rückwärts hinter sich weg und hatte gerade das Federmesser offen in der Hand. Dieses spießte sich zwischen dem Sessel und seinem Schenkel, so daß es ihm bis an das Heft in das Bein eindrang. Er, der sonst wehleidig war, machte keine Bewegung und verbiß seinen Schmerz, winkte mir, ihm hinaus zu folgen, und ich fand, daß die Wunde wirklich sehr tief war. Durch Johanniöl wurde er geheilt. — Obgleich er vor Schmerz etwas krumm ging, so machte er doch, daß es verborgen blieb und seine Frau Nichts davon erfuhr.

Wenn er etwa mit seiner Frau durch schöne Gegenden reiste, sah er aufmerksam und stumm in die ihn umgebende Welt hinaus; sein gewöhnlich mehr in sich gezogenes und düsteres, als munteres und freies Gesicht heiterte sich nach und nach auf, und endlich fing er an — zu singen, oder vielmehr zu brummen; bis er endlich ausbrach:

»Wenn ich das Thema auf dem Papiere hätte!« —

Und wenn sie ihm etwa sagte, daß das wohl zu machen sei, so fuhr er fort:

»Ja, mit der Ausführung — versteht sich! Es ist ein altern Ding, daß wir unsere Arbeiten auf der Stube ausbacken müssen!« —

Ich denke, auch dieser kleine Zug ist für den, der Kunstsinn kennt, nicht ganz unbedeutend.

Das Billardspiel liebte er leidenschaftlich und hatte sogar ein eigenes Billard zu Hause, bei dem er sich täglich mit seiner Frau unterhielt. Außer dem Billardspiel liebte er noch leidenschaftlich das Tanzen und versäumte weder die öffent-

lichen Maskenbälle im Theater, noch die Hausbälle bei seinen Freunden. Er tanzte aber auch sehr schön, besonders Menuett. Im Tanzen war Bertis sein Lehrer gewesen. Ueberhaupt sah er sehr auf seinen Körper, der auch sehr proportionirt war, hielt viel auf schöne Kleider, Spitzen und Uhrketten. — Er war einmal recht böse, als er hörte, daß der preußische Gesandte Jemandem ein Empfehlungsschreiben an ihn gegeben, und dabei gesagt hatte, man möge sich an Mozart's unbedeutendes Aeußere nicht stoßen.

Er tanzte und componirte selbst Pantomimen und Ballette. In den Redouten hatte er oft Charakter-Masken; so machte er unvergleichlich den Harlekin und den Pierrot.

Leider theilte Mozart mit dem großen Britten Shakespeare die Eigenheit, sich wenig darum zu kümmern, was aus seinen Werken wurde, wenn er sie einmal herausgeschrieben hatte. Von seinen meisten Opern besaß er weder das Original-manuscript, noch eine Abschrift, und wenn er auch mitunter darüber zu klagen Veranlassung genug fand, so wurde in dieser Hinsicht doch nichts besser. So lange sein Vater noch lebte, sandte er diesem immer sogleich das Werk, wie es vollendet war, und der alte Mozart sorgte dann für correkte Abschriften und bewahrte das Original sorgfältig auf; doch nach dem Tode des Vaters hatte Mozart Niemand mehr, der diese Sorge für ihn übernahm, und wir erschrecken, wenn wir hören, was in Bezug auf die Original-Partitur der »Zauberflöte« Herr Emanuel Schikaneder selbst dem bekannten verstorbenen Tenoristen, Julius Miller, mit aller Offenherzigkeit erzählte. Miller nemlich, als er das erste Mal nach Wien kam, besuchte den damals noch bei vollem Verstande lebenden »Direktor Schikaneder«, wie er sich noch immer nannte, obgleich er schon längst weder das von ihm erbaute Theater an der Wien noch die Direktion desselben besaß. Das Gespräch kam bald auf die in ganz Europa berühmte »Zauberflöte« und Miller erkundigte Schikaneder, ihm einiges Nähere über die Entstehungsgeschichte der Oper, so wie über sein Verhältniß zu Mozart mitzutheilen; worauf denn Schikaneder erwiderte: »Nu schauens! Darüber is weiter nöt viel zu sagen. I hab dem Mozart das Buch'l geben, daß er mir die Musik für mein Theater dazu machen soll, und er hat sich denn auch an die Arbeit macht und hat dabei geeifelen an die acht Wochen oder länger, endlich kommt er und bringt mir zwei gewaltige Partituren, für jeden Akt Eine, ich sieh die und erschrick, denn i denk mir gleich: dös is viel zu viel für mich! und als er mir die Musik vorgespielt hab, hab ich ihm richtig gleich die Hälfte gestrichen und hab ihm gesagt: Liebes Brüderl, das kann i alles nöt brauchen, das muß fort bleiben!«

Und ließ Mozart sich das gefallen?

»Er ist freilich ganz entrisch (wüthend) drüber geworden, aber ich hab mich nöt rühren lassen, und er mußte sich endlich schon geben: denn ich kenn' das Publikum!«

Und was ist aus jenen Nummern oder Stellen, welche Sie gestrichen haben, geworden? fragte Miller.

»Was weiß ich, — versetzte Schikaneder — ich kann' sie, wie gesagt, nöt brauchen, hab' mich also nöt weiter drum bekümmert, und dem Mozart sein Sach' war's schon gar nöt. Bald darnach ist er ja auch gestorben, und da mag wohl alles verzettelt worden sein; denn seine Frau verstand sich auf die geschriebenen Noten halt spottschlecht!«

Miller gab sich noch anderweitig große Mühe in Wien, um irgend eine Spur von den von Schikaneder aus der Zauberflöten-Partitur gestrichenen Stellen aufzufinden, aber vergeblich. Erst nach langen Jahren gelang es dem unermüdlichen Aloys Fuchs eine einzige derselben zu entdecken, sie findet sich in der Introduction in dem Part der drei Damen, gegen den Schluß des Tonstücks. Fuchs veröffentlichte sie in der neuen Wiener Zeitschrift für Musik.

In einem Briefe an seinen Vater erwähnt Mozart eines Componisten Gozzaniga, der damals bei den Wienern nächst Martini (dem Componisten der Cosa rara und des Baums der Diana) in großer Gunst stand. Gozzaniga siedelte später nach England über und componirte dort einen Don Giovanni nach da Ponte's Text (denselben welchen schon Mozart componirt hatte).

Da Ponte, als er nach London kam und dort bei der italienischen Opergesellschaft als Theaterdichter und Regisseur angestellt wurde, wollte Mozart's »Don Giovanni« zur Aufführung bringen; allein: Gozzaniga's Musik erhielt von der weisen Direction den Vorzug vor der Mozart'schen. — »Was ich voraussagte, — sagt da Ponte in seinen Memoiren — geschah, denn Don Giovanni, mit Gozzaniga's Musik, mißfiel total. — Gozzaniga's Partitur dürfte wohl gar nicht mehr aufzufinden sein; Baini, der sie kannte, äußerte: es sei eine Opera buffa im gewöhnlichen damaligen Geschmack gewesen, mit einer Höllenfahrts-Musik a la Wenzel Müller am Schlusse.

Gluck's Musik zu dem Ballet »Don Juan« kenne ich aus dem davon erschienenen Clavierauszuge. Die Ouverture ist ein Allegro im heroischen Styl, die Musik zu der Pantomime ist edel und malerisch, die vorkommenden Tänze melodiös und, je nachdem es die Situationen bedingt, feurig, lieblich und voll spanischer Grandezze. Doch eben das, was uns in Mozart's Musik unaufhörlich an den Helden des Stücks mahnt, fehlt der Gluck'schen Ballettmusik; sie könnte eben so gut zu jedem andern fertigen Ballet benutzt werden.

Eine dritte Musik zu einem Ballete »Don Juan« kenne ich ebenfalls; sie ist von einem gewissen Peroletti, einem geborenen Italiener, der lange Jahre als Musikdirektor bei einer Ballet- und Acrobaten-Gesellschaft in Kopenhagen angestellt war.

In den 30er Jahren waren die musikalischen Zeitungen voll von dem Gerüchte, Rossini habe es unternommen, da Ponte's Text zum »Don Giovanni« neu zu componiren, ja man schrieb sogar, es seien bereits mehrere Nummern componirt, und namentlich wurde das Duett: »La ciarem la mano« wie Rossini es componirt haben sollte, als ein wahres musikalisches Wunderwerk bezeichnet. Allein weder von diesem Rossinischen »La ciarem la mano« noch von sonst einer Nummer eines Rossinischen Don Giovanni ist eine einzige Note bisher bekannt geworden; und jetzt, wo ich weiß wie Rossini

für seinen Mozart, und namentlich für dessen Don Giovanni, schwärmt, bin ich fest überzeugt, daß es ihm nie in den Sinn gekommen, nur den Versuch zu wagen, hier mit Mozart zu concurriren. Vielleicht hat überhaupt unter allen Componisten nach Mozart, Keiner ihn so studirt und begriffen als eben Rossini, und er rühmt sich dessen mehr als aller seiner Compositionen, obgleich er recht gut weiß, was sie werth sind. Wie sehr beschämt der wahrhaft große italienische Maestro mit seiner freudigen neidlosen Anerkennung Mozart's, unsere modernen kleinen Zukunftsmeister, die fort und fort doceren: der Mozart sei ungenügend, trivial veraltet, und die es nicht ahnen, daß Mozart's Zukunft eben erst beginnt; denn wer will es leugnen, daß der Vergleich der Mozart'schen Musik mit dem was man uns heutigen Tages als Musik aufdringen möchte, zum eifrigern Studium der Werke des Meisters anregt, und welches dann das Resultat des Vergleiches sein muß, ist wohl leicht zu errathen. — Das ist aber eben die Hauptangst der falschen Propheten, Rossini war kein solcher, und hatte deshalb nicht Ursache zu wünschen: — daß Mozart's sämmtliche Partituren vernichtet werden möchten, um Raum für eine Zukunftsoper zu gewinnen! — —

Mozart's Instrumentalmusik.

Selbst die Gegner Mozart's haben es nicht gewagt, seine Meisterschaft in der Instrumentalmusik in Abrede zu stellen, und Hans Georg Nägeli seligen Andenkens begnügte sich mit dem Vorwurf: Mozart's Instrumentalmusik sei zu ausdrucksvoll, es sei mehr als nur reine Musik darin, der Meister errege Leidenschaften, bestimmte Empfindungen und Vorstellungen, anstatt die Instrumente nur spielen zu lassen. —

Dieser drollige Vorwurf ist auch in neuester Zeit unserm guten Mozart von Richard Wagner und seiner Schule gemacht worden, weil sie die reine Instrumentalmusik überhaupt verwerfen und Musik selbst nur noch in dem Mythos, vulgo Zukunftsoper, erlauben wollen. Doch die Extreme berühren sich, und wenn der einen Parthei Mozarts Instrumentalwerke zu ausdrucksvoll erscheinen, so hat er den Neuromantikern in dieser Hinsicht wieder nicht genug gethan und sie bieten Alles auf, uns zu beweisen: daß Beethoven als Instrumental-Componist hoch über Mozart stehe.

Hier zu widerstreiten kann seinem wahren Verehrer Mozart's einfallen, indessen steht die Thatsache fest: daß die große Orchester-Symphonie durch Mozart und Haydn auf einen Gipfel erhoben wurde, von welchem sich frühere Meister nichts träumen ließen, und daß eben jene Symphonien Beethovens, welche dem bloßen Musikfreund wie dem Kenner die reinsten ungetrübtesten Genüsse gewähren, die Symphonien in C-dur, D-dur und C-moll, ihre großen Vorbilder nicht verleugnen können — Wir für unsere Person gestehen offen, daß wir in Mozart's großen Symphonien Es-dur, D-dur, G-moll und C-dur (mit der Schlußfuge) den höchstmöglichst gesteigerten Ausdruck, dessen sich ein Componist bedienen kann, ohne die Grenzen des Schönen zu überschreiten, nicht vermissen und daß wir den großen Meister um so mehr bewundern, je weniger es ihm in den Sinn kam, was er hier gegeben, später zu überbieten. — Daß Viele der Bessern, welche nach Mozart kamen, dies nicht immer zu vermeiden wußten, daß sie (namentlich Beethoven in seiner frühern Zeit) durch Ueberfülle, gesuchte, unklare Combinationen und forcirte Leidenschaftlichkeit den Hörer mehr verwirren und betäuben als wahrhaft erheben und begeistern — das ist nicht zu verwundern, denn es gehört nicht nur Genie eines Mozarts, sein unerschöpflicher Reichthum an originellen, ihm zuströmenden — nicht mühsam zusammen gegrübelten — Ideen, der Reiz seines klaren Melodienquells dazu, sondern auch jene gründliche, wahrhaft aesthetische Kunstausbildung, durch welche Mozart so einzig in seiner Art bis jetzt noch unerreicht dastedt.

Als großer Contrapunktist steht Mozart völlig ebenbürtig neben seine gewaltigen Vorbilder — Seb. Bach und Händel — aber er handhabte diese große Kunst mit Leichtigkeit. Harmonie und Melodie waren ihm, was sie sein sollen, unzertrennlich, und nie vernachlässigte er die Letztere auf Kosten der Erstern. Mozart überlad es nicht: daß Einer sehr bald ein Thema finden kann, welches alle contrapunktistischen Verspinnungen zuläßt, ohne daß es demohngeachtet ein Gegenstand der Kunst, der Schönheit genannt werden kann; er wußte, daß wenn eine Melodie fehlt, welche sofort das Gemüth des Zuhörers anspricht, die bewunderungswürdigste Ausführung nicht viel mehr bedeuten kann, als leeres Stroh dreschen; er wußte ferner, daß eine immerfort gehäufte Instrumentirung, welche den Mangel an neuen Ideen und Melodie verdecken soll, die gründlichsten Combinationen verdunkelt, so daß diese, selbst von dem Kenner, nur mit Mühe verfolgt werden können, für den Layen aber völlig verloren sind.

Wer weiß aber nicht, daß bei weitem die Mehrzahl derer, welche kommen um Musik zu hören, aus Layen besteht und daß eben diese nichts mehr ermüdet und mit Ueberdruß erfüllt, als wenn ein Componist sich dergestalt in eine Figur verbeißt, daß er davon nicht abläßt, so lange er nur noch irgend eine Wendung darüber auszugrübeln vermag, wodurch das Musikstück in einer Weise ausgedehnt wird, daß endlich selbst den Kennern und Contrapunktisten vom Fach die Geduld ausgehen muß —

Mozart's Erfindungen sind schon an sich bedeutend, seine Instrumentirung so gestellt, daß sie die Hauptideen nicht auseinander reißt, sondern nur um so enger zusammen hält; durch die Art wie er seine Instrumente wechseln läßt, treten seine Themas um so klarer und angenehmer hervor, endlich versteht er die große Kunst: zu rechter Zeit, sowohl mit der Ausführung einzelner Theile als mit dem Ganzen aufzuhören.

Alles über Mozart's größere Instrumentalwerke hier Gesagte gilt auch von seinen Quartetten und Quintetten, ja in einem vielleicht noch höheren Grade, denn je geringer die äußern Hülfsmittel, um so größer der Triumph des Genies, wenn es auf den Hörer zu wirken versteht, wie dies Mozart verstand. —

Bei weitem die Mehrzahl der Mozart'schen Quartette und Quintette für Streichinstrumente, so wie jene mit Pianoforte-Begleitung, sind von einem so hohen innern Werthe und dabei von einer so bewundernswürdigen Arbeit, daß Kenner und Liebhaber nicht selten für sie bis zur Ungerech-

tigkeit gegen Mozarts übrige Werke, begeistert wurden und noch werden. —

Ob mithin auch hier ein Ueberbieten für die Kunst in Wahrheit aufzubringen sei, besonders wenn ein solches Ueberbieten nicht möglich, ohne die durch die Gesetze des Schönen bedingte Form zu sprengen, innerhalb deren die in Rede stehenden Compositionsgattungen sich bewegen müssen, wollen sie anders das wirklich sein, als wofür sie sich geben? Nun, diese Frage mag sich jeder Unbefangene, mit den ersten Bedingungen ächter Kunst Vertraute, selber beantworten.

Wenn man ein Mozart'sches oder auch ein Haydn'sches Quartett hört, glaubt man einer Unterhaltung von vier geistreichen Personen beizuwohnen. — Die erste Violine ist ein liebenswürdiger junger Mann, der zu reden weiß, und daher die von ihm in Anregung gebrachten Ideen am lebhaftesten auseinandersetzt. Die zweite Violine ist sein Freund, der gern im Schatten steht, wenn er nur dem ersten ein paar Nebengedanken geben, — oder durch seine Beistimmung den Hauptgedanken jenes größeres Gewicht verleihen kann. Als recht gelehrter, weisheitsvoller, aber nicht redseliger Mann, tritt der Baß auf. Was die erste Violine sagt, bekräftigt er mit ein oder zwei Worten, manchmal deutet er auch eben so lakonisch an, was die erste Violine schon von selbst gebracht haben würde, und übrigens hält er noch hübsch darauf, daß die Ideen nicht zu weit auseinander bleiben und keine Sprünge machen. Die Viole ist eine etwas gesetzmäßige Alte; viel Bedeutendes hat sie nicht zu sagen: aber sie giebt doch gern ihr Wörtchen freundlich und redselig dazu, und füllt auch wohl eine kleine Pause aus, wo die anderen Leutchen Athem schöpfen wollen. Uebrigens hält sie es, weil sie schon in den Jahren vorgerückt ist, doch mehr mit dem weisen, ernsten Basse, als mit den Violinen, die nur allein das Wort führen wollen. Viele neuere Quartette unterscheiden sich von den genannten dadurch, daß die erste Violine allein das Wort führt, und die anderen Instrumente „Ja, ja, ja!“ dazu sagen.

Die großen Symphonieen sind diejenige musikalische Gattung, in welcher sich das Genie am freiesten und verwegensten bewegen darf, wo es allgemeiner wirkt, wo es alles musikalische Zubehör als Mittel zu seinem Zweck aufbieten kann; eine Gattung, von welcher sich also in der Instrumentalmusik, wie vom Chor im Gesange, behaupten läßt, daß sie am sichersten den Künstler selbst darstelle. — Mozart's Symphonien (hier ist nur von denen aus reiferen Jahren die Rede) sind an Tendenz und Geist den Quartetten ähnlich, nur noch freier, führer, reicher, energischer, aber auch hin und wieder noch milder, schneidender, drückender, so daß der Geist des Künstlers inwendig mehr die Gährung, als das durch Gährung Abgeklärte, mehr die aus dem Chaos sich selbst gebärende, als die aus ihm neu geborne Schöpfung giebt. — Seine große Symphonie aus C-dur mit der Schlußfuge ist wohl die erste aller Symphonieen. In seinem Werke dieser Art glänzt der göttliche Funke des Genies heller und schöner. Alles ist himmlischer Wohllaut, dessen Klang wie eine große herrliche That zum Herzen spricht und es begeistert. Alles die erhabene Kunst, vor deren Gewalt der Geist sich beugt und staunt.

Im Ganzen genommen sind die Mozart'schen Symphonieen Kernwerke, die einen dauerhaften Genuß verschaffen, und die man von Zeit zu Zeit wiederholen kann, ohne ermüdet zu werden. Wie herrlich belohnt sich man für das, bei einigen vorzüglich schwereren, Einstudiren, wenn man endlich die Schwierigkeiten glücklich überwunden hat, und dann aus dieses die einzelnen Schönheiten hervortreten und bemerkbar werden!

Die Instrumentalmusik der Deutschen auf ihrer wundervollen Bahn, wie sich dieselbe vorzüglich in den Symphonieen der drei größten Meister dieses Gebietes der Tonkunst entfaltet hat, möchte man mit der Sonnenbahn vergleichen: Haydn als den Morgen; bei Mozart sind alle Hoffnungen, die uns jener Morgen verkündete, in Erfüllung gegangen; in voller Majestät prangt die Sonne im Zenith und gießt ein Feuermeer, ihre erwärmenden leuchtenden Strahlen über die Welt. Zum Westen scheint sie geneigt bei Beethoven.

Mozart's größere Clavierconcerte hört man leider in den Concertsälen so wenig mehr wie die classischen Clavierconcerte Hummel's und Beethoven's; allein diese Schätze sind der Nachwelt unverloren, und die Zeit dürfte nicht allzuferne mehr sein, wo sie wieder erhoben werden.

Was seine ClavierSonaten betrifft, so gewähren sie auch noch heute in einsamen Stunden solchen Musik-Dilettanten Freude und Erholung, welche, der leidigen Mode halber, sich in den Salons mit den neuesten Etuden, Variationes brillantes Capricios, Morceaux und wie die Süßchen alle heißen, abquälen müssen. In diesen Sonaten findet sich neben dem Anmuthigen, Zarten, Lieblichständelnden, eben so viel Erhabenes, Tiefempfundenes und Gedachtes; aber man müßte sie von einen Hummel oder Mendelssohn-Bartholdy vortragen hören, um sie in ihrer ganzen Herrlichkeit, wie der große Meister sie erdacht, zu erkennen. Unter unsern jetzt lebenden deutschen Claviervirtuosen dürfte höchstens noch Frau Clara Schumann im Stande sein, sie genügend zu spielen. — Der in Hamburg lebende Professor, H. H. Pierson, gehört ebenfalls, was den Vortrag Mozart'scher Sonaten betrifft, in die erste Reihe ausgezeichneter Pianisten. — In Frankreich, Holland, besonders aber in England, werden Mozart's Clavierstücken hochgeschätzt. —

Werfen wir noch einen Blick auf Mozart's Nachtmusiken, Harmonieen und Märsche für Blasinstrumente! Wir wissen aus Mozart's Opern, welche vorher unerhörte Anwendung von den Blasinstrumenten er zu machen verstand, wenn er concertiren ließ, oder ihnen Soli's zutheilte; unter seinen Blasharmonieen finden sich einige von außerordentlicher Schönheit, und man erkennt es sogleich, daß sie einen Spohr und Mendelssohn-Bartholdy als Muster für ähnliche Arbeiten dienten. — Wir beschließen diesen Aufsatz mit E. T. A. Hoffmann's treffenden Worten über Mozart: „Was auch dieser strahlenwerfende Genius in seiner Kunst versuchte, es gelang, freilich mehr oder weniger! aber: es gelang! und gleicht Beethoven der Nacht, die nur von den Sternen des Jenseits erhellt wird, so ist Mozart der sonnenlichte und sonnenwarme Tag!“

2) Lobgedichte auf W. A. Mozart.

I.

Auf den kleinen sechsjährigen Clavieristen aus Salzburg.

Wien, den 25. December 1762.

(Zu einem Concerte bei der Marquise Pacheco von dem Grafen Collalto überreicht.)

Ingenium coeleste suis velocius annis
Surgit, et ingratae fert male damna morae.
Ovidius.

Bewund'rungswerthes Kind, deß Fertigkeit man preis't,
Und Dich den kleinsten, doch den größten Spieler heißt,
Die Tonkunst hat für Dich nicht weiter viel Beschwerden:
Du kannst in kurzer Zeit der größte Meister werden;
Nur wünsch' ich, daß Dein Leib der Seele Kraft aussteh',
Und nicht wie Lübeck's Kind *), zu früh zu Grabe geh'.

Puffendorf.

*) Dieses Wunder von einem gelehrten Kinde, welches ganz Deutschland von sich reden gemacht, und in seinem sechsten Jahre viele Sprachen und Wissenschaften in seiner Gewalt hatte, starb nach etlichen Jahren, und bewies leider mit seinem Beispiele den Grundsatz: Fructus esse idem diutumus ac praecox nequid.

II.

Sinngedicht zur Ehre Wolfgang Mozart's.

Es hatte die Natur der alten Dichter Träume
Mit Ekel lang genug geduldig angehört:
Bald wenn ein Orpheus die Thiere, Felsen, Bäume,
Auf seiner Lauten Schall, entzückt zu tanzen lehrt;
Bald läßt sich ein Apoll dort auf die Erde nieder,
Wenn von dem Göttersitz' ihn seine Schuld verbannt,
Und als verstellter Hirt macht er die ersten Lieder
Bei seiner Lämmer Schaar den Sterblichen bekannt;
Bald muß Mercur's Gesang den Argus schläfrig machen,
Der für die schöne Kuh mit hundert Augen wacht.
Gedichte, Fabelwerk, ein Chaos selt'ner Sachen,
Ein eitles Hirngespinnst der schlaflosen Nacht,
Gelehrte Mißgeburt, die oft bei freien Stunden
Des Dichters leichter Geist in seiner Hitz' gebar,
Zum Trotze der Natur, zum Scherze nur erfunden,
So überstieg der Mensch durch frevelndes Erfrechen
Die Ordnung der Natur, die dieser Schimpf verdroß,
Und um den kühnen Stolz mit gleicher Art zu rächen,
Ein neues Wunderwerk zu schaffen sich entschloß.
Da, wo der Salzstrom aus finstern Klippen eilet,
Wo er das flache Land mit reiner Fluth begrüßt,
Und dem beglückten Ort die schöne Stadt ertheilet,
Die sich jetzt eine Burg von dessen Namen heißt,
Ließ die Natur ein Kind des Tages Licht betreten,
Ein Kunststück ihrer Hand, ein wundervolles Kind,
Durch dessen Fähigkeit die Fabeln der Poeten,
Die man mit Recht verlacht, Geschichten worden sind.
O Knab'! Dein edler Geist hat Dich so weit erhoben,
Daß mein zu schwacher Kiel von Dir nur niedrig spricht,
Ja! soll man Deinen Werth, wie Du verdienest loben,
So hält die Nachwelt doch den Ruhm für ein Gedicht.
Wer glaubte, daß ein Kind sogar mit sieben Jahren
Schon in der Musik-Kunst den ersten Meistern gleicht?
Daß, was kaum Wenige durch langen Fleiß erfahren,
Statt eitlen Kinderspiel Dein früher Trieb erreicht?
Doch nein! der schnelle Ruf, der Lohn so selt'ner Gaben
Hat Deinen Namen schon der ganzen Welt geweiht,
Die Proben Deiner Kunst, so ferne Völker haben,
Verkünden Deinen Ruhm der späten Ewigkeit.
Mit Dir hat die Natur die Gränzen überschritten,
Die Häupter dieser Welt erkennen Deinen Werth:
Der Deutsche, der Franzos', der tiefe Sinn der Britten
Sind stolz auf den Besuch, mit dem Du sie beehrt;
Sie preisen jenes Land, so Dich der Welt geboren,
Und Deiner Vaterstadt beneiden sie das Glück;
Sie klagen, daß sie Dich bald wiederum verloren,
Und denken noch entzückt auf Deine Kunst zurück.
Der Zufall gönnte mir die Ehre, Dich zu kennen,
Und Dein belebter Geist nahm mich gleich Andern ein:
Du würdigtest Dich gar, mich Deinen Freund zu nennen.
Mein Wolfgang, könnt' ich doch bei Dir noch länger sein!
Ich wünsche Dir, (darf ich noch meinen Wunsch beifügen)
Nur die Unsterblichkeit, sie ist Dein Eigenthum.
Ja! wärst Du doch, mein Freund, den Eltern zum Vergnügen,
Die Deiner würdig sind, unsterblich, wie Dein Ruhm!

Salzburg, den 2. März 1768.

Ergebener Diener und Freund
Christoph von Zabuesing, von Augsburg,
als Durchreisender.

III.

Al Signore Amadeo Mozart.

Giovenetto ammirabile.

Sonnetto estemporaneo.

Se nel puro del Ciel la Cetra al canto
desta fra dolci carmi il divo Amore,
onde quanto è quaggiù col vario errore
al conosciato suon risponde intanto;

Bene, o amabil Garzon, darti puoi vanto,
che in te formi l'armonia migliore;
poi natura in te scolpi nel core
tutte le note di quel plettro santo.

Voi, che tant' anni in sù le dotte carte,
per isfogar l'armonico desio
l'opra chiedete, ed il favor de l'Arte.

Voi sapete s'egli erra il pensier mio,
che al dolce suon de le sue note sparte
ite dicendo: se la fà sol Dio.

In Argumento di Maraviglia e di Amore
Zaccaria Betti.

Milano, 1770.

(In freier Uebertragung.)

An den vortrefflichen Jüngling

Amadeus Mozart.

Stegreif-Sonnet.

Gleich wie der Sphären reichste Harmonie'n
Wenn sie der Seel'gen Glück und Liebe preisen,
Erklingen Deine süßen Zauberweisen,
Daß Aller Herzen rasch für Dich erglüh'n.

Bald, theurer Knabe! wirst Du weiter ziehn!
Dein Ruhm erschallt in immer größern Kreisen,
Ein Jüngling, wirst Du Greise unterweisen:
Die heilge Kunst wird neu durch Dich erblühn.

Betrachtest Du nach Jahren diese Zeilen,
Wenn Deine Schöpfungen die Welt entzücken,
Die Dir den Lorbeer dankbar freudig weiht:

Dann denke mein und was ich prophezeit,
Dies wird den Freund, den fernen, hoch beglücken,
Dir mög' der Freude Sonne nie enteilen.

Als Beweis meiner Bewunderung und Liebe
Zaccaria Betti.

IV.

Amadeo Mozart

Dulcissimo Puero et elegantissimo Lyristae

Antonius Maria Meschini,

Veronensis.

Si mouet rubras Orpheum, si tartara movet,
Nunc in cordis, Puer, surripis, astra movet.

Così come tu foi,
suonando il biondo Apollo
colla sua cetra al collo
spandea celesti roi.
Ma no, che col suo canto
teco perdeva il vanto.

Amadeus Mozart,

dem liebenswürdigen Knaben und reizenden Sänger,

von

Antonius Maria Meschini,

aus Verona.

So wie Dein Spiel
Erklang wohl vor Zeiten
Apollo's Lyra,
Alles bewegend, erfüllend mit Wonne?
Nein doch! — und hätt' er Dich singen gehört:
Wär er beschämt und verstummend entflohn.

V.

Mozart.

So süß wie Liebeshauch vom Rosenmunde,
So fühl' ich Mozart's Töne mich umschweben,
Als säh' ich sanft der Jungfrau Brust sich heben,
So sinkt's und steigt's im Harmonien-Bunde.

Doch plötzlich schlägt die düst're Geisterstunde,
Ha! da beginnt ein ahnungsvolles Leben!
Ich soll dem Geist die Hand zum Pfande geben:
Er bringt aus seiner Welt mir grause Kunde.

Wie Töne in des Aethers Meer verhallen,
So kamst auch Du, ein Meteor, hernieder;
Zu bald sah'n wir entfliehn den Sphärenboten.

Doch fort soll Dein Gesang auf Erden schallen;
Du hauchtest Deinen Geist in heilge Lieder,
Und sangst noch scheidend: Ew'ge Ruh' den Todten!

VI.

Mozart's Geburtstags-Feier.

Wen sich die Himmlischen mit Göttersegen
Zu ihrem treu'sten Liebling ausersehn,
Dem ziehen sie am ersten Tag' entgegen
Und mögen gern an seiner Wiege stehn;
Sie folgen ihm auf seines Lebens Wegen
Und führen ihn zu ihren heit'ren Höh'n.
Beglückt, wen die Unsterblichen so lieben,
Daß keines Gottes Gunst ihm ausgeblieben!

Du, Mozart, hast dieß schöne Glück erfahren:
Kaum da die Muse Dich als Kind geküßt,
Da naben auch die andern Götterschaaren,
Nicht einer ist, der Dich nicht freundlich grüßt.
Dich lehrt' Apollo Geheimes offenbaren,
Merkur verlieh erfindungsreiche List,
Den Grazien magst Du Huld und Anmuth danken,
Minerva gab die Tiefe der Gedanken.

So lebtest Du im Ganzen und im Schönen,
Da ward ein jedes Werk ein Götterbild;
Du hast uns nicht mit unbestimmtem Sehnen,
Mit trüber Ahnung nur die Brust erfüllt,
Und locktest Du in uns're Augen Thränen,
Nie ließest Du das Hoffen ungestillt;
Aus Tönen schufst Du wirkliche Gestalten,
Die ewig sich der Jugend Reiz erhalten.

So lange Menschenherzen fühlend schlagen,
Wird Don Juan sie rühren und erfreu'n;
Des Titus Milde, wie Constanzen's Klagen,
Den Meistern werden sie ein Vorbild sein.
Spät in der Zeiten allerfernsten Tagen
Wird man der Zauberflöte Scherz erneu'n,
Und Engel werden mit der Tuba Klängen
Am Weltgericht zuletzt die Gräber sprengen.

Da wir nun aber hier beim Gläserklange
Am heit'ren Tag' Dein schönstes Fest begehn,
So sei begrüßt mit fröhlichem Gesange,
Mit Saitenspiel und munterem Getön;
Heut' war uns nicht um guten Vorrath bange,
Du hast uns mit dem Trefflichsten versehn,
Und die Dir sonst mit Ruhm und Liebe dienen,
Du riefst, da sind sie Alle gern erschienen.

Susanna wird, die Zarte, heut' nicht fehlen,
Und Donna Anna mit der Stimme Pracht;
Donna Elvira mit dem Ton der Seelen;
Im Strahlenkranz' die Königin der Nacht,
Wir dürfen auf Belmont, Octavio zählen;
Sarastro hat gewiß sich aufgemacht;
Auch Don Juan, der nirgends seines Gleichen:
Sie Alle wollen Dir den Lorbeer reichen.

Und wie sich alle Herzen zu Dir neigen,
Zu Dir, wie nach dem schönsten Sterne, schau'n,
So nennet Deutschland Dich mit Stolz sein eigen,
Wir werden ewig uns an Dir erbau'n.
Du trägst den Kranz von immer grünen Zweigen,
Und gilt es Kampf, wir dürfen Dir vertrau'n.
Heil, Mozart, Dir, der uns den Sieg geschenket,
Und Heil dem Vaterland', das Dein gedenket! —

VII.

Zur Ouverture von Mozart's Don Juan.

Es zucken Blitze durch des Himmels Höhen,
Es rollen Donner durch der Erde Tiefen.
Gewecket sind die Todten, die da schliefen,
Daß sie hervor zum Werk' der Rache gehen.

Doch Paukenschall, Trompetenklänge wehen
Die Schrecken fern, die Juan kalt umliefen,
Und, Gott und Engeln trotzend, die ihn riefen,
Wagt er zugleich, der Hölle Macht zu schmähen.

So steht er da, der rasende Verbrecher,
Obwohl verflucht, doch groß in seinen Sünden —
So fährt er hin in ew'ge Flammenqualen.

Dieß Bild, zu trüb', zu fürchterlich dem Sprecher,
Darf nur Musik geheimnißvoll verkünden,
Darf Mozart nur, der Herr der Töne, malen.

VIII.

An Mozart.

Bei der Vorstellung seiner Oper: Figaro's Hochzeit. 1785.

Was soll ich die Musen, begeistert von Dir,
Um Beistand beschwören? Sei Muse Du mir!
Sei Du mir des Pindus berauschende Quelle!
Ich hört' Dich, melodischer Denker, und prieß
Dein Schöpfertalent, und in's Wonnemeer riß
Mich bald der Empfindungen mächtigste Welle.

Zwar rollen bei Deinem Getöne nicht Wald,
Nicht Felsen herbei; nicht fabelhaft hallt
Dein sprechendes Spiel dem gefräßigen Tiger.
Doch bist Du den Fühlenden Orpheus mehr,
Bist Herrscher der Seelen, Dir fröhnt das Gehör
Der Kinder, der Mädchen, der Männer, der Krieger.

Wenn Liebe Dein schmelzendes Saitenspiel tönt,
Sucht trunken der Jüngling sein Liebchen, und stöhnt,
Und heftiger hämmert der Busen dem Liebchen
Sie winkt dem Geliebten zum Göttergenuß,
Und mit in Dein Saitenspiel lispelt ein Kuß
Von Lippen des Jünglings, von Lippen des Liebchen.

IX.

Mozart als Tausendkünstler

Mozart war ein Musikus
Extraordinarius!
Dieses weiß man überall
Auf dem ganzen Erdenball.

Mozart war indeß dabei
Außerdem noch allerlei;
Was er noch gewesen sei,
Sagt euch meine Litanei.

Mozart war ein Tischlermeister!
Fremd war ihm zwar Leim und Kleister,
Aber Fugen konnt' er machen,
Daß davon die Wände krachen!

Mozart war ein Drechslermeister!
Und dazu ein vielgereister;
Denn bei ihm ist bis auf's Und
Ohne Ausnahm' Alles rund.

Mozart war ein Schlossermeister!
Diesen meinen Spruch beweis't er,
Weil er, ohne sich zu zwingen,
Leicht mit Schlüsseln um konnt' springen.

Mozart war ein Schmiedemeister!
Zwar nicht Stahl und Eisen schweißt er,
Doch wie mancher Notenkopf
Traf den Nagel auf den Knopf!

Mozart war ein Klempnermeister!
Doch als solcher Geizhals heißt er,
Denn er ging — wer schilt ihn d'rum?
Mit dem Blech sehr spärlich um.

Instrumentenmacher gar
Mozart auch wie keiner war! —
Hat ein and'rer existirt,
Der Zauberflöten fabricirt?! —

Mozart war auch Diplomate!
Und dies in sehr hohem Grade,
Noten, von ihm ausgestellt,
Gelten in der ganzen Welt!

Als Artaxerx dieht, wie mich dünkt,
Mozart gleichfalls uncreicht;
Einen Titus wie der seine
Brachte noch keiner auf die Beine.

Todtengräber, excellent,
Wär der Mozart auch am End'!
Ein Leichentuch wie's Requiem,
Wer wär' nicht froh, wenn er's bekäm'! —

Und nun möcht' ich Sie noch fragen,
Nach dem, was ich vorgetragen,
Ob nicht Mozart ganz und gar
Rechter Tausendkünstler war'! —

August Müller.

X.

Mozart's-Feier in Wien.

Wie die Aegypter beim Mahle
Den Bürger aus der Gräberzeit,
Beim Schall der schäumenden Pokale
Als Freudenmacht um sich geleit',

Auf daß ihm noch ein Klang vom Leben
Nachtöne in die Gräberkraft —
So lasset uns den Ruf erheben,
Den geisterbannenden Toast.

So rufen wir des Sanges Meister
In unsern Kreis, den Lust belebt,
Mit ihm die Schaar der Liedergeister,
Die uns melodisch bald umschwebt.

Was sucht ihr nach der Gruberhöhe,
Wo sie den Meister hingebannt?
Er kam, wie einstens der Prophete,
Von Gottes Kuß vor Kanaan.

Sie suchten einzig nach seinem Grabe,
Auf Erden war's nicht zu erfrag'n —
Er aber ließ als gold'ne Gabe
Das Land zurück, das er gesieg'n.

So ließ auch uns der große Todte
Zurück ein neues Reich des Ton's,
Es rein und ganz, ein Himmelsbote,
Gewärtig steht des irdschen Lohn's.

Wir aber jetzt beim Todtenmahle,
Dem Gute lauschend, das er gab,
Wir stoßen ihm mit dem Pokale,
Dem nie auf Erden wird ein Grab.

Dr. Ludwig August Frankl.

XI.

Mozart's Opernschöpfungen.

Verherrlicht hier der Gesang? Das Orchester? Die, einzige Mozart,
Ist, allgroße Natur! Alles Ein einziges All.

XII.

Mozart.

Nur wen'ge Meister sind in's Volk gedrungen,
So wie es unser großer Mozart ist,
Sein Lob verkünden alle deutschen Zungen,
Die fernste Nachwelt niemals ihn vergißt;
Selbst harte Herzen hat er schon bezwungen,
Für seinen Ruhm giebt's keine irdsche Frist —
Sein Lied erquickt des Menschen Seele,
Daß sie mit Gluth sich vermähle!

Sein Lied ergreift und wird uns schnell erheben,
Sein Lied begeistert und erfreut uns gleich,
Es giebt uns Muth und Kraft in schönem Streben,
Es führt uns weg aus diesem Erdenreich,
Es wird mit neuen Gluthen uns beleben,
Und den Verstockten macht es sicher weich —
Sein Lied erwärmt wie Licht der Sonnen,
Sein Lied: es ist ein gold'ner Brunnen!

An unser's Mozart's schönen, hehren Werken
Kann man sich mahrhaft laben und erfreu'n,
Sie werden stets das Innerste uns stärken,
Sie nehmen aller Guten Herzen ein,
Mit Recht darf man aus ihnen Alles merken,
Denn jeder Ton ist ja ein Gleichniß;
Er suchte nicht nach Lorbeerkränzen
Und dennoch wird er ewig glänzen!

Man hat ein schönes Denkmal ihm errichtet,
Doch war, so glaube ich, es nöthig nicht,
Wer he, wie er, in Tönen hat gedichtet,
Von dem die Welt mit Andacht immer spricht:
Dem wird sein Ruhm durch seine Macht vernichtet,
Der ist ein ew'ges verrlich-strahlend Licht;
In deutscher Brust, da ist zu sehen
Sein Denkmal — nie wird es vergehen!

Von unserm großen Mozart wird man reden,
Bis auf're Welt zerstört wird und zerfällt,
Sein Lied wird bald entzücken einen Jeden,
Weil es das düst're Herz gar mild erhellt,
Und wunderbar und bringt zum frommen Beten,
Und zum Vertrau'n auf eine bess're Welt;
Solch Priester laß ich mir gefallen,
Sie trechen nüchtig zu uns Allen!

Ha! Gold entspringt aus unser's Mozart's Tönen,
Sie bilden einen ewig frischen Kranz,
Den Himmel öffnen sie den Erdensöhnen,
Sie sind so hold und hehr wie Sternenglanz —
Die Seele kann sich leicht an sie gewöhnen,
Denn sie bemeistern auf're Seele ganz;
Ein Balsam sind sie oft in Zeiten
Wo wir gedrückt von schweren Leiden!

Nicht lange sollte unser Mozart wallen
Auf dieser irdschen, dornenvollen Bahn,
Die Engel hörten seine Töne schallen
Und sangen schnell zum Himmel ihn hinan;

Damit in seinen fernen lichten Hallen
Die Seligen sich freuen auch daran —
Ihr Neid hat ihn uns nehmen wollen,
Wer aber kann mit Engeln grollen?

Nicht lange sollte unser Mozart schreiten,
Doch himmlisch klingt sein holdes hehres Lied,
Von ihm wird Alles wahrhaft heilig bleiben,
Denn Alles dringt je tief in das Gemüth;
Er wollte noch manch' Zauberwollen schreiben,
Da kam der Tod und von der Welt er schied;
Gott ließ nicht lange ihn auf Erden,
Er sollte bald zum Engel werden!

Vergehen werden eitle ird'sche Güter,
Zerfallen werden sie und Asche sein,
Doch unser's Mozart's Ruhm: ihn trübt nichts nieder,
Er bleibt ein ew'ger Stern gar hell und rein,
Das deutsche Volk mit seines Namens Hütter,
In seiner Krone ist's ein Edelstein;
Das deutsche Volk wird ihn verehren,
Der Name Mozart ewig währen!

F. G. Hiller.

XIII.

Mozart.

(Gesprochen am 22. October 1849. bei Aufstellung eines Portraits Mozart's von J. H. Lyschrim, im Concertsaale des Herrn C. A. André zu Frankfurt am Main.)

Es war am längsten Tag. In weiter Ferne
Zerfloß die Nacht in lichte Wolken schon.
Da sammelten sich all' die gold'nen Sterne
Im Himmel vor des ew'gen Vaters Thron.
So standen sie gereiht in weitem Kreise
Und feierten den Herrn mit Jubelschall.
Er trat hinzu und küßte jeden leise,
Und neues Leben strömte durch das All.

Da trat ein Stern hervor vor allen andern
Im Auge einer Thräne Silberschein.
„O Vater! laß mich hin zur Erde wandern,
Laß mich einmal ein Mensch mit Menschen sein.
„Sie rühren mich! sie sind so reich an Leiden
Und so genügsam mit dem kargen Glück;
Ich möchte ihnen einen Trost bereiten:
O laß mich ziehn, ich kehre bald zurück."

Es sei gewährt! versetzt der Herr der Erden,
Zieh hin, mein Stern! und werde Mensch wie sie;
Willst Du ein Trost der Staubgeborenen werden,
So lehre sie die heil'ge Harmonie.
Wie liebend Stern sich hier um Sterne drehet,
Wie nicht der Mond die schön're Sonne hasst,
Wie nur ein Wohllaut durch die Sphären wehet,
Wie liebend ein Accord die Welt umfasst.
Zieh' hin, mein Stern! und heile und versöhne
Durch deine Töne jener Erde Pein.

Du bist der Auserwählte meiner Söhne,
Traun soll dein Name — Amadeus sein.
Zieh' hin und trage mit der Erde Leiden!
Doch wenn der Schmerz gewaltig dich durchglüht,
Dann greife mächtiger in deine Saiten,
Denn nur aus Schmerzen blüht das wahre Lied.
Zieh' hin und fühle mit der Erde Wunden!
Doch wenn vor Freude dir der Busen schwillt
Dann laß ihn fließen den geweihten Bronnen,
Der lindernd aus des Herzens Tiefen quillt.
Und weinen wird der Schmerz, mit heinen Tönen
Und jubeln wird mit deinem Lied die Lust.
Ach alles, was die Menschen sich erdenken,
Ah, alles fließt aus eines Sängers Brust!
Zieh' hin, mein Stern! nach kurzem Erdenleben
Wirst du für jene Erde untergehn,
Um in den Himmel wieder dich zu heben:
Denn dort vergehen, heißt hier auferstehn.
Und hörst du's rufen dann in lauten Chören
Und rauschen Aeolsharfen durch die Luft:
Das sind die Brüder, welche dein begehren,
Das ist des Vaters Stimme, die dich ruft.
So sprach der Herr, und still in sich verloren
Verlauf der Stern am blauen Himmelszelt.
Da ward auf unserm Stern ein Mensch geboren
Und Amadeus nannte ihn die Welt.

Hört ihr den Ton, der mächtig zu uns dringet,
Der wie der Sturmwind durch die Lüfte rauscht?
Das ist das Lied, das Amadeus singet —
Dem Zug der Wolken hat er's abgelauscht.
Und hört ihr klagen jetzt so schmelzend leise
Die Gluth der Liebe heimlich angefacht?
Ah, das ist unsres Mozarts Zauberweise —
So flüstert Stern mit Stern in stiller Nacht.
Und wie so harmlos kann der Sänger scherzen,
Und wie so heiter kann sein Liedchen sein!
So spielen dort die Engellein mit Kerzen
Und dürfen hinter gold'nen Wölkchen d'rein.
Doch wenn der Schwelger der Vergeltung Strafe
Im Taumel seiner Sinne schnöd' verhöhnt,
Da donnert ihm die Tuba aus dem Schlafe
Und mahnt ihn, daß der Grund der Erde dröhnt.
Er hat der Meister treulich vorgetrieben,
Den kurzen Tag, den man das Leben heißt,
Viel tausend Herzen hat er neu belebet
Und mit sich selbst versöhnet manchen Geist.
Er hat genossen, was die Erde bietet,
Die reichen Freuden und das karge Glück;
Jetzt hat das Menschenleben ihn ermüdet,
Nach seiner Heimath sehnt er sich zurück.
Er hebt den Blick sehnsüchtig in die Weiten,
Wo freundlich Sternlein neben Sternlein glüht —

Da greift er einmal noch in seine Saiten
Und dichtet sich sein eig'nes Schlummerlied:
Sein Requiem. Er hebt mit stillen Zähren
Den Blick zum lichten Vaterhaus empor.
Da glaubt er selbst sein eignes Lied zu hören,
Bekannte Klänge schlagen an sein Ohr.
Und immer lauter rauscht es durch die Sphären,
Wie Orgelton, der durch die Lüfte zieht,
Sie singen ihm in tausendstimm'gen Chören
Sein Requiem, sein Schlummerlied.
Da scheint des Sängers Blick sich zu verklären,
Um seine Stirne spielt ein Kranz von Licht:
„Das sind die Brüder, welche mein begehren!“
So ruft der Meister, und sein Auge bricht. —
Sie trugen ihn empor zu jenen Fernen,
Wo mild're Töne durch die Lüfte wehn,
Ihr sucht sein Grab? — O sucht ihn bei den Sternen!
Denn hier vergehn heißt droben auferstehn!

S. H. Mosenthal.

XIV.

An Mozart's Todestage.

(Musik von Danzi.)

Die Tonkunst trau'rt. In dumpfen Klagetönen
Beginnt ihr Saitenspiel ein feierliches Lied:
Der Liebling unter ihren Söhnen,
Ihr Mozart war's, der heute schied.
Er schied. Doch seines hellen Geistes Spuren
Ließ er als Studium der Kunst, zum Erbtheil für die Nachwelt,
Wer staunt nicht dieses Geistes Fülle in seinen Werken an?
Sie sind der Nachwelt Eigenthum,
Und unvergänglich ist sein Ruhm.
Ja, unvergänglich. Wie sichtbar ist in ihnen das schöpferische Werde,
Wodurch sein Saitenspiel
Gedanken, Anmuth und Gefühl
Und Leben manchem Dichterwerke gab,
Das längst vergessen wäre,
Wenn seine Zauberharmonie
Nicht allgemeinen Reiz hineingelegt.
Der Zeitgenoß hat ihn geehrt;
Die Nachwelt fühlt noch seinen Werth:
Und dieß Gefühl von seinem Werth vereinigt uns in diesen kleinen Zirkel, den Manen
Dieses großen Mannes ein feierliches Jahresfest zu weih'n.
Es steige in schwellenden Tönen
Das Loblied des Edlen empor!
Mit seiner allmächtigen Leyer
Besänftigt und rührt er die Herzen,
Weckt wieder zum Scherz und zur Freude
Nach Stürmen des Schicksals sie auf.
Diesem Geber froher Stunden,
Weih'n wir uns're Dankbarkeit,
Und für das, was wir empfunden,
Lohne ihn Unsterblichkeit!

XV.

Zu Mozart's Todtenfeier.

(Am 5. December 1824.)

In Salzburg war ein Wunderknabe,
Dem seine Muse früh erschien.
Beschenkt mit ihrer Himmelsgabe,
Schwand jedes Spielwerks Reiz für ihn.
Mit kühner Dichtung süßer Töne
Beflügelt er sich seine Zeit,
Vorahnend, daß dereinst ihn kröne
Der Lorbeer der Unsterblichkeit.

Fünf Lenzen blühten erst dem Kleinen;
Da war er am Klavier ein Held.
Jetzt sollt er als ein Stern erscheinen,
Sein Vater führt ihn in die Welt.
Umstaunt beherrscht' er wie ein Meister
Von Land zu Land das Saitenspiel;
Doch war der Jubel roher Geister
Kein Ehrenlohn, der ihm gefiel.

Er sagte kühl: Was kann mir frommen
Der Laien wüstes Lobgeschrei!
Den größten Meister laßt mir kommen,
Und was ich gelte, sag' er frei!
Kam nun ein Fürst der Kunst und lauschte,
Und sprach ein Wörtchen mild und hold,
Das hob sein Herz und er vertauschte
Des Kenners Beifall nicht am Gold.

In Welschland hört' er einst, daß leise
Bei seinem Spiel die Rede ging:
Der Deutsche zwingt geheimer Weise
Durch seinen mächt'gen Zauberring.
So raunten kunstbeflißne Jünger
Von Neid befangen sich in's Ohr:
Er aber zog den Ring vom Finger
Und spielte schöner, als zuvor.

Die Jahre stärkten ihm die Schwingen,
Und leicht und kräftig flog der Aar,
Der Bühne manchen Schatz zu bringen,
Voll Urgeist aber sonnenklar.
Wie glänzt die gold'ne Liederkette,
Die er dem span'schen Wüstling schuf!
Dieß Wunderwerk der Tonkunst hätte
Allein verewigt seinen Ruf.

Der Kummer floh von jeder Wange,
Und das Gemüth war frei von Schmerz,
Betrat er nur mit einem Klange
Die Brücke zwischen Ohr und Herz.
Der König ward von ihm erheitert,
Das Hirtenmädchen sang sein Lied;
So hatte Keiner noch erweitert
Der edlen Tonkunst Machtgebiet.

Doch schwankend neigte sich zur Erde
Des großen Geistes enges Haus,

Und daß es bald verfallen werde,
Sprach ahnendes Gefühl ihm aus.
Es flog ihn an, als in sein Zimmer
Einstmals ein Unbekannter trat
Und dringend mit des Goldes Schimmer
Um eine Seelenmesse bat.

Der Künstler, lenksam zum Gewähren,
Gelobte sie: der Fremde schied.
Und jener sprach mit leisen Zähren:
Ich dichte mir mein Todtenlied.
Und noch vom alten Geist durchdrungen,
Der Ruhm und Herzen ihm erwarb,
War schier sein Schwanenlied gesungen,
Dann neigt er sanft sein Haupt und — starb.

In diesen Stunden sank er nieder
Auf seiner halben Lebensbahn,
Und Schaaren seelenvoller Lieder,
Sie flohen mit ihm himmelan.
Wer seiner Töne Zauber hörte,
Beklagt, daß sein Geschick ihn rief,
Und eine heil're Welt zerstörte,
Die noch in seinem Busen schlief.

Ihm prangt kein Denkmal, starr bewundert,
Ihn zeigt kein Standbild hoch und hehr;
Doch von Jahrhundert zu Jahrhundert
Lebt er unsterblich wie Homer.
Wenn Tausend gleichen Flug auch wagen,
Sie holen seinen Flug nicht ein!
Er wird, so lange Herzen schlagen,
Der Liebling jedes Herzens sein.

XVI.

Das Requiem.

Amadeus sitzt im kleinen Zimmer,
Still und eigen in sich selbst gekehrt.
Durch die Scheiben blinkt des Mondes Schimmer,
Kühl der Nachtwind durch die Blumen fährt.
Stumm ist's allzumal,
Und in süßer Qual
Zucken dumpfe Schmerzen durch die Brust.

Plötzlich wird er leise angerühret,
Und es steht vor ihm ein später Gast.
„Wer hat nur Dich noch hereingeführet?
Ist es doch um Mitternacht schon fast. — —
„„Thür und Angel wich;
Als ich kräftiglich
Pochte, hurtig ward mir aufgethan.

Bin der Diener eines großen Herren.
Kennst ihn wohl, und er weiß auch von Dir.
Weltlust konnte Dich nicht von ihm zerren.
Höre nur, was er gebeut, von mir.
Einen Todtensang,
Einen Trauerklang
Sollst Du setzen, Amadeus, schnell.

Dreier Tage Licht ward Dir gegeben,
Nach drei Tagen schaust Du mich auf's Neu'.
Auf! o Amadeus, und das Leben
Setze ganz an diese Melodei:
Deiner Künstlerschaft
Krone, Blüth' und Kraft
Lodre d'raus in ew'gen Flammen her.

Denn an eines großen Todten Grüften
Soll's ertönen wie ein Sphärenlied.
Sagen soll es den entzückten Lüften,
Daß ein Himmelssohn von hinnen schied.
Herrlich ist der Lohn
Du, mein lieber Sohn,
Lebe wohl! Sei meines Spruchs gedenk. — —

Leise, wie er kam, so geht er wieder,
's ist, als wehte ihn die Nachtluft fort.
Amadeus starrt zur Erde nieder:
„Wer war dieser? — Welch ein seltsam Wort!
Floß es nicht wie Licht
Von dem Angesicht?
Blitzt' es nicht wie Sterne durch die Nacht?

Wem soll ich zur ew'gen Ruhe tönen?
Wer ist dieser hohe Himmelssohn?
Warum zählt mich dieser zu den Söhnen?
Und was ist des Werkes Preis und Lohn?“
Also quält und fragt
Er sich, bis es tagt,
Und ein kurzer Schlummer ihn umfängt.

Wie nun Helios in bunten Lichtern
Deinen heil'gen Graus, o Nacht, begräbt,
Sagt der Töne Meister leis' und schüchtern
Trauter Gattin, was er hat erlebt.
„Liebes Herz, das hat
Jegend ein Magnat
Dir geboten, folge dem Geheiß. — —

„„Frau, mit nichten; dieser Jüngling mahnet
An ein hohes, ewig fernes Bild.““
„Herzchen, wie Du schwärmst! Was mir nun ahnet,
Ist ein Beutel, reich mit Gold gefüllt.
Mach' es gut und schön,
Und wir werden seh'n,
Wie der fremde Herr die Kunst belohnt. — —

Und der leichten Rede leichte Wellen
Spülen tiefres Ahnen aus der Brust.
Heiter geht er zu den Kunst-Gesellen,
Ruft den Tönen in gewohnter Lust.
„Schon zwei Tage hin —
Denk an den Gewinn,
Denke unsrer Noth und eile Dich. —

„„Noch war nicht die Stund', o Frau, gekommen:
Tagelöhnern kann ich einmal nicht.
Ist der Weihe Funken erst entglommen,
Strahlt es schnell hervor in Feu'r und Licht.
Aber Mühe dringt —
Aber Sorge ringt
Keine Töne ab dem Genius. — —

Und der zweite Abend schwimmt im Rothe,
Und die Hand ist nicht an's Werk gelegt.
„Kehrt nun morgen wieder jener Bote,
Traun! mit vollem Fug' sein Zorn sich regt.“
„— Eine Nacht ist mein —
Werd nicht thöricht sein —
Gieb den Kuß mir noch — Nun gute Nacht!“ —

Drauf verschließt er sich in seine Klause,
Da wird ihm so hoch und ernst und weh
„Dunkel waltet nun im ganzen Hause;
Aber gülden blickt's von jener Höh'.
Himmel, groß und hehr!
Erde, schwarz und schwer!
Du, mein Herz, inmitten voll und heiß!“

Silbern durch den Garten Lilien glänzen
Glühwurm zieht die kleine helle Spur.
Droben flirren nun in ew'gen Tänzen
Leier, Schwan und Wagen und Arctur.
Manche Blüthe keimt,
Und die Erde träumt
Von verlorner Unschuld Paradies.

Amadeus kühlt den Brand der Wange
An dem offnen Fenster — blickt hinaus,
Blickt hinab, und steht und sinnet lange,
Endlich rinnt der Thränen wilder Lauf
„Ach, vielleicht wie bald
Lieg' ich stumm und kalt
In dem engen Bretterkämmerlein

Leben, Leben, wie die Welt ist nichtig!
Tod, du unerbittlich finst're Macht!
Irdisch Streben, eitel, leer und flüchtig!
Der langen, bangen, stummen Nacht!
Lange währt die Nacht,
Aber in ihr lacht
Von drei Lichtern rosenroth der Schein!

Glaube, Liebe, Hoffnung, heil'ges Scheinen!
Winkt vom Himmelsbogen sanft mir zu.
Laßt, ihr müden Augen, ab vom Weinen:
Christus lebt und schenkt euch süße Ruh.
Kommt, ihr Klänge, gleich:
Ich beschwöre euch,
Tönt, tönet mir von Tod und Grab.“

Zu dem Tische treibt es ihn zu schreiben,
Aus den Augen glüht Begeist'rung vor;
Wundersame Weisen ihn umgleiten,
Schweigend lauschet das entzückte Ohr
Ob's von innen singt,
Ob's von draußen klingt,
Scheiden die entflammten Sinne nicht.

Was er hört, das muß er emsig schreiben;
(So erhebt der Töne dauernd Bild)
Kann vor süßem Schmerze fast nicht bleiben,
Durch die Adern jagt das Blut ihm wild.
Doch er läßt nicht ab,
Bis es ihn in's Grab,
Müßt' er geben d'rum sein Leben hin.

Rastlos schreibt er fort durch manche Stunde,
Zu dem Zeichen fügt das Zeichen sich.
Eins! ertönet aus der Glocke Munde,
Eben zieht die Hand den letzten Strich.
Nun erschöpft zurück
Sinkt er, und sein Blick
Heftet brechend sich an's hehe Werk.

Horch! Da schallen ernste Harfentöne,
Dämmernd fällt's hinein wie Morgenroth,
Leuchtend in erhab'ner Himmelsschöne
Steht der Fremdling da, der ihm gebot.
Gold'ner Haare Licht
Kränzt das Angesicht,
Von den Schultern sinkt ein Flügelpaar.

Kein Gewand verhüllt die schlanken Glieder,
Um die Ferse fließt ein gold'ner Dunst.
Lock und Licht und mächtiges Gefieder
Künden Dich, o Engel schöner Kunst!
Aber mild und weich,
Einer Flöte gleich,
Oeffnet bald die hehe Lippe sich:

„Amadeus, Du hast Wort gehalten,
Sollst empfahen den verheiß'nen Lohn.
Muß der Leib auch eine Weil' erkalten,
Gehst Du selber doch zu Vaters Thron.
Morgen Abend bringt —
Morgen Abend singt
Dich zuerst Dein Requiem in Ruh.

Würdig so, vom Schwanenlied umklungen,
Mein erwähltes Kind hinüber zieht.
And're Meister hätten's nicht gesungen,
Welch ein helles Licht der Kunst verglüht!
Sangst Du selber vor
Dir im Trauerchor,
Und Dein Engel heischte dieses Lied.

Sage Lebewohl der grünen Erde,
Schau sie froh und kräftig noch 'mal an!“
Sprich's und küßt mit liebender Geberde
Sanft die Stirne dem verzückten Mann.
Schnell das Leben weicht,
Seine Wange bleicht,
Schmerzlos sinket Amadeus hin.

Mittag ist's. Die Gattin weint und klaget,
An der festverschloß'nen Thüre drückt.
„Sagt, ihr guten Leute, mir, o saget:
Habt ihr meinen Gatten nicht erblickt?“
Jünger, fromm und treu
Ahnend, wo er sei,
Stemmten an die Pforte sich vereint.

Endlich wankt die festgefügte Platte,
Schloß und Riegel springt — hinein die Schaar.
Und was jeder schwer gefürchtet hatte,
Schauen sie, schau'n ihn des Lebens bar.
Lächelnd, unentstellt
Mit der Rechten hält
Fest an's Herz er ein beschrieb'nes Blatt.

Zahllos strömen bitterheiße Thränen
Aus des Grames dunklem, tiefem Born.
„Mußtest Du so frühe Dich verklären,
Gatte, Vater, Meister, Ziel und Sporn?
Läßt uns einsam stehn,
Läßt uns traurig gehn,
Und wir blicken ewiglich nach Dir?

Sanft der ält'ste Jünger ihm entwindet,
Was die Hand gefaßt im Todesstreit,
Und mit schmerzlichem Entzücken findet
Er die Weise von der Ewigkeit;
Zeigt sie Allen hin:
„Wer hegt frommen Sinn,
Bringt sie Meisters letzter Ehre dar.“

Ernsthaft stehn des Domes weite Hallen
In der Kerzen, in der Ampeln Glanz.
Süße Weihrauchsdüfte wehn und wallen,
Auf dem schwarzen Sarge grünt der Kranz.
Vor dem Hochaltar
Weilt der Jünger Schaar,
In den Gängen ein unzählig Volk.

Jetzo hauchen wehmuthreiche Flöten
Und Clarinen sanftes Klaggetön.
„Tod, warum das frische Leben tödten?
Glüht's und blüht's von Blumen doch so schön!
Blume, Frucht und Laub,
Werden soll's ein Staub?“
Fragen lange bange weinend sie.

Plötzlich schmettert, daß die Hallen zittern,
Der Drommete Ruf durch diesen Laut.
„Schweig, o Klag'! In leuchtenden Gewittern
Naht der Todtenrichter. Aufgeschaut!
Sünder, schüttelt euch,
Fromme, freuet euch!
Das Verborgene wird offenbar.“

Aber milde, wie ein Maienregen,
Fließet nun das Friedenslied herab.
Alle Töne künden frei den Segen,
Den der Mittler uns am Kreuze gab.
Hölle, Deine Macht
Ist zu Schanden bracht,
Fried' im Himmel und auf Erden spricht.“

Stille wird's, da redet Keiner Worte,
In gewalt'ger Rührung bricht das Herz,
Schaurig öffnet sich die dunkle Pforte;
Doch nach Oben blickt der heil'ge Schmerz.
Nieder sinkt der Sarg,
Aber den er barg,
Hört im Blau der Engel sel'gen Chor.

XVII.

Mozart's Tod.

Der Herr der Götter öffnete die Himmel
Und blickte auf das irdische Gewimmel,
Als Phöbus aus dem Meere stieg.

Hier hob die Freude jubelnd ihre Arme,
Dort stöhnt der Jammer flehend sein „Erbarme!“
Und ihre Laute mischen sich.

Durch Jammerruf und Freudenjubel dringen
Sich Saitentöne, die sich aufwärts schwingen
Bis zu der Götter hohem Haus.
Was sind die Töne, die so rein erschallen
Und durch die Wolken zu den Himmeln wallen?
Ruft Jupiter voll Staunen aus.

Ist Orpheus auf die Unterwelt gestiegen?
Sind's Phöbus Töne, die zum Himmel fliegen?
Wer zaubert diesen Himmelslaut?
Nicht Orpheus, spricht Merkur, stieg auf die Erde,
Noch Phöbus leitet seine Sonnenpferde
Dahin, im weiten Göttersaal.

Die Saitentöne, die so rein erschallen,
Und durch die Wolken zu den Himmeln hallen,
Schuf Mozart dort im Donauthal.
Da sendet Zeus mit flüchtigem Gefieder
Den Götterboten zu der Erde nieder,
Den Sterblichen zu holen zum Olymp.

Der nah't sich ihm auf leisen, luft'gen Schwingen,
Doch als des Meisters Harmonie'n erklingen,
Eilt er zurück zum Götterthron
Und spricht: Herr, dessen Töne dort erklingen,
Er ist ein Gott! ich kann ihn Dir nicht bringen,
Unsterblich ist er, Göttersohn! —

Da sendet Zeus von seinem Himmelsthrone
Der Tonkunst sanfte Göttin zu dem Sohne,
Ihn abzuholen zum Olymp.
Die weht ihm Schlummer auf die Augen nieder,
Wiegt ihn in Schlaf und singt ihm Himmelslieder,
Und schlummernd raubt sie ihn der Welt.

Am Götterthron' verhallen ihre Lieder,
Er öffnet die geschloss'nen Augen wieder
Und staunt den Glanz der Gottheit an.
Zu groß warst Du, für Menschen nicht geboren,
Und Deine Harmonie'n bestimmt für Götterohren,
Spricht Zeus, d'rum rief ich Dich.

Die Erdenhülle hemmt des Geistes Flügel,
Dort schiebt der Körper schwere Eisenriegel
Vor's Heiligthum der Grazien!
Vernimm nun hier die Sphären-Harmonieen,
Und töne Deine reinen Melodieen
In aller Sterne Feier-Tanz.

XVIII.

Auf Mozart's Tod.

Wohin nach seinem Tod wohl Mozart's Geist geeilet,
Bleibt jedem Grübler unbewußt;
Ward er dem düstern Ort der Buße zugetheilet,
So wandelt ihn sein Spiel alsbald zum Ort der Lust;
Und kam er in das Reich der Freuden,
So müssen seine Kunst die Seraphim beneiden!

XIX.

Bei Anhörung des Mozart'schen Requiems.

In schwarzer Trauer tiefer Nacht gehüllet
Sieh'n bang' die Freunde an dem Grab und weinen.
Kein Hoffnungsstrahl will ihrem Schmerz erscheinen,
Kein Trost ist, der der Liebe Klagen stillet.

Des Weltgerichtes Schreckenstag erfüllet
Mit bangem Schauer selbst den Geist des Reinen:
Es zittern um des Todten Ruh' die Seinen,
Daß bebend ihr Gesang zum Himmel quillet.

Und drei Mal zu dem Heiland dringt ihr Sehnen:
»Lamm Gottes, gieb dem Todten ew'gen Frieden!«
Da schwebt der Geist herab auf heil'gen Tönen.

Des Himmels Ruh' erquickt die Schmerzensmüden,
Zur leisen Klage wird ihr leises Stöhnen,
Und ihres Todten Asche ruht in Frieden!

XX.

Mozart's Ende.

1.

Schon neigt sich dämmernd meines Lebens Tag,
Schon seh' ich seine frischen Farben schwinden;
Es kündet mir des Herzens matter Schlag:
Bald wird mein Geist den Weg zum Lichte finden.
So sei es denn! Was auch da kommen mag,
Des Höchsten Wille läßt sich nicht ergründen;
Doch heimwärts, fühl' ich, strebet meine Seele,
Zu flieh'n des Leibes morsche Kerkerhöhle.

2.

Ich habe nicht gegeizet mit dem Leben,
Die süße Gabe hab' ich rasch verzehret;
Nicht fesseln konnt' ich meiner Kräfte Streben,
Des Blutes Trieben hab' ich nicht gewehret.
Wer aber kann an dem Einkerk'ren kleben,
Der im Gemüth unlöschbar Feuer nähret?
Und frühe ließ ich leicht in Tönen blühen,
Was liebend mir mein Genius verliehen.

3.

In deinem Schooß, o Kunst, ward ich geboren,
Mit weih'nder Huld hast du mich angeblickt;
Es tranken deine Zauber meine Ohren,
In deinem Himmel ward ich früh entzückt;
Dir hab' ich frühe heil'ge Treu' geschworen,
Und täglich ward ich mehr in dir beglückt;
All meiner Kindheit goldgewebtes Träumen
Erging sich nur in deinen heitern Räumen.

4.

Du leckest oft des weichen Knaben Thränen,
Sein regsames Gemüth belebtest du;
Ich dachte, fühlte, träumt' und wacht' in Tönen,
In dir nur fand ich Wirken, fand ich Ruh'.
Nur deine Musen sollten einst mich krönen,
D'rum schieß mein Herz ich allen Dingen zu,
Die an Alltäglichkeit den Menschen ketten,
Die deine Huld mir leicht entzogen hätten.

5.

So sproßt' ich auf, als wie genährt von Klängen,
Und mir erschien die Welt ganz Harmonie;
Es drohte fast des Knaben Brust zu sprengen,
Was mir, o Göttin, deine Huld verlieh;
Es strebte frühe sich an's Licht zu drängen,
Was mir lebendig schuf die Phantasie;
Ich reifte schnell, es durften meine Schwingen
Früh nach des Ruhmes fernen Gipfel ringen.

6.

Doch war ich nie vom stolzen Wahn befallen,
Als käm', was ich geleistet, nur aus mir:
Vernahm ich, Knabe noch, mit Beifall schallen
In fernen Reichen, er gehörte dir.
In meinem Ring' ist Thoren eingefallen
Zu wähnen Zauberkraft; ich that von mir
Des Fingers Schmuck, damit ich ihnen zeigte,
Daß reiner Liebe nur die Kunst sich neigte.

7.

Gemessen hab' ich, Tonreich, deine Tiefen,
Des Neuen und des Großen viel gestaltet;
Viel Zauber, die noch ungehört da schliefen,
Die dunkel mir im Innersten gewaltet;
Die an das Licht nicht Glück noch Händel riefen,
Und deren Macht mir selbst das Herz gespaltet:
Ich rief sie, weckte sie, und wie sie rauschten,
So schien mir's oft, als ob die Engel lauschten.

8.

O Liebe, hab' ich nicht dein glüh'ndes Sehnen,
Hab' ich nicht alle deine Zärtlichkeit,
Dein Schmachten, deine Wonne, deine Thränen
In meiner Lieder bunten Kranz gereiht?
Auch süßen Scherzen, Tändeleien und Wähnen
Hab' ich manch zart gehauchtes Lied geweiht!
Und wie mich selber deine Gluth durchdrungen,
Hab' ich sie Andern tief in's Herz gesungen.

9.

Gleich Blumen, die auf Wiesen dar sich bieten,
Verjüngt sie der Lenz mit frischem Segen;
So kam, wenn deine Flammen mich durchglüh'ten,
Begeisterung! gern jedem Ton entgegen.
Wie Weidmann, der um Blumen spielt, wie Blüthen
Des Wetterstrums, gleich raschen Donnerschlägen
Ist mir's geglückt, die Hörer zu erschüttern;
Ich sah' sie schmachten, weinen, jubeln, zittern.

10.

So lange wohl Thaliens Tempel stehen,
Wo tiefe Regung sich, Gefühles Drang
Des menschlichen Gemüths begleitet sehen,
Von recht geräthtem, seelenvollem Sang:
Wird, hoff' ich, nie mein Name untergehen,
Wird mit den Meistern von dem ersten Klang,
So lang' die Muse wandelt hier auf Erden,
Mit Lieb' und Achtung stets genennet werden.

11.

Du selbst, Allhöchster! reicht' ich Feierklänge,
Sie durften in der Kirche hehren Hallen
Zu Deinem Preis bei festlichem Gepränge,
Und zur Erweckung heißer Andacht schallen.
Ein schwacher Dank nur sollten die Gesänge
Für Deine Vaterhuld zum Himmel wallen:
Da alle Kunst nur dann erst hoch gedeih't,
Wenn sie ihr Streben Deiner Ehre weih't.

12.

Nimm meinen Dank! Durch Dich ist mir's gelungen,
Was ich zu schaffen feurig war bemüh't;
Durch Deine Huld hab' ich das Ziel erschrungen,
Nach welchem schon mein Knabenherz geglüht.
Dein Engel hielt mich liebevoll umschlungen,
Ließ mich, von schönern Träumen stets umblüht,
Die Harmonie'n des seel'gen Geistes hören,
Und nicht der Erde Tand mein Herz bethören.

13.

Ein weich gestimmtes Kind bin ich geblieben,
Und lebte, wie die Laune mir's gebeut;
Nachgiebig meinen wandelbaren Trieben,
Hab' ich den kalten Ernst von mir gescheut.
Ich fühl' es brennend mir in's Herz geschrieben,
Daß ich nicht lebte für die Spanne Zeit,
Die mir auf Erden hier war zugemessen,
D'rum hab' ich ihrer Güter leicht vergessen.

14.

Du, treue Gattin! hast es wohl erfahren,
Wie ich das Leben sorglos hingeträumt;
Daß ich ein and'res suchte zu bewahren,
Als was mir tönend in der Brust gekeimt.
Ach! Deiner Liebe, der unwandelbaren,
Bedurft' ich sehr, da Alles ich versäumt,
Was von dem Mann und Gatten heischt das Leben
An Sorgfalt, Müh' und häuslichem Bestreben.

15.

Wie schnell war alles oft der Hand entronnen,
Die ich stets offen zum Verschwenden hielt,
Was meine Kunst an frohem Lohn gewonnen,
Mit Allem hab' ich kindhaft gespielt;
Versäumt, verändelt hatt' ich unbesonnen,
Wonach der selbstbedachte Fleiß nur zielt;
Und alle Sorgen wendend, alle Plagen,
Ließ ihre Last ich Dich, o Gute! tragen.

16.

Verzeihe mir, wenn ich nun früh erblasse,
Den leichten Sinn, der nicht mich sorgen ließ,
Daß ich die Gattin, die ich bald verlasse,
Und der mein Ruhm ein glücklich Loos verhieß,
Bedroht vom herben Mangel hinterlasse.
Doch wenn die Welt nicht heuchelnd meiß mich pries,
So wird sie, denk' ich, selber sich zu Ehren,
Den Dir, Constanze! Noth und Kummer wehren.

17.

O schone nun der Thränen! Diesen Waffen
Gebeugter Weib! erliegt mein starkes Herz.
Laß mich den letzten Muth zusammenraffen,
Daß nicht erbleiche mir der Trennung Schmerz;
Laß schauen mich auf das, was ich geschaffen,
Damit ich freudig schaue himmelwärts;
Denn was in mir gelebt, ich hab's ergossen:
Es sei denn meiner Tage Kreis geschlossen.

18.

Zwar hätt' ich gern noch Größeres vollendet!
Denn Größeres noch, als ich je vollbracht,
Wenn kühn dem Himmel ich die Töne entwendet,
Was nur das Ohr der Seraphim gelacht,
Hätt' ich der Welt zum Abschied gern gespendet;
Es reget sich in mir mit heil'ger Macht;
Das Riesenhafte möcht' ich gern noch tragen,
Doch was es ist, ich weiß mir's nicht zu sagen.

19.

Allein der Funken hat nun ausgeglühet,
Der Himmelsfunken, der mich einst belebt;
Das Reich der heitern Phantasie verblühet,
Des Geistes Flügel, der so hoch gestrebt,
Er ist erlahmt! Des Leibes Bürde ziehet
Zur Gruft mich, wo kein süßer Laut mehr schwebt.
Ermattet, ach! gebrochen ist die Kraft:
So strenge denn, o Seele, deine Haft!

20.

Still saß, die blassen Wangen feucht von Thränen,
Der Meister an der lieben Gattin Hand;
In seinem Auge glüht ein tiefes Sehnen,
Zum Himmel blickt er lang' und unverwandt.
Es war ja leider! auch kein eitles Wähnen,
Was er im Innern jetzt so wahr empfand:
Ganz hingegeben seinem Todesahnen
Ging sein Geist sich schon auf lichtern Bahnen.

21.

Constanzen war nicht aller Trost entschwunden,
Es dämmert ihr noch schwacher Hoffnungsschein,
Der theure Gatte könne noch gesunden,
Es sei noch Hülf in kräft'gen Arzenei'n.
Die zarte Pflege lindert ihre Wunden,
Die stets um ihn sie dieß geschäftig sein.
Ach, Hülfe, sie wir Leidenden erzeugen,
Sie heißt des Busens eig'ne Leiden schweigen.

22.

Da pocht es an der Thüre mit drei Schlägen;
„Was für Besuch am Morgen früh?" Herein!"
Rief Meister Wolfgang sanft, und ihm entgegen
Trat eine hohe Mannesbildung ein.
Schwarz, wie wir es um Todte trauernd pflegen,
War sein Gewand, und bleich wie Mondenschein
Sah das mildernste Antlitz; in den Zügen
Und Blicken schien geheimer Schmerz zu liegen

23.

Den Meister faßt ein ungewohntes Bangen,
Wie Grabes Hauch umweht's ihn leis' und kalt;
In Schnee entfärben schnell sich seine Wangen,
Doch freundlich nahend spricht die Mannsgestalt:
„Mich treibt zu Dir, o Meister! ein Verlangen,
Das Du nur, der den Scepter der Gewalt
Im Tonreich führet, vermagst recht zu erfüllen;
Vernimm denn ruhig meinen Wunsch und Willen.

24.

„Es löse, teure Dir, die ird'schen Bande
Von einer hohen Seele jüngst der Tod,
Sie heim zu führen in des Friedens Lande,
Wie es der ew'ge Vater ihm gebot.
Sie flog empor aus ihrem Nachtgewande,
Sie schwang sich kühn zum schönern Morgenrothe.
Doch hier auf Erden ließ sie tiefe Trauer
Um ihres frommen Wandels kurzer Dauer.

25.

„Der Abgeschied'nen oft noch zu gedenken,
Zu künftigen der Hinterlass'nen Schmerz,
Sollst Du der Welt ein herrlich Denkmal schenken,
Das bleibender, als Marmor sei und Erz.
Weg von der Erde nach dem Himmel lenken
Soll es der Menschen sündenbanges Herz,
Soll es versöhnen mit den Nachtgedanken
An seines Daseins engbemess'ne Schranken.

26.

„Wie Rauch und Nebel soll vor ihm zerfließen
Der Erdengüter bunte Flitterpracht;
Der Zukunft Pforte sich dem Geist erschließen,
Damit er, wie aus schwerem Traum erwacht,
Froh den Verklärungsmorgen möge grüßen,
Zum Licht eingehend aus der trüben Nacht;
Demüthigt und erschauend Gott zu schauen,
Von sich abwerfe Todesfurcht und Grauen.

27.

„Und solch' erhab'nes Denkmal zu vollenden,
Hat Deine Kunst die Reife nun erlangt,
Da Deine Blicke sich nun heimwärts wenden,
Da nach dem Ewigen Dein Geist verlangt.
Ermanne Dich! Gott wird noch Kraft Dir spenden,
Vollring' es kühn, wie auch davor Dir bangt:
Tod und Gericht, Verklärung und Vernichtung
Sei Deiner Muse letzte schönste Dichtung."

28.

Und mit dem letzten Wort war er verschwunden.
Woher er kam, wohin sein Fuß ihn trug?
Man hatte nimmer eine Spur gefunden.
Doch in des Meisters bange Seele schlug
Ein heller Blitz; er meinte zu gesunden,
Er fühlt sich stark genug, den höchsten Flug
In's Zauberreich der Töne noch zu wagen,
Und gält' es auch den Rest von seinen Tagen.

29.

Lang' saß er sinnend, tief in sich versunken,
Die Hände faltend über seine Brust;
Sein Auge glänzt von neuen Lebensfunken,
Er ihnen kaum halb sich seiner selbst bewußt.
Dann blickt er aufwärts, ganz gedankenkrunken,
Und lächelt wie entzückt in Himmelsluft,
Bis er aufathmend, wie nach tiefem Schlafen,
Umschauet und sein Weib die Blicke trafen.

30.

Er sprach: Woher ist dieser Traum gekommen,
Da mich umlechtet klar des Tages Licht?
Hab' ich nicht deutlich jedes Wort vernommen?
Noch tönt es mir, wie seine Stimme spricht
Mein ganzes Inn're sind' ich heiß entglommen!
Tod, Untergang, Verklärung und Gericht
Soll ich in nie gehörten Weisen singen —
Ach, müder Geist! wie wirst Du dieß vollbringen!

31.

Ein Todesengel bist Du mir erschienen,
Du fremde, düsterfreundliche Gestalt!
Ein ernstes Mahnen sprach aus seinen Mienen,
Es faßte mich mit heimlicher Gewalt.
Der schönste Kranz soll meinen Sarg umgrünen,
Mit dem die Kunst je Lieblingen vergalt:
Was ich gewollt, es wird nun doch geschehen,
Wie ich es soll, ich hab' es jetzt ersehen.

32.

Klar schwebt mir vor das Werk, das ungeheure,
Es rauscht ein Strom, der alle Ufer brach,
Daß ich dadurch den eig'nen Hafen kür're,
Ich glaub' es fast, geliebtes Weib! denn ach!
Auch mir hat es gegolten, mir, o Theure!
Was ernst des Todesboten Lippe sprach:
Ich bin der Schwan, der mit melod'schen Schwingen
Sein schönstes Lied, sein Sterbelied soll singen.

33.

So schlagt denn auf noch einmal lichterlohe,
Ihr letzten Flammen meiner Lebenskraft!
Noch einmal fasse mich, o Himmelsfrohe
Begeist'rung, die mich oft emporgerafft!
Hauch' Gluth mir ein, daß ich das Ziel, das hohe
Erring' eh' mit zerfällt der Seele Haft;
Ein Meeresstrom soll der Gesang hinrauschen,
Die Erd' erstaunt an seinen Ufern lauschen.

34.

Vergiß mein Ohr nun üppig weiche Klänge,
Mit welchen ich die Herzen süß durchdrang;
Erfinden will ich niegesagte Gänge,
Zu singen, was kein Sterblicher noch sang.
Laßt mich belauschen eure Festgesänge,
Laßt mich umrauschen eurer Harfen Klang,
O Engel, die ihr singt auf gold'nen Sternen
Des Höchsten Lob durch alle Himmelsfernen!

35.

Er eilt an's Werk, von muthigem Vertrauen
Auf höh'ren Beistand, glühend angefacht;
Den Prachtpalast von Tönen aufzubauen,
Gönnt' er sich keine Ruhe Tag und Nacht;
Stets nützt' er durch des Grabes Dunkel schauen
Um jener Harmonieen Scheckensmacht,
Die, wenn die Welten einst in Staub versunken,
Entrauten werden — süßen Ode's zu trunken.

36.

Der großen Arbeit Hälfte zu vollbringen —
Es war dem Meister bald und schön geglückt;
Doch galt es wohl ein stetes heißes Ringen
Mit schwerem Siechthum, so ihn niederdrückt;
Da brachen, ach! des Geistes muth'ge Schwingen,
Er liegt, der Blume gleich, vom Sturm zerknickt,
Der, eh' sie wohl das weiße Haupt ihm neigen,
Im Sterben auch noch süßer Duft entzeiget.

37.

Im Kampf mit immer wachsend herben Leiden,
Mit einem Fuß schon auf des Grabes Rand,
Weiß er doch nicht der Arbeit Zeitgluth meiden,
Wie auch die Kraft ihm stündlich mehr entschwand,
Bis er zuletzt sich schmerzlich muß bescheiden,
Und trauernd legt die Feder aus der Hand;
Da pocht es an der Thüre mit drei Schlägen,
Und ernst tritt ihm der Todesbot' entgegen.

38.

Er spricht: Bald ist nun Deine Zeit verronnen!
Noch fehlt im Kranze, den Du Dir gewunden,
Die schönste Blum', erblüht an wärmern Sonnen,
Ihr stilles Thal, Du hast es aufgefunden;
Bald hat die Unermeßliche gewonnen
Dein frommer Muth in trüben Leidensstunden;
Laß nimmer ab, vollender soll es werden,
Womit sich Deine Wallfahrt schließt auf Erden.

39.

„So werd' es, möge Gott mir Kraft noch senden!"
Rief Mozart aus, von Himmelsgluth durchweht
Wie nun auch bittend Freund' an ihn sich wenden,
Wie trostlos ihn die treue Gattin fleht,
Er wolle kurze Rast sich manchmal spenden:
Vergebens; denn der Todesbote steht
Nur sichtbar ihm, nun stets vor seinen Blicken,
Nichts kann sein hohes Ziel ihm mehr entrücken.

40.

So steigt in dunkler Nacht der Sternenalee
Mit raschem Aufschwung in den Aether auf;
Hoch in den Lüften, wähnet man, nun tödte
Ein Hauch sie, schon geendet ist ihr Lauf:
Sie fällt; und sieh', wie gold'ne Morgenröthe
Schließt jetzt sie strahlend erst ihr Inn'res auf;
Die hell verlosch'ne prangt in blauen Fernen
Erst wunderherrlich noch mit tausend Sternen.

41.

„Geschaffen ist's, vollendet, dort ich stehen
Mein liebstes Werk! Ich dank' es höh'rer Macht.
Nimm jetzt mich, Herr! Dein Wille soll geschehen,
Durch Deine Hülfe hab' ich es vollbracht.
Schon fühl' ich Himmelslüfte mich umwehen,
Von meinem Auge sinkt der Erde Nacht;
Wie strebt und sehnet sich mein Geist zu fliehen
Empor in's Reich der ew'gen Harmonieen.

42.

Du siehst mich an, o Werk! dem Leichensteine
Vergleichbar, welcher meinen Stand verschließt;
Auf dem, bald wandelnd über mein Gebeine,
Der Fremdling des Entschlaf'nen Leben liest.
Nur einen Wunsch, Allgüt'ger! vernimm
Nur nicht, eh' mich der starre Schlaf umschließt:
„Die Töne, so da seelenlos nun schweigen,
Laß sie belebt vor mir zum Himmel steigen."

43.

So Mozart. Zu erfüllen sein Verlangen,
War eifrig schnell der Freunde Schaar bemüht:
Denn solcher Schöpfung Labsal zu empfangen,
War sehnlich wünschend Jeder längst entglüht.
Auch sah'n sie ja mit kummervollen Bangen,
Daß nur unwillig noch sein Geist verzieht,
Auf diesem Tönesturm sich zu erheben
Und in der Ruhe stille Welt zu schweben.

44.

Und eines Morgens sah man alle Söhne
Euterpen's, die das künstlerische Wien
Herbergte, wo die holde Ton-Kamöne
Gern thronte, nach des Domes Hallen zieh'n,
Zu wecken hier das hehre Heer der Töne,
Das auf den Pulten ringsum schlummern schien,
Damit an seiner letzten, schönsten Gabe
Des Meisters krankes Herz sich schmerzend labe.

45.

Da kommt er selbst mit zögernd wankem Schritte,
Ach! leichenblaß, von Freunden sanft geführt:
Noch einmal seh'n nur ihn in ihrer Mitte,
Ihn, dessen Wink sie feurig sonst regiert;
Jetzt naht' er ihnen mit der letzten Bitte,
Wie innig waren Alle sie gerührt!
Und als sie ihn gegrüßt mit vielem Neigen,
Ergoß sich tiefes, feierliches Schweigen.

46.

Und horch! es tönt wie leise Wehmuthsklage,
Wie sanftes Geisterflehn im hohen Saal,
Das nach dem frohen Auferstehungstage,
Das um Erbarmen auf zum Himmel ruft;
Als ob es vor's Gericht die Seufzer trage
Der Todten, so nun steigen aus der Gruft,
Und, gleich als mehrte sich stets öde Menge,
So schwellen immer voller die Gesänge.

47.

Und in ein brünstig lautes Gnadenflehn
Geht über bald das leise, scheue Flehn;
Es dringt bis an des höchsten Thrones Stufen,
Es will die Wolken fort vom Himmel weh'n.
Der Andacht Brunst, so diese Töne streuen,
O wie erbeut's den Meister, sie zu krön'n!
Er selber beut, Blick und Händ' erhoben,
Und höret kaum, wie alle Freund' ihn loben.

48.

Doch plötzlich, wie mit hundert Ungestümen,
Vom Sturm getragen, und umhüllt die Nacht,
Von Donnern, die der Erde Grund erschüttern,
Umhallt, verlöschend Sonn' und Sternenpracht,
Erscheint der Tag, dem alle Wesen zittern,
Der Tag des Zornes der allmächt'gen Macht,
Der ew'gen Nacht, auf deren schrecklich Winken
In Asche muß das Welten-All versinken.

49.

Wer ließ Dich diese Schreckenstöne hören?
Wann lauchtest Du der Welten Untergang?
Ha! furchtbar tobend brauset das Zerstören,
Es wendet sich das Herz bei jedem Klang.
Ach! horcht, wie Erd' und Himmel sich empören!
Laß ab, eh' wir erliegen dem Gesang:
Du selbst erliegst, Du kannst es nicht ertragen,
Was Du so kühn zu singen kannst gewagen!

50.

Mit mächt'gem Schalle dröhnet durch die Lüfte
Des Weltgerichts Posaune wunderbar;
Da bersten rings der weiten Erde Grüfte,
Auf wacht der Todten zahllos blasse Schaar;
Es spalten krachend sich der Berge Klüfte,
Das Todtenberg'ne wird nun offenbar.
Der ernste Ruf, er ruft zu Gottes Throne,
Zur ew'gen Qual, so wie zum ew'gen Lohne.

51.

Ach! süß aufseufzend möcht' ich nun Dich fragen,
Was werd' ich meinem Richter, wenn er naht,
Was werd' ich Armer! dann dem Strengen sagen?
Doch finden diese Töne nicht den Pfad
In seinem Ohr, wie sollen wir denn klagen?
Mit welchem Wort anrufen seine Gnad'?
In diesen Tönen schmilzt die ganze Seele,
Und fleht Vergebung, wenig ihrer Fehle. —

52.

Wer widersteht euch, zaubervolle Laute?
Wo ist ein Auge, das nicht heiße Flut
Erbarmung flehn'der Thränen niederthaute?
Ein Herz, das nicht zerschmolz in Feuersglut?
Und doch, wie vor dem Richterstuhl ihm graute,
Vor dem auch sinket des Gerechten Mut,
Wo aller Sünden Buch liegt aufgeschlagen,
Sich nicht von Hoffnung fühlt empor getragen.

53.

Wie Sturm den Hain durchrauscht mit Ungestüme
Gleich eines Stromfall's lautem Donnerschall,
Verkündet jetzt, es nahe Gott im Grimme
Der Majestät, der Töne hoher Schwall:
Doch Engel weinen nur mit solcher Stimme
Beklagend einer Seele tiefen Fall,
Die jetzt aufjäuselnd beben die Gesänge
Um Heil und Rettung, statt gerechter Strenge.

54.

Auf neuen Flammen will der Geist sich schwingen
Andeutungsvoll zum Thron des Herrn empor,
Da man das dreimal Heilig höret singen
Als tönt aus Lüften hoch der Seel'gen Chor;
Es wirbeln Pauken, die Trommeten klingen,
Und hingerissen lauschet jedes Ohr:
Demüthig hat sich jedes Knie gebeuget,
Als in die Wolken das Osanna steiget.

55.

Wie wenn das Meer vorher von Nacht umzogen,
Von wilder Wuth der Winde laut umbrüllt,
Bis an's Gewölbe hoch die finstern Wogen,
Das Mond und Sterne düster ihm verhüllt;
Nun aber, da die Wolken fortgeflogen,
Der Sturm verhallt, das Leben sich gestillt,
Und auf der Spiegelfläche sich die Strahlen
Der schimmernden Gestirne friedlich malen.

56.

So schwinden Todtengraus und Furcht und Beben;
Vorüber ist das schreckliche Gericht!
Und süßer, freier Jubellaute Schweben
Ergießt vor uns ein morgenhelles Licht.
Sie preisen ihn, der uns den Weg zum Leben
Geebnet, der die Macht der Hölle bricht;
„Gebenedeiet!“ schallen sie dem Frommen,
Der in des Herren Namen ist gekommen!

57.

O Meister! Herrlich ist das Werk gelungen,
Das Dich Dein hoher Genius gelehrt;
In Wonn' und Wehmuth hast Du jetzt gerungen,
Des Lebens Mark hat es Dir aufgezehrt!
Er achtet kaum der vielen Huldigungen
Von Allen, so es staunend angehört;
Ihn bald bewundern, glühend in Entzücken,
Bald, Trennung ahnend, schmerzvoll auf ihn blicken

58.

Die letzten Thränen muß sein Auge thauen,
Als die Gesäng' um ew'ge Ruhe fleh'n.
Da fühlt er von des Paradieses Auen
Des Friedens Palmen kühl herüber weh'n.
Es strebt sein Geist das ew'ge Licht zu schauen,
Er sieht die Erde neblich untergeh'n:
Sanft führt sein Engel ihm die irdischen Bande
Und er entschwebt zum lichten Sternenlande.

XXI.

Denkrede auf Wolfgang Amadeus Mozart.

Von J. P. Lyser.

„Viele werden berufen, Wenige erwählt.“ — Wir Alle wissen es aber, daß der herrliche Meister, dessen hundertjährigen Geburtstag wir am 27. Januar dieses Jahres begehen, unter den Erwählten mit zu den Ersten zählt. — Wohl hatte ihn die gütige Mutter Natur verschwenderisch mit Allem bedacht, was uns dazu verhelfen kann, in einer Kunst die möglichst höchste Stufe der Meisterschaft zu erreichen, doch in dieser Hinsicht war Mozart keineswegs das einzige bevorzugte Genie seiner Kunst. Noch weniger war er, wie man das hin und wieder von sich sehr klug dünkenden Leuten aussprechen hören kann, ein blindes Werkzeug, das in seinem dunklen Drange seine Mission erfüllte, weil es eben nicht anders konnte. Zu Gegentheil! Mozart war sich seiner hohen Sendung durchaus bewußt, war sich ihrer schon in einem Alter bewußt gewesen, wo andere Kinder noch für nichts Sinn als für ihre kindischen Spiele zeigen. — Was Wunder auch: angestaunt ob seiner frühzeitigen unbegreiflichen Leistungen willen, nicht nur von den Laien, sondern auch von den Gewaltigen der Kunst, gefeiert und gerühmt von ihnen, konnte es dem Knaben kein Geheimniß bleiben, daß er außergewöhnlich von der Natur begabt sei.

Freilich unterließ sein trefflicher Vater nicht, ihn gleichzeitig darauf aufmerksam zu machen, daß es nun seine Pflicht sei, seine ihm von der gütigen Natur verliehenen Gaben mit Eifer und Gewissenhaftigkeit auszubilden: allein wie viele Namen begabter Genien nennt uns nicht die Kunstgeschichte, welche trotz der trefflichsten Leitung und Fürsorge auf Abwege geriethen, ja wohl untergingen, ohne nur dem kleinsten Theile ihrer Sendung Rechnung zu tragen.

Mozart war ein geborenes Genie! Aber sein angeborenes Genie würde ihn nimmer auf jene Höhe, von wo herab er uns als bewunderungswürdiges Vorbild für alle Zeiten leuchtet, erhoben haben, hätte er sich nicht auch Genie erworben.

Ja, daß der Künstler es vermag, außer dem angeborenen, ein Genie sich zu erwerben, mit dessen Hülfe das angeborene allein der höchst möglichen Ausbildung fähig ist: das eben lehrt uns das Leben Mozart's, und im gleichen Grade bewunderungswürdig wie seine Werke, erscheint uns bei aufmerksamer Prüfung das Leben des Meisters.

Dieses schöne, ächte Künstlerleben ist von Vielen völlig mißverstanden und in Folge dessen auf die absurdeste Weise entstellt und beurtheilt worden, als ob es denn so unmöglich wäre, sich einen Künstler zu denken, dessen eigentliches Sein in dem Wirken für seine Kunst begründet und davon untrennbar ist, so daß das animale Leben dabei nur in so fern in Betracht kommen kann, als es für die Existenz in der Körperwelt durchaus und unumgänglich erforderlich ist.

Dies zugegeben, darf es uns gar nicht befremden, wenn wir einen Mozart nicht, wie so viele andere große Genies, mit dem Alltagsleben im steten Kampfe erblicken, sogleich die kleinen und größeren Leiden des Alltagslebens unserem herrlichen Meister so wenig fremd bleiben, wie irgend einem höher begabten, tief und edel fühlenden Menschen.

Allein sein eigentliches Leben war zu schön, zu rein und zu harmonisch, als daß das Alltagsleben mit seinen Sorgen und Leiden ihn anders als vorübergehend in Anspruch hätte nehmen können; er nahm es eben als nothwendige Bedingung, unter der es ihm vergönnt — zu sein und zu wirken.

Wohl der Kunst, daß dem bei Mozart so war! Wir verdanken diesem glücklichen Umstande eben das Herrlichste, was der Meister uns hinterlassen hat. Mozart hatte nämlich nie und in keinem seiner Werke sich des Mißgriffes schuldig gemacht, eine individuelle, durch Zufälligkeiten des Alltagslebens hervorgerufene Stimmung einem musikalischen Motive zu Grunde zu legen. Er ist durchaus objektiv und darum stets fern von jener Zerrissenheit und Unklarheit, welche sein Beethoven auf so bedauerliche Weise in der Musik Platz gegriffen und schon so manches Talent — ich erinnere nur an Robert Schumann — dem Untergange zugeführt hat.

Daß Mozart von solchen Irrsalen sich frei erhielt: die Thatsache ist unbestritten; aber, fragt man, wie war es eben dem somit doch so zart organisirten Mozart, den wir als ein lebhaftes Kind, reizbaren Knaben, feurig liebenden Jüngling und seinem erlauchten Genusse abholden Mann in seiner Lebensbeschreibung kennen lernten, möglich?

Darauf läßt sich nur antworten, weil es dem Meister von seiner frühesten Jugend an mit seiner Kunst hoher heiliger Ernst war. Ernst genug, um nie zu wähnen: er wisse bereits genug und brauche nicht mehr zu lernen.

Man darf es ohne Übertreibung behaupten: Mozart war noch auf seinem Todbette bemüht zu lernen.

Aber wenn es nur darauf ankäme! — Lernen doch auch Andere, lernen sie mit nicht geringerem Eifer. Freilich! aber Mozart lernte nicht nur um zu lernen, sondern um zu schaffen; diesen Zweck vergaß er nie, war sich seiner immerfort bewußt und weil Lernen und Schaffen bei ihm so gut wie Eins waren, so war er auch über das „Wie“ schaffen stets im Klaren, nämlich Kunstwerke. Sein geläuterter Geschmack, seine tiefe Kenntniß des innersten Wesens ließen ihn aber nicht übersehen, wie unkünstlerisch es ist, in einem Kunstwerke ernsterer Tendenz die individuelle Seelenstimmung eines durch äußere, alltägliche Zufälligkeiten hervorgerufenen Momente übertragen zu wollen. Mozart wußte recht gut, welche Gräuel daraus entstehen würden, wenn ein solches Unwesen in der Kunst statuirt würde; er sah es voraus, daß es so weit kommen würde, wie es leider gekommen ist, daß ein Komponist (wie Berlioz) mit gräßlicher Wahrheit das Bandgrimmen eines durch Arsenik Vergifteten und die Hinrichtungs-Procedur durch die Guillotine in Tönen ausdrückt.

Mozart lernte, studirt, wie Wenige. Dieses

aussprechen nahm er keinen Anstand, sondern legte (man erinnere sich an sein Gespräch mit dem Musikdirektor Strobbach in Prag vor der ersten Aufführung des »Don Giovanni«) ein besonderes Gewicht darauf; aber eben weil er so viel gelernt und studirt hatte, ohne je darüber das Schaffen selbst zu vergessen und das »Was?«, blieb er frei von all' den Irrthümern, in welche neuere Komponisten so häufig verfielen und noch verfallen. Mozart wußte: das Reich der Kunst ist unendlich, aber jeder Kunstform sind natürliche Grenzen gezogen, welche nicht überschritten, viel weniger nichtachtend übersprungen werden dürfen! — Kein noch so genialer Wurf entschädigt, wo es sich um ein Kunstwerk handelt, für den mangelnden Adel, für mangelnde Anmuth und Schönheit, die selbst dem Schrecklichen, was die Kunst uns vorführt, nicht fehlen dürfen.

Nichts war unserem Meister verhaßter, als der Mangel an Grazie und Adel in einem Kunstwerke, und auch im gewöhnlichen Leben fühlte er sich unbehaglich, wo er diese Eigenschaften vermißte. Von Allen, die ihn noch persönlich kannten: Rochlitz, Schenk, Gyrowetz, Hofmeister u. s. w. wird einstimmig versichert, daß Mozart für seine Person auf größeste Sauberkeit und Zierlichkeit seiner Kleidung hielt, dergestalt, daß er unter seinen Bekannten den Ruf eines Stutzers hatte, daß, obgleich er den gewöhnlichen Wiener Dialekt redete, er doch selbst im Unmuth sich keiner rohen Ausdrücke bediente, und seine Schwägerin Sophie versichert und schwört, daß sie es nicht erlebt habe, den guten Mozart jemals wirklich zornig zu sehen. —

Fassen wir das bisher Gesagte alles zusammen, prüfen wir es genau, so finden wir zu unserer freudigen Überraschung, daß Mozart gleich liebenswürdig und achtungswerth als Mensch, denn groß und bewunderungswürdig als Künstler dasteht. Wir finden aber auch, daß er eben ein solcher liebens- und achtungswürdiger, allem Gemeinen unnahbarer Mensch sein mußte, um jene hehe Stufe als Künstler zu erreichen, auf der wir ihn erblicken.

Fehlte ihm eine der guten Eigenschaften, welche wir an dem Menschen Mozart rühmen dürfen, so würden wir ohne Zweifel eine schmerzlich vermißte Eigenschaft an dem Künstler nachzuweisen im Stande sein, während wir jetzt durch die vollkommene Harmonie in seiner ganzen künstlerischen Erscheinung entzückt, an ihr weder etwas hinzu-, noch hinwegwünschen, ja daß uns selbst sein trübes Scheiden, mit wie tiefer Wehmuth es uns auch erfüllt, — als bedingt zum Abschlusse des edlen Künstlerlebens erscheint. —

Aus diesem Grunde kann jedem gebildeten, für Gutes und Schönes empfänglichen Menschen — auch wäre er Laie in der Kunst — die nähere Betrachtung des Lebens Mozarts nur dringend empfohlen werden, dem Kunstjünger dürfte das Studium desselben, wie das der Werke des Meisters unerläßlich sein; denn wehe dem Genie, welches in dem Wahne lebte: es könne von Mozart nichts mehr lernen.

Eine Denkrede auf Mozart wollte ich niederschreiben; — bedarf der herrliche Meister ihrer? Genügt nicht für alle Zeit, welche es vermögen seine Werke zu studiren oder die auch nur Gelegenheit haben sie zu hören. Aber wer, der den Meister in seiner ganzen Tiefe erfaßt; wer, der durch das Anhören seiner göttlichen Harmonieen sich erhoben, beseligt fühlte — fühlt nicht zugleich das Bedürfniß von ihm zu reden, von ihm reden zu hören, wie von einem theuren, heimgegangenen Freunde? —

Nun, dies diene meiner Denkrede zur Entschuldigung, wenn sie einer solchen bedürfen sollte. Den Vorwurf: statt einer Denkrede nur eine Lobrede auf den Meister gehalten zu haben, wird mir Keiner machen, der auch nur ein Werk des Gefeierten hörte.

XXII.

Mozart's Verherrlichung.

Von A. v. Maltitz.

Vivat Champagner im blinkenden Glase,
Aber ein höheres Vivat dem Mann,
Der zu dem perlenden Wein in dem Glase
Diese unsterblichen Töne ersann.

Vivat Dir Mozart! die eigenen Töne
Mögen Dir Kränze des Ruhmes hier weihn;
Wie sich die Zeit auch am Schlechten verwöhne,
Du sollst das einzige Vorbild uns sein.

Vivat Dir Mozart! unsterblicher Meister,
Brave du Deutschland! das ihn gebar.
Hört ihrs, des Auslands gewaltige Geister?
Mozart, der Große, ein Deutscher er war!

Darum im sprudelnden Safte der Reben,
Sei ihm das donnernde Vivat gebracht.
Heim ging der Meister; aber es leben
Ewig die Töne, die er erdacht!

Vierte Abtheilung.

Blüthenkranz

aus

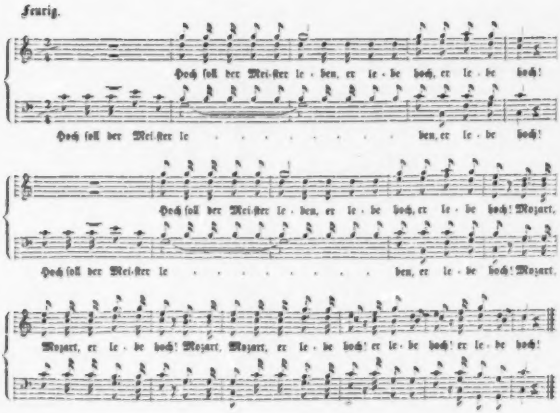
Wolfgang Amadeus Mozart's Compositionen.

Gewunden

von

Johann Friedrich Kayser.

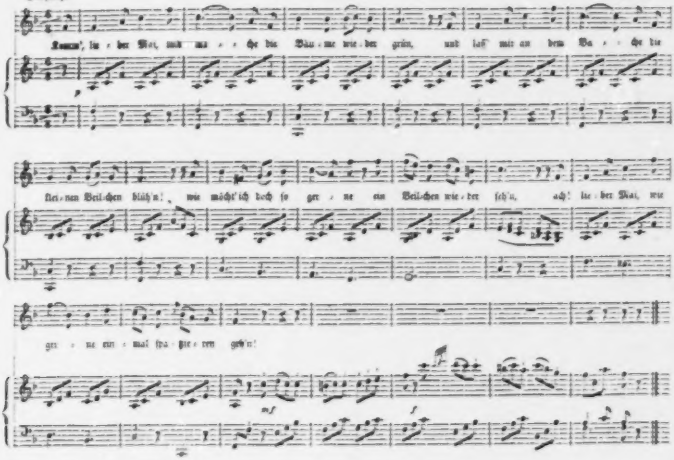
Toast.



Leben athme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter;
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus. Schiller.

1. Sehnsucht nach dem Frühlinge.

Fröhlich. (1791.)


Kommt, lie - ber Mai, und ma - - che die Bäu - me wie - der grün, und laß' mir an dem Ba - - che die
klei - nen Veil - chen blüh'n! wie möcht' ich doch so ger - ne ein Veil - chen wie - der seh'n, ach! lie - ber Mai, wie
ger - ne ein - mal spa - tzie - ren geh'n!

Zwar Wintertage haben
Wohl auch der Freuden viel,
Man kann im Schnee eins traben
Und treibt manch' Abendspiel;
Baut Häuserchen von Karten,
Spielt Blindekuh und Pfand,
Auch giebt's wohl Schlittenfahrten
Auf's liebe freie Land.

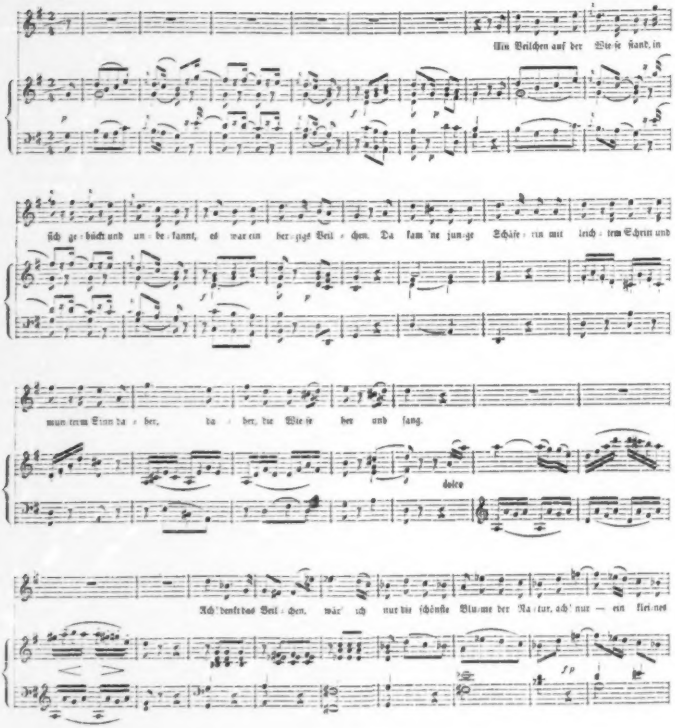
Doch wenn die Vöglein singen
Und wir dann froh und flink
Auf grünen Rasen springen,
Das ist ein ander Ding!
Jetzt muß mein Steckenpferdchen
Dort in dem Winkel steh'n,
Denn draußen in dem Gärtchen
Kann man vor Koth nicht geh'n

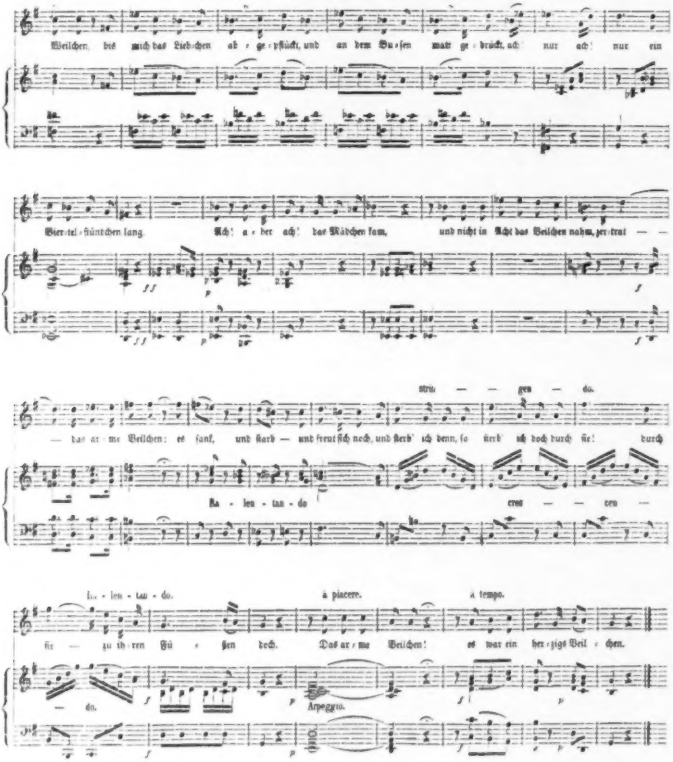
Am meisten aber dauert
Mich Lottchen's Herzeleid,
Das arme Mädchen lauert
Recht auf die Blüthenzeit;
Umsonst hol' ich ihr Spielchen
Zum Zeitvertreib herbei,
Sie sitzt in ihrem Stühlchen
Wie's Hühnchen auf dem Ei.

Ach wenn's doch erst gelinder
Und grüner draußen wär'!
Komm', lieber Mai, wir Kinder
Wir bitten gar zu sehr!
O komm' und bring' vor allen
Uns viele Veilchen mit,
Bring' auch viel Nachtigallen
Und schöne Kukuks mit!

2. Das Veilchen.

Allegretto. (1785.)





Weilchen, bis mich das Lieb-chen ab - ge - pflückt, und an dem Bu - sen matt ge - drückt, ach! nur ach! nur ein

Vier-tel-stündchen lang. Ach! a - ber ach! das Mädchen kam, und nicht in Acht das Veilchen nahm, zer-trat — —

strü — — gen — do.

— das ar - me Veilchen: es sank, und starb — und freut sich noch, und sterb' ich denn, so sterb' ich doch durch sie! durch

Ra - len - tan - do cres — — cen —

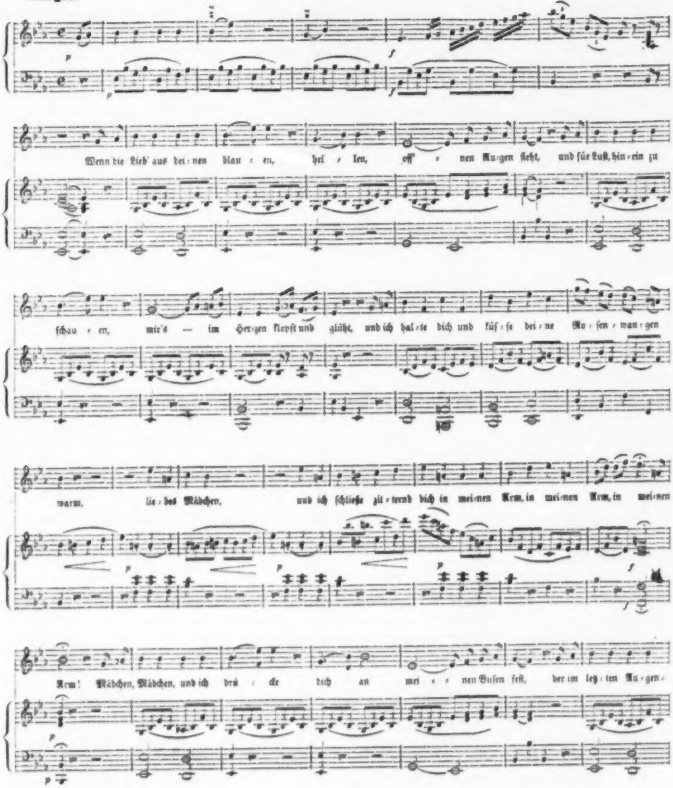
Ra - len - tan - do. à piacere. à tempo.

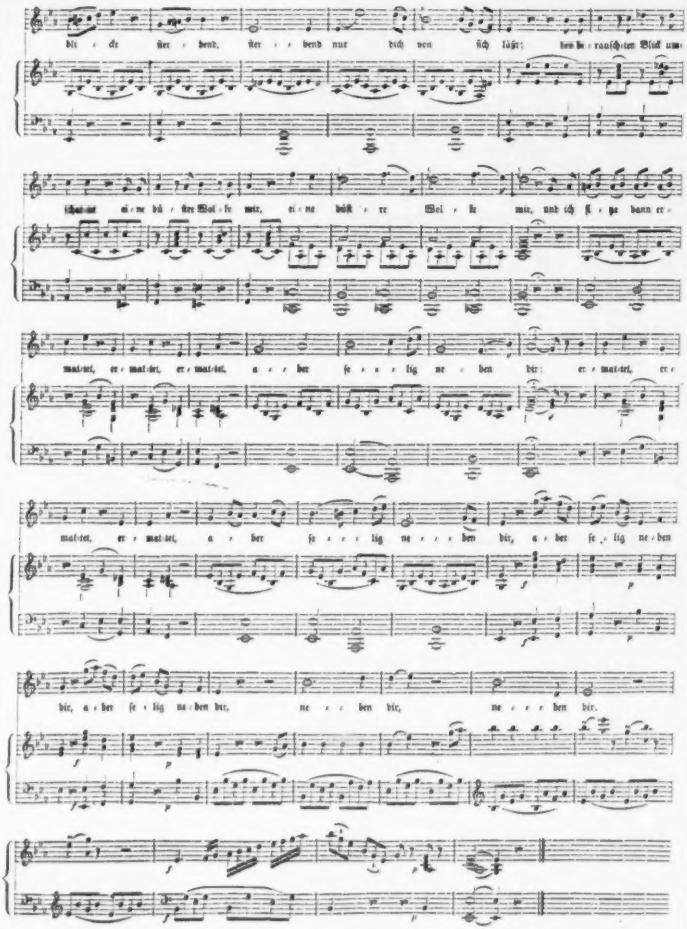
sie — zu ih - ren Fü - ßen doch. Das ar - me Veilchen! es war ein her - zigs Veil - chen.

— do. Arpeggio.

3. An Chloe.

Allegro. (1787.)

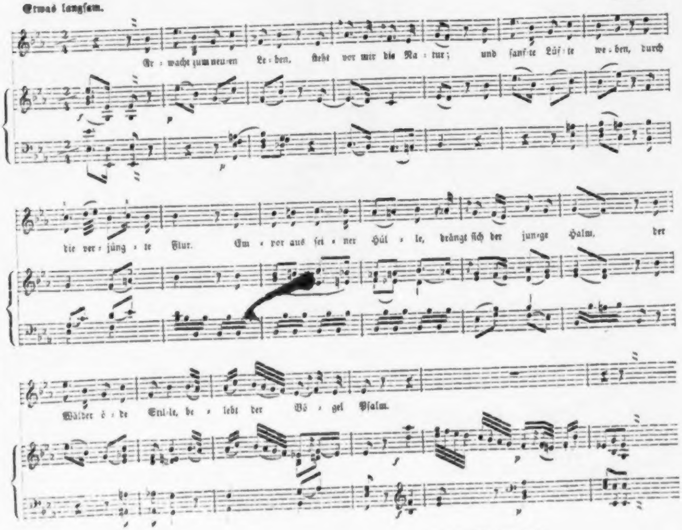



bli - cke ster - bend, ster - - bend nur dich von sich läßt; den be - rausch - ten Blick um-
schat - tet ei - ne dü - stre Wol - ke mir, ei - ne düst - re Wol - ke mir, und ich si - tze dann er -
mat - tet, er - mat - tet, er - mat - tet, a - - ber se - - - lig ne - ben dir; er - mat - tet, er -
mat - tet, er - mat - tet, a - ber se - - - lig ne - - - ben dir, a - ber se - lig ne - ben
dir, a - ber se - lig ne - ben dir, ne - - ben dir, ne - - - ben dir.

4. Frühlings-Anfang.

(1791.)

Etwas langsam.



O Vater, deine Milde
Fühlt Berg und Thal und Au.
Es grünen die Gefilde
Beperlt vom Morgenthau:
Der Blumenweid' entgegen
Blöckt schon die Heerd' im Thal.
Und in dem Staube regen
Sich Würmer ohne Zahl.

Glänzt von der blauen Feste
Die Sonn' auf unsre Flur,
So weiht zum Schöpfungsfest
Sich jede Kreatur;
Und alle Blätter dringen
Aus ihrem Keim hervor,
Und alle Vögel schwingen
Sich aus dem Schlaf empor.

Die Flur im Blumenkleide
Ist, Schöpfer, dein Altar,
Und Opfer seiner Freude
Weiht dir das junge Jahr.

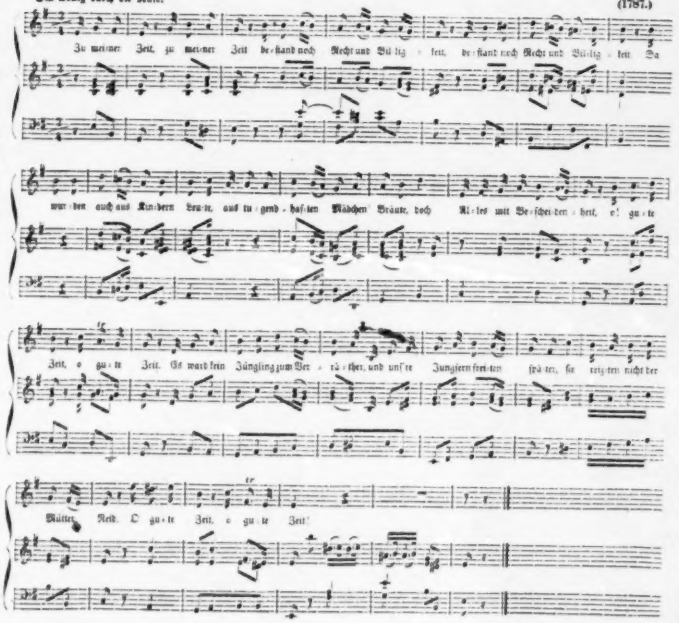
Es bringt die ersten Düfte
Der blauen Veilchen dir,
Und schwebend durch die Lüfte
Lobsingt die Lerche dir.

Ich schau' ihr nach und schwinge
Voll Dank mich auf zu dir,
O Schöpfer aller Dinge,
Gesegnet seist du mir!
Weit über sie erheben
Kann ich der Fluren Pracht
Empfinden, kann dich loben,
Der du den Lenz gemacht.

Lobsing' ihm, meine Seele,
Dem Gott, der Freuden schafft,
Lobsing' ihm und erzähle
Die Werke seiner Kraft,
Hier von dem Blüthenhügel
Bis zu der Sterne Bahn,
Steig' auf der Andacht Flügel
Dein Loblied himmelan.

5. Die Alte.

Ein wenig durch die Nase. (1787.)


Zu mei-ner Zeit, zu mei-ner Zeit be-stand noch Recht und Bil-lig-keit, be-stand noch Recht und Bil-lig-keit. Da
wur-den auch aus Kin-dern Leu-te, aus tu-gend-haf-ten Mädchen Bräute, doch Al-les mit Be-schei-den-heit, o! gu-te
Zeit, o gu-te Zeit. Es ward kein Jüngling zum Ver-rä-ther, und uns're Jungfern frei-ten spä-ter, sie reiz-ten nicht der
Mütter Neid. O gu-te Zeit, o gu-te Zeit!

Zu meiner Zeit
Besiß man sich der Heimlichkeit
Genoß der Jüngling ein Vergnügen,
So war er dankbar und verschwiegen:
Doch jetzt entdeckt er's ungescheut
Die Regung mütterlicher Liebe,
Der Vorwitz und der Geist der Liebe,
Fährt jetzt oft schon in's Flügelkleid
O schlimme Zeit!

Zu meiner Zeit
Ward Pflicht und Ordnung nicht entweiht
Der Mann ward, wie es sich gebühret,
Von einer lieben Frau regieret,
Trotz seiner stolzen Männlichkeit!

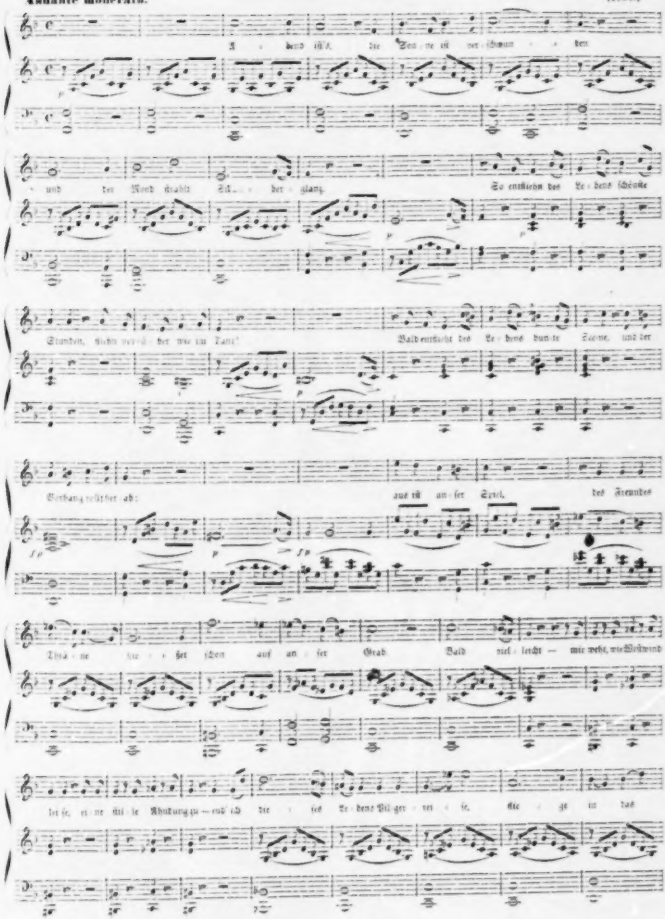
Die Fromme herrschte nur gelinder,
Uns blieb der Huth und ihm die Kinder;
Das war die Mode weit und breit
O gute Zeit!

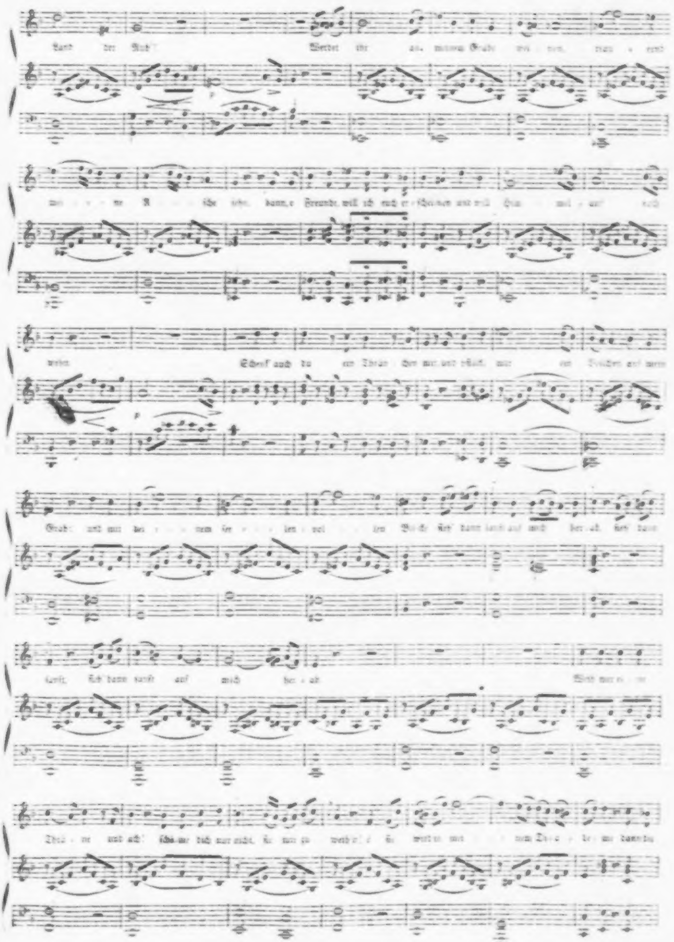
Zu meiner Zeit
War noch in Ehen Einigkeit
Jetzt darf der Mann uns fast gebieten,
Uns widersprechen und uns hüten,
Wo man mit Freunden sich erfreut
Mit dieser Neuerung im Lande,
Mit diesem Fluch im Ehestande,
Hat ein Comet uns längst bedraut
O schlimme Zeit!

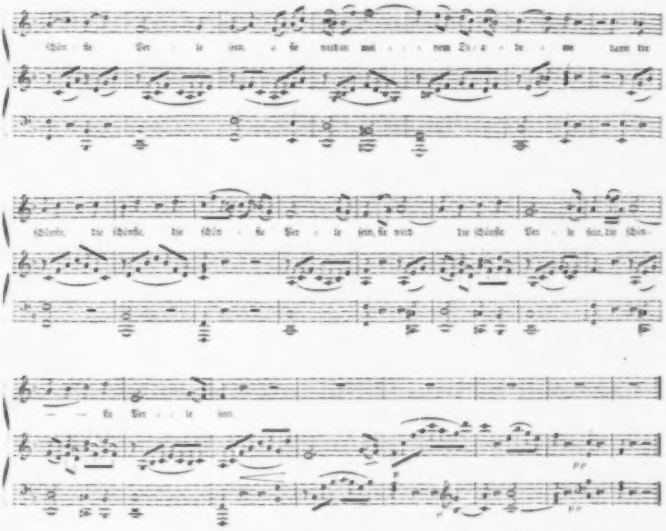
Hagedorn.

6. Abend-Empfindung.

Andante moderato. (1787.)

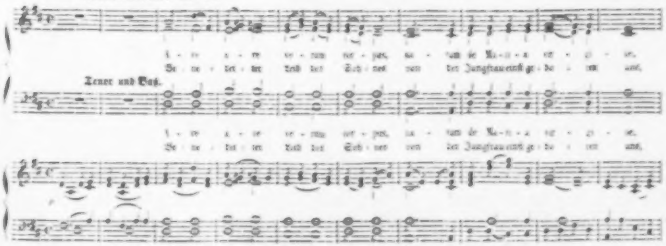


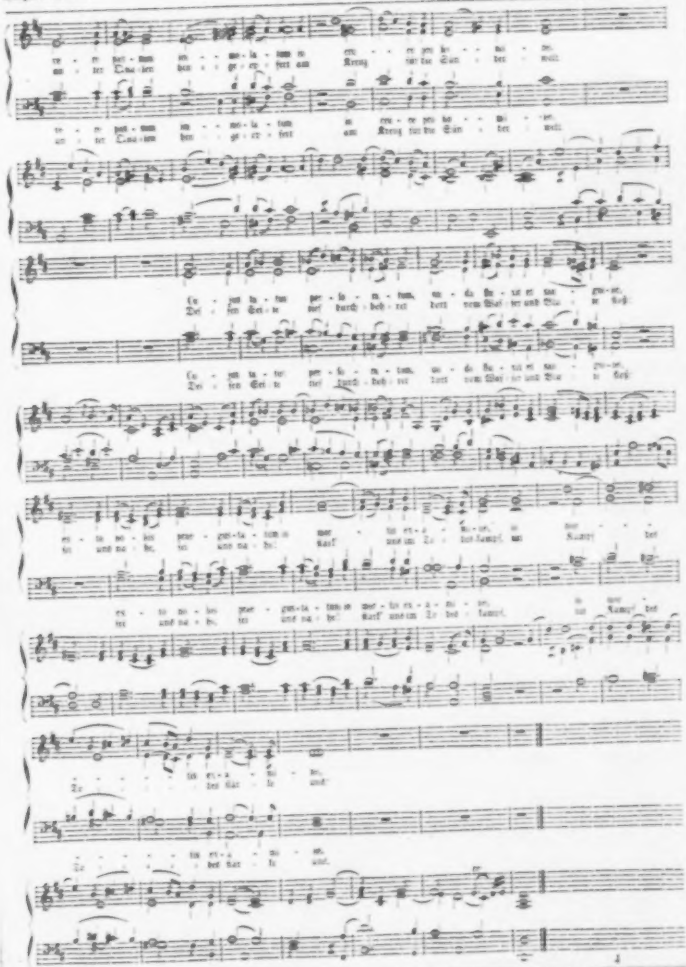




7. Ave verum corpus.

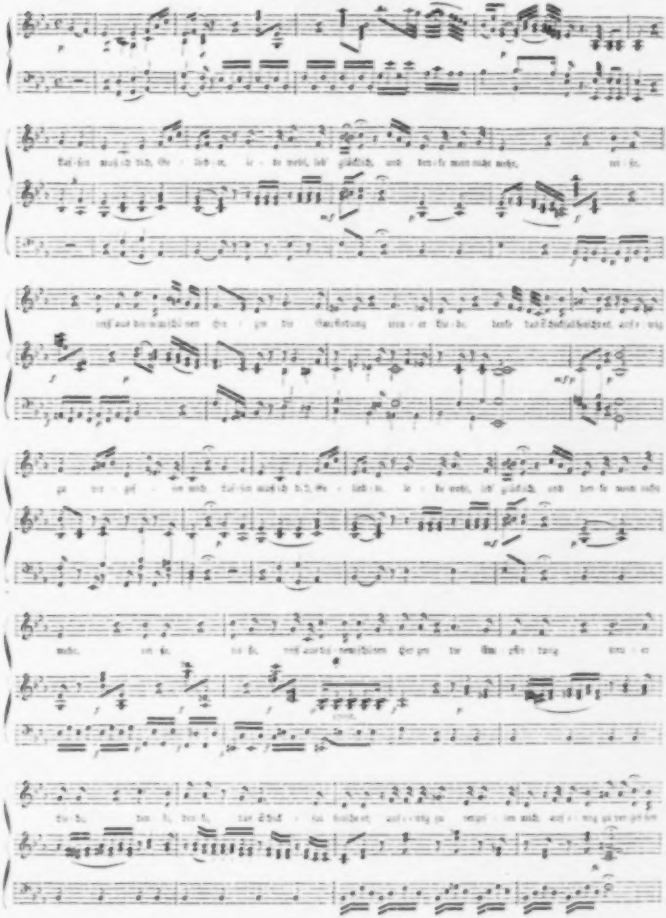
Adagio. (1791.)

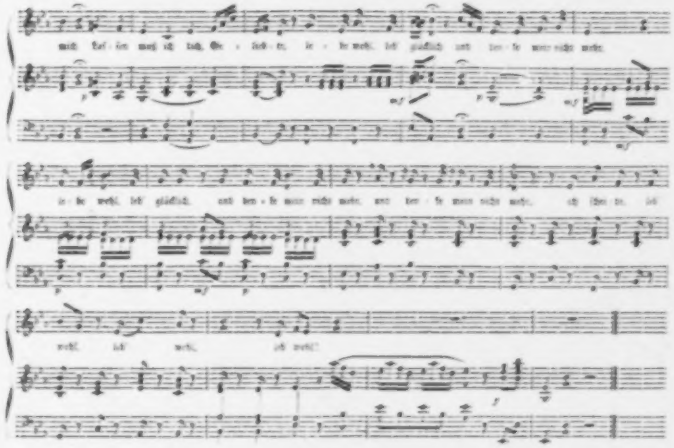




Adagio.

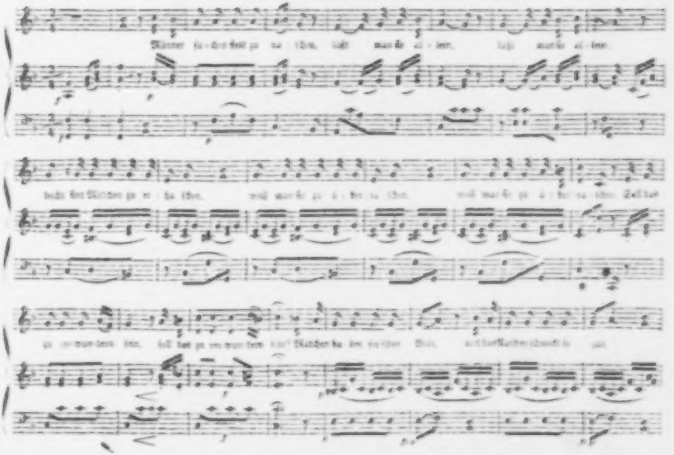
8. Abschieds-Arie.

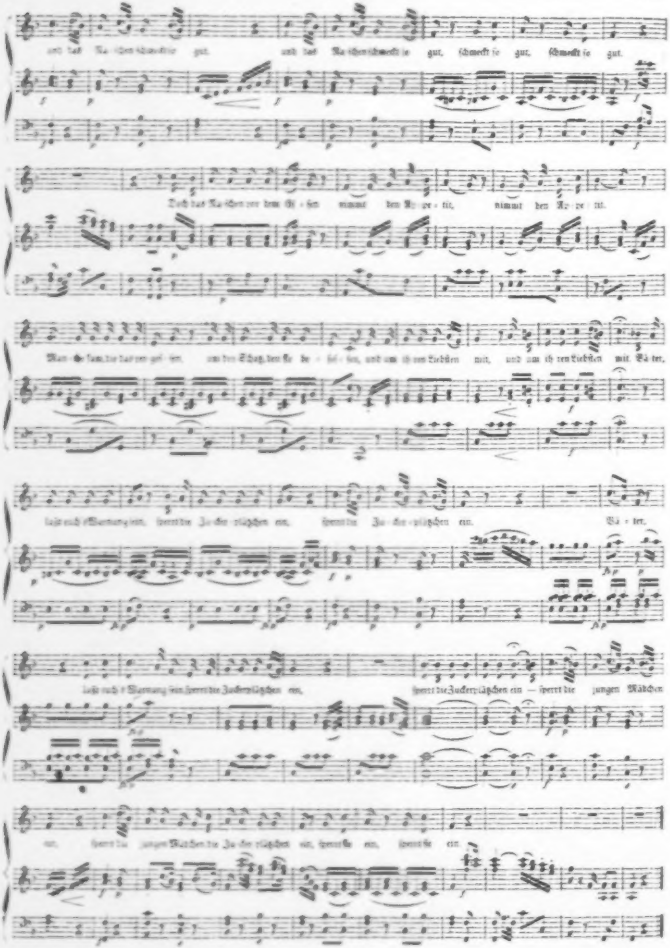




Oberjoch.

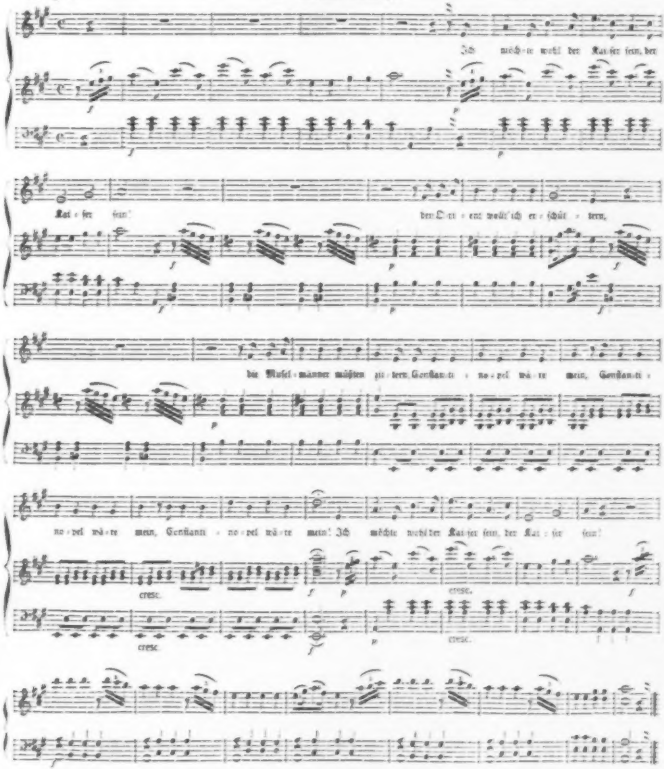
9. Warnung.




und das Naschen schmeckt gut, und das Naschen schmeckt gut, schmeckt so gut, schmeckt so gut.
Doch das Naschen vor dem Essen nimmt den Appetit, nimmt den Appetit.
Man kann die Lust vergehen am ganzen Tag, den süßen, und um ich vor Liebchen mit, und um ich vor Liebchen mit Bitter,
laß euch Warnung sein, sperrt die Zuckermäulchen ein, sperrt die Zuckermäulchen ein. Bitter,
laß euch Warnung sein, sperrt die Zuckermäulchen ein, sperrt die Zuckermäulchen ein — sperrt die jungen Mädchen
ein, sperrt die jungen Mädchen die Zuckermäulchen ein, sperrt sie ein, sperrt sie ein.

Allegro.

10. Meine Wünsche.



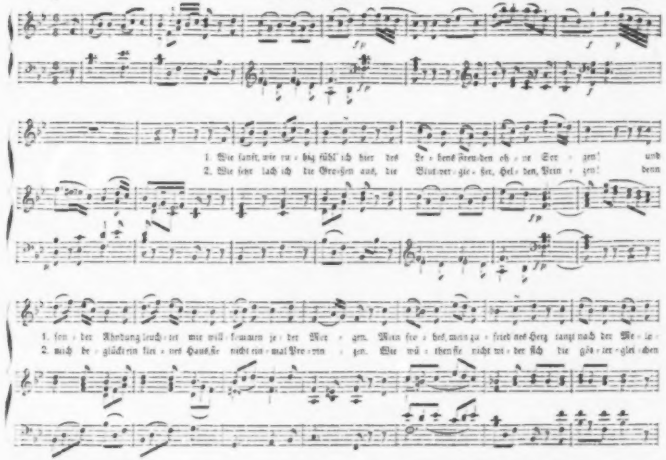
Ich möchte wohl der Kaiser sein!
Athen und Sparta sollten werben
Um Rom die Königin der Erden,
Das Alle sollte sich erneu'n;
Ich möchte wohl der Kaiser sein!

Ich möchte wohl der Kaiser sein!
Die besten Dichter wollt' ich dingen,
Der Helden Thatrn zu besingen,
Die goldnen Zeiten führt' ich ein.
Ich möchte wohl der Kaiser sein!

Ich möchte wohl der Kaiser sein!
Weil aber Jedem meinen Willen
Den seinen lieben will erfüllen
Und sich darauf die Wenen freu'n,
So mag er immer Kaiser sein!

Ruhig.

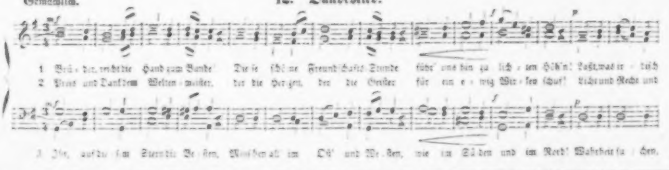
11. Die Zufriedenheit. (1785.)

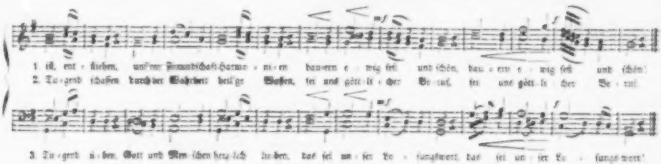


C. F. Weiße.

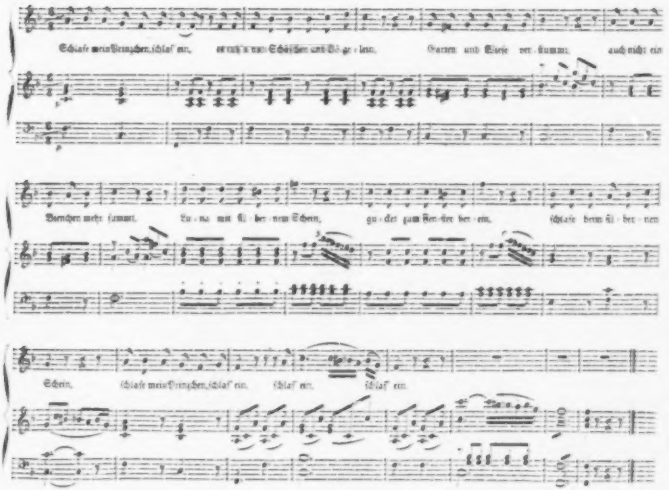
Gemächlich.

12. Bundeslied.




1. ist, ent - stieben, uns'rer Freundschaft Harmo - ni - en dau - ern e - wig fest und schön, dau - ern e - wig fest und schön!
2. Tu - gend schaffen durch der Wahrheit heil'ge Waffen, sei uns gött - li - cher Be - ruf, sei uns gött - li - cher Be - ruf.
3. Tu - gend ü - ben, Gott und Men - schen herz - lich lie - ben, das sei un - ser Lo - sungswort, das sei un - ser Lo - sungswort!

13. Wiegenlied.


Andante.
Schlafe mein Prinzchen, schlaf' ein, es ruh'n nun Schäfchen und Vö - ge - lein, Garten und Wiese ver - stummt, auch nicht ein
Bienchen mehr summt, Lu - na mit sil - ber - nem Schein, gu - cket zum Fen - ster her - ein, schlafe beim sil - ber - nen
Schein, schlafe mein Prinzchen, schlaf' ein, schlaf' ein, schlaf' ein.

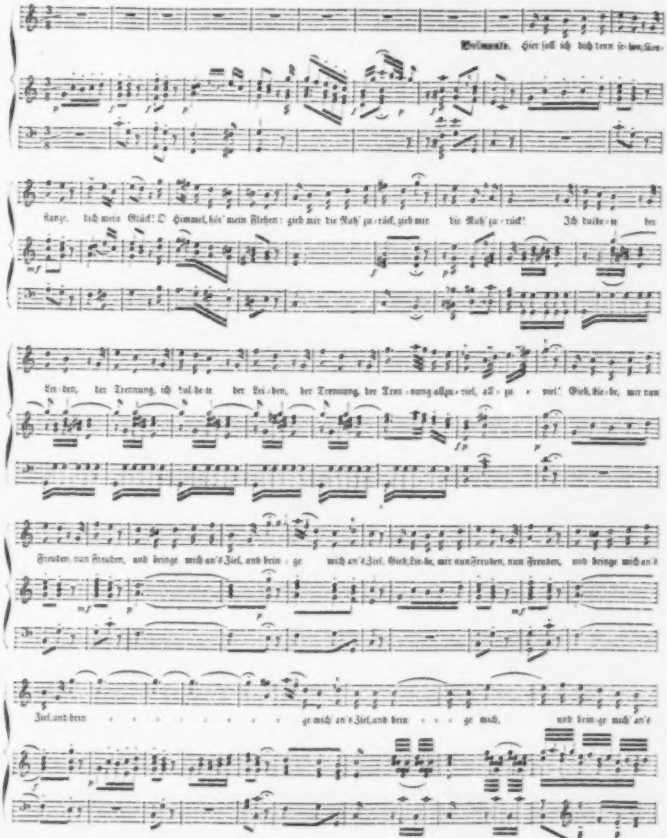
Alles im Schlosse schon liegt,
Alles in Schlummer gewiegt;
Regt kein Mäuschen sich mehr,
Keller und Küche sind leer,
Nur in der Zofe Gemach
Tönet ein schmachtendes Ach!
Was für ein Ach mag dies sein?
Schlafe mein Prinzchen, schlaf' ein!

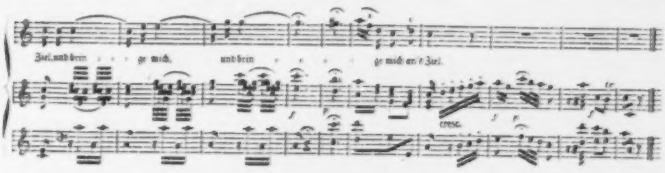
Wer ist beglückter als Du?
Nichts als Vergnügen und Ruh'!
Spielwerk und Zucker vollauf,
Und noch Karossen im Lauf;
Alles besorgt und bereit,
Daß nur mein Prinzchen nicht schreit.
Was wird da künftig erst sein?
Schlafe mein Prinzchen, schlaf' ein!

Opern-Gesänge.

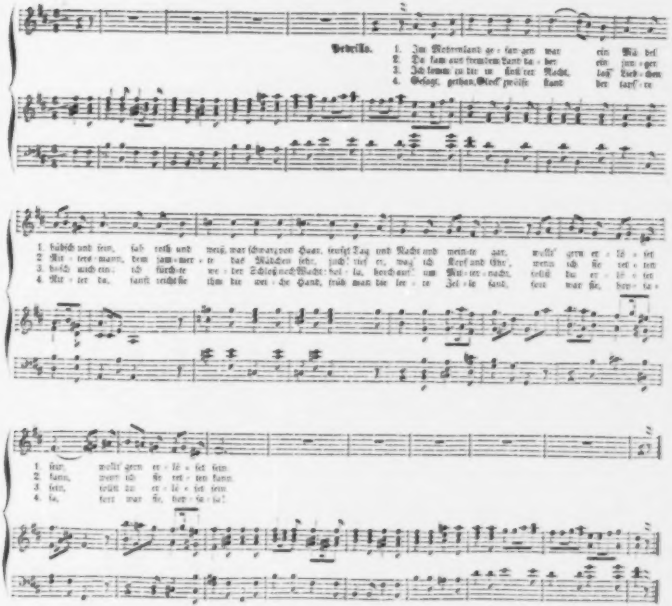
14. Arie aus der Oper: „Die Entführung aus dem Serail".

Andante.



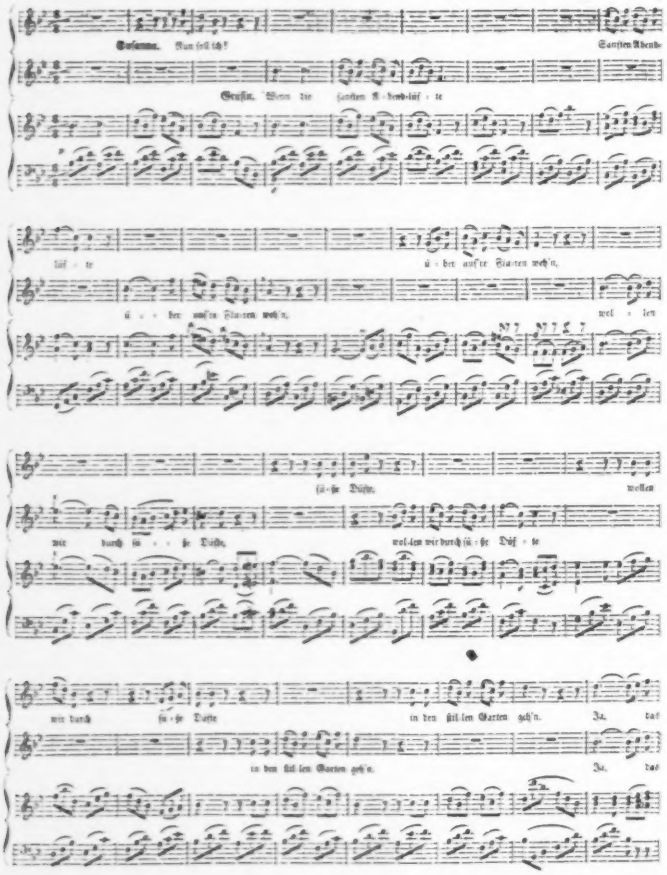


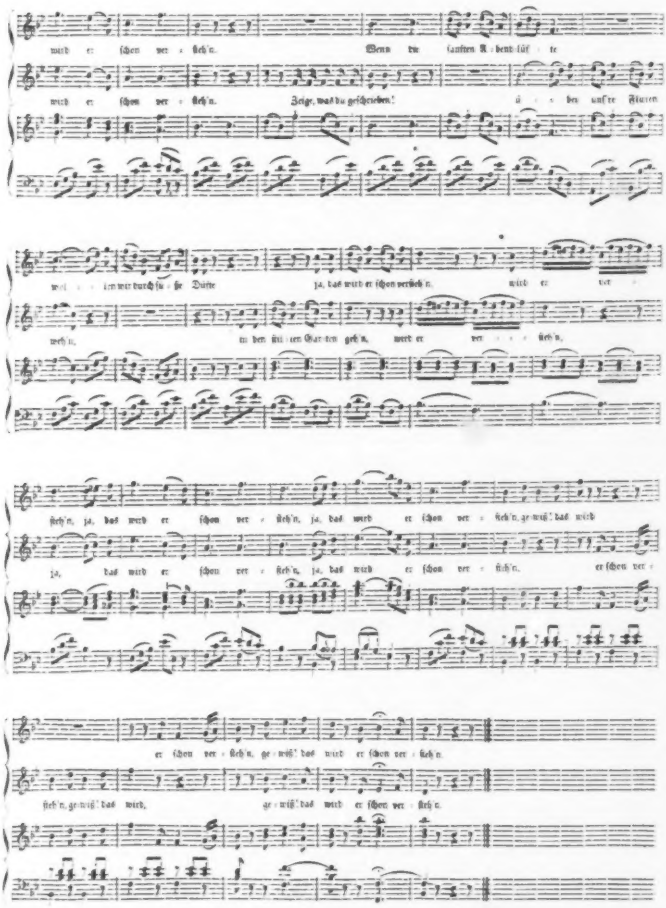
13. Romanze aus der Oper: „Die Entführung aus dem Serail".



16. Duett aus der Oper: „Figaro's Hochzeit".

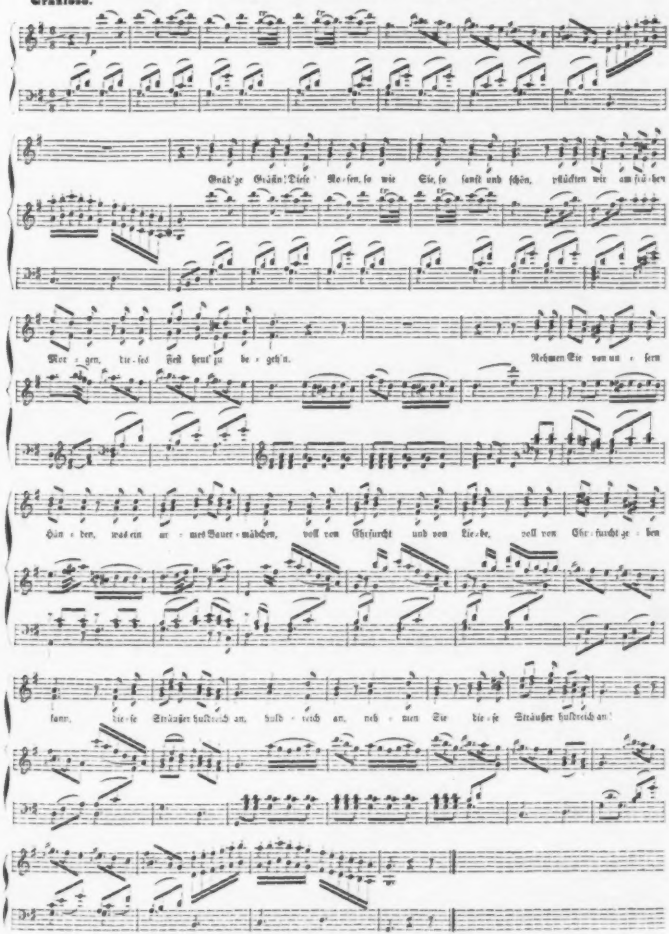
Allegretto.




wird er schon ver - steh'n. Wenn die sanften A - bend-lüf - te
wird er schon ver - steh'n. Zeige, was du geschrieben!
ü - ber unsre Fluren
weh'n, wir durch sü - ße Düfte ja, das wird er schon verste h'n. wird er ver
weh'n, in den küh - len Gar-den geh'n, wird er ver - steh'n,
steh'n, ja, das wird er schon ver - steh'n, ja, das wird er schon ver - steh'n, ge-wiß' das wird
ja, das wird er schon ver - steh'n, ja, das wird er schon ver - steh'n. er schon ver -
er schon ver - steh'n, ge-wiß' das wird er schon ver - steh'n.
steh'n, ge-wiß' das wird, ge-wiß' das wird er schon ver - steh'n.

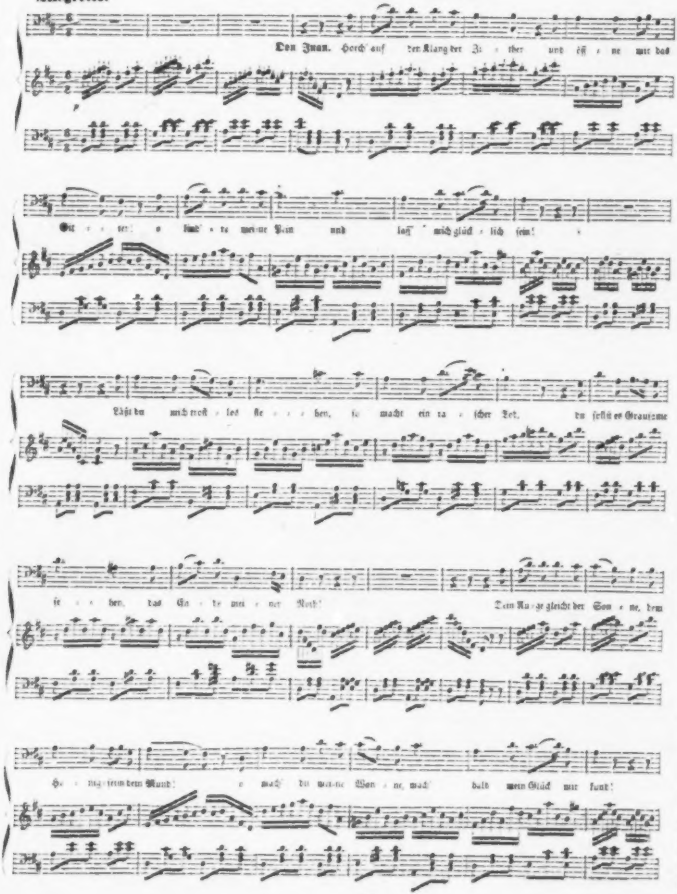
17. Chor der Landmädchen aus der Oper: „Figaro's Hochzeit".

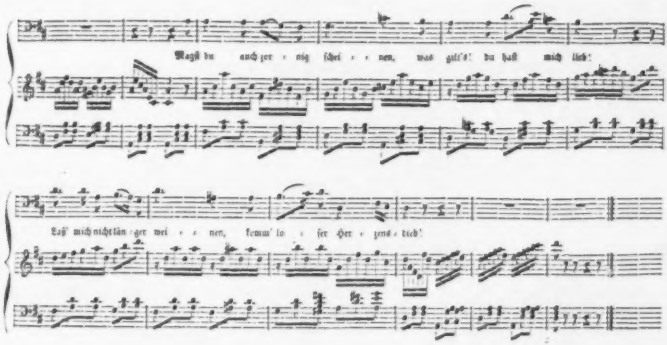
Grazioso.



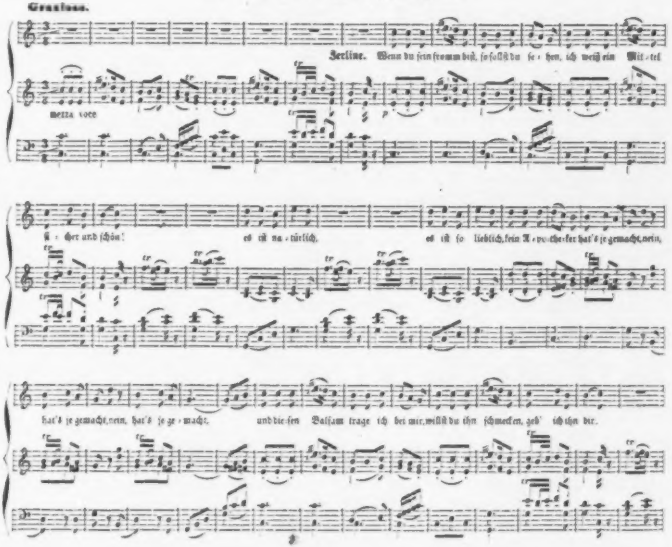
18. Canzonetta aus der Oper: „Don Juan".

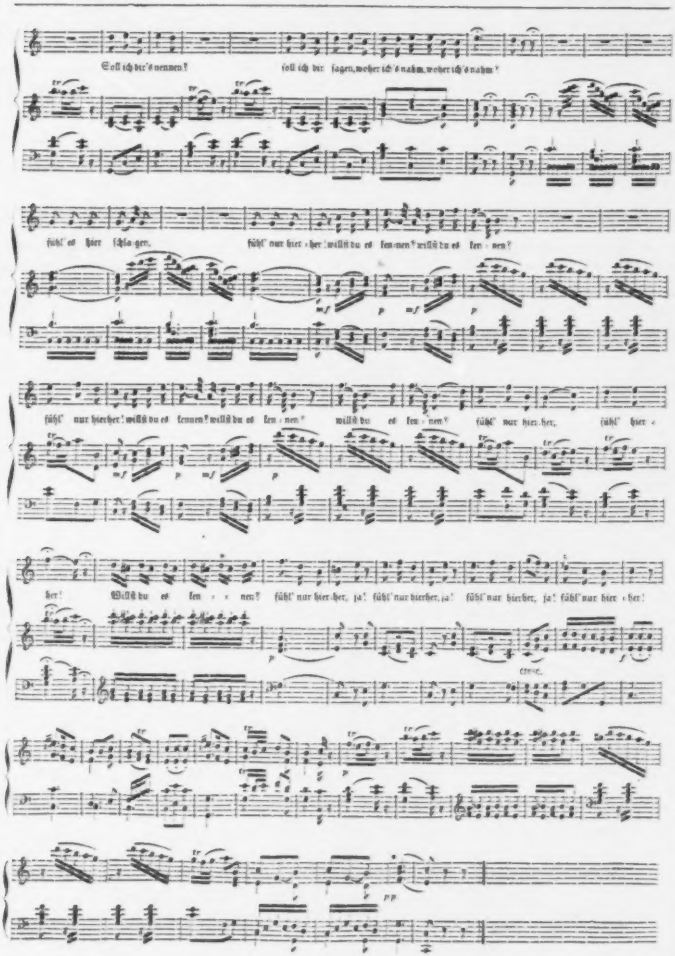
Allegretto.





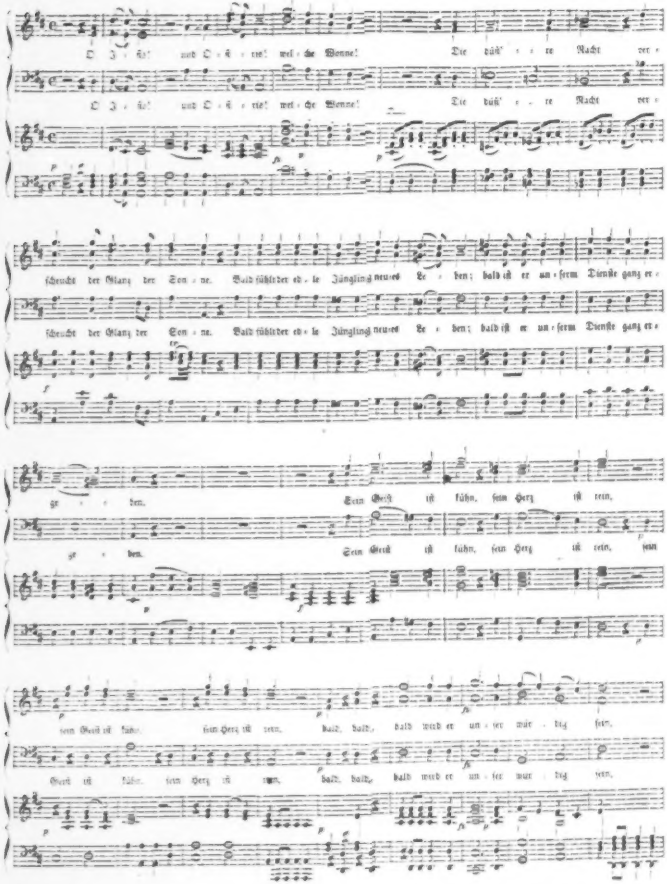
19. Arie aus der Oper: „Don Juan".

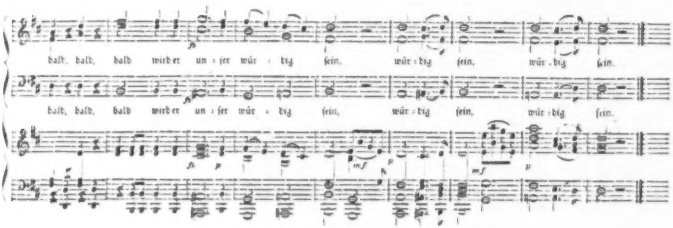



Soll ich dir's nennen? soll ich dir sagen, woher ich's nahm, woher ich's nahm?
fühl' es hier schla-gen, fühl' nur hier - her: willst du es kos-men? willst du es ken - nen?
fühl' nur hierher! willst du es kennen? willst du es ken - nen? willst du es ken - nen? fühl' nur hier-her, fühl' hier -
her! Willst du es ken - - nen? fühl' nur hier-her, ja! fühl' nur hierher, ja! fühl' nur hierher, ja! fühl' nur hier - her!
cresc.

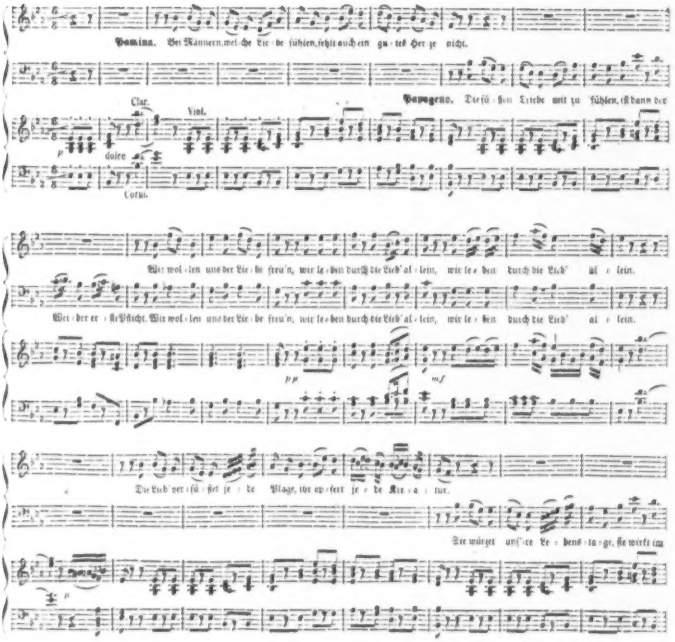
20. Chor der Priester aus der Oper: „Die Zauberflöte".

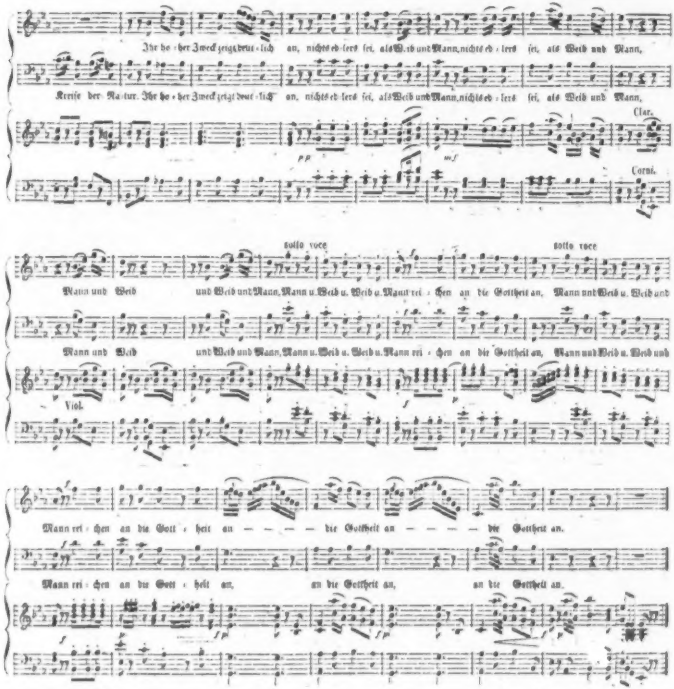
Adagio.





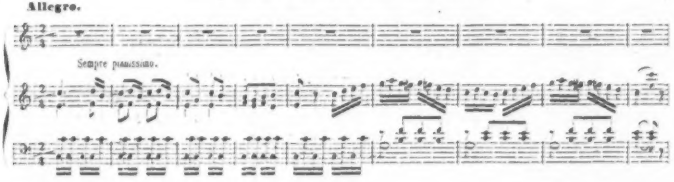
21. Duett aus der Oper: „Die Zauberflöte".



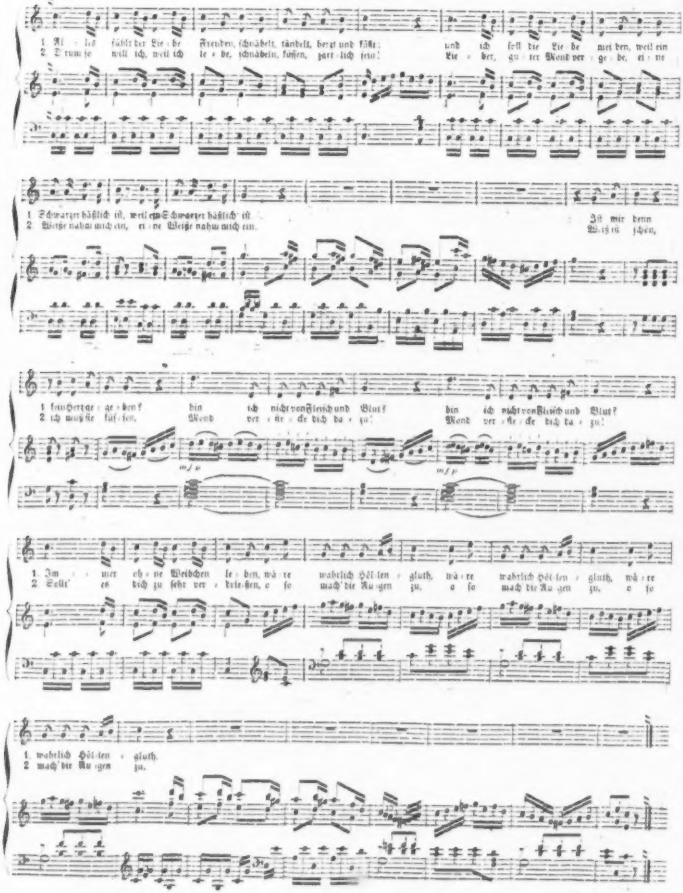


22. Arie aus der Oper: „Die Zauberflöte".

Allegro.

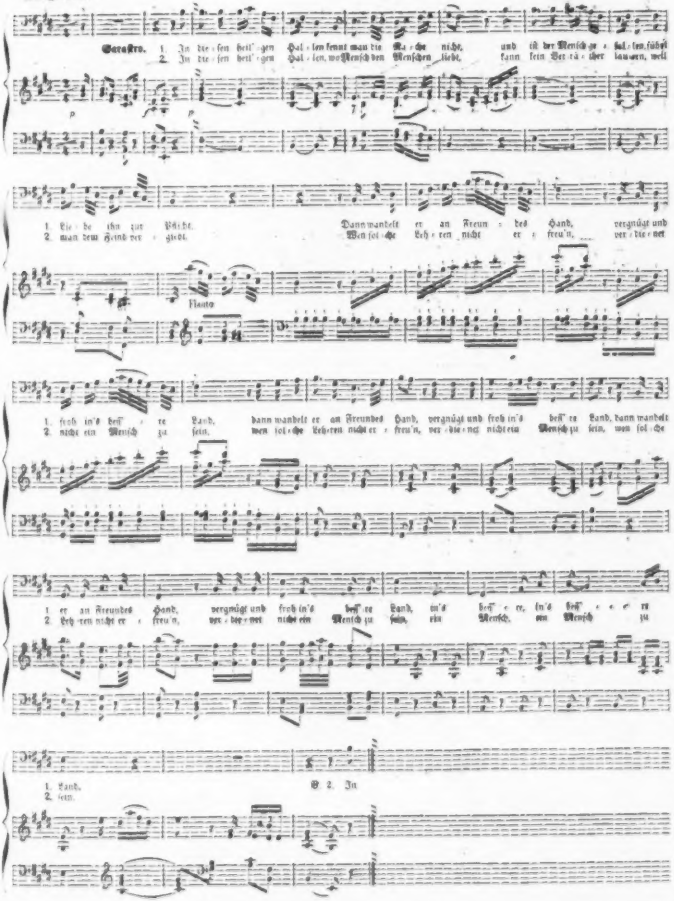


Menestrates.



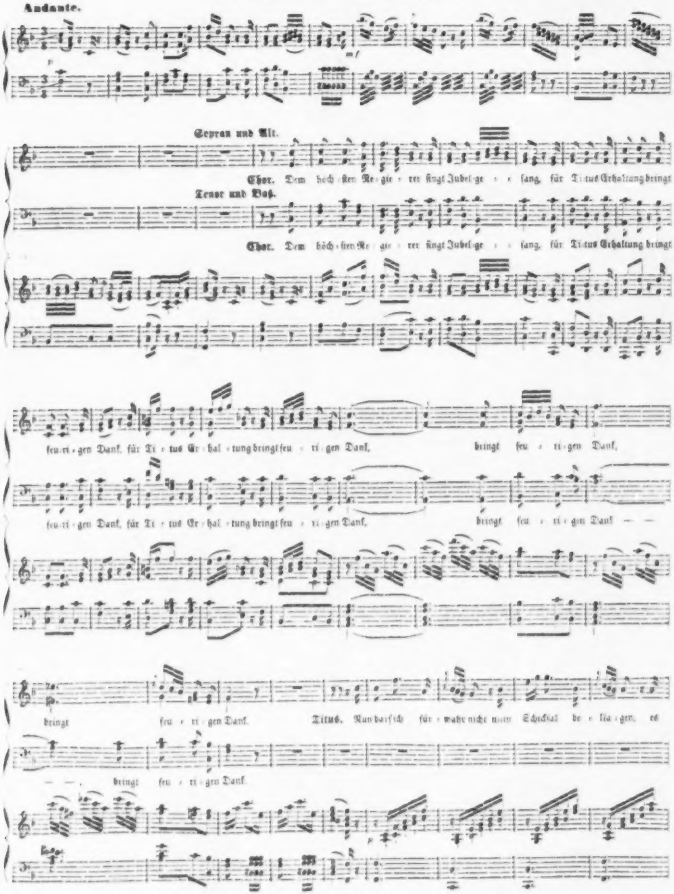
23. Arie aus der Oper: „Die Zauberflöte".

Larghetto.



21. Chor aus der Oper: „Titus".

Andante.



hil-fen ja Her-zen wir zärtlich es tra-gen, es stei-gen für Ti-tus ja Wünsche noch auf, es stei-gen für

Ti-tus ja Wünsche noch auf. **Chor.** Dem höchsten Re-gie-rer singt Jubel-ge-sang, für Ti-tus Er-

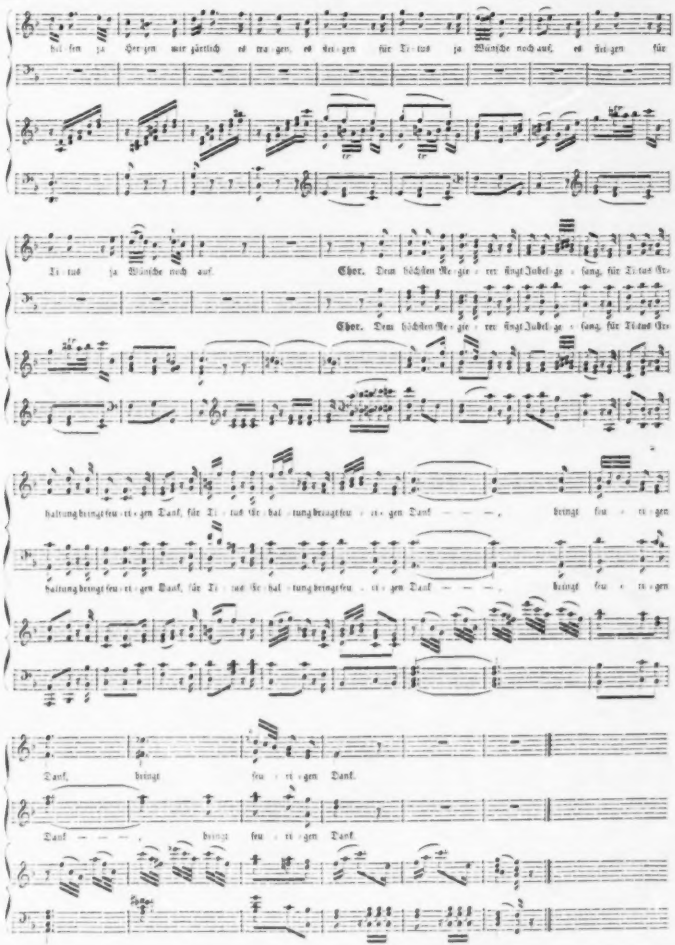
Chor. Dem höchsten Re-gie-rer singt Jubel-ge-sang, für Ti-tus Er-

haltung bringt feu-ri-gen Dank, für Ti-tus Er-hal-tung bringt feu-ri-gen Dank — — —, bringt feu-ri-gen

haltung bringt feu-ri-gen Dank, für Ti-tus Er-hal-tung bringt feu-ri-gen Dank — — —, bringt feu-ri-gen

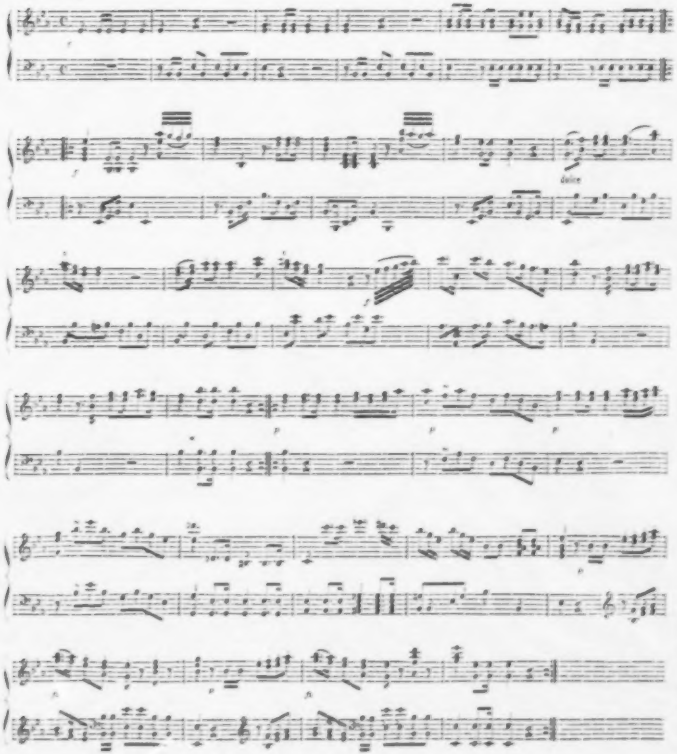
Dank, bringt feu-ri-gen Dank.

Dank — — —, bringt feu-ri-gen Dank.

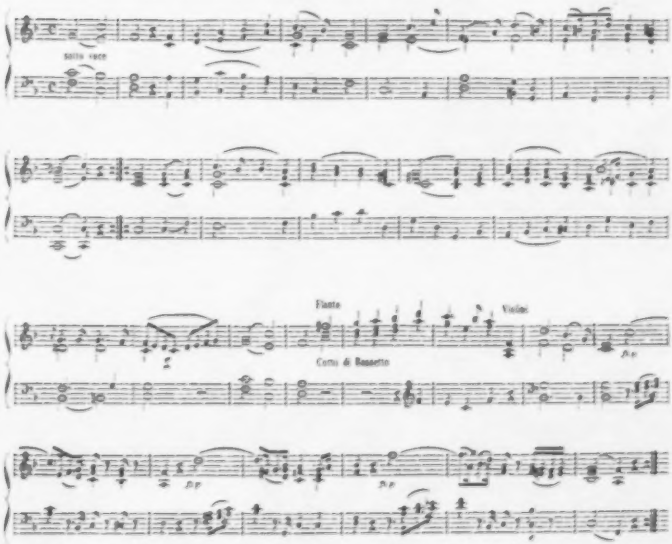


25. Marsch aus der Oper: „Titus".

Maestoso.



26. Priester-Marsch aus der Oper: „Die Zauberflöte".



Zu

Johann Friedrich Kayser's

„Blüthenkranz aus Mozart's Compositionen."

Erläutert von J. P. Lyser.

Die lebenden Künstler wollen ihr Recht, — und kein Billigdenkender wird es ihnen verweigern wollen, um so weniger, wenn das, was sie ihren Zeitgenossen bieten, nicht nur dem Zeitgeschmacke, sondern auch den höheren Anforderungen der Kunst entspricht.

Dies gilt besonders von den Lieder-Componisten unserer Zeit und ihren Leistungen und es ist eine Wahrheit die Jeder anerkennen wird, daß gegenwärtig in Deutschland nur im Liede allgemein Ansprechendes geleistet wird. — Die größern Instrumentalwerke werden immer seltener, da die Schule der Zukunftsmänner der reinen Instrumentalmusik das Todesurtheil gesprochen hat und in der von ihr proclamirten Oper keinen Gesang, sondern nur „notirte Declamation" duldet. — Wie es indeß jedem Menschen Bedürfniß ist, zu singen — selbst Jenen, denen der eigentliche musikalische Sinn abgeht! — so ist es, Gottlob! auch der Mehrzahl derer, welche sich mit der Composition beschäftigen, Bedürfniß für den Gesang zu schreiben, so daß das Lied — aller Zukunftsmusik zum Trotz — erhalten blieb, ja von nicht wenigen modernen Componisten mit großem Glücke cultivirt wird — Freuen wir uns dessen und zollen wir den neuern Meistern unsere vollste Anerkennung.

Wenn wir aber darauf bestehen: daß das Höchstgelungene, was uns die großen Meister, welche nicht mehr unter uns wandeln, hinterließen, selbst dem nur leidlich Gelungenen, was Lebende uns bieten, keinen Abbruch an seinem Rechte thun darf, nemlich an dem Rechte: von den Zeitgenossen gekannt, beachtet und gerecht gewürdiget zu werden, so wollen wir doch auch den großen heimgegangenen Meistern und dem Vorzüglichsten was sie schufen, ihr Recht gewahrt wissen, und protestiren aus allen Kräften dawider, daß man sie mit der vielbeliebten Phrase „vom abgethanen Standpunkte" um ihr gutes Recht zu bringen und sie der Vergessenheit zu übergeben sucht, zumal man das, was gewaltsam der Vergessenheit anheim fallen soll, zu dem Schönsten mitgehöret, was die älteren Meister schufen, und eben dieses anerkannt Schöne dazu beiträgt, das Schöne und Gelungene in den Werken neuerer Meister richtig würdigen und anerkennen zu lernen, indem hier die Vergleichung des neuern Werks mit dem ältern erst die volle Schönheit des Erstern recht hervortreten läßt! So wird z. B. Mozart's „Abendempfindung" immer als unübertreffliches Muster seiner Gattung anerkannt bleiben, während Pierson's „Abendglocken" damit verglichen, nicht nur nichts von ihrem Werthe verlieren, sondern uns überzeugen, daß der jüngere Meister ein analoges Thema auf eben so originelle als ächt künstlerische und das Gefühl befriedigende Weise zu behandeln wußte.

Dieses Alles wurde bei Zusammenstellung des Blüthenkranzes aus Mozart's Compositionen berücksichtigt, und was in diesem Blüthenkranze Mozart's aus dessen Liedern sich findet, darf unbedingt als das Vollendetste, was er in diesem Genre lieferte, betrachtet werden. Manche derselben sind von einer Tiefe der Empfindung, von einer Kraft des Ausdrucks, einer Genialität der Behandlung, welche sie ebenbürtig dem Größten, was Mozart überhaupt schuf, an die Seite stellt und um so mehr, als sich trotz dem keine Spur von Anstrengung, Gesuchtheit und unschöne Effekthascherei in ihnen entdecken läßt. Einige dieser Gesänge sind wirklich wahre Cabinetsstücke und — wir bitten dieses besonders zu beachten — das rein-declamatorische Element findet sich in ihnen schärfer hervortretend, als in den meisten Operngesängen Mozart's, wo er mit richtigem Takte oft Höheres berücksichtigend über einzelne Worte und Phrasen leichter hinwegglitt. — Dennoch, wie melodiös sind trotz der scharf ausgeprägten, tadellosesten Declamation diese Lieder; — hat Mozart hier nicht auf das schlagendste bewiesen, daß die vollendetste Declamation sehr wohl mit der fließendsten Melodie zu vereinigen ist, wenn man es nur versteht? — Es kann dies jungen talentbegabten Componisten, es kann dies unsern Sängern und Sängerinnen, es kann dem musikliebenden Publikum nicht oft und eindringlich genug in Erinnerung gebracht werden; denn nur, indem diese Wahrheit erkannt und beherzigt wird, ist es möglich, nicht in jene Irrthümer zu verfallen, in welche die Männer der „Zukunftsmusik" geriethen, und welche ihre Anhänger noch immer eifrig als das wahre Evangelium der Kunst verkünden, obwohl sie nachgerade selber an die Wahrheit dessen, was sie verkünden, zu zweifeln beginnen und es einsehen, daß es nicht genügt, über das bewährt Treffliche Alte das Verdammungsurtheil zu sprechen, um sofort etwas Neues dafür auf den Thron zu heben, dessen Trefflichkeit sich erst bewähren soll, in einem Zeitraume von mehr als fünfzehn Jahren aber sich noch auf keine Weise bewährte.*)

Die nachfolgenden Andeutungen über die mitgetheilten Blüthen aus Mozart's Compositionen sollen lediglich dazu dienen, Liebhabern einige Fingerzeige hinsichtlich der Auffassung des Ganzen behufs der Ausführung zu geben. Die wenigen historischen Notizen, welche ich der Besprechung ein-

*) Wenn man bedenkt, daß selbst ein Werk wie der „Don Giovanni" nicht so lange Zeit brauchte, um überall als das größte musikalisch-dramatische Meisterwerk anerkannt zu werden, so muß man annehmen [illegible] der Don Giovanni [illegible] der Mozart'schen Oper [illegible] — — — der Ruf [illegible] —

seiner Nummern bestätigt, sind zu charakteristisch für den Meister und bestätigen zu sehr, was ich vielbesucht anstrebt, daß ihm Leben und Componiren Eins gewesen, als daß sie hier hätte wegfallen und nachträglich seiner Biographie anhängen mögen. Ueberhaupt dürfte es ein schwieriges Werk sein, das die Arbeit vieler Jahre erfordern würde, ein Buch über Mozart zu schreiben, in welchem Nichts vermißt würde, und welches dem ohngeachtet in streng-chronologischer Ordnung begonnen und beendet wäre. Ein solches Werk zu werden, darauf mußte unser »Mozart-Album« vom Anbeginn an verzichten; doch hoffen wir, man wird nicht allzuviel Wesentliches darin vermissen.

Toast.

Ein Toast auf den Meister Mozart nach der Melodie seines herrlichen Freiheits-Chors aus dem ersten Finale des »Don Giovanni« steht billig dem Bürdenkranze aus seinen Compositionen voran, und es hätte wohl für ein »Lebehoch« auf Mozart keine schönere Weise erdacht werden können! Der Freiheits-Chor versteht, gut ausgeführt, nie das Publikum zu elektrisiren; in Wien erhebt selbst während der Zeit des Belagerungszustandes das Kärnthnerthor-Theater vom donnernden Beifall, so oft er in der Oper ertönt, und als in den Märztagen die feurigen Zuraten von Pesth nach Wien kamen, erklang nach derselben Weise unter dem unermeßlichen Jubel der Wiener Bevölkerung ihr: »Eljen a szabatsag!«

1. Sehnsucht nach dem Frühlinge.

Dieses kleine herzige Liedchen, F-dur 6/8 Takt, drückt auf einfach rührende Weise die frohe Sehnsucht eines glücklichen Kindes nach dem baldigen Kommen des nahenden Frühlings aus. Aber man betrachte sich einmal recht die Stelle: »Wie möcht' ich doch so gerne ein Veilchen wiederseh'n!« — Es ist keine gewaltsam herbeigezogene Modulation im modernen Geschmack! mit einem 8 vor C, einem 8 vor B ist Alles abgethan, — und dennoch: welche fast schmerzliche Sehnsucht drücken die wenigen Takte aus! — Das erklärt sich, wenn wir aus der Jahreszahl 1791 ersehen, daß das Lied zu Anfang oder gegen das Ende des Sterbejahres Mozart's componirt wurde. —

»Wie möcht' ich doch so gerne ein Veilchen wiederseh'n!« — Aber dem guten Mozart sollte kein Frühling, sollten keine Veilchen mehr blühen.

2. Das Veilchen. (1785.)

Hier haben wir eins jener kostbaren Cabinetstücke, von denen man sagen kann, ohne zu übertreiben, sie sind in ihrer Totalität nicht zu übertreffen, in ihrer Naivität unerreichbar. Das Veilchen, Allegretto B-dur 2/4 Takt, sagt uns schon im ersten Takt: »ein Veilchen« ist es, worein ich euch erzählen will, und die Erzählerin, ein blühend Kind von höchstens 15 Jahren, beginnt schlicht: »Ein Veilchen auf der Wiese stand.« Die Kleine betont so bedeutend, daß das Veilchen auf der Wiese stand, in 8/2, gehabt, denn wohl wäre es wohl nicht so unbekannt gewesen und wäre von der jungen Schäferin besser beachtet worden. In dem niedlichen Gedichte selber ist auf diesen Umstand gar kein Gewicht gelegt worden, für die junge Erzählerin erscheint er aber von großer Bedeutung; denn solch' jungen Mädchen ist nichts unbedeutend! Wie draufhaft und glücklich ist dies vom Mozart erfaßt und doch wie so natürlich ohne alle Affectation wiedergegeben!

Die Kleine führt auch, als verstände sich das Alles von selbst, in ihrer Erzählung fort: »Es war ein herzig's Veilchen.« — Nun erscheint die junge Schäferin singend, wir sehen sie leichten Schrittes daherschreiten und hören einige Tacte ihres munteren Gesanges. Nun erzählt uns die kleine Erzählerin, was das Veilchen dachte und die neu eintretende Modulation nach Minore sagt's uns, wie sehr es dem herzigen Veilchen mit seinem Wünschen Ernst ist. Und immer schmachtender wird der Wunsch des Veilchens — da plötzlich — die kleine Erzählerin erschrickt selber, indem sie's erzählt — kommt die Schäferin; sie nahm das Veilchen nicht in „Acht und gerieth das arme Veilchen. — Die kleine Erzählerin schweigt ganz betrübt; sie muß sich erst einigermaßen fassen, ehe sie uns in abgebrochenen Sätzen mittheilen kann: es sank und — starb. Aber nun sagt sie rascher hinzu, wie das Veilchen sich noch im Sterben gefreut, daß es durch die schöne Schäferin und zu deren Füßen starbe — im Piano haucht das gute Veilchen sein Blumenseelchen aus und mit lieblich sanfter leiser Erzählerin —: „Das arme Veilchen!« und rasch abbrechend und bekümmernd sagt sie nach einer Pause hinzu: »Ist nur ein herzig's Veilchen.«

Es dürfte schwer sein, ein Musikstück aufzufinden, welches sich an Innigkeit des Ausdrucks und gegensatzender Naivetät dergestalt auszeichnete, daß es diesem »herz'gen Veilchen« an die Seite gesetzt zu werden verdiente.

Soll das Lied seine volle beabsichtigte Wirkung machen, so muß es von einem wirklich noch sehr jungen Mädchen ohne alle Prätension vorgetragen werden.

3. An Chloe. (1787.)

Wer erkennt nicht sogleich in diesem köstlichen Gesangsstücke den vollendeten Meister, den Schöpfer des »Figaro« und des »Don Giovanni«! Es ist ein Gesang voll Leidenschaft und ungeheuchelter Empfindung, und es giebt keine ärgere Blasphemie, als ihn, wie ich es einige Male auf den bedeutendsten Bühnen von renommirten Sängern hörte, der Serenade im »Don Giovanni« zu substituiren. Es ist mir immer, als sei der Gesang »An Chloe« für Mozart ein am jeden Preis zu befriedigendes Bedürfniß gewesen, nachdem er den »Figaro« componirt und herausgegangen, den »Don Giovanni« zu vollenden; es dürfte eine Unmöglichkeit sein, diesen Gesang in beiden Opern einen Platz aufzufinden; wo die »Chloe« hingehörte und von wem sie gesungen werden könnte: für den Grafen im »Figaro« und für den Don Giovanni ist sie zu tugendsam, zu keusch, für den Cherubim zu männlich, für den Don Octavio zu gütend und leidenschaftlich — kurz, ich wiederhole es, diese köstliche, nach ihm und von Gefühl überfließende Gesangsperle (Allegro, D-dur, 4/4 Takt) gehört für Mozart Bedürfniß zwischen »Figaro« und »Don Giovanni«

gewesen zu sein; denn hier konnte er nach Herzenslust aussingen, wovon weder im „Figaro" noch im „Don Giovanni" etwas verlauten durfte.

Andere Componisten dürften freilich wenig Bedenken getragen haben, ein an sich so köstliches Tonstück (welches von der Bühne herab von einem guten Tenor vorgetragen mächtig wirken müßte) in eine oder die andere ihrer Opern aufzunehmen, und ganz gewiß weder das Publikum noch selbst Kenner würden es ihnen verdacht haben; wie oft hat nicht schon eine gute Nummer das Glück einer ganzen Oper gemacht.

Zu dergleichen verstand sich Mozart aber nie, und mußte er aus Gefälligkeit für Sänger und Sängerinnen Einlagen in seine Opern componiren, so verfuhr er dabei mit der größten Gewissenhaftigkeit, damit sie, so viel es irgend möglich, zum Ganzen passen möchten. Wo man auf ihn hörte, blieben später solche Einlagen stets wieder fort.

4. Frühlings-Anfang. (1791.)

Abermals ein Frühlingslied aus dem letzten Lebensjahre des Meisters!

Es erhält durch seine Tonart Es-dur und das langsame Tempo, in welchem es nach Vorschrift genommen werden muß, einen fast religiös-feierlichen Charakter. Es ist ein trefflich gewähltes Gegenstück zu dem Frühlingsliede Nr. 1.

Ist es aber nicht eigen, daß Mozart grade in seinem Todesjahre das Wiedererwachen der Natur so vorzugsweise gern besang? Auch sein herrlicher Hymnus: „Die ihr des unermeßlichen Weltalls Schöpfer ehrt!" stammt aus dieser Zeit.

5. Die Alte. (1787.)

Ein scherzhaftes Liedchen, das aber dem Hörer, wenn es gut vorgetragen wird, Thränen der Rührung entlocken kann. Mozart führt uns eine gutmüthige Alte vor, welche die schöne Zeit, da sie noch jung war, rühmt. Das Tonstück geht aus E-moll 24 Takt, immer in die nächstverwandte Durtonart hinübermodulirend, gleichwie die Alte immerfort ihre Zeit mit der neuen vergleicht. Allein die Grundtonart behält am Ende ganz natürlich „wie die gute alte Zeit", welche gerühmt wird, die Oberhand. Der Einfall ist allerliebst und zeigt wieder, mit wie einfachen Mitteln Mozart treffend zu charakterisiren wußte.

6. Abendempfindung. (1787.)

Wieder eine Perle aus der Zeit, wo Mozart den Höhepunkt seiner Kunst erreicht hatte!

Andante moderato, F-dur, C-Takt, beginnt nach zwei Takten Vorspiel der Gesang in gehaltenen Noten, das Herniedämmern des Abends malend, nachdem die Sonne gesunken. An diese Schilderung reiht sich die Betrachtung, wie bald auch die Sonne unseres Lebens ihrem Untergange zueilen wird, und eine tiefe Melancholie wird nun der vorherrschende Charakter des Tonstücks. — Der Schwung erinnert den Sänger, daß er selbst wohl in nicht allzuferner Zeit werde scheiden müssen. Mit liebender Wehmuth gedenkt er seiner Freunde. Werden sie seiner gedenken, wenn er geschieden? werden sie auf seinem Grabe eine Thräne seinem Andenken weihn? Er erwartet es, und diese Thräne aus dem Auge der Liebe und Freundschaft um ihn geweint, wird die schönste Perle in dem Diademe sein, das dort die Stirn des Vollendeten schmückt. Dies der Inhalt des Liedes, welches von Mozart mit einer Innigkeit und Tiefe des Gefühls aufgefaßt und wiedergegeben wurde, wie sie nur ihm in diesem Grade und in dieser Ursprünglichkeit eigen war.

Ich vermuthe und wie ich glaube nicht ohne Grund, daß Mozart dieses Lied kurz vor oder nach dem Tode seines Vaters entwarf; wir wissen von ihm selbst, daß er gerade in jenem Jahre und während er an seinem Don Giovanni arbeitete, mehr und ernster wie sonst an den Tod dachte. Er schrieb seinem Vater hierüber, so gut und ausführlich er es in Worten vermochte; — aber was ihn so ernst und gewaltig anregte auszusprechen, dazu genügten ihm Worte allein nicht, und so mußte ein Gedicht wie die „Abendempfindung" — obgleich es an sich keinen höheren poetischen Werth hat — für Mozart ein köstlicher Fund sein, denn es gab ihm Gelegenheit jetzt in Tönen vollends auszusprechen, was er eben so tief und so innig empfand und was er in Worte alles zu fassen nicht vermochte. — Die vielen Schönheiten dieser Composition sind der Art, daß es ganz vergebliche Mühe sein würde, sie in Worte zu fassen, sie wollen gehört sein! Aber auf das, was die Composition nicht enthält, wollen wir unsere lieben und jungen Componisten aufmerksam machen.

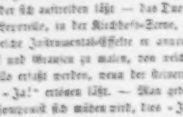
Die „Abendempfindung" ist ein durchcomponirtes Lied von nicht weniger als 112 Takten. — In diesem bedeutend langen Musikstücke von dem tiefsinnigsten Ausdruck, der ohne carrikirt zu erscheinen, nicht überboten werden konnte, finden wir keine einzige Fermate, kein ritardando, kein smorzando, noch irgend eine plötzlich unvorbereitet eintretende Modulation; die Bezeichnungen für crescendo und decrescendo, piano und forte, sind mit äußerster Sparsamkeit angebracht. Es ist geradezu unmöglich, einfacher zu schreiben wie Mozart hier schrieb, und dennoch welcher gefühlvolle Mensch wird nicht sich innig bewegt fühlen, wenn er diesen Gesang gut vorgetragen vernimmt.

Ferne sei es von mir, unsere jüngeren Componisten zu Gunsten Mozart's herabsetzen zu wollen; Mozart bedarf einer solchen zweideutigen Gunst nicht und gegen unsere jüngeren Componisten wäre ein solches Verfahren schreiende Ungerechtigkeit. Aber wo es die Kunst gilt, muß auch die Wahrheit ihr Recht behalten, und zu deutlich stellt es sich in den Compositionen neuerer, oft mit großem Talent begabter Musiker heraus, daß sie mit offenen Augen die Wahrheit nicht sehen wollen, nur um für neu und originell zu gelten und durch die grellsten Effekte das Publikum zu blenden.

Nehmen wir ein Heft Lieder neuerer Meister zur Hand! Wir werden des Trefflichen darunter nicht wenig finden, aber ich zweifle sehr, ob ein Lied von 112 Takten ohne Fermate, häufig angewandtes < und >, rit. acc. etc. p. pp. f. ff. — Uebergänge in ganz fremde Tonarten nicht zu gedenken — darunter zu finden, wie unsere Mozart's „Abendempfindung". Wir wollen durchaus nicht behaupten, daß die Anwendung

so vieler verschiedener Mittel nicht zu rechtfertigen sei, aber wir gestehen, daß es uns an jeder nöthigen Rechtfertigung irgend eines angewandten Kunstmittels bei einem Kunstwerke eine sehr mißliche Sache scheint, denn aller sicher nöthig zu nennenden Kunstfertigungen gegenüber behauptet sich immer die einfache Frage: Waren diese Mittel nöthig, um zu effektuiren, hätte nicht auch ohne ihre Anwendung derselbe Effekt erreicht und dabei das Ganze klarer, verständlicher für den Hörer gehalten werden können?

Diese Frage läßt sich oft, wenn wir an einige moderne Liebhaberei unserer besseren jüngeren Meister mit Aufmerksamkeit herantreten, entschieden bejahen. Bei weitem öfter aber noch, wo es sich um die Effekte unserer modernen Opernmusik handelt. — Man gebe einmal einem in der neuesten Schule gebildeten jungen Componisten — und notigenfalls den talentvollsten der sich anmelden läßt — das Duo zwischen Don Juan und Leporello, in der Kirchthurm-Szene, zu componiren und lehre, welche Instrumental-Effekte es anwenden wird, um den Schreck und Grausen zu malen, den welchen Don Juan und Leporello erfaßt werden, wenn der steinerne Mann sein furchtbares »Ja!« ertönen läßt. — Man gebe Acht wie ein moderner Componist sich müht wird, dies »Ja« näher anzukündigen, damit man es nicht überhöre, daß es aus der Geisterwelt herüber klinge. — Und der Componist wird alle angewandten Mittel entschuldigen können und es wird dabei im vollen Rechte sein und dennoch wird er mit seinem »Ja« eine Wirkung hervorbringen, wie Mozart mit dem seinen?



In dieser bewundrungswürdigen Oekonomie im Gebrauche der Mittel um zu effektuiren, liegt eben das große Geheimniß, ohne welches eine wahre Kunst nicht denkbar ist, und dieses Geheimniß eben war es, welches Mozart in einem so hohen Grade besaß und richtig anwandte, wie vor und nach ihm Keiner; das bewährt sich bei ihm im Kleinsten wie im Größten, und ein junger Componist kann keinen sicheren Weg gehen: als wenn er ihn eben hier sich zum Muster nimmt. —

---

2. Ave verum corpus. (1791.)

Ein Gefühl schwerlicher Verwunderung ergreift uns, wenn wir diese herrliche Composition hören oder sie eben durchgelesen haben, und kaum auch hier das Jahr 1791 als das Entstehungsjahr derselben verzeichnet finden.

Das Ave verum corpus bezeugt es mehr, als alle Arbeiten Mozart'scher Werke aus seiner letzten Lebensperiode es vermögten, welch einen unerschöpflichen Zond der originellsten Erfindungsgabe der große Meister, trotz Allem was er uns schon in so überreichem Maaße geboten, noch sein Eigenthum nennen konnte und wie noch viele Jahre hätten vergehen können, bevor bei ihm eine Abnahme der Erfindungskraft, so wie der Kraft es zu gestalten, eingetreten wäre. — Ganz gewiß hebt Mozart für uns als Opernecomponist am auffallen und unerreichbarsten da, denn wir können ihn doch, sollen wir uns nicht des lächerlichsten Dünkelthums schuldig machen, nur nach dem beurtheilen, was wir von ihm Schwarz auf Weiß besitzen. — Allein bedenken wir, daß Mozart als Opernecomponist nur im »Idomeneo« uns in Glück ein Vorbild theilweise geben läßt — in allen seinen übrigen Opern aber einen durchaus neuen nur ihm eigenen Weg einschlug. Bedenken wir, daß als Kirchencomponist ihm bisher noch nicht wieder ernstere Meister vorgetreten, welche zu erreichen wir allen Muthes zu sterben, sein fester, wiederholt angestrengtester Vorsatz war, als ihm die Hoffnung ward: eine höhere Anstellung zu erhalten, die es ihm möglich machen würde, mit größerer Ruhe und Muße zu arbeiten — dann darf wohl, nach den uns vorliegenden Proben, angenommen werden, daß Mozart bei längerem Leben auch als Kirchencomponist nicht hinter Großes und Unübertreffliches denn als Opernecomponist geleistet haben würde.

Es wäre nicht fein! auch für spätere Talente mußte Etwas zu thun übrig bleiben; allein daß der neue Heiland der wahren Kirchenmusik zur Zeit noch nicht erschienen, ist gewiß und es bedarf, um diesen Ausspruch zu rechtfertigen, nicht erst der Hinweisung auf das Mozart'sche „Requiem“, dem Gebetbuche, der wahrhaft Kirchlichen, was die neuere Kirchenmusik aufzuweisen hat.

Das Ave verum corpus, welches wir hier unsern Lesern mittheilen, ist ein Lonstück von nicht mehr als 46 Takten, in der sehr gewöhnlichen Grundtonart D-dur gehalten. Aber wie viele große seitdem geschriebene Kirchencompositionen, in denen eine kurze Nummer mehr Takte und unterschiedliche wechselnde Tonarten zählt, wiegen diese Mozart'schen 46 Takte auf! — Ja außerordentlichen, unerhörten Hülfsmitteln hat Mozart hier so wenig wie sonst irgendwo in seinen Werken seine Zuflucht genommen; Alles macht sich beim Anhören — versteht sich, gut eingeübter — wie von selbst, als müßte es eben so und nicht anders sein. Jede neue Phrase entwickelt sich naturgemäß aus der vorhergehenden, so daß selbst einige beim Lesen auf den ersten Blick als schwierig erscheinende Modulationen, es in Wahrheit für geübte Ton- und taktfeste Sänger (Andere sollten sich von Rechtswegen an keine Kirchenmusik wagen!) nicht sind. —

Wenn man nur den von Mozart auch hier angewandten einfachen Mitteln die Wirkung vergleicht, welche das Ave verum corpus, gut vorgetragen, auch außerhalb der Kirche macht, wie viel mehr erst in der Kirche und während der heiligen Handlung, für welche es bestimmt wurde. Wenn man dagegen nur zu häufig Gelegenheit hat, sich zu überzeugen, daß die Wirkung mancher neueren Kirchencompositionen, trotz des Aufwands aller vorhandenen Effektmittel, gleich Null ist, so kommt man freilich immer wieder auf die Frage zurück: »Was ist es denn eigentlich, wodurch Mozart so unfehlbar ergreift, rührt und erschüttert?« — Mozart selbst würde darauf schwerlich etwas Anderes antworten können, als was er einmal einem lernbegierigen Knaben auf die Frage: wie man es anfangen müsse, um gut zu componiren, antwortete: »Wenn Sie nun Rechts gehörig haben, und Kopf und Herz an seinen Platz sagen, so findet sich das Uebrige

schon von selbst, sonst ist freilich alle Müh' umsonst." Gemüth: „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen!" — Allein mit einer Erklärung wie ebendasselbe darf Einer das Publikum nicht abspeisen, der es unternommen hat, die Beurtheilung des „Blüthenkranzes aus Mozart's Compositionenanalysiren — will sagen, den Laien verständlich analysiren zu wollen. — Zum Glücke für uns ist aber das Ave verum corpus eine jener Mozart'schen Compositionen, die neben der tiefsinnigen Combination und der staunenswerthesten Technik sich durch eine dem Gereiften wie dem Laien entzückende Klarheit und Fasslichkeit auszeichnen, so daß es sich beinahe Takt für Takt nachweisen läßt, warum Alles so schön und vollendet ist. Wie wir schon oben erwähnt, bewegt sich die Composition in der Grundtonart D-dur; die Taktart ist durchgehends der C-Takt, das Zeitmaaß Adagio. Nach zwei Takten Einleitung nehmen sofort die Singstimmen: Sopran, Alt, Tenor und Baß sotto voce den Gesang auf:

Ave, ave verum corpus,
Natum de Maria virgine *)

fast durchgehends in halben, gebundenen viertel und ganzen Noten. — Die letzte Sylbe des letzten Wortes des zweiten Verses läßt Mozart in einer ganzen Note durch sämmtliche Vocalstimmen anklingen, somit die erste Phrase schließend. Ohne vorhergehende Pause oder Zeichenfrist heben darauf die Singstimmen sofort den zweiten Satz an:

Vere passum immolatum
In cruce pro homine.

In diesem Satze stoßen wir auf eine Stelle von unbeschreiblich schöner Wirkung, und diese durch ein Mittel erreicht, wie es unter allen Componisten eigentlnur Mozart's Genie in seiner Einfachheit ersinnen und zuerst anwenden konnte; während die Worte: „Vere passum immolatum" von sämmtlichen Stimmen gesungen werden und die letzte Sylbe des letzten Wortes für Alt, Tenor und Baß auf einer halben Note anklingt, worauf sie einen vollen halben Takt pausiren, endet der Sopran besagte letzte Sylbe mit einer Viertelnote, die noch übrige Viertelnote benutzt er für das erste Wort des zweiten Verses: „In" cruce pro homine. Während nun der Sopran die erste Sylbe des Wortes cruce auf einer ganzen Note — dem zweigestrichenen d — aushält, pausiren wie gesagt, nicht nur die übrigen Vocalstimmen einen halben Takt, bevor sie das „in cruce pro homine" anstimmen, sondern auch die Bässe der Instrumentalbegleitung schweigen — der eigentliche Baß einen halben, die Cello's einen Viertelstakt lang. — Die Wirkung dieser Stelle läßt sich freilich mit Worten nicht beschreiben, aber einem mit musikalischem Gefühl Begabten wird sie, wenn er sie auch nur ein Mal hörte, nie wieder aus der Erinnerung schwinden. Nach dieser wundervollen Stelle pausiren die Singstimmen drei Takte hindurch, bevor sie den dritten Satz:

Cujus latus perforatum,
Unda fluxit et sanguine,

beginnen. Für Kunstverständige enthält dieser kurze Satz eine Fülle Stoff zum Nachdenken darüber, was sich mit einer Modulation, wie sie sein soll, an solchen Orte wirken läßt. — Wieder schweigen die Singstimmen einen halben Takt lang, bevor sie den vierten Satz beginnen:

Esto nobis praegustatum
In mortis examine.

Hier beachte man die wundervolle Stimmführung so wie die meisterhafte Declamation bei der Wiederholung der Worte:

In mortis examine.

Drei Takte Nachspiel, der letzte für den vollen Grundaccord D; das Ave verum ist zu Ende — nicht aber der Eindruck, welchen es auf den Hörer macht — : und das ist eben die Hauptsache.

*) Die deutsche Uebersetzung ist leider so wenig wortgetreu, daß sie gar nicht zu der vollendeten Declamation Mozart's paßt; deshalb ist nur der lateinische Text gedruckt.

8. Abschieds-Arie.

Wir wissen aus Mozart's Biographie, daß er, als seine Geliebte — die ältere Schwester seiner nachmaligen Frau — ihn bei seiner zweiten Rückkehr von Paris so schnöde empfing, sich an's Clavier setzte und ein Liedchen improvisirte, welches folgendermaßen lautete:

„Ich laß' das Mädel gern, daß mich nicht haben will!" — Indeß mochte es dem damals 21jährigen Mozart doch nicht so voller Ernst mit dem spaßigen Liede gewesen sein. Die erste Liebe eines ächten Genies ist immer sehr poetisch, selbst wenn es der geliebte Gegenstand nicht ist; Mozart aber hatte seine Geliebte als 15jähriges Mädchen und schon bedeutende Sängerin kennen gelernt, seine leidenschaftliche Schwärmerei für sie war daher sehr zu entschuldigen. Diesem Umstande und auch wohl dem, daß er seiner ersten, schönsten Liebe ein würdigeres Angedenken als eine bloße musikalische Schnurre hinterlassen wollte, verdanken wir die „Abschieds-Arie."

Das in Betracht seines durchgehends langsamen Zeitmaßes (Adagio, Es-dur, C-Takt) ziemlich lange Tonstück ist eine recht hübsche musikalische Elegie, und wo verliebte Leute beisammen sitzen, wird sie jedenfalls mehr Sympathie erregen, als das Lied von der dicken Katz' im Kellernest, welches die lustigen Gesellen in Auerbach's Keller dem unglücklichen liebenden Siebel singen. Betrachten wir nun vollends das Opus etwas aufmerksamer, so wird uns die durchgehends richtige, im Einzelnen vortreffliche Declamation nicht entgehen — so wie (was bei der Mehrzahl unserer heutigen Componisten zu den größten Seltenheiten gehört), daß es zweckmäßig für die menschliche Stimme geschrieben ist.

Bei alledem muß ich meinem individuellen Gefühle nach es aussprechen, daß mir die Abschieds-Arie mehr als interessante historische Reliquie, denn als Musikcomposition erscheint. Daß alles darin sich noch sehr jugendlich macht und keineswegs ahnen läßt, was derselbe junge Meister wenige Jahre später im „Idomeneo" leisten würde, ist an sich kein Fehler, aber wir begegnen in dieser Abschieds-Arie unsern jungen Freund auf einem Wege wie sonst nirgendwo, nemlich auf dem Wege precisö und temperamentmaral zu thun. Ein volles Dutzend Fermate, eine solche Menge p., pp., f., mf., mfp. und crescendos in einem Tonstücke von zwei 40 Takten hat zwar in neuern Tempostücken nichts seltenes, wohl aber bei an-

serm Mozart. — Welch ein männlich schönes Bouquet weisen, im Vergleich mit dieser Abschieds-Arie, schon die Arien des Prinzen im „Idomeneo“ und vollends die Arien Belmonte's nach; Ottavio's „Il mio tesoro intanto!“ gar nicht zu gedenken! Und wer würde in dem Componisten der Abschiedsarie wohl den Componisten des wunderherrlichen „Ave verum corpus“ wieder erkennen? — Man nehme also die Mittheilung dieser Gesangsscene in den Blüthenkranz aus Mozart's Compositionen wie sie genommen sein will, als Mittheilung einer historisch interessanten Reliquie, kurz vor jener Periode, wo das Genie des jungen Meisters zum ersten Male im „Idomeneo“ mit aller Kraft seine Schwingen entfaltete.

---

9. Warnung.

Bei weitem mehr wie die „Abschieds-Arie“ sagt unserm Gefühle die allerliebste Ariette „Warnung“, F-dur 2/4 Takt, mit der Bezeichnung „scherzhaft“, folglich in nicht zu langsamem Tempo, zu. — Indeß darf das Tempo bei Leibe auch nicht zu rasch genommen werden! Wir haben es hier mit einem jener Musikstücke zu thun, wie Mozart sie für sein Blondchen, Zerlinchen, Despinchen (in Cosi fan tutte) und theilweise sein Bärbchen (Figaro) schrieb.

Ein blutjunges Mädchen, aber bereits mit einer so hinlänglichen Portion Mutterwitz versehen, als nöthig ist, um einem grämlichen Papa oder einem eifersüchtigen Vormund eine tüchtige Nase zu drehen, läßt sich hier auf schalkhaft-ironische Weise darüber vernehmen, wie jene Herren es anzufangen hätten, um die süßen Früchte vor den losen Näschern (der jungen Männerwelt) zu bewahren. — Mit der ergötzlichsten Laune und einer Schalkheit comme il faut hat Mozart dieses Thema durchgeführt. Nach einem Vorspiel von einem und einem Vierteltakt, dem der Hörer unwillkürlich die Worte: „Merkt wohl auf!“ unterlegen wird, um so mehr, als der Baß in den drei Viertelnoten den Grundton und die Octave desselben angibt, beginnt nach einer Achtelpause die Singstimme in Sechzehntel und Achtelnoten ihre Warnung mit dem Ausspruch: „Männer suchen stets zu naschen, läßt man sie allein“. Naiv fügt sie hinzu: daß Mädchen leicht zu erhaschen seien, wenn man sie nur überrasche, und nachdem sie auf diesen letzten Umstand durch Wiederholung der Worte ein besonderes Gewicht gelegt hat, frägt sie altklug: „Soll das zu verwundern sein?“ — Noch nicht zufrieden wiederholt sie die Frage, und höchst drollig macht sich bei dieser Frage die Fermate auf die letzte Sylbe. Das köstliche Minore bei der Entschuldigung: „Mädchen haben rasches Blut, und das Naschen schmeckt so gut!“ ist ganz und gar Mozart's. Malheureusement verräth hier die Kleine durch die öftere Wiederholung des letzten Satzes, daß sie bereits aus eigner Erfahrung weiß: Wie gut das Naschen schmeckt! — Sie weiß aber noch mehr! nemlich: daß das Naschen vor dem Essen den Appetit nimmt und sie bemerkt sehr ernsthaft, daß Manche, die dies vergessen, um den Schatz den sie besessen und um ihren Liebhaber dazu gekommen sei. Das ist freilich tragisch und giebt Stoff über das Naschen ernstlich nachzudenken, weshalb auch der Satz wieder mit einer Fermate schließt. Im dritten und letzten Satz ertheilt nun die Kleine den alten Herren ihren weisen Rath, wie sie solches Unglück verhindern sollen, und dieser Rath lautet:

„Väter laßt euch's Warnung sein:
Sperrt die Zuckerplätzchen ein!“

Sie wiederholt dies dreimal! Die Fermate bei der dritten Wiederholung läßt uns zwar vermuthen, die Kleine halte selbst das Einsperren der Zuckerplätzchen und jungen Mädchen für eine ganz vergebliche Mühe, wenn man einerseits ernstlich darauf ausgeht zu naschen, und andrerseits herzlich bereit ist sich naschen zu lassen; aber diese kleine Bedenklichkeit beirrt sie nicht und sie wiederholt wohlgemuth ihr: „Sperrt die jungen Mädchen ein! — sperrt die jungen Mädchen — die Zuckerplätzchen ein! sperrt sie ein! sperrt sie ein.“

Dieser niedlichen Bluette ist keine Jahreszahl beigesetzt. Ihrem innern Gehalte nach zu urtheilen, stammt sie aus der späteren Zeit Mozart's, wo er alle falsche Sentimentalität und Ueberschwenglichkeit glücklich von sich abgethan hatte und immer vollkommen Meister des zum Componiren gewählten Stoffes war. — Freund Kayser machte mich darauf aufmerksam, daß auch wohl die Textesworte der Piece von Mozart herrühren, und bei genauerer Prüfung wäre ich um so mehr geneigt, der Ansicht Kaysers beizustimmen, als das Tonstück ganz unzweifelhaft eine Improvisation ist und Mozart, wie bekannt, bei solch improvisirten musikalischen Schnurren den Text fast immer selbst dazu dichtete; indeß mit Gewißheit kann ich in diesem Falle um so weniger angeben, als ich mit der Piece erst durch Freund Kaysers Mittheilung bekannt wurde, bei welchem ich überhaupt Manches fand, was mir in der reichen Sammlung Aloys Fuchs in Wien nothwendigerweise entgehen mußte, da die vielen Berufsgeschäfte meines Wiener Freundes in seiner doppelten Eigenschaft als Beamter und k. k. Hofkapellsänger ihm nur Muße ließen, mich mit den Hauptschätzen seiner Sammlung bekannt zu machen, von denen Mozart's sämmtliche Werke und Autographien zwar den unschätzbarsten, aber bei weitem nur kleinsten Theil bilden, mich interessirten aber auch die Werke Salieri's, Schenk's, Haydn's, Süßmayer's, Kauer's, Weigl's, Müller's, kurz aller mit Mozart gleichzeitig in Wien lebenden Componisten, der Werke Beethoven's nicht zu gedenken. Eine Bemerkung, die „Warnung“ betreffend, sei mir schließlich noch gestattet: Wer würde in dieser reizenden, Schalkheit und Laune athmenden Drollerie den Schöpfer des tiefreligiösen großartigen „Ave verum corpus“ erkennen? — und doch, wer hier von „Gegensätzen“ reden wollte, die in Mozart's Natur begründet gewesen, würde dadurch nur darthun, daß er in einem argen Irrthum befangen, Mozart's eigentliches Wesen zu erkennen, völlig unfähig sei. — Von Gegensätzen, nemlich wirklich heterogenen, kann hier keine Rede sein; in Mozart's Künstlerseele war alles klar und harmonisch geordnet, und wir begegnen bei ihm, dem größten deutschen Componisten, ganz derselben bewunderungswürdigen Objectivität, der wir bei dem größten deutschen Dichter, Goethe, begegnen.

Ich zweifle sehr, daß, wo von wirklichen Gegensätzen die Rede sein kann, ein Künstler im Stande ist, und besäße er sonst das größeste Genie — so objectiv zu schaffen wie Goethe und Mozart es vermochten. Weder Beethoven noch Schiller

waren dessen fähig, während es Carl Maria von Weber und der in seinem Privatleben so unglückliche Dichter Grabbe schon bei weitem besser damit gelang. — Unsere neuern Componisten scheinen von vorne herein darauf zu verzichten, und das ist sehr schlimm.

10. Meine Wünsche.

„Mein Gott! was giebt es denn hier zu commentiren?“ werden manche Leser und vielleicht auch manche schöne Leserin ausrufen, nachdem sie das Mozart'sche aus nicht mehr denn 35 Takten bestehende Lied (von denen noch 5 auf das Vor- und 7 auf das Nachspiel kommen) gespielt und gesungen haben. — „Das Lied — werden sie fortfahren — ist hübsch, singt sich gut, hört sich gut an, aber eines Commentars dürfte es ganz gut entbehren können.“ Das ist wohl wahr und wenn sich's hier nur ums Entbehren könnte handeln, so bedürfte streng genommen keine Mozart'sche Composition einer weiteren Erläuterung. Eben dadurch unterscheiden sie sich von unsern Zukunftscompositionen, von denen die Componisten selbst fürchten, daß ohne einen ausführlichen Commentar in Worten kein Mensch im Stande sein würde, aus ihrer Musik herauszuhören, was sie damit eigentlich gemeint. — Es handelt sich aber hier nicht darum, daß Mozart's Lied eines Commentars entbehren kann, sondern darum: unsern Lesern ihre Freude an den Schöpfungen des Meisters zu erhöhen, indem wir sie auf so Manches aufmerksam machen, was ihnen doch wohl oft bei einem ein- oder zweimaligen Durchspielen und Singen entgangen sein dürfte, und was doch vom höchsten Interesse für alle Diejenigen ist, denen das Studium Mozart's in seiner Eigenschaft als Mensch und Künstler vorzugsweise hohen geistigen Genuß gewährt. — Solchen dürfte aber ein Commentar dieses Liedes nicht unwillkommen sein, und in der That giebt es hier mehr zu commentiren, als es auf den ersten Blick den Anschein hat.

„Das Lied ist hübsch, singt sich gut, hört sich gut an!“ Das Lob ist so leicht auszusprechen, erscheint auch so ganz natürlich, daß man kaum daran denkt, zu welch hohem Ruhme es dem Meister gereicht, und doch ist dies der Fall und meine Leser werden dies wir nicht, ohne überrascht zu sein, zugestehen, wenn ich ihnen sage, daß es sich hier um einen gewöhnlichen Wiener Gassenhauer handelt, wie Mozart nicht wenige eigends für Harfenisten auf Bestellung schrieb. In der Regel wurde ihm ein solches Musikstück von den Bestellern, je nachdem es ihre Kräfte zuließen, mit 5 bis 10 Gulden Münze honorirt, und hatte Mozart nur zu oft Ursache, eines solch kleinen Nebenverdienstes sich herzlich zu freuen. — Der erste Blick auf den Text belehrt uns, daß es ein gelegentliches Loblied auf den guten Kaiser Joseph ist, Form und Ausdruck sind ganz auf die Gefühls- und Denkungsweise des Wiener Volks von damals berechnet, und wirklich blieb das Lied noch lange Zeit nach Josephs Tode ein beliebtes Volkslied, indem man den Namen Joseph in Leopold und später in Franz umwandelte. Erst als Joseph Haydn mit seiner Volkshymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser“ hervortrat, hörte Mozart's Lied auf, eigentlicher Nationalgesang zu sein, was übrigens den Werth der Composition um so weniger Eintrag that, als sie jetzt in den Salons heimisch geworden, mit Geschmack und Geist aufgefaßt, erst ihrem vollen Gehalte nach erkannt wurde. Daß dieser bei einem Mozart weit über den Gehalt eines gewöhnlichen Gassenhauers hinausreichen mußte, verstand sich von selbst, und ihr gleies bei allen dergleichen Liedern, welche Mozart für solche Gelegenheiten schrieb, der Fall; damals aber, als er diese „Wünsche“ componirte, muß er ganz besonders bei guter Laune gewesen sein. Das Lied, wie anspruchslos es klingt, ist mit einem so feinen tiefen Verständniß aufgefaßt, mit so glücklichem Humor vom ersten bis zum letzten Takte durchgeführt, daß bei näherer Betrachtung desselben unser Erstaunen noch größer als selbst unser Ergötzen ist. — Um Mozart's Humor, wie er in diesem Liede sich ausspricht, ganz zu erkennen, muß man die herrliche Kaiserstadt und das lebensfrohe, gutmüthige und phantasiebegabte Wiener Volk aus eigener Anschauung kennen. — Mozart führt uns hier einen ächten Wiener Vorstädter, — etwa einen aus Mariahilf, der Josefsstadt oder Alsergrund vor; er mag eben einen Seitl Heurigen zu Gemüthe geführt haben und hat in Folge dessen große Rosinen im Kopf bekommen; er wünscht sich was und daß es nichts Gewöhnliches, sagen und sehen die vier und einen halben Takt Vorspiel, wo denn in der Oberstimme der eine immer höher hinaus will wie der andere. Höchst ergötzlich nimmt sich der fünfte Takt aus: während die Oberstimme in einer Dreiviertelnote die Octave des Grundtons A anschlingen läßt, macht der Baß in drei Vierteln einen ganz absonderlichen Hochsprung. Doch das hindert unsern Wiener nicht, im gemessenen C-Takt (Allegro, A-dur) und zu verkünden, was er möchte! — Kaiser möchte er sein, wirklich sein, nicht bloß scheinen, wie aus seiner gewichtigen Betonung der einzelnen Worte klar hervorgeht. Der ehrliche Bursche fürchtet, seine Kameraden, von denen er weiß, daß sie ebenfalls ihr Seitl genommen haben, könnten ihn mißverstehen, wenn er nicht recht klar und deutlich sagte was er möchte, also: Ich möchte wohl der Kaiser sein! der Kaiser sein! — Habt Ihr das verstanden? — Nachdem er sich überzeugt hat, daß er nicht mißverstanden worden, sagt er uns nach zwei Takten Zwischenspiel, was geschehen würde, wenn er Kaiser wäre! — Den Orient wolle er erschüttern, die Muselmänner sollten zittern und Constantinopel wäre sein. — Unser Mann geräth dabei so in Feuer, daß er gar nicht darauf achtet, wie unbarmherzig ihn der Baß: „Ahhhhhh!“ in der kleinen Octave auslacht, sondern er wiederholt es: Ich möchte wohl der Kaiser sein, der Kaiser sein! Und nun frage ich: wer sieht ihm nicht im Nachspiele mit kaiserlicher Grandezza im schönsten Parademarschschritt den musikalischen Corridor sein, so gut es eben Einer kann, der sich den Heurigen a bissel zu gut schmecken ließ. — Das Lied hat noch drei Verse und im dritten ist der gute Wiener der Meinung, daß weil der gute Kaiser Joseph bereits Alles gethan, was er, der Wiener, thun möchte, der Kaiser Joseph nur immer Kaiser bleiben möge. — Geht man nun das Liedchen noch einmal aufmerksam durch, so findet man dann auch, daß Mozart es verstand, eine und dieselbe Melodie ohne allen Zwang vier verschiedenen Versen dergestalt anzupassen, daß nicht nur jedem Worte, sondern selbst jeder Silbe, was richtige Declamation betrifft, ihr vollstes Recht wird. — Was sagen unsere Zukunftscomponi-

sten kann, welche die Melodie verwerfen, weil sie — wie sie sagen — mit der richtigen Declamation sich nicht vereinigen lasse? — — —

Wir können es uns nicht versagen, folgende, recht hübsche Parodie des oben besprochenen Liedes hier mitzutheilen.

Ich möchte selbst ein Mozart sein!
Die tollen Opern müßten schweigen,
Cantatte nicht mehr Unsinn zeigen,
Mit dem Naturschwerdt schlüg ich drein:
Ich möchte selbst ein Mozart sein!

Ich möchte selbst ein Mozart sein!
Auch Philosophen wollt' ich lehren,
Den Tempel der Vernunft zu ehren,
Ihr neues Dekkam stürmt ich ein:
Ich möchte wohl ein Mozart sein!

Ich möchte selbst ein Mozart sein!
Kein Dichter dürft' in Seifenblasen
Mir weiter tändeln oder rasen,
Dem würde nie mein Lied ich weih'n:
Ich möcht' selbst ein Mozart sein!

Ich möchte selbst ein Mozart sein!
Der kommen Frömmelei zu wehren,
Und zu dem Gotte zu bekehren,
Daß alle Wesen sich erfreun:
Ich möchte wohl ein Mozart sein!

Ich möchte selbst ein Mozart sein!
Doch er, der Menschheit großer Retter,
Er ist nicht fern der Gott der Götter;
Dann wird, was auch die Heuchler schrein,
Bald einer Luther-Mozart sein!

Ernst Waldmüller.

11. Die Zufriedenheit.

Dieses herzige tiefgefühlte Lied (Andante, B-dur, 6/8 Takt) erlernte ich schon in meiner frühen Kindheit von meiner guten Mutter, und ich fühlte mich seltsam bewegt, als ich es unvermuthet in dem von dem Herrn Herausgeber dieses Albums mir gesandten Anhängebogen zu Gesichte bekam. — Das ist eines jener Lieder, welche Mozart nicht auf Bestellung geschrieben haben dürfte, man sieht es demselben an, er sang es sich selbst. — Die Ausarbeitung zeugt von ungemeiner Liebe und Sorgfalt; die Begleitung ist, da wo sie mit der Singstimme geht, äußerst gut gehalten und kann jedem Liedercomponisten als Muster dienen, wie der Gesang im Liede begleitet werden soll. — Der Vortrag dieses Liedes ist nicht leicht, es verlangt neben richtigem Verständniß und innigem Gefühl eine sympathetische Stimme, der eine bedeutende Modulationsfähigkeit nicht abgeht. Mozart, der sich in seinen Opernarien nur zu oft den Anforderungen der Sänger und Sängerinnen fügen mußte, hat diesen oft in seinen einfachsten Liedern Aufgaben gestellt, welche selbst vorzüglichen Opernsängern zu schaffen machen, als dies ihre gewöhnlichen Kehrte gar keine Anwendung finden können. So z. B. bietet hier die Stelle vom 21sten Takte an: „Mein frohes und zufriedenes Herz, sang mir der Melodie der Hymne", was den richtigen Vortrag im Sinne der Composition betrifft, grade den an Bravourgesang gewöhnten Sängern eine Klippe dar, an der Mancher der sich sicher wähnt rettungslos scheitern dürfte, und werde ich hier lebhaft an jene Anekdote erinnert, wie Mozart als Knabe einen hochmüthigen italienischen Sänger, dessen Gesang er begleiten mußte, dadurch außer Fassung und zum Fehlen brachte, daß er in seiner Begleitung eine vollkommen richtige Ausweichung anbrachte, auf die jener Sänger, ohne es zu wissen, einging und es erst bei einer Seitenstelle merkte, wie weit ab vom Wege ihn Mozart geführt.

12. Bundeslied.

Ein in allen Logen eingebürgertes Maurerlied für vier Männerstimmen, Begleitung ad libitum, G-dur 3/4 Takt. — Wir wissen aus der „Zauberflöte", wie Mozart dergleichen Gesänge zu behandeln verstand, und in erhabener Einfachheit und Kraft reiht sich dieses Bundeslied seinen Priesterchören würdig an; wenn auch freilich Mozart in diesen Tegleren das von ihm alles gab, was sich in dieser Art geben läßt. Was dieses Bundeslied betrifft, so mache ich namentlich jüngere Componisten nur noch auf die herrliche Stimmenführung in den letzten acht Takten aufmerksam, sie können Viel daraus lernen! —

13. Wiegenlied.

Dieses reizende, allbekannte Lied, welches ich unzählige Male als Uebungsstück in Gesangschulen vortragen hörte, wurde von Mozart bei der Geburt des jüngsten Sohnes des Erzherzogs Leopold componirt. Ihre ich nicht, so war es der noch lebende Erzherzog Ludwig, jüngste Bruder des Kaisers Franz, derselbe, dessen Geburt die Kaiserin Maria Theresia von ihrer Hofloge aus dem Publikum des Burgtheaters mit den Worten verkündete: „Den Pöbl' sein Bub hat a'n Bub'n kriegt!" — Was das Wiegenlied betrifft, so ist es zu allbekannt und beliebt, als daß ich mehr darüber zu bemerken nöthig als für Nichtmusikkenner — von denen es ja auch oft genug gesungen wird — daß es aus F-dur geht, daß die Taktart 6/8 und das Zeitmaß Andante ist. Jeder, der es singt oder hört, weiß es und fühlt es, daß es ein ächtes Wiegenlied ist, und daß das sanfte Schaukeln und Wiegen nicht besser und treuer ausgedrückt werden kann, als Mozart es durch seine Melodie, durch Takt, Zeitmaß und die Pausen bald den Gesang, bald die Begleitung auf kurze Zeit unterbrechenden Pausen ausdrückt. So versteht denn auch nur in den seltensten Fällen seinen Zweck: kleine Weltdürger bald in süßen Schlummer zu lullen.

Hiermit beschließen wir unsere Erläuterungen über Mozart's Liedercompositionen. Die nun folgenden Opernsänge bedürfen keines Commentars, da sie von allen Bühnen der civilisirten Welt in's Volk gedrungen sind.

Anhang.

Winzer und Sänger.

Operette in einem Akt. Mit Musik von W. A. Mozart. Text von J. P. Lyser.

(Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt.)

Personen.

Joseph Meyerhofer, Winzer und Wirth zum grünen Baum.
Kathi, seine Tochter.
Aloys Peierl, sein Kellner.
Emanuel Schikaneder, Director des Theaters auf der Wieden.
Wolfgang Amadeus Mozart.
Signora Bondini, Sängerin.
Mathias Danzelmeyer, Dorfschulze und Bader.
Herren und Damen aus Wien, Landleute, Schiffer, Musikanten.

Die Handlung geht in dem an der Donau, am Fuße des Leopoldsberges gelegenen Dorfe Nußdorf, zwei Meilen von Wien vor. — Zeit: im Sommer des Jahres 1788.

Platz vor dem Gasthause „zum grünen Baum" in Nußdorf; das Haus rechts im Vordergrunde, vor dem Hause unter einer Gruppe von Kastanienbäumen und Linden. Im Hintergrunde die Donau, ganz in der Ferne Wien.

Erste Scene.

Meyerhofer. Kathi. Aloys.

No. 1. Terzett.

(Così fan tutte. No. 1: La mia Dorabella.)

Kathi.

Ach, Vater, so seid's doch kein garstiger Mann!
Mir bricht sonst vor Kummer das Herz noch entzwei!

Aloys.

Ihr sagt mich zum Lauf, was hab' ich gethan?
Ich lieb' Eure Tochter so redlich und treu.

Meyerhofer.

Ich kenn' Euch, Bagasche! ich hab' Euch studirt,
Und glaube's nicht, daß Ihr einen Lauf revirt.

Kathi und Aloys.

Ach, denkt der Vater, wir heuchelin und lügen?
Wir reden die Wahrheit' wir lieben uns Beid'! —

Meyerhofer.

Jetzt gehts Euren Weg'! Ich will nix mehr hören!
(zu Aloys) Er kann sich nur scheeren! (zu Kathi) Dich will ich schon lehren!

Nun gehts, laßt mich aus. —

Aloys und Kathi.

So haben doch Erbarmen! Laßt Euch doch erweichen!
Wenn Zwei sich lieben und sollen sich trennen,
Das ist ja ein Graus!

Meyerhofer. Und dabei bleibt's! (zu Aloys) Schnür' Deinen Bündel und troll' Dich aus meinem Hause! und je eher je lieber auch aus dem Dorfe! Was ich gesagt hab', das hab' ich gesagt!

Kathi. Aber lieber Vater!

Aloys. Aber, lieber, bester Herr! —

Meyerhofer. Stad seyd's alle Beid' den Augenblick, oder — Es kennt mich, wenn ich grad weiß!

Aloys (vermeint). Ja, vor einen grobn hartherzigen Mann ist der Herr halt in ganz Nußdorf bekannt.

Kathi (schluchzend). Das ist wahr! Sogar in Wien reden die Leut' davon.

Meyerhofer. Nu hör mir ein Mensch die Bagasch an! — Erst suchens meinem väterlichen Herzen durch Bitten und Schmeicheleien zarteres Gefühle einzuflößen, und wenn ich als Vater und treuer Mann meinen Charakter treu, das heißt ungerührt bleib, so schimpfens wie zwei Rohrspatzeln.

Aloys. Ich schimpf' nicht! Ich sag' nur die Wahrheit.

Kathi. Ja der Vater ist ein Haupt-Tyrann, weil er nicht zugiebt, daß ich meinen Aloysl heirathen darf!

Meyerhofer. Halt weiter keine Schwierigkeit! a reiches Madl und will einen armen Lumpen heirathen!

Aloys. Na hörens, arm bin ich, aber a Lump bin ich nicht!

Meyerhofer. Jeder Mensch, der kein Geld hat, ist ein geborner Lump und bleibt ein Lump, so lange bis er ein Geld bekommt. Uebrigens hab' ich für meine Tochter schon eine standesmäßige Parthie ausgesucht.

Kathi. Den alten garstigen dummen Dorfschulzen.

Meyerhofer. Er hat ein Geld!

Kathi. Wie kann der Vater verlangen, daß ich einen solchen Krautkopf heirathen soll.

Meyerhofer. Er hat ein Geld!

Kathi. Aber hat denn der Vater keine Augen im Kopf? schaut er doch nur den Aloysl an.

Meyerhofer. Der hat kein Geld. Kurz und gut! Du heirathst meinen Gevatter, den Herrn von Danzelmeyer.

Kathi. Kurz und gut: ich heirath ihn nicht! Lieber spring' ich in die Donau.

Aloys. Kathi! ich spring mit Dir.

Meyerhofer (böse). Anjetzt hab' ich genug. (zu Kathi) Marsch, in's Haus! auf Deine Kammer! (zu Aloys) Er schnürt, wie ich ihm gesagt habe, seinen Bündel, und treff' ich ihn in einer Stund' noch auf meinen Grund und Boden, so — Na, Er kennt mich, wenn ich grob werd'! (Zieht Kathi, welche sich sträubt, und im Abgehen Aloys Kußhände zuwirft, mit sich in's Haus.)

Aloys (allein). Freilich kenn' ich ihn, den Brummbär! Aus dem Haus muß ich mich schon packen, sonst riskir' ich eine Tracht Prügel! Aber aus dem Dorf mich wegzujagen, hat er keine Gewalt. Ich geh' drüben zum Keisenwirth in Condition, da hab' ich wenigstens den Trost, daß ich meine Kathi alle Tage sehen kann, wenn auch nur von Weitem.

No. 2. Ariette.

(Cosi fan tutte. No. 17.: Un aura amorosa.)

Aloys.

Mein Mädchen zu sehen, o Wonne und Freude!
Was sonst ich auch leide,
Dies bannt meinen Schmerz.
O, wird mir's gelingen
Sie mir zu erringen:
Wo giebt's dann auf Erden ein glücklicheres Herz? —
Hier schwör' ich auf's Neue,
Mein Mädchen, dir Treue!
Was immer der Bauer, der strenge, auch spricht:
Wir lieben uns Beide und trennen uns nicht!

(Nach der Ariette Aloys in's Haus ab.)

Zweite Scene.

Eine Gondel kommt die Donau herauf von Wien hergefahren; in der Gondel befinden sich außer mehreren eleganten Herren und Damen Signora Bondini, Mozart und Schikaneder.

No. 3. Chor.

(Idomeneo. No. 14.: Placido è il mar, andiamo.)

Ueber die leichten Wogen
Kommt unser Kahn gezogen.
Wonne! Wonne, rauschet die blaue Donau.
Wie hold sind diese Auen
:,: Im Lenzesschmuck zu schauen! :,:
:,: Nur zu! — an's Land! :,:
Leb' wohl, du schöne blaue Donau,
Schöne blaue Donau du.

(Während des Nachspieles legt die Gondel an und die Gesellschaft begiebt sich an's Land.)

Mozart. Nun, da wären wir! Ein himmlischer Tag, ganz wie zum Verlieben geschaffen! Was meinen Sie, Signora Bondini?

Bondini. Ik meinen il Signor Amadeo sein eut wieder sehr kelaßen auher.

Mozart. Ausgelassen meinen Sie? Nicht doch! Aber außer mir allerdings, nemlich vor Liebe zu Ihnen.

Bondini. Oue perfido! — aben er nickt ein Gehmahlin, was werden saak Signora Constanze, wenn er erfahr, daß Sie maken mein Cicisbeo?

Mozart. Und was glauben Sie, daß Signora Bondini dazu sagen wird?

Bondini (naiv). O, der wissen das und sagen nix, weil er wollen aben wieder eine Opera a la Don Giovanni e Nozze di Figaro.

Mozart (lacht). Vortrefflich! und meine Stanzerl weiß es auch, und ist weder Ihnen noch mir gram darum, denn sie sind eine ausgezeichnete Sängerin, eine liebenswürdige Frau, eine treue Freundin und endlich —

Bondini. Nu, was endelik?

Mozart. Endlich weiß meine Stanzerl eben so gut wie ich, was jener Weise von den Frauen sagte. (Zu der übrigen Gesellschaft) Hören Sie nur, meine Damen und Herren! es geht Sie Alle an.

No. 4. Ariette mit Chor.

(Cosi fan tutte. No. 30.: Tutti accusan le donne.)

Mozart.

Weiber wollen: daß wir die Treue bewahren!
Aber so sagt doch, wo habt Ihr erfahren
Daß Weiber die Treue bewahrt?
Sie hassen's Einerlei und lieben
Mitunter 's Fischen sehr — im Trüben!
Wechseln ist beliebte Mode. —
Seht nur die Jungen, die Alten — seht
Alle und jedes: —
„Keine läßt's mausen!“

Chor.

Keine läßt's mausen!

Bondini. O Sie sein ein gran Bösewickt, zu sing solke Anzüglikkeit.

Schikaneder. Aber ich bitt' Dich, Wolferl, anjetzt laß die Narrheiten, und denk' endlich d'ran, was Du mir versprochen hast und weshalb ich eigentlich mit Euch hierher kommen bin.

Mozart. Beruhige Dich, erhabener Beherrscher der Bretterwelt an den romantischen Ufern der Wien! Du sollst nicht vergeblich gekommen sein.

Bondini. Was aben il Signor Emanuel?

Schikaneder. Nix hab' ich, aber ich möcht' was haben, nemlich einen jungen Menschen mit einer ausgiebigen Tenorstimme.

Bondini. Dio! geben es nick einer Menge Primo uomo in Wien?

Schikaneder. Schauens, die kann ich all' nöt brauchen, denn Erstens sein's mir viel zu theuer und Zweitens singens nöt, wie ich's haben will; ich will mir extra für mein Theater einen Tenor auf ganz neue Weise ziehn, der Mozart soll mir dabei helfen und der Tenor mit der neuen Method' wird dann die ganze Wiener Menschheit in mein Theater ziehen, daß meine anjetzt immer leere Kasse wieder voll werd'. Ich sag' Ihnen, ich kenn's Publikum!

Mozart. Aufgeschaut, Mannerl! da kommt eben unser Mann —

Dritte Scene.

Aloys. Die Vorigen.

Aloys (mit einem Bündel auf dem Rücken, aus dem Hause kommend). So leb' denn wohl du grüner Baum, in welchem meine erste Liebe ausgeschlagen ist und grünt und blüht hat, bis der Sturm der väterlichen Grobheit und Hartherzigkeit zwischen mir und die holde Blüthe meines geliebten Gegenstandes fahren ist! Aber Muth, Aloys'! vielleicht blüht dir

beim dicken Lindenwirth die Rose des Glücks. (Er will, ohne die Gesellschaft bemerkt zu haben, links ab. Mozart vertritt ihm den Weg.)

Mozart. Steh' Burich! Was ist das, verläßt Du den grünen Baum?

Aloys. O je! der Herr von Mozart, is das eine Freud'! —

Mozart. Ob ich Antwort bekomm'! Wohin willst Du?

Aloys. Zum Rosenwirth, und wenn ich bei dem keine Condition bekomme, in die Donau.

Mozart. Bist Du ein Narr?

Aloys. Nein, aber ein Verzweifelnder.

Mozart. Wie so?

Aloys. Der grobe Meyerhofer hat mich aus dem Dienst jagt.

Mozart. Weshalb?

Aloys. Weil seine Tochter, die Kathi, und ich einander lieben, was er nicht haben will.

Mozart. Warum nicht?

Aloys. Weil ich, wie er sagt, ein armer Lump bin, er die Kathi an den alten Dorfschulzen verheirathen will, der ein unmenschliches Geld hat.

Mozart. Und ein Narr ist, wie's keinen Zweiten giebt.

Schikaneder. Is das eine Geschicht'!

Mozart (lebhaft). Mannerl! — Donella Bondini! — Meine Herren und Damen! — Dieser junge Mensch, welchen Sie hier in der Gestalt eines gewöhnlichen Zahlkellners erblicken, ist mein Freund, welchem ich viel schuldig bin, von der Zeit her, da er noch in den drei Raben am Haarmarkt conditionirte.

Aloys (leise). Redens doch nicht mehr davon, Herr von Mozart.

Mozart. Ich will davon reden! Es ist keine Schande für ein Genie, wenn es Schulden hat.

Schikaneder. Gewiß nöt, nur manchmal a Unglück.

Mozart. Ja, wenn man's so arg macht wie Du! — (wieder zur Gesellschaft) Jetzt ist dieser junge Mensch nicht nur mein Freund, sondern auch mein Schüler, seit ich die Entdeckung machte, daß er einen ausgezeichneten Tenor besitzt. Frisch, Aloys'l! sing' eins, damit die Herren und Damen hören, daß ich die Wahrheit geredet habe.

Aloys. Ja — aber die Herrschaften müssen verlieb nehmen, denn im Grund ist mir heut' gar nicht singerlich zu Muthe. (Er legt seinen Bündel ab, tritt vor und singt.)

No. 5. Arie.

(Idomeneo. No. 2.: Non ho colpa.)

Aloys.

Ich bin schuldlos! — und Du verdammst mich!
O Geliebte! für die ich lebe, Du die Göttin meines Herzens!
Das ist euer Werk, ihr Götter,
Daß ich diese Qual erdulde
Und sterbe
Für ein unbekanntes Vergehn.
Diese Brust mir zu durchbohren
Harr' ich nur auf Dein Verlangen!
Zwar les' ich's in Deinen Augen,
Doch ein Wort aus Deinem Munde
Dieses nur begehr' ich noch.

(Nach der Arie applaudirt die ganze Gesellschaft. Schikaneder eilt voll Entzücken auf Aloys zu, reißt ihn an seine Brust und ruft freudenvoll.)

Schikaneder. Jüngling! Du bist zu großen Dingen berufen! Ich angaschir' Dich auf der Stell' mit fünf Gulden Münz Wochengage, drei Gulden Garderobengeld jährlich, einem halben Benefice und 12 Kreuzer Spielhonorar.

Aloys. Was wollen's von mir, Ew. Gnaden! Lassens mich aus!

Schikaneder. Nein, ich laß Dich nicht aus! ich muß Dich haben und sollt' ich monatlich noch vier Zwanziger zulegen! Wolferl, hilf mir ihn fangen.

Mozart (lacht). Sei ruhig, Mannerl! er wird sich geben! Aber wir müssen ihn zu seinem Mad'l verhelfen.

Aloys. Zu meiner Kathi? Ach, Herr von Mozart, wenn ich meine Kathi bekomm', so laß ich mich bei lebendigem Leibe zurichten wie ein Spanferkel, einen Spickhahn oder einen gschoppten Indian'l. —

Mozart. Sie hören's, meine schöne Damen und Herren, wie treu dieser Jüngling liebt! Wer will mir behülflich sein, ihn auf eine lustige Weise zu seinem geliebten Gegenstand zu verhelfen?

Die Herren und Damen. Ich! Ich! Wir Alle!

Mozart. Wohl! ich kenne das Terrain genau! wir wollen eine Comödie aufführen. Mein Plan ist fertig! Sie, meine göttliche Zerlina-Bondini, übernehmen die Hauptrolle.

Bondini. Ma io parlare tedesco nur sehr wenig.

Mozart. Das paßt eben in meinen Plan. (zu Schikaneder) Mannerl, Du wirst einen Seneschal vorstellen.

Schikaneder. Meinetwegen den Großmufti! wenn ich nur meinen ersten Tenor bekomm'! —

Mozart (im Tone des Franz Moor). Ich sage Dir, Du sollst den Aloys'l haben! haben sollst Du ihn von meiner Hand! (zu Aloys) Adrett, Junge, führ' uns nach dem Bergkeller! *) (zur Gesellschaft) Dort sollen alle Rollen vertheilt werden, (zu Aloys) und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn nicht noch bevor die Nacht hereinbricht, Deine Kathi die Deinige würde.

No. 6. Lied mit Chor.

(Cosi fan tutte. No. 26.: Donne mi la. fate a tanti.)

Mozart.

Froher Sinn und leichter Muth,
List und Liebe im Vereine! —
Freund, die Sachen stehen gut,
Dir gewonnen wird die Kleine.

Chor.

Froher Sinn und leichter Muth!

Mozart.

Alle Thoren zu betrügen,
Schönen Mädchen uns ganz zu weih'n!
Sie nach Herzenslust vergnügen,
Jedes Hinderniß besiegen,
Das soll stets Beruf uns sein.

Chor.

Das soll stets Beruf uns sein.

---

*) Der [illegible] ist ein noch heute bestehender, beliebt[illegible] [illegible] Biergarten, mit einer bezaubernden Aussicht.

Mozart.

Froher Sinn und leichter Muth,
Lassen Alles bald gelingen,
Was mißlingt der blinden Wuth,
Wirst mit Lachen Du vollbringen.
Glaubt, er geht uns in die Falle,
Prellen wollen wir den Fuchs.

Chor.

Prellen wollen wir den Fuchs.

Mozart (zu Aloys.)

Nur mag's gescheidt,
Du sollst noch beut',
Als Bräut'gam Dich freun. —
Und der Herr Fuchs —

Chor.

Der wird brav ausgelacht!

(Alle ab.)

Vierte Scene.

Mathias Danzelmeyer tritt auf.

No. 7. Arie.

(Allegro-Satz, E-dur, im letzten Finale aus Cosi fan Tutti. Miei Signori tutto è fatto.)

Matthias.

Ruhm und Ehre
Und Bewunderung
Blühen mir auf allen Wegen!
So als Dichter,
Und Barbierer
Und als hohe Obrigkeit!
Alle Herzen huld'gen mir!! —
Ganz natürlich!
Ganz gewöhnlich!
Kann's Anders sein?
Wer kann so wie ich barbieren,
Wer wie ich versificiren,
So, was Jus ist cajoliren,
Heilige Poesia!!
Wer kann so wie ich barbieren,
So wie ich rectificiren,
Die Partheien glatt rasiren?! —
Wer will wagen,
Er mag's sagen,
Ha! der Ruhm bleibt mir allein.

(spricht

Oder ist man so stupide, sich einzubilden, um einen berühmten Poeten, einen graduirten Barbierer und eine Hochwohlweise Ortsobrigkeit in einer einzigen Person vorzustellen, genüge der erste beste ungeschliffene Nußdorfer Bauerlümmel? Mit Nichten, und darum wiederhole ich kühn:

(Coda fortissimo.)

Dieser Ruhm bleibt mir allein!

Fünfte Scene.

Meyerhofer. Mathias.

Meyerhofer. Ah schön, Gevatter, daß ich Euch treff'! ich hab' Euch eine erfreuliche Neuigkeit mitzutheilen, — dem Aloys'l, der Euch immer ein Dorn im Auge war, hab' ich vor einer Stunde mit Schimpf und Schande davon gejagt. Es kennt mich, wenn ich grob werde und ich versichre Euch, ich war noch gröber wie an ungarischer Ochs.

Mathias. Bene! Benissimum! Da habt Ihr Euch als Mann von Humanität und Intelligenz bewiesen, um würdig der Ehre theilhaftig zu werden: mich als Schwiegersohn zu begrüßen, mich, der ich in der gedachten Eigenschaft als Schulze und Bader, das ganze, seit Leopold dem Heiligen, glorreich-berühmte Nußdorf regiere und barbiere! — Aber wo weilt meine holde Braut, daß ich ihr das jüngste Kind meiner Muse widme? —

Meyerhofer. Was? a Kind habt Ihr? — und das wollt Ihr meiner Tochter widmen? Ich bitt' Euch, macht mir keine Streich' vor der Hochzeit! Die Kathi versteht in dieser Hinsicht keinen Spaß; schafft Euch den Balg vom Hals und das Weibsbild, die Muse, dazu, sonst kann ich die Kathi nicht zwingen, daß sie Euch heirathet; freiwillig thut sie es ohnedies nimmer.

Mathias. O santa simplicitas! — wie sehr versteht Ihr mich miß, indem Ihr von einem schreienden Zeugen schnöder Gluth zu einem irdischen Weibsbilde faselt. Das Kindlein, welches ich Eurer Tochter, der lieb- und tugendsamen Kathi zu widmen gedenke, ist nichts anderes als eine wohlgesetzte Declaration d'Amour, zu deutsch: Liebeserklärung in Versen, erzeugt in der jüngsten Umarmung, deren mich die Muse der Dichtkunst (deren Name mir nicht gleich beifällt, die aber eine wirkliche Göttin ist) würdigte.

Meyerhofer. Ah, das ist ein Geplausch, davon ich nix verstehe.

Mathias. Welch ein Unglück ist es, daß Ihr bei all Euerm Reichthum ein Ignorant seid, mit dem weder ein Jünger der hehren Themis, noch des goldgelockten, lorbeergekrönten Apoll sich in auf dem Kothurn einherschreitender Conversation zu ergehen vermag.

Meyerhofer. Ja, dafür bin ich grob.

Mathias. Und zwar classisch! Dieser Ruhm bleibt Euch! —

Sechste Scene.

Die Vorigen. — Mozart als Courier verkleidet, mehrere Herren als Postillione und Läufer treten rasch auf.

No. 8. Chor.

(Cosi fan tutte. No. 8.: Bella vita militar.)

Chor.

.:. Auf bereitet alles wohl, .:.
Unsr'e Fürstin zu empfangen!
Schmückt das Thor mit duft'gen Kränzen,
Im Pokal den Wein laßt glänzen!
Reich und köstlich sei das Mahl!
Laßt Trompeten schmetternd schallen
Und Kanonen donnernd knallen,
Singt zum Preis der Schönheit
Jubelnd Hoch!
Singt zum Preis der Schönheit Hoch!
.:. Hoch! die Schönheit lebe hoch! .:.

Mozart (mit der Courierpeitsche knallend). Wirthshaus! Heda, Wirthshaus! Poz Himmel-Tausendsapperment! wo ist der Esel von einem grünen Baumwirth?

Meyerhofer (vortretend). Der grüne Baumwirth Joseph Meyerhofer bin ich, aber heißens mich keinen Esel! — ich werd' sonst grob! —

Mozart. Da ist er eben ein rechter Esel! Denn ein Gastwirth soll höflich gegen seine Gäste sein! Uebrigens kann ich noch gröber werden. (Geht auf ihn los und knallt ihm mit der Peitsche um die Beine.)

Meyerhofer (zurückweichend). Au, au! hörens auf! ich glaub's schon, daß sie noch gröber sein können als ich — gebens Friede! wir wollen gute Freunde sein.

Mozart. Der Teufel hole seine Freundschaft! Marsch, rühr er sich! schaff er an, meine Prinzessin mit ihrem Seneschall nebst Gefolge werden gleich da sein. — Nun, was steht er noch da und bläst Maulaffen fei.

Meyerhofer. Wie? Was? Eine Prinzessin will bei mir einkehren?

Mozart. Dummkopf! Hab' ichs Ihm nicht schon hundert Mal gesagt?

Meyerhofer. Kein Wort!

Mathias. Das kann ich bezeugen.

Mozart. Nun, dann hab' ichs in der Geschwindigkeit vergessen, daß die Prinzessin Tulipane aus Macomirum mit ihrem halben Hofstaat herkommt und nun rack Er sich ins Haus, richt' Er zu und sorg' Er besonders für guten Wein, denn der Herr Seneschall hat immer Durst und ich auch! — (Die Peitsche schwingend.) Gott gnad ihm, wenn wir nicht zufrieden sind!

Meyerhofer (für sich). Das ist ja ein wahrer Satan! Wenn ich nur nicht den Alois weggejagt hätte, der hatte Courasch und könnt mir jetzt helfen.

Mozart. Wirds bald?!

Meyerhofer. Den Augenblick! (für sich). Ich werd' ihm die Kathi rauschicken, vielleicht macht die ihn zahm. (in's Haus ab.)

Mathias (kriechend). Dürfte ich mich unterwinden, die allerunterthänigste Frage zu stellen: welchen glücklichen Umstände wir es verdanken, daß die berühmte Prinzessin Tulipane von Macomirum unser bescheidenes Nußdorf mit ihrer erhabenen Gegenwart beehrt?

Mozart. Ah! küß die Hand! Sie sind ein höflicher Herr und scheinen mir gar nicht so dumm zu sein, wie Sie aussehen! Vernehmen Sie also, das heißt, im tiefsten Vertrauen und unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß ich glaub', meine Prinzessin ist ein Bissel verrückt geworden.

Mathias (verblüfft). Wie sagen Sie?

Mozart. Hören Sie nur und urtheilen Sie selber! Meine Prinzessin ist ein wunderschönes Weiberl, hat Geld wie Heu und hätt' die schönsten und reichsten Partien machen können, da fällt unglücklicher Weise eines Tages ein geschriebenes Gedicht ihr in die Händ', was sie nicht lesen kann; denn sie versteht kein deutsch, sondern nur macomirumisch, was grad' so klingt wie italienisch. Verstehens?

Mathias. Ich verstehe, nur weiter.

Mozart. Also: sie liest das Gedicht, was sie nicht lesen kann, weil's kein deutsch versteht, und wird so hoch entzückt, daß sie sich auf der Stell' in den Dichter zum Sterben verliebt und einen schrecklichen Schwur thut, entweder sie wollt' ihn heirathen, oder als alte Jungfer sterben; — denn einen Andern, und wär's der reichste und schönste Prinz, will sie nicht zum Mann.

Mathias. Ist das menschenmöglich! —

Mozart. Hören's nur weiter! — Nun wußten wir nicht, wo wir den unbekannten Dichter auftuchen sollten. — Endlich, nachdem die Prinzessin gewiß schon an die 10,000 Gulden für Zeitungsannoncen, Steckbriefe, geheime Kundschafter u. s. w. ausgegeben hat, erfahren wir: daß der Dichter hier in Nußdorf leben soll. —

Mathias (starr vor freudigem Schrecken). Was hör' ich? Hier in Nußdorf, sagen Sie?

Mozart. Hier in Nußdorf! Aber nun denkens Ihnen das Unglück. In gleicher Zeit erfahren wir, daß der Kerl hier als Dorfschulze und Barbierer lebt; das schadet nun freilich nichts, denn meine Prinzessin könnte ihn sogleich zum Grafen, Prinzen oder Herzog machen lassen, — aber er soll außerdem ein wahrer Parvian sein, dumm wie ein Steckfisch, und endlich soll er schon eine Braut haben.

Mathias (zornig). Welche schändliche Verläumdung! Mein Gönner, ich kenne diesen Mann und versichere Ihnen, er ist ein so wohlgebildeter, artiger und geschreibter Mann, wie ich selbst, der ich hier vor Ihnen stehe.

Mozart. Was Sie sagen! Aber wie stehts denn mit der Braut? —

Mathias (rasch). Es hat noch keine Verlobung statt gefunden! — Zudem ist es ein ganz ordinaires Mädchen, das zum Ueberfluß schon einen Liebhaber hatte. Mein Freund wird kein Narr sein, um dieser Person willen die Hand einer Prinzessin auszuschlagen.

(Man hört hinter der Scene ein Posthorn blasen.)

Mozart. Ha! Die Prinzessin naht! Auf, meine Lieben! Ihr entgegen! (Mit den Läufern und Postillionen ab.)

Mathias. Eine Prinzessin liebt mich! Eine Prinzessin von Macomirum! Und nicht der Dorfschulze und Bader, sondern der Dichter, Mathias Danzelmeyer, war's, der ihr stolzes Herz rührte. — Ha, schnell zu Hause! Mathias, laß die goldene Lyra ertönen! — Singe ein Lied zum Preise der Schönen! — Barbiere, frisére, toupire, schmiere, wichse und schmücke dich, und eile dann zu den Füßen, in die Arme, an die Brust der hohen durchlauchtigsten Prinzessin von Macomirum. (eilt ab.)

Siebente Scene.

Meyerhofer. Kathi. Einige Schenkmädchen und Knechte.

Meyerhofer. Tummelt euch, deckt die Tische, setzt Speisen, Wein und Blumen auf! — Na, diese Ehre! Eine Prinzessin zu bewirthen! — Ich bin vor Freude so kamisch, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht! Ich werd' alle Zechen mit der doppelten Kreide schreiben.

Achte Scene.

Die Vorigen. Signora Bondini als Prinzessin Tulipane, Schikaneder als Seneschall, Mozart als Courier. Herren und Damen als Gefolge der Prinzessin. Alois als Jäger.

No. 9. Arie.

(Coni fan tutte. No 14: Come scoglio.)

Bondini.

Festen Felsen in Sturm bund Wettern,
Unerschüttert bund sonder Wanken,
War mein Erz kanz unbeweglick,
Dem Keliebten war er treu!
Wahre Liebe kan nickt wanken!
Erzen die die Liebe kennen,
Dorfen selbst der Tod nicht trennen!
Lieb sein ewick, fest bund treu!
Ma, das aben ick nun erfahren:
Unerschüttert bund sonder Wanken
Bleibt kein Erz lang unbeweglick,
Denn das meine sein perdu.
Einen Dickter muß ick lieben,
Kann sukleick auck nuß die Baarten,
Sein auck Obrikkeit in Loco,
Von die ganße große Dorf
Kann sugleick auck nuß die Baarten,
Sein auck Obrickkeit von Dorf!
Von ganßer Dorf.

(Während der Arie schleicht Mozart unbemerkt zu Kathi, flüstert leise mit ihr, deutet auf den verkleideten Aloys und winkt endlich diesen herbei. — Gegen das Ende der Arie schlüpfen Aloys und Kathi in's Haus.)

Schikaneder. Wirth.

Meyerhofer. Ew. Gnaden.

Schikaneder (ihn anfahrend). Tölpel, ich bin eine Excellenz.

Meyerhofer (erschrocken). Verzeihens Ew. Excellenz!

Bondini. Wirthsaus!

Meyerhofer. Was schaffen's Mamsellchen?

Bondini. Bestia tedesco! dutscher Vieh! Ick werde genannt: »Durklaukt!«

Meyerhofer (wie oben). Verzeihens, Ew. Durchlaucht. (für sich) Bei diesen Hosleuten find' ich meine Meister in der Grobheit.

Schikaneder. Die durchlauchtigste Prinzessin wünscht sich hier ungestört in Nachdenken zu versenken! Führe Er mich und das Gefolge in den Garten und lasse Er dort die Tafel zurichten.

Meyerhofer. Wie Ew. Excellenz befehlen.

(Führt Schikaneder und die Herren und Damen in den Garten, in dem Augenblick erscheint Mozart an einem Fenster des Gasthauses und ruft leise:)

Mozart. Pst, pst! Zerlina! dort kommt der zärtliche Coridon! —

Bondini. Schon gut!

Neunte Scene.

Signora Bondini. Mathias Danzelmeyer.

Danzelmeyer (kommt geschlichen und lauscht im Hintergrunde; er ist übermäßig geputzt und trägt in der Hand so wie vor der Brust einen großen Blumenstrauß. Für sich). Ob das meine Prinzessin Tulipane ist?

Bondini (nach dem Lauschenden schielend und absichtlich laut). Klickliche Prinzessin Tulipane, so ast du denn endlich der Ziel von deiner — wie sagen man? (mühsam) Zähnesuckt erreickt! Aber werden ick die find' meinen keliebten Mattes Danzelmeyer?

Mathias (für sich, entzückt). Sie ist es!

Bondini. Ohime! Die Zähnesuckt nack ihm verzehr mein armes Erz.

No. 10. Cavatine.

(Idomeneo. No. 16.: Zeffiretti lusinghieri.)

Bondini.

Zeffiretti lusinghieri,
Deh volate al mio tesoro;
Egli dite, ch'io l'adoro.
Che mi serbi il corfedel;
E voi pianto e fior sincere,
Che ora in affin il pianto amaro,
Dite a lui: che amor più raro
Mai vedeste sotto al chiel.

Mathias. Nein, nun halt ich mich nicht mehr! (eilt vor) Allerdurchlauchtigste und gnädigste Prinzessin Tulipane!

Bondini. A, wen erblicken ick! — sein er ein holder Traum? —

Mathias. Nein! ich bin die holde Wirklichkeit.

No. 11. Duett.

(Così fan tutte. No. 25.: Il coro si dono.)

Mathias (vor der Bondini knieend).

Sieh hier, o erhabne
Prinzeß Tulipane,
Den treusten der Dichter —
Zu Füßen nur Dir.

Bondini.

Ick nehmen Keliebter,
Will mack dick zum Grafen,
Szum Erzeck sokar.

Mathias.

Mein Herz — o Prinzessin
Schlägt tipp, tipp, tipp Dir!

Bondini.

Du aben kemausen
Das meine von mir!

Mathias.

Es schlägt tippe, tippe, tippe Dir!

Beide.

Dies Klopfen, dies Beben,
Dies Hüpfen, dies Streben,
Dies feurige Wallen
Kommt alles von Dir!

Mathias (will sie umarmen).

O laß Dich umfangen!

Bondini.

Das kann nicht geschehn.

Mathias.

Ich brenne, ich glühe!
Ich dampfe und sprühe!

Bondini.

Buffone! —

Mathias.

Hör' mein Flehn!

Bondini.

Der Fuchs sein kefangen,
Er komm' nirt mehr aus!

Mathias.

O Sconsucht, Verlangen!
O Wonne! o Graus!
Hold lächte o Liebe!

Bondini.

Was solle ich?

Mathias.

O fühle, o fühle der Liebenden Glück!
Tauscht Amor die Herzen
Und röthet die Wangen
Küsst Lieb und Verlangen
Der Liebenden Glück.

Bondini (für sich).

Ich lacken von Erzen
Der Fuchs sein gefangen,
In Netz sein er gangen,
Er kann nicht zurück.

(Gegen den Schluß des Duetts stürzt Mathias zu den Füßen der Bondini. Mozart, Schikaneder, Meyerhofer, Kathi, Aloys, so wie die Herren und Damen, erschienen schon früher lauschend vor dem Hause und den daneben befindlichen Eingang zum Garten, jetzt kommen Alle vor.)

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Das ganze oben genannte Personal, zuletzt noch Landvolk und Musikanten.

Meyerhofer (zornig). Himmel tausend Sapperment, Gevatter Danzelmeyer, was muß ich sehen und hören! Ihr wollt die Prinzessin Tulipane heirathen? Ihr, der Ihr mit meiner Tochter versprochen seid?

Mathias (hochmüthig). Ich habe Eurer Kathi noch nichts versprochen! Uebrigens verbitte ich mir für die Zukunft Eure Gevatterschaft; denn einen so groben, ungeschliffenen Kerl will ich, da ich in den Fürstenstand erhoben werde, weder zum Gevatter noch zum Schwiegervater.

Meyerhofer. Ich berste vor Wuth!

Mozart. Laßt das bleiben, Herr Wirth, und gebt Eure hübsche Kathi diesem wackern Burschen zur Frau.

Meyerhofer. Was? Dem Aloys'?! —

Mozart. Der kein armer Lump mehr ist, wenn Ihr einwilligt, denn dann weiß ich eine Stelle für ihn, welche ihm in Jahr und Tag unter Brüdern baare tausend Gulden jährlich eintragen soll, und ist er fleißig, vielleicht das dreifache —

Meyerhofer. Geht's, Ihr wollt mich zum Narren haben.

Mozart. Ich rede im Ernst! Alle die Herrschaften werden mir's bezeugen.

Die Herren und Damen. Wir bezeugen es!

Schikaneder. Und tausend Gulden für's erste Jahr garantir' ich dem Aloys'!, wenn Ihr einwilligt.

Kathi. Ach, Vater, willigt ein!

Meyerhofer. Und wär's auch nur um dem alten Narren dort zu zeigen, daß ich mir nix aus ihm mache. — (vereinigt Kathi und Aloys). Da habt's einander!

Mozart. Victoria! — Der Sieg ist unser! (küßt die Bondini) Tausend Dank Donnella!

Mathias. Wie? Was unterfteht sich der Courier! — Meine durchlauchtigste Prinzessin zu küssen!

Mozart. Eh via buffone! — Sie ist ja keine Prinzessin! —

Mathias (erstaunt). Keine Prinzessin?! — Was soll das heißen? — Wer seid Ihr? — Wer ist sie? —

Mozart (Alle vorstellend). Signora Bondini, berühmte Sängerin aus Prag; Herr Emanuel Schikaneder, aus Wien, Direktor des Wiedener Theaters. Diese Herren und Damen sind unsere Freunde, welche so gütig waren, uns eine Comödie mit aufführen zu helfen, wodurch wir dem wackern Aloys sein Mädchen verschafften! Ihr selber habt die Hauptrolle des betrogenen Freiers ganz vortrefflich gespielt.

Meyerhofer. Hahahaha! ist das ein Spaß! Etsch, Gevatter! Etsch!

Mathias (zu Mozart kläglich). Und wer seid denn Ihr?

Mozart. Ich bin ein lustiger Musikant und heiße — Mozart. —

Mathias. Was? der berühmte Mozart aus Wien? Gebt mir Eure Hand! Ich verzeih' Euch alles, denn ich bewundere und verehre Euer Genie. — Holla! blaßt Musikanten! Aller Groll sei vergessen. Ihr seid Alle meine Gäste! Der Verlust einer Geliebten, die einen Andern liebt, läßt sich verschmerzen, wenn uns nur die Kunst treu bleibt! —

No. 12. Schluß-Chor.

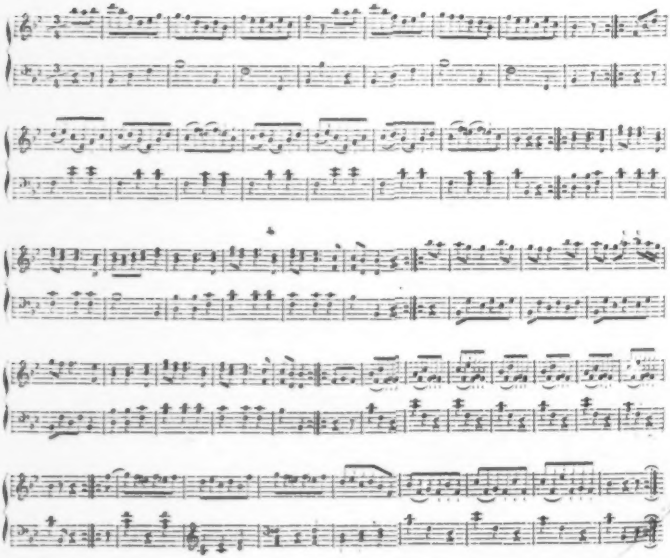
(Cosi fan tutte. Zweites Finale. Schluss-Satz: Fortunato, l'uom, che prende.)

Chor.

Schöne Mädchen zu vergnügen,
Alte Thoren zu betrügen,
Jedes Hinderniß besiegen,
O welch köstlicher Beruf!
Eifersucht mag ängstlich wachen,
Weg mit Grillen, wir küssen, lachen!
Sich das Leben froh zu machen,
Braucht man nur ein leichtes Herz.

(Nachdem die Musik den umstehenden Walzer von Mozart spielt, nach dessen Tönen sich Alle im fröhlichen Kreise drehen, fällt der Vorhang.)

Walzer von W. A. Mozart.



De Geſchicht

von

de olle Frou Beerboomſch

un

eerem lütten Swien Peter.

Altona,
Hermann Uflacker.
1861.

Dat lütte Swien' baaven sien rechten Vater und sien rechte Modder un in de Mitt sien Pleeg-Modder, de olle Beerboomsch

De Geſchicht

von

de olle Frou Beerboomſch

un

eerem lütten Swien Peter.

Ein plattdeutſches Mährchen, erzählt und illuſtrirt

von

J. P. T. Lyſer.

Altona,

Verlag von Hermann Uflacker.

1862.

I.

Frou Beerbomsch hett den lütten Peter up den Swienemarkt erhandelt, um em vör eer eegen Kind antonehmen.

II.

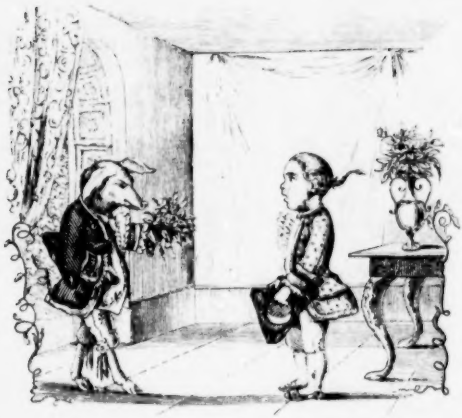
Frou Beerboomich leernt den sutten Peter sick nich mehr as een Swien to bedragen. Peter is sehr beschamt un nimmt sick vor, datt he sick as'n Minsch bedragen will.

III.

Dat lütte Swien Peter geiht in de Dorpschool un verteert unnerwegens een Botterbrod.

IV.

Dat ſülle Swien Peter is de Beſte in de School un kriegt von den Schoolmeſter renen Kranz. Schulzens Claas mutt den Eſel dragen.



V.

Dat lutte Swien Peter gratuleert den lutten Junker tom Geboordsdag, un gifft em Unnericht, wy de lick as'n rechten Edelmann bedragen kall.

VI.

Peter is groot, un Liew-Lakay von den jungen Edelmann worn un bedragt sick so fien un anstandig, datt man gar nich mehr unnerschieden kann, ob dat een Mensch oder en Lowen is.

Da is vor langen Tieden eenmal een olle Frou wesen, de hett Beerboomsch heeten un was een Wittfrou von enen Schipps-Timmermann.

As nu eer Mann todt was, da stund se modderseelen alleen in de Welt da, denn eere Eldern har se all' as Kind verloren, ook eeren enzigen Broder un Kinner har se in eeren ganzen Leben nich hat.

Da kam se sick denn recht eensam und verlaaten vör un seggte to sick sülwst: „Nee so geiht dat nich länger mehr, ick kann nich so eensam leben; aber wat fang' ick an? Enen annern Mann krieg' ick nich mehr, un wenn ick my upp den Kopp stellte, denn

ick bin all to old, um noch eenmal to heiraden. Een fremdes Kind to eegen annehmen kann ick ook nich, denn ick bin ja ſo arm datt ick nich mal eenen Hund oder eene Katt ernähren kunn. Aber ick weet watt ick doo! ick will een lüttes Swien an Kindesſtatt annehmen! Een Swien lett ſick all ernährn, denn datt is nich ſo krödſch as'n Hund oder een Katt, ſondern mag alles freeten un is mit Allem tofreeden."

Alſo gung de Beerboomſch upp den Swienemarkt un köpt ſick een ganz lüttes Farken vör Twintig Schilling hamburger Courant, drägt et unnerm Arm na Huus un nimmt et vör eer eegen Kind an.

Dat Farken is abr 'n lütten Jung weſen un darum hett ſe em Peter beten, tom Andenken an eeren ſeeligen Mann, de ook Peter heten hett.

Peter, dat lütte Swien hett ſick de erſte Tied, nadem Modder Beerboomſch em an Kindesſtatt annommen har, mit Reſpect to melden, as een recht ordinäres Swien bedragen un dat wör keen Wunner, denn ſo een gebornes Swien kann dat ja nich beter weeten! aber de olle Beerboomſch is een vernünftige Frou weſen un hett dat nich makt, wie ſo veele annere

Frouen, de eere Kinner vertrecken, ſondern eer Erſtes is weſen, datt ſe ſick een tüchtige Rood' bunden hett, un damit hett ſe, wenn de lütte Peter ſick as een Swien betrog, em den Achtern ſo vull hau't, dat em bald de Luſt vergangen is ſick in de Stuw' un gehörig upptofören. As ſick un de lütte Peter na und na daran gewöhnt har, ſick nich mehr as een Swien to bedragen, ſondern as een lütten reinlichen Jungen, da har de alle Beerboomich eere groote Freud' daran un ſegt weder to ſick ſülwſt „heſſ ick mynen Peter all ſo wied brocht, ſo kann ick em ja wol noch wieder bringen! — verlööken will ick dat wenigſtens, helpt dat nix, ſo ſchadet dat ook nix un wer wert wo to dat goot is.

Unner de Tied wör de lütte Peter all ſo groot wor'n, datt he nich mehr quickte wie de lütten Farken to dohn pleggen, ſondern he fung all an to grunzen wie en grotes Swien. „Hm," denkt de alle Beerboomich, „de Peter fangt all an ſien Modderſprack to ſprecken! Wecken hett em dat lehrt, da ick em doch nich unner annere Swien rumlooven laat? un wieder denkt ſe: wenn de Jung ut ſick ſülwſt ſien Modderſprack leernt, wie de ollen Swien ſe

ſprecken, warum ſull he denn nich eben ſo good mien Sprack leernen künnen, da ick doch ſin Plegemodder bin?“ —

As nu de lütte Peter weder an to grunzen fung, ſeggt ſe to em: „Hör mal Peter! Grunzen darfſt Du nich mehr, denn Erſtens ſchickt ſick datt nich vör Dy, weil ick Dy vör mien eegen Kind annahmen heff un Twetens verſtah ick ook nich, watt Du damit ſeggen wullt! ick will Dy ordentlich ſprecken leern, damit Dy de Minſchen verſtahn und Du eenmal Dyn Fortkamen in de Welt finden kannſt.“

Un da hett ſe den lütten Peter alle Dag een un dat annere Wort leert, un da de Jung een anſtelligen Kopp har, ſo hett he endlich richtig ſpreecken leernt wie een Minſchenkind.

Daröber is nu de olle Beerboomſch ganz glücklich weſen un hett ſeggt: „Wenn myn Peter as 'n Minſchenkind ſprecken kann, ſo ſall he ook nich mehr ſo as 'n Swien rumlooven un wenn my dat mien letzten Schilling koſten ſull.

Da hett ſe ſick Linnen un Hunsmaken-Tüg kopt un hett för Peter Hemden makt un een paar lütte

Bückſen un een Jack; — Schoo und Strümp hett he nich brukt, denn he is noch immer upp veer Been rumloopen! aber na und na hatt he ook leernt upp de Achterbeen gahn und wenn nich ſien lange Ohren un ſien Swiensnutt un de Swienspoten weſen wären, ſo har em dat keen Minſch anſehen, dat he egentlich keen lütten Jungen ſondern een lütt Swien weſen is.

De olle Beerboomſch aber hett ſick gar keen betern Sohn wünſcht, und wenn ſe Sündags in de Kark gung und hörte, watt der Paſtor ſegte, nemlich: „Wohl denen Eltern, die da Freude an ihren Kindern erleben“, da hett ſe immer by ſick dacht: „datt is wahr! un ick bin een glückliche Modder, wenn myn Kind ook man een Swien is.“

Endlich het ſe den lütten Peter ſogar in de School ſchickt, in eene Stadtſchool hebben ſe em freelich nich uppnehmen wullen, aber in de Dorpſchool kunn he gahn un da hett he bald mehr leernt as alle Buurkinner tosam un de Schoolmeſter het ſeggt: he wull froh ſyn, wenn he luter ſolche Schoolkinner har as dat lütte Swien Peter, denn de Buurjungens dat wären oft rechte Schwienegels.

Dat is den Edelmann, den dat Dorp tohört, to Ohren kamen un de is nöschürig worden, den lütten Peter kennen to leernen, un as em de Schoolmester dat lütte Swien vörstellt hett, da hett de Edelman seggt: „Dieses wohlerzogene artige Schwein könnte meinem ungezogenen Junker zum Muster dienen!“ un da hett he sick in sien Wagen sett un is na de Stadt fahren to te olle Beerboomsch und het seggt, he wull eer eene Penschon geben, wenn se em dat lütte Swien Peter överlaten wull, damit sick sien Junker een Byspeel an em nehmen kunn. Später sull Peter ook sien Glück maken und Lakay warn. Damit is de olle Beerboomsch denn endlich tofreeden wesen: dat lütte Swien Peter is tom Edelmann upp dat Schlott trocken, dat de ungeradene Junker sick na em bilden kunn, un as de Junker endlich eben so ardig un maneerlich wesen is, as sien Vörbild, dat lütte Swien, da hett de Edelmann den Peter to sienen ersten Lakayen makt. In düssen Amt hett Peter sick veele Jahre upp dat Beste bedragen un wenn he unner de Tied nich storwen is, so lewt he noch bit upp düssen Dag.

* * *

Ut düſſe Geſchicht kann man leern: dat ſülwſt een Swien et in de Welt to wat bringen kann, wenn et ſick as 'n ardigen und anſtändigen Minſchen benimmt, un darum ſäll ſick keen Minſch von dat lütte Swien Peter beſchämen laten! un — dat is de Moral von düſſe Geſchicht'. —

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.